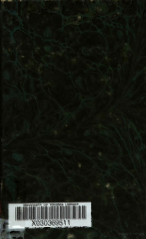

ALDERMAN LIBRARY

Digitized by Google

8

1772 Jan

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeine

Historische Taschenbibliothek

für

Jedermann.

Eilfter Theil.

Geschichte des Freistaats von St. Domingo, (Hayti.)

Erstes Bändchen.

Dresden

P. G. Hilscherſche Buchhandlung.

1826.

Digitized by Google

Geschichte

des

Freistaats von St. Domingo,

(Hayti)

von

D. Ferdinand Philippi,

Großherzoglich Sächsischem Hofrath.

Erstes Bändchen.

Gerechtigkeit, Energie, Achtung für die Sitten und die daraus herfließenden Gesetze — das sind die Elemente der echten Freiheit.

K. v. Bonstetten.

Dresden

P. G. Hilscherſche Buchhandlung.

1826.

Digitized by Google

F
1921
.P55
1826
copy 1

Digitized by Google

Vorwort.

Auch bei diesem Theile der historischen Taschenbibliothek hat der Verf. aus Achtung für das Publikum sowohl, als für die Sache selbst, sich nicht darauf beschränken mögen, seiner Arbeit eine französische, wie sie Raban in seinem Resumé de St. Domingue geliefert, zu Grunde zu legen; nicht einmal dessen chronologische Anordnung konnte hier befolgt werden, wollte man anders der Willkührlichkeit ihrer Abschnitte aus dem Wege gehen.

Unter den, bei dieser Geschichte St. Domingo's benutzten Quellen verdienen besonderer Erwähnung „die Geschichte St. Domingo's von Rainsford", der zwar den Engländer nicht verläugnen kann, oft ins Einseitige ausartet, und insbesondere den Verdiensten Toussaints, dem Niemand den Namen eines Wiederherstellers versagen wird, auf eine ausschweifende Weise huldigt: nichts desto weniger aber als Augenzeuge und fleißiger Forscher, für die Geographie der Insel und einzelne Thatsachen, von großer Wichtigkeit ist.

Das gründlichste und vollständigste Werk über die Geschichte St. Domingo's ist unstreitig die „Histoire politique et statistique de l'ile d'Hayti, St. Domingue, écrite sur des do-

cumens officiels et des notes communiquées par Sir James Berskett, Agent du gouvernement Britannique dans les Antilles, par M. Placide - Justin. Paris 1825.“ Dieſes Buch leiſtet in mehreren Hauptpunkten den Dienſt eines politiſchen Repertoriums, da es die öffentlichen Beſchlüſſe und Verfügungen wörtlich mittheilt; fällt aber dadurch zuweilen ins Trockene, wie denn auch der Schrift jene leichte, klare, lebendige Anmuth abgeht, welche in der Regel die hiſtoriſchen Originalwerke der Franzoſen auszeichnet.

Bei dem intereſſanteſten Wendepunkte in der Entwickelung St. Domingo's iſt endlich noch die „Histoire de l'expedition des Français à Saint-Domingue, sous le Consulat de Napoléon Bonaparte, par Antoine Métral“, ſo weit berückſichtigt worden, als es das Geſetz des Raumes verſtattete. Métrals Feder iſt raſch, maleriſch, effektvoll, aber nicht frei von Parteilichkeit, eine Beſchuldigung, die wenigſtens der vorliegenden Arbeit nicht leicht mit Grund nachgewieſen werden möchte, da ſtrenge Liebe für Wahrheit und Recht, auf welcher Seite ſie auch ſtehen, der einzige Leitſtern iſt, welcher den Verfaſſer noch immer bei ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten leitete. Möge denn auch dieſe ſich einer gleich freundlichen Aufnahme und nachſichtvollen Beurtheilung zu freuen haben, wie ſie bereits ihren Vorgängern geworden.

Dresden am Michaelistage 1826.

P.

Digitized by Google

Geschichte von St. Domingo.

Hayti, in der Sprache der Eingebornen, sonst auch St. Domingo oder Hispaniola genannt, eine der größten Inseln unter den Antillen, liegt im Atlantischen Ocean, westlich zwischen Cuba und Jamaica, und östlich zwischen Portorico, nördlich zum Theil umgeben von den Felsen und Sandbänken der Bahamainseln, und südlich vom caraibischen Meere. Die Grade der nördlichen Breite fallen zwischen 15″ 59′ und 17″ 56′, und die der Länge zwischen 70″ 40′ und 76″ 55′. (Die Eintheilung der Grade in Minuten ist die neuere französische.) Die Ausdehnung beträgt von Osten nach Westen 160 Meilen *), die mittlere Breite 40 Meilen, der Umfang etwa 350 Meilen oder 600, wenn man sämmtliche Krümmungen einrechnet. Die Insel wird von der Bergkette Cibao durchschnitten, bedeckt mit Spuren uralter Erdrevolutionen; die tiefen zwischenlaufenden Schluchten

*) Es ist hier und überall von französischen Meilen die Rede; fünf derselben machen drei deutsche oder geographische Meilen aus, wovon 15 auf einen Aequatorgrad gehn.

finden in den weitern und engern fruchtbarern Thälern, die ein ewiger Frühling bewohnt, das schönste Gegenbild. Zahlreiche Flüsse bewässern das Land; sie schwellen durch anhaltende Regen bis zu Strömen an. Man wandelt an mehrern Gegenden auf Vulcanen, deren Feuerstätten bis unter das Meer hinab gehen; sie bringen von Zeit zu Zeit unter dampfbrüllenden Donnern Erdbeben hervor, die manchmal plötzlich Abgründe aufreißen, und die Sitze der Bevölkerung in wenigen Augenblicken verschlingen. Lachende Buchten, kleine Inseln, bequeme Häfen schmücken die unabsehliche Küste. Im Norden derselben liegt die Schildkröteninsel (la Tortue), im Westen Gonave, im Osten Saona; nur die erste ist bewohnt, sie war früher ein Hauptsitz der Schleichhändler. Ueberall entfaltet die Natur die Verschwendung und Pracht, wodurch sie sich unter den tropischen Himmelsstrichen auszeichnet. Die warme und duftende Luft brütet Leidenschaften aus, die mit der Hitze der Atmosphäre wetteifern. Columbus, der Entdecker dieser Insel, meinte in ihr das Paradies aufgefunden zu haben. „In diesen Thälern voll Wonne," sagt der begeisterte Ragnal *), „genießt man alle Reize des Frühlings, ohne die Kälte des Winters, oder die Hitze des Sommers fürchten zu müssen. Es herrschen in derselben nur zwei Jahreszeiten und eine ist schöner als die andere. Der Boden, stets mit Früchten beladen und mit Blumen bedeckt,

*) Geschichte der Europäer in Ost- und Westindien.

verwirklicht jedes dichterische Gemälde, so reizend und so anziehend auch dessen Farben seyn mögen. Wohin wir auch den Blick wenden, so werden wir von den mannigfaltigsten Gegenständen im Glanze des klarsten Sonnenlichtes angezogen."

Wie natürlich aber auch diese Ausbrüche der Phantasie auf einem Boden seyn mögen, der mit Recht für den Garten Westindiens gilt; so darf man darüber nicht jene klimatischen Verschiedenheiten vergessen, welche durch die Nähe des Meeres, die Regenzeit, die Winde und die Höhe der Gebirge nothwendig bedingt werden; ein so buntfarbiges Land, wie St. Domingo, kann den Charakter der Abwechslung auch in den Beschaffenheiten der Temperatur nicht völlig verläugnen. Die Wahrheit der Beschreibung verlangt deshalb noch folgende nähere Bestimmungen.

Das Klima ist überhaupt warm und feucht, ändert sich aber nach örtlichen Einflüssen dergestalt, daß das Thermometer auf den höchsten Gebirgspunkten nicht viel über siebzehn Grad steigt, während es in den Ebenen mehr als den fünf und zwanzigsten Grad erreicht. Die Sonnenhitze wird oft von den periodischen Landwinden gemäßigt. In den höchsten Gegenden des innern Landes muß man sogar oft zum Feuer seine Zuflucht nehmen. Die stärksten Regengüsse fallen im Mai und Junius. Es fehlt zwar nicht an Stürmen, doch sind sie auf St. Domingo nicht so häufig, als in den übrigen Antillen. Die Land- und Seewinde bringen oft im Norden und Süden völlig entgegengesetzte Wirkungen hervor, indem sie dort mit

Heftigkeit einherbrausen, und hier mit sanftem Hauche schmeicheln. Werden sie auf ihrem Zuge in den Ebenen gehemmt, so erstickt man daselbst fast unter dem Feuer der heißen Zone, während man auf den Bergen Gesundheit und Erquickung einathmet. So weit treibt die Natur ihr freies gleichzeitiges Spiel mit der Mischung der Jahreszeiten. Die umspringenden Abwechselungen der Trockenheit und Feuchtigkeit begünstigen das Gedeihen der Früchte und Blumen, bedrohen aber zugleich mit ihren lebensgefährlichen Einwirkungen die europäischen Ankömmlinge, die zum ersten Male mit diesen reizenden Fluren Bekanntschaft machen.

Die mannigfaltigen Schicksale des Landes drücken sich theilweise sehr sprechend auch in dem Anbau desselben aus; derjenige Theil, der ehemals den Franzosen gehörte, obgleich von der Natur weniger begünstigt, verdankt der sorgsamen Thätigkeit seiner frühern Besitzer eben so nützliche als geschmackvolle Verschönerungen. Die französischen Kolonisten suchten ganz gegen die Sitte ihrer trägen spanischen Nachbarn das Land bis in die Nähe der Berggipfel zu benutzen. Von dort blickten die Zuckerfelder wie dichte Waldungen herab, und lohnten so neben einem reichen Ertrage auch noch durch die Pracht eines zauberischen Eindrucks. Derselbe Geist einer wohlthätigen Regsamkeit legte Heerstraßen an, und wachte über die Erhaltung derselben. Zu dem Ende wurden verhältnißmäßige festgesetzte Beiträge erhoben, und zahlreiche Sclaven verwendet, die man wohl

nirgends unschuldiger und zweckmäßiger beschäftigen konnte. Zwischen den verschiedenen Feldern liefen Hecken von Citronenbäumen zur Bezeichnung der Gränze hin. Diese Bemühungen des Fleißes haben sich in den glücklichsten Folgen bewährt und fortgepflanzt; sie sind für die Eingebornen später ein Muster der Nachahmung geworden, so daß es hier ins hellste Licht tritt, wie viel selbst der Segen und der Reiz der Natur noch durch die wohlgeordnete Anstrengnng des Menschen gewinnen kann. Diese Art, die Geographie eines Landes zu vervollkommnen, ist ohne Zweifel die würdigste; sie verewigt unter stillen sichtbaren Zeichen die Namen der Urheber, und verbindet durch die Quelle eines ununterbrochenen Genusses weit entfernte Geschlechter.

Der südöstliche Theil der Insel, den sonst die Spanier inne hatten, ist vorzugsweise ein Inbegriff aller Schönheiten der Natur; sie hat sich hier, wie es scheint, in den herrlichsten und kühnsten Contrasten erschöpfen wollen, aber ihr erhabenes Unternehmen scheiterte an der Unermeßlichkeit ihrer Schätze und Kräfte. Die Nordostküste steht an Fruchtbarkeit gegen die übrigen Theile der Insel zurück; sie neigt sich von mehreren Seiten zum Oeden, erhöht aber dadurch die Mannigfaltigkeit romantischer Eindrücke. Bedenkt man nun noch das besondere Interesse, welches so viele Gegenden und einzelne Punkte durch den großen siegreichen Freiheitskampf erhalten haben, und wodurch Natur und Geschichte auf's innigste in einander verwachsen sind; so nimmt dieses merkwürdige Land als Sitz eines mündig

gewordenen Volks und als Wiege einer jungen politischen Selbstständigkeit in den Jahrbüchern der fortschreitenden Menschheit eine Stelle ein, die es mit den edelsten Erinnerungen aus dem klassischen Alterthum in Berührung setzt; denn der lebendige Geist allein ist das wahre Band aller tiefern Vereinigung.

Die Bergkette Cibao fängt bei dem Cap St. Nicolas an, streicht gegen Süden mitten über die Insel hin, und endet bei dem Cap Espada. Drei ihrer Gipfel, ungefähr im Mittelpunkt ihres Umfanges, sollen in einer Höhe von etwa tausend Toisen die Meeresfläche überragen. Ein Theil der fortlaufenden Hauptgebirge erstreckt sich gegen Westen und läuft in das Cap St. Mark aus. Eine andere Reihe im Nordwesten nimmt von der Bucht Monte-Christ ihren Namen und Ursprung und bricht bei der Bucht Samana ab. In den östlichen Gegenden breiten sich viele natürliche Wiesen (Savanen) aus, zur Pflege der Pferde und des Hornviehes. Diese Savanen haben ostwärts von St. Domingo eine Länge von 26 Meilen und eine Breite von 6 bis 8 Meilen. Der Boden ist im Allgemeinen gut bewässert und sehr fruchtbar. Die Ebenen vermögen für sich allein an Zucker und andern gesuchten Nahrungsmitteln mehr hervorzubringen, als alle englische Besitzungen in Westindien.

In dem äußersten nordwestlichen Ausbug der Insel liegt das Cap St. Nicolas, gegen Nordosten das alte Cap français, im Südosten das Cap Engano und im Südwesten das Cap Tiburon. Auf

der östlichen Seite zwischen dem alten Cap français und dem Cap Eugano springen am meisten vor das Cap Cabron, Samana und Raphael. Auf der Mittagsseite ist das Cap Espada, etwas südwestlich vom Cap Eugano, das Cap Mangon, der südlichste Punkt der Insel, die Landspitze Abacou, etwas südöstlich vom Cap Tiburon. Auf der Westküste breitet sich das Cap Dame-Marie aus, etwas nördlich von dem Vorgebirge Tiburon und St. Marc, ungefähr unter dem sechszehnten Grade nördlicher Breite. Die Landspitze Isabelle auf der Nordküste ist derjenige Theil der Insel, der am weitesten gegen Norden vorgeht.

Die Bucht Samana liegt im äußersten Osten, gegen Norden zwischen dem Cap Sumana und gegen Süden zwischen dem Cap Raphael; sie ist zwanzig Meilen lang und ungefähr fünf breit. Die größte Bucht, welche die Gestalt eines Dreiecks hat und die schottische heißt, zieht sich nördlich von der Bucht Samana hin, zwischen dem Cap Cabron und dem alten Cap français. Der Meerbusen von Gonave dringt tief ins Land hinein, und dehnt sich im äußersten Osten der Insel südlich zwischen dem Cap Dame-Marie und nördlich zwischen dem Cap St. Niclas aus. Diese Vorgebirge stehen nicht unter vierzig Meilen von einander ab. Die Länge der Bucht beträgt funfzig. Im tiefsten Einhuge derselben ist die wichtige Bucht von **Port au Prince**.

Der Fluß Yuna durchläuft siebzig Meilen in dem schönen und fruchtbaren Thale von Vega-Real, seine Richtung ist Ostsüdost, er ergießt sich in die

Bucht von Samana und ist dreizehn Meilen schiffbar. Die Mont-Christ oder der Yaqui entspringt in der Nähe der Yuna, durchläuft mit ihr in westnordwestlicher Richtung ungefähr eine eben so lange Strecke und fällt in die Bucht von Manceville. Die Ozama hat eine südöstliche Richtung und vereinigt sich etwas unter der Stadt St. Domingo mit dem Meere; sie ist ungefähr dreißig Meilen schiffbar und setzt eine große Wassermasse ab. Die Neybe, einer der größten Flüsse, nimmt ihren Lauf von Osten nach Süden und leert sich in die Bucht von Occoa aus, nordöstlich vom Cap Mangon. Der Artibonite entspringt ungefähr in der Mitte der Insel, fließt nach Westen in den Meerbusen von Gonave, etwas nördlich vom Cap St. Marc.

Die Stadt Cap Henry, welche sonst Cap français hieß, liegt auf der Nordküste, ungefähr dreißig Meilen östlich von dem Mole St. Niclas, auf einem Vorgebirge, begränzt von einer Ebene, die sich an den Höhen des Cap bricht. Diese Höhen, welche die Ebene zusammendrücken, verbinden sich mit den nördlichen Gebirgen, die nach Fort Picolet hinlaufen. Das letztere liegt am Rande des Felsen und vertheidigt die Einfahrt in die Rhede. Die Stadt ist durch ihre Lage, abgesehen von der geräumigen Bucht, nicht vorzüglich begünstigt; sie zeichnet sich aber durch ihre wohlgefällige Bauart dergestalt aus, daß sie in dieser Hinsicht nicht so gar weit hinter den schönsten europäischen Städten zurücksteht, und die Zeit vielleicht nicht mehr fern ist, wo sie mit denselben wetteifern darf.

Schon im Jahre 1799 zählte sie mehr als dreißig gerade Straßen, die sich in rechten Winkeln durchschneiden. Die großen Fortschritte, welche die gesellschaftliche Bildung seitdem gemacht hat, sind gewiß nicht ohne Einfluß auf den öffentlichen Geschmack geblieben. Vor der Revolution war Cap français unter den französischen Städten die bedeutendste; sie zählte 8 bis 900 Häuser aus Bruch- oder Backsteinen, 8000 Einwohner und 12,000 Sclaven.

Port au Prince im Innern der großen Bucht auf der Westküste der Insel, war sonst die Hauptstadt der französischen Niederlassung und der Sitz der Regierung, die jedoch in Kriegszeiten nach Cap français verlegt wurde. Es ist unbegreiflich, wie und warum gerade dieser Punkt, der so geringe Mittel zum Widerstand darbietet, zu einem solchen Range hat emporsteigen können. Der Hafen der Stadt ist vortrefflich, übrigens liegt sie in einer niedrigen, morastigen und ungesunden Gegend. Nordwestlich dehnt sich die schöne Ebene des Cul de Sac aus, mit zahlreichen Zuckerpflanzungen, die fast 30 bis 40 Meilen lang und gegen 9 breit sind; auf den Gebirgen hinter derselben wird Kaffee gebaut. Das furchtbare Erdbeben von 1770 zerstörte einen großen Theil der Stadt; bald darauf traten schönere Wohnungen an die Stelle der alten. So gleichen sich die Uebel der Natur durch Hülfe der menschlichen Thätigkeit immer wieder auf gewisse Weise aus. Im Jahre 1791 erfolgte ein neues Unglück, eine Feuersbrunst; sie ließ nicht viel mehr als einen Aschenhaufen übrig. Die Stadt

hat zwei Häfen, den einige kleine nicht zu vertheidigende Inseln bilden. Vom Lande ist Port au Prince auf allen Seiten zugänglich. Eine lange Heerstraße (40 Meilen) läuft von hier bis an das Dorf Sale Trou.

Santo Domingo, die Hauptstadt des ehemaligen spanischen Antheils, an der Mündung der Ozama, blühte sonst, ist aber jetzt in Verfall. Die Cathedrale ist ein edles Werk der gothischen Baukunst, in welcher die Asche des Columbus bis zum Baseler Frieden beigesetzt blieb, worauf man sie nach Havanna brachte. Der Hafen ist geräumig, aber unsicher. Die Bevölkerung beträgt etwa 12,000 Seelen.

Die Stadt St. Nicolas oder der Mole von St. Nicolas im nordwestlichen Theile der Insel, 6 Meilen östlich von dem gleichnamigen Cap, in einer fruchtbaren Gegend, ist der Schlüssel zu den Gewässern unter dem Winde, da sie dem Hafen Maisi auf Cuba gerade gegenüber liegt. Der Hafen ist geräumig und vollkommen sicher, geschützt durch die im Nordwesten gelegene Halbinsel; nicht minder hat ihn die Kunst in Vertheidigungsstand gesetzt, so daß er in Kriegszeiten einen der wichtigsten Punkte bildet. Drei Gebirge hinter der Stadt, die in das Cap auslaufen, erhöhen den furchtbaren Anblick des Platzes. Die Franzosen erklärten den Hafen während ihrer Herrschaft für frei; theils um den Nachtheilen der unfruchtbaren Gegend vorzubeugen, theils um Anbauer herbei zu locken.

Fort Dauphin, östlich vom Cap, mit dem es durch eine vortreffliche Heerstraße in Verbindung

ſteht, war ſonſt die letzte Stadt an der franzöſiſchen Oſtgränze. Das Fort liegt nördlich auf einer kleinen Halbinſel und gränzt ſüdlich an eine fruchtbare und weitläufige Ebene. Die gewonnenen Producte werden größtentheils nach Cap Henry abgeführt.

Der Friedenshafen (Port de paix), öſtlich vom Cap Henry, hat eine beſonders günſtige Lage; er war die erſte Niederlaſſung der Seeräuber, die unter dem Namen der Boucaniers ſo berüchtigt geworden ſind. Trotz der Nähe eines Sumpfes gegen Nordoſten iſt der Hafen geſund. Die Einwohner betreiben den Ackerbau mit Fleiß und Erfolg, ſie haben auch Waſſerleitungen angelegt. Es wurde ſonſt von hier aus mit den Amerikanern ein ſehr lebhafter Schleichhandel unterhalten.

St. Mark, im Innerſten der gleichnamigen Bucht, fällt mit ſeinen Gebäuden von Quadern angenehm ins Auge; dieſes Material findet ſich in keiner andern Gegend der Inſel. Die Stadt iſt nicht groß, treibt aber einen lebhaften Handel, beſonders mit den Producten, die zwiſchen ihr und St. Nicolas gewonnen werden. Die umliegende flache Gegend leidet einen ſehr empfindlichen Waſſermangel, man hat ihn durch künſtliche Leitungen zu heben geſucht, die aber den gegenſeitigen Verkehr koſtſpielig machen und der Betriebſamkeit Hinderniſſe in den Weg ſtellen.

Leogane, 30 Meilen ſüdweſtlich von Port au Prince, in einem herrlichen Thale, eine halbe Meile vom Meere, iſt nicht übel gebaut, war ſonſt ein bedeutender Handelsplatz, und vor Port au Prince der Sitz der franzöſiſchen Regierung; die

Stadt liegt auf einem haltbaren Punkte, in der Nähe mehrerer Flüsse *).

Monte-Christ auf der Nordküste, über dem gleichnamigen Cap, diente sonst den Schleichhändlern als Zufluchtsort.

Les Cayes, etwas nördlich von der Landspitze Abacou, steht, so zu sagen, auf einem Moraste; die außerordentliche Fruchtbarkeit der Gegend hat aber von jeher Pflanzer herbeigelockt. Das Ankern ist hier mit Schwierigkeit und Gefahren verbunden.

Die Kuhinsel (la vache), etwas östlich von Les Cages, war ehedem ein berühmter Schlupfwinkel der Seeräuber, von wo aus sie ihre Jagd auf die Spanier unternahmen.

Jacmel oder Jaquemel zählte selbst in seinem höchsten Flor nicht hundert Häuser; der Boden ist nicht fruchtbar und wird von den benachbarten Anhöhen zu sehr überschattet.

St. Louis, an sich ein armer Ort, der sich künstlich mit Wasser versorgen muß; Bainet, etwas westlich von Jacmel, so wie Nipes und Miragoane auf der entgegengesetzten Küste, können nur durch besondere Zeitumstände, etwa im Laufe eines Kriegs, einige Wichtigkeit erlangen und behaupten. Noch einige andere Orte werden dem Namen nach bei der nähern Eintheilung des Landes genannt werden.

Zucker, Kaffee, Indigo, Kakao, Baumwolle, kostbare Farbe- und Meublehölzer sind die Hauptproducte des haytischen Bodens.

---

*) Die genannten Städte folgen einander so viel als möglich nach dem Range ihrer Wichtigkeit.

Der Zucker wurde im Jahre 1506 auf die Insel verpflanzt, von Peter d'Atença, der von den canarischen Inseln das erste Zuckerrohr nach den Antillen brachte. Man kann die steigende unglaubliche Ausbreitung dieses Products ermessen aus dem folgenden Ausfuhrverzeichniß:

Im Jahre 1720	weißer	Zucker	1,400,000 Pfd.
〃 〃 〃	roher	〃	21,000,000 —
〃 〃 1767	weißer	〃	51,562,013 —
〃 〃 〃	roher	〃	72,718,781 —
〃 〃 1774	weißer	〃	59,100,000 —
〃 〃 〃	roher	〃	88,408,000 —
〃 〃 1776	weißer	〃	61,000,070 —
〃 〃 〃	roher	〃	92,080,417 —
〃 〃 1791	weißer	〃	70,227,708 —
〃 〃 〃	roher	〃	93,177,512 —
〃 〃 1801	weißer	〃	8,016,540 —
〃 〃 〃	roher	〃	18,517,372 —

Im Jahre 1791 schätzte man das an Land, Gebäuden, Geräthschaften und Negern auf die Erzeugung und Bewahrung des weißen Zuckers verwendete Capital auf 33,730,000 Franken, und für den rohen Zucker dieselben Gegenstände auf 21,380,000 Franken. Der Anbau des Zuckers hat in den letzten zwanzig Jahren beträchlich abgenommen.

Der Rum, der aus den Ueberbleibseln des Zuckerrohrs bereitet wird, ist hier mit einzurechnen. Im Jahre 1767 führte man für 700,000, 1774 für 720,000, 1776 für eine gleiche Summe, 1789 für 3,800,000 Franken aus. Die Syrupe kommen hierbei noch in Anschlag, und zwar für das Jahr 1767 mit 1,500,000, 1774 mit 1,914,000, 1776

mit 1,848,040, 1791 mit 3,542,220, 1801 mit 99,419 Franken.

Der Kaffee, ursprünglich ein arabisches Gewächs und gegen 1690 von den Holländern auf die Insel Java verpflanzt, wurde unter dem Himmel der Antillen nur erst nach 1730 angebaut. Der Fähndrich des Schiffes Declieux, der später in der französischen Marine zu einem hohen Range empor stieg, brachte in dem genannten Jahre eine Kaffeestaude nach Martinique, die sich so reißend schnell vervielfältigte, daß bald darauf alle Inseln des Archipels unermeßliche Producte aus dem Anbau dieses Gesträuchs zogen. Hier folgen einige Belege über die Ausfuhr des Kaffee's aus den französischen Besitzungen der Insel, nach den verschiedenen Zeiträumen.

Im Jahre	1755 . . .	6,941,258 Pfd.
″ ″	1767 . . .	15,607,222 —
″ ″	1774 . . .	29,008,890 —
″ ″	1776 . . .	32,109,000 —
″ ″	1791 . . .	68,151,180 —
″ ″	1801 . . .	29,501,450 —
″ ″	1805 . . .	30,870,111 —
″ ″	1824 runde Zahl	30,000,000 —

1791 schätzte man das auf den Anbau des Kaffee's verwendete Capital auf 46,000,000 Franken.

Der Anbau des Indigo's fing auf St. Domingo im siebzehnten Jahrhundert an. 1694 versicherte Ducasse dem Könige von Frankreich, daß der erzeugte Indigo hinreichen würde, nicht allein ganz Frankreich, sondern auch die benachbarten Länder zu versorgen.

Die Ausfuhr betrug:

Im Jahre	1753 . .	1,690,545 Pfd.
; ;	1763 . .	1,880,121 —
; ;	1767 . .	2,070,040 —
; ;	1774 . .	1,891,000 —
; ;	1776 . .	1,895,700 —
; ;	1791 . .	0,930,016 —
; ;	1801 . .	0,000,000 —

1776 schätzte man das Capital, welches die Indigofabriken kosteten, auf 63,000,000 Franken.

Die Baumwolle, die aus Amerika stammt und auf den lucayischen Inseln entdeckt wurde, half den Triumph des Columbus bei seiner ersten Rückkehr nach Europa schmücken.

1684 gaben die Einwohner von St. Domingo den Bau der Baumwolle auf, wegen der Arbeit und Zeit, welche das Spinnen des Fadens kostet; alle Baumwollpflanzungen wurden ausgerissen. Später legte man sich von Neuem auf den Anbau dieses Gewächses. Die Ausfuhr betrug:

Im Jahre	1753 . .	1,393,646 Pfd.
; ;	1767 . .	2,530,740 —
; ;	1774 . .	3,500,400 —
; ;	1776 . .	3,680,011 —
; ;	1791 . .	6,286,126 —
; ;	1801 . .	2,170,440 —
; ;	1824 (runde Zahl)	3,500,000 —

1791 schätzte man das im Bau der Baumwolle angelegte Kapital auf 21,150,000 Franken.

Die Kakaobohne stammt von der Insel de los Guanajos, nicht weit vom Honduracap; sie wurde 1504 von Kolumbus entdeckt. Die ersten Kakao-

bäume pflanzte Dogeron 1665 auf St. Domingo; zehn Jahre später waren sie alle zu Grunde gegangen; man versuchte es 1737 mit einigen neuen Anlagen und führte aus:

Im Jahre	1767 . .	150,000 Pfd.
‚ ‚	1775 . .	157,000 —
‚ ‚	1801 . .	540,048 —

Kostbare Hölzer sind auf St. Domingo in Ueberfluß vorhanden, noch lange werden die dichten Waldungen der Insel jedem Verbrauch trotzen. Der größte Theil dieser Hölzer wird im Lande selbst benutzt. Die Ausfuhr betrug:

Im Jahre	1764 .	14,620 livres tournois.
‚ ‚	1774 .	19,680 ‚ ‚
‚ ‚	1776 .	40,000 ‚ ‚
‚ ‚	1801	6,773,951 ‚ ‚

In eben demselben Jahre warf der Gewinn vom Gayakbaum eine Summe von 75,519 Franken ab.

Zu den Erzeugnissen des Bodens sind auch noch die zahlreichen, verschiedenartigen Heerden zu rechnen, die in den Savanen (Grasungen) weiden. Die Menge derselben stieg:

Im Jahre 1789 auf 37,782 Pferde, 48,823 Maulthiere, auf 247,612 Stück Hornvieh und Schweine.

1780 waren im spanischen Antheile der Insel 200,000 Stück Hornvieh; in den französischen Besitzungen fanden sich im Jahre 1800 nicht gegen 100,000 Stück.

Im Jahre 1789 waren in dem französischen Theile der Insel 793 Zuckerraffinerien, 789 Baumwoll-, 3117 Kaffeepflanzungen, 182 Rumfabriken,

26 Ziegelbrennereien, 8 Gerbereien, 370 Kalköfen, 29 Topfbrennöfen, 54 Kakaofabriken, 520 Wassermühlen, 1639 Roßmühlen.

Der Anbau des Landes betrug damals 666 Quadratmeilen, jede zu 2000 Toisen, auf einer Oberfläche von 1455 Quadratmeilen. Die Heerstraßen, Städte, Flecken, Wälder, Flüsse, und die unangebauten Gegenden machten also etwas mehr als die Hälfte des gesammten Landes aus. Anbau und Erhaltung sind gegenwärtig mehr getheilt als zu jener Zeit; beide haben indessen beträchtlich abgenommen. Dieses erst neuerlich aufgeblühte Volk begreift noch nicht, daß der Reichthum an Erzeugnissen die erste Kraft eines Staates ist; man muß jedoch die Verschiedenheit der dortigen Verhältnisse und vielleicht auch die Nachwehen des hartnäckigen Freiheitkampfes mit in Anschlag bringen.

Die Bevölkerung belief sich nach einer zuverlässigen Schätzung im Jahre 1789 auf 30,826 Weiße, 27,548 Mulatten nebst freien Schwarzen, und auf 465,429 Sclaven, zusammen 523,803.

Im Jahre 1785 betrug die Bevölkerung des spanischen Gebiets 122,640 freie Menschen und 30,000 Sclaven, zusammen 152,640, und mit Inbegriff der ersten Totalsumme für das ganze Land 676,443.

Alexander von Humboldt giebt die gesammte Bevölkerung von Hayti für das Jahr 1802 folgendermaßen an:

Landbauende	290,000.
Dienstboten, Tagelöhner u. Matrosen	97,000.
Sclaven	37,300.
zusammen	375,000.

Eine neuere Schätzung berechnet die gegenwärtige Bevölkerung auf 30,000 Weiße, und 790,000 Schwarze und Mulatten, zusammen auf 820,000; davon bewohnen 124,000 den ehemaligen spanischen Antheil, und 696,000 die sonstigen Besitzungen der Franzosen.

Eine Bekanntmachung der haytischen Regierung von dem Jahre 1824 tritt mit noch größern Zahlen auf, sie bestimmt die Masse der Einwohner folgendermaßen:

Im ehemaligen spanischen Gebiete .	61,468.
Unter der frühern Herrschaft Christophs	367,721.
In der von Pétion gegründeten Republik	506,146.
zusammen	935,335.

Die drei Gebiete bilden gegenwärtig nur einen einzigen Staat. Eine vergleichende Berechnung zeigt, daß der Theil, der ehedem von Pétion regiert wurde, und nicht mehr als ein Sechstel des ganzen Flächenraums begriff, für sich allein mehr als die Hälfte der gesammten Bevölkerung ausmachte.

Die öffentliche Angabe der haytischen Regierung, sowie die Schätzung Humboldts, ist wohl etwas übertrieben, wenn man damit die Bestimmungen zusammenhält, die seit der Entsagungsakte Frankreichs vom 17. April auf besondern Wegen zur nähern Kenntniß gekommen sind. Sie setzen die Bevölkerung von Hayti höchstens auf 700,000 Einwohner an, und theilen sie also ein:

Schwarze	605,500.
Leute von allen Klassen . . .	84,000.

Weiße, im Genuß des Bürgerrechts 000,500.
Ansässige Fremde . . . . 10,000.

Oeffentlichen Berichten zufolge beträgt die Landmacht der Republik Hayti im wirklichen Dienst 45,000 Mann; zuverlässige Mittheilungen berechtigen aber zu der Versicherung, daß diese Zahl durch die große Menge der Ausreißer seit Christophs Tode bis unter 30,000 Mann herabgesunken ist; auch sind in der letzten Zeit nie mehr als 26 bis 27,000 Mann wirklich unter den Waffen vereinigt gewesen.

Die Nationalgarde, welche die Controllen auf 113,000 Mann steigern, zählt nicht viel mehr als 15,000 bewaffnete, zum Dienst fertige Milizen.

Die bewaffnete Seemacht von Hayti will wenig oder nichts sagen. Der Staat kann nur etwa über 500 Seeleute verfügen und besitzt zur Bewachung der Küsten nicht mehr als sechs Goeletten, die mehr dazu taugen, die Douanenlinien und die Seepolizei aufrecht zu erhalten, als die äußere Sicherheit des Landes, welches seine Vertheidigungsmittel und Selbstständigkeit auf andere und stärkere Stützen baut.

Der Gesammtwerth der Producte des vormaligen französischen St. Domingo betrug schätzungsweise:

Im Jahre	1767	75,000,000	Franken.
: :	1774	82,000,000	—
: :	1776	95,148,500	—
: :	1789	175,990,000	—
: :	1801	65,352,039	—

Im Jahre 1823 stieg der Werth der Ausfuhr nach den vereinigten Staaten auf 16,500,000 Franken und nach England auf 12,000,000; in demselben Jahre erhielt allein die Stadt le Havre von der Insel:

	Kilogrammes.
An Zucker . . .	0,022,986.
: Kaffee . . .	2,161,339.
: Baumwolle . .	0,055,677.
: . .	0,060,150.
: Farbeholz . .	102,178.
: Ebenholz . .	0,085,996.
: Wachs . . .	000,740.
: Kupfer . . .	001,314.

Unter der alten Regierung wurden die Abgaben lange Zeit hindurch von den Negern, den Lebensmitteln und den Häusern in den Städten erhoben; aber sowohl in den Pflanzorten als in dem Mutterlande selbst war die Vertheilung der Abgaben vielen vorher bestimmten Ausnahmen unterworfen. Der Boden selbst war nicht mit Taxen belegt, die Abgabe betrug ungefähr von den Gegenständen, auf welche sie sich anwenden ließ, den zehnten Theil des Ertrages.

Man erhebt gegenwärtig eine Grundsteuer an Abgaben von den Häusern, eine Gebühr für den Stempel und die Patente. Diese verschiedenen Auflagen, verbunden mit den Einkünften aus den Domänen des Staats, geben eine runde Summe von 20,000,000 Franken. Aus den Zöllen fließt die runde Summe von 17,000,000, zusammen 37,000,000 Franken.

Zur Zeit der französischen Regierung waren die ihr gehörigen Kolonien in drei Provinzen getheilt, in die nördliche, westliche und südliche. Die Provinzen verwandelten sich beim Anfange der Revolution in eben so viele gleichnamige Departements. Sie zerfielen in zwölf Hauptgerichtsdistricte. Diese waren für den Norden: das Cap, Fort Dauphin, Port-de-Paix, (Friedenshafen), und der Mole von St. Nicolas; für den Westen Port au Prince, Léogane, St. Marc und klein Goave; für den Norden Jérémie, les Cayes, Cap Tiburon und St. Louis.

Der Hauptgerichtsdistrict des Cap begriff in sich: das Cap selbst, la Plaine du Nord, l'Acul, Limonade, Sainte-Suzanne, le Morin, la grande-Rivière, le Dondon, Marmelade, le Limbé, le Port-Margot, Plaisance und le Borgne: 13 Kirchspiele.

Der Hauptgerichtsdistrict von Fort Dauphin befaßte: Fort Dauphin selbst, Ouanaminthe, Vallière, le Terrier-Rouge und le Trou: 5 Kirchspiele.

Der Hauptgerichtsdistrict von Port-de-Paix: Port-de-Paix, klein Saint Louis, Jean Rabel und le Gros-Morne: 4 Kirchspiele.

Der Hauptgerichtsdistrict von Môle St. Nicolas: le Môle und Bombarde: 2 Kirchspiele.

Zusammen vier und zwanzig Kirchspiele für die Provinz des Nordens. Der Hauptgerichtsbezirk von Port au Prince enthielt: Port au Prince, la Croix-des-Bouquets, Arcahaye und Mirebalais: 4 Kirchspiele.

Der Hauptgerichtsbezirk von Leogane: das einzige Kirchspiel dieses Namens.

Der Hauptgerichtsbezirk von St. Marc: St. Marc, la Petite Rivière, les Gonaïves: 4 Kirchspiele.

Der Hauptgerichtsbezirk von klein Goave: klein Goave, groß Goave, Baynet, Jacmel und les Cayes-Jacmel: 5 Kirchspiele.

Zusammen vierzehn Kirchspiele für die westliche Provinz.

Der Hauptbezirk von Jérémie: Jérémie und das Cap Dame-Marie: 2 Kirchspiele.

Der Hauptbezirk von Cayes: les Cayes und Torbeck: 2 Kirchspiele.

Der Hauptbezirk vom Cap Tiburon: Cap Tiburon und les Coteaux: 2 Kirchspiele.

Der Hauptbezirk von St. Louis: St. Louis, l'Anse-Veau, le Fond Cavaillon und Acquin: 5 Kirchspiele.

Zusammen 11 Kirchspiele für die südliche Provinz:

Kirchspiele im Norden	. .	24.
: : : Westen	. .	14.
: : : Süden	. .	11.
	zusammen	49.

Das spanische Gebiet war unter der vorigen Regierung in Municipalitäten getheilt. Es ist weniger bekannt als der übrige Flächenraum der Insel.

Wenn man sich von den ehemaligen französischen Besitzungen durch die Provinz des Südens wendet, so stößt man auf die Bergreihen von Bahoruco, die jetzt noch unbebaut und unbewohnt sind, aber

alle Nahrungsmittel der Antillen im höchsten Ueberfluß hervorzubringen vermögen. Nach einer ungefähren Schätzung könnten allein diese Bergreihen wenigstens 200 Wohnungen aufnehmen.

Weiter gegen Osten, in geringer Entfernung vom Meere, trifft man die Neybe-cantone, welche der gleichnamige Fluß bewässert. Der Canton Neybe zählte vor der Revolution nicht über dreitausend Einwohner; jetzt hat er weit weniger.

Dringt man in der bezeichneten Richtung weiter vor, so kommt man nach Azua, dem Hauptflecken eines Bezirks, der sonst viel Zucker baute und welcher jetzt noch 3000 Seelen zählt.

Noch weiter gegen Osten ist die Ebene von Bany in einem Umfange von 80 Quadratmeilen, jetzt nur noch merkwürdig durch das Andenken an die ersten Zuckermühlen, die sich von dort aus über die Insel verbreiteten.

Das Kirchspiel Bany enthält auch die alten, nicht weiter betriebenen Minen von St. Christophe.

Endlich kommt man nach St. Domingo, der alten, schon oben besprochenen Hauptstadt der Insel.

Die Flüsse Hayna und Ozama bewässern diesen Bezirk und machen ihn zu jeder Art des Anbaues geschickt.

Nimmt man von hier aus die Richtung nach Norden, so gelangt man nach dem Cap oder vielmehr nach der Halbinsel Samana, die mit dem festen Lande durch eine oft vom Meere bedeckte Erdzunge zusammenhängt. Samana ist, durch seine Lage, die Vortrefflichkeit und Ausdehnung seiner Bucht von großer Wichtigkeit. Hierher flüchteten

sich die letzten Franzosen, welche noch Stand zu halten wagten.

Im Innern der alten spanischen Besitzungen ist die Ebene von la Véga zu bemerken, deren Bevölkerung gegen 9000 Seelen betrug; ferner le Potuy, welches die Yuna bewässert; San Jago, wovon bloß ein Theil, le Laxavon, fruchtbar, aber ungebaut ist; endlich Saint-Raphaël, Goave, Hinche, Banique, Saint-Jean und das Thal Constance in der Nachbarschaft der ehemaligen französischen Besitzungen.

Erste Periode.

Entdeckung der Insel Hayti (St. Domingo). Eroberung derselben. Barbarei der Spanier. Schicksale der Colonie bis zum Ende des sechszehnten Jahrhunderts.

Vor dem funfzehnten Jahrhundert war St. Domingo, in der Sprache der Eingebornen Hayti, nebst den übrigen Antillen der alten Welt völlig unbekannt. Ungefähr eine Million Einwohner, von kleiner Gestalt und schwarzbrauner Farbe, spielten ihr Leben ohne Thätigkeit und Bedürfnisse, sorglos auf einem Boden hin, wo die Jagd, Fischfang und der bequeme Anbau des Mais einen mäßigen Genuß leicht und bereitwillig darbot. Tänze, welche Gesang oder eine Art von Trommel begleitete, machten die liebste und beinahe auch einzige

Beluſtigung des harmloſen Volkes aus. Man kann ſagen, daß ſie eben ſo wenig das Laſter als die Tugend kannten, in ſo fern zu dem einen wie zu der andern das deutliche Bewußtſeyn des Sittengeſetzes gehört. Der heiße Himmel entflammte die Sinnlichkeit; davon zeugt die herrſchende Vielweiberei, die vollkommen erlaubt war. Als die Inſel entdeckt wurde, hatte einer der neben einander regierenden Landesfürſten gegen dreißig Weiber.

Dieſe Fürſten übten unter den Namen von Caziken eine unumſchränkte Gewalt aus; jeder auf ſeinem beſonderen Gebiete; ihr Anſehen war rein kriegeriſch. Keulen, hölzerne, an den Spitzen durch Feuer gehärtete Wurfſpieße, die mit vieler Geſchicklichkeit geſchwungen wurden, waren in Zeiten des Kampfes die einzigen Waffen. Im öſtlichen Theile der Inſel wußte man auch mit Pfeilen umzugehen, die man an den Spitzen durch Fiſchgräten ſchärfte; die Kriege mit den benachbarten wilden Caraiben, die ſehr vertraut mit dieſem Angriffsmittel waren, hatten ohne Zweifel den Gebrauch deſſelben gelehrt und verbreitet. Die Wohnungen beſtanden in Hütten, mit aller der Einfachheit, wie ſolche das Clima, die Geringfügigkeit der Bedürfniſſe und ein freies kindliches Leben in der ſchönen und verſchwenderiſchen Natur begünſtigt. Im Hauſe wie im Kriege gingen die Männer völlig nackt, auch die Mädchen folgten dieſer Sitte, und nur die Weiber trugen eine Bedeckung von Baumwolle, die bis an das Knie reichte. Reichthum und Armuth waren unbekannt in dieſen

glücklichen Gegenden, der Ueberfluß des Goldes diente nur zum Spielzeuge oder höchstens zu Zierathen; es hatte für die Unwiſſenden keinen andern und höhern Werth als die ſchimmernde Pracht ſeiner Farbe. Nirgends waren Spuren einer künſtlichen oder auch nur fortſchreitenden Bildung vorhanden; der geſellſchaftliche Zuſtand ſtimmte mit dieſem inſtinktmäßigen Daſein vollkommen zuſammen. Die Macht des unentwickelten Gefühls war im Grunde die einzige Abhängigkeit, darauf beruhte hauptſächlich, wo nicht ganz, das Uebergewicht der Caziken, die nur in Zeiten der Kriegsgefahr durch die Würde des Oberbefehls und bei größern Zuſammenkünften durch die Zeichen des Vorranges in ein helleres Licht trat. Die Prieſter ſollen, wie man behaupten will, einen dunkeln Begriff gehabt haben von der Unſterblichkeit der Seele und von den Belohnungen der Rechtſchaffenen in einem andern Leben, aber keineswegs von den Strafen der Laſterhaften. Ihr Paradies, ſo fährt man fort, war ganz irdiſcher Natur, ſie hofften ſich in denſelben mit ihren Verwandten, Freunden und zahlreichen Weibern wieder zu finden; die letztern mochten ihnen freilich in einer andern Welt, wenn ſie Reiz haben ſollte, etwa ſo unentbehrlich ſeyn, als den Mahomedanern ihre Huris, die nach der Lehre des Propheten ſich und ihren Anbetern auf duftenden, weichen Lagern aus Perlenmutterſchaalen eine ewige Jungfrauſchaft zutrinken. Dem ſei nun wie ihm wolle, ſo hing dieſen dämmernden Vorſtellungen unfehlbar die ſinnlichſte Beſchränktheit und Rohheit an; und der Gedanke an eine zweite Welt ent-

ſprang lediglich in Geſtalt eines Wunſches aus der ſüßen Behaglichkeit in der erſten.

Sie bezeugten eine beſondere Verehrung gegen eine große Höhle, aus der nach ihrer Meinung Sonne und Mond hervorgegangen waren und die zwei Götzenbilder enthielt, denen die eifrig bemühten Prieſter die reichſten Opfer darbrachten.

Man vermuthet, daß dieſe Höhle dieſelbe iſt, welche man im Bezirk von Dondon erblickt, 6 bis 7 Meilen vom Cap français. Sie iſt 150 Fuß tief und ungefähr eben ſo hoch, aber ſehr eng. Dem Lichte iſt ſie nur durch den Eingang und eine im Gewölbe derſelben angebrachten Oeffnung zugänglich, welche letztere die Geſtalt eines Glockenthurms hat. Durch dieſe ſind nach dem Volksglauben Sonne und Mond gen Himmel empor geſtiegen. Uebrigens iſt die Wölbung ſchön und regelmäßig; ſie hat nicht das Anſehen, als ſei ſie von der Natur allein hervorgebracht worden. Gegenwärtig iſt kein Standbild mehr darin, man bemerkt aber noch in der Höhle eingegrabene Göttergeſtalten (Zemes). Die ganze Höhle iſt in mehrere hohe und niedrige, ziemlich tief eindringende Niſchen getheilt, die abſichtlich angelegt zu ſein ſcheinen.

Die Eingebornen ſtellten ihre Götzen unter den ſeltſamſten und häßlichſten Formen dar; Kröten, Schildkröten, Nattern und Kaimans dienten als Muſterbilder oder auch ſcheußliche, ungeſchlachte Menſchenfiguren; eine lächerliche Miſchung aus zuſammengehäuften Kröten und abgetrennten Gliedern, mehr geneigt, Schrecken und Ekel zu erzeu-

gen, als Zutrauen einzuflößen, diesem Grundbestandtheil aller religiösen Gefühle. Es war eine natürliche Täuschung, wenn die Haytier solchen vermeinten Göttern eine größere Neigung zu schaden als zu schützen beimaßen; deshalb pflegten sie die Opfer mit heißen Gebeten zu begleiten, um die Wuth der Götzen zu beschwören, unter welchen jedem einzelnen ein besonderer Wirkungskreis zugetheilt war, z. B. die Obhut über die Jahreszeiten, die Gesundheit, die Jagd oder den Fischfang; nach der verschiedenen Natur dieser eingebildeten Verhältnisse richteten sich Opfer und Bitten.

In den ersten Nachrichten von der Entdeckung von Hayti wird in Beziehung auf die Verehrung eines höhern Wesens bloß ein allgemeines Fest erwähnt, dessen Eintritt der Cazik auf einen gewissen Tag bestimmte; Anfang und Ordnung desselben verkündigten öffentliche Ausrufer.

Die Feierlichkeit endete sich mit einem zahlreichen Zuge, Männer und Frauen zeigten sich dabei in ihrem besten Schmuck, ihnen folgten die Mädchen, nach der Weise des Landes ganz nackt. Der Cazik erschien an der Spitze des Haufens, indem er unaufhörlich eine Art von Trommel rührte und seine Richtung gegen den Tempel nahm.

Hier brachten die Priester ihren Göttern die Opfer des Zuges heulend und schreiend dar. Die Weiber unterstützten ihre Tänze mit Gesängen zu Ehren der obern Mächte und des Vorfahren des gegenwärtigen Caziken; diese Gesänge endigten jedesmal mit Gebeten für die Wohlfahrt des Volkes.

Die Priester nahmen geweihte Opferkuchen und

vertheilten sie unter die Familienhäupter. Die einzelnen Stücke bewahrte man sorgfältig das ganze Jahr über auf. Der Aberglaube betrachtete sie als mächtige Verwahrungsmittel gegen alle Arten von Krankheiten oder schlimmen Zufällen.

Die Priester des Landes waren zugleich Wahrsager und Aerzte. Sie hatten in der That einige Kenntnisse von der Wirksamkeit der Heilkräuter, welche die Insel in großem Ueberfluß hervorbringt, aber sie waren nicht so weit gekommen, daß sie jenen Gaukeleien entsagt hätten, mit welchen die Kindheit der Arzeneikunst sich fast immer umgiebt; sie sollen öfters ihren doppelten Nebenberuf gemißbraucht haben, theils im Interesse ihres Standes, theils nach ihrer persönlichen Neigung.

Da sie gewissermaßen die Rolle der Tausendkünstler spielten, so würde es nicht Wunder nehmen, wenn sie sich auch als Hexenmeister versucht hätten; denn das Volk glaubte an Zauberei, und ihre Religion selbst liefert den Beweis dafür. Wie die Priester einen eignen vorzüglich geehrten Stand bildeten, so genossen noch andere angesehene Einwohner Vorzüge, die dem Begriffe eines Adels mehr oder weniger entsprachen. Vollkommene Gleichheit der Personen ist überall eine Chimäre, selbst dicht an der Schwelle des Naturzustandes, so weit nur immer die Kenntniß der Geschichte reicht.

Dies ist das ungefähre Bild der Eingebornen, zu der Zeit, als Columbus ihre Insel entdeckte.

Dieser außerordentliche Mann, der in der Geschichte der Menschheit Epoche macht, und in sei-

nem kühnen, weit umfassenden Genie die neue Welt schon ausgebreitet vor sich liegen sah, ehe er sie noch aufgefunden hatte, landete 1492 den 6. December nach vielen überwundenen Gefahren und Hindernissen auf Hayti an der Nordseite unter dem Schutze eines Vorgebirges, das einen Hafen bildete. Zu Ehren des Heiligen, dessen Gedächtniß die katholische Kirche an diesem Tage feiert, gab Columbus dem Landungsorte den Namen St. Nicolas, welchen das Vorgebirge und der Hafen noch bis auf diesen Tag führen.

Die abgeschickten Spanier, welche aus dem Innern des Landes zurückkehrten, waren so sehr von der Schönheit desselben hingerissen, daß sie es ein zweites Spanien nannten. Columbus war seinerseits durch den Gesang eines Vogels, der ihn an die Stimme der Nachtigall erinnerte, im Geiste gleichfalls nach Europa versetzt worden. Das Vergnügen der Vergleichung fand einen neuen Stoff in den Fischen, welche die Matrosen gefangen hatten; es schien, als hätten sie sich hierher von den spanischen Küsten verirrt, so groß war von beiden Seiten die Aehnlichkeit. Im frohen Gefühle dieser überraschenden und zusammentreffenden Umstände nannte man die Insel mit besonderem Nachdruck die spanische Espagnola oder Hispaniola. Das spanische Selbstgefühl, das in dieser Entdekkung die würdigste Nahrung fand, mag bei der Ertheilung dieses Namens nicht minder thätig gewesen sein.

Beim Anblicke der europäischen Schiffe und Krieger ergriffen die Eingebornen anfänglich die

Flucht, sie glaubten in ihnen höhere übermensch-liche Wesen zu erblicken, gleichsam Abkömmlinge ihrer Götter, die sie auch sonst bei jeder wichtigern, zumal drohenden Veranlassung, nicht ohne schreck-hafte Betäubung zu verehren pflegten *). Das Kra-chen der Kanonen, mit dem die Spanier ihre An-kunft meldeten, die freudetrunkene, laute Bewe-gung derselben, verstärkt durch den Anblick der fremdartigen Waffen, Rüstungen und Gestalten, endlich die Erscheinung von Schiffen, die gleich wunderbaren Ungeheuern tausend Füße und Arme in einem und demselben Augenblick zu regen schie-nen; diese und ähnliche auf- und niederwogende Eindrücke waren wohl im Stande, auch gefaßtere Geister zu erschüttern und festere Herzen zu bestür-men. Diese ausgemachte Thatsache bestätigt sonach die früher berührten Vorstellungen. Die furchtsa-men Flüchtlinge kehrten indessen bald wieder zurück, ermuthigt durch die Zusprache einiger Wilden von den lucayischen Inseln, die Columbus von dort mit-genommen und ihnen jetzt nachgesandt hatte. Sie wurden allmälig vertraut mit dem Anblick ihrer neuen Gäste. Columbus bemerkte, daß sie ein wenig weißer und kleiner waren, als die umwoh-

*) Weitere Nachrichten über das folgenschwere Unternehmen des Columbus und seine merk-würdigen Schicksale, mit Berücksichtigung der neuesten Aufklärungen, hat der Verfasser be-reits in der Geschichte der vereinigten Staaten mitgetheilt, wo sie eine schicklichere Stelle ein-nehmen. Um Wiederholungen zu vermeiden, wird darauf verwiesen.

nenden Insulaner, eben so mißgestaltet wie diese, nicht so stark und dabei höflicher, sanfter, lenksamer. Die höchste, immer wiederkehrende Loosung der Entdecker war Gold, sie hätten es wo möglich in Strömen trinken mögen. Die Berichte, welche sie darüber einzogen, gaben das Gebirge Cibao im Osten der Insel als die reichste Goldgrube an; diese Richtung schlugen nun auch sogleich die Schiffe längst der Küste ein. Unterweges stieß Columbus auf einen Hafen, den er Valparaiso nannte, jetzt heißt er Port de Paix. Den 21. December entdeckte er einen andern Hafen, und legte ihm den Namen St. Thomas bei, jetzt heißt er der Hafen von Acul.

Fünf Caziken herrschten um diese Zeit auf der Insel neben einander und unabhängig. Magna oder la Plaine, das erste dieser fünf Gebiete, welches später den Namen Véga-Réal erhalten hat, breitete sich nordöstlich aus, 80 Meilen lang und 10 Meilen breit. Nach der Aussage eines Augenzeugen, des durch seine Tugenden berühmten Las Casas, treiben die zahlreichen Flüsse hier Gold in ihrem sandigen Bett mit sich fort.

Marien, das zweite Gebiet, wurde von dem Caziken Guacanahari regiert; es soll damals furchtbarer als Portugal gewesen sein. Die ganze Nordküste vom Cap St. Nicolas bis zu dem Flusse, der jetzt Mont-Christ heißt, bildete, nebst der Ebene vom Cap français, das Eigenthum dieses Oberhaupts; auf dem Cap selbst wohnte er.

Der dritte Cazik besaß den Landstrich Maguana, den reichsten auf der ganzen Insel; denn

er umfaßte die Provinz Cibao und faſt den ganzen Lauf des Artibonite.

Das Gebiet Xaragua war das vierte; es dehnte ſich über die ganze Weſtküſte und einen großen Theil der Südküſte aus; der Flecken Cul-de-sac ſteht jetzt auf demſelben Boden, der erſt den Hauptort dieſes Landſtriches einnahm; der letztere war größer, volkreicher und beſonders auch geordneter als die andern.

Hyguey, das fünfte Gebiet, begriff die ganze Oſtküſte in ſich, im Norden begränzte es der Fluß Yague, und im Süden der Fluß Ozama. Die Einwohner waren tapferer und kriegeriſcher als die übrigen Inſulaner, ſie verdankten dieſen Vorzug dem häufigen Kämpfen mit den menſchenfreſſenden Karaiben, ihren Nachbarn.

Guakanahari, der über Marien herrſchte, und wie oben bemerkt wurde, am Hafen von Cap français wohnte, ließ Columbus, als dieſer dem Sitze ſeiner Regierung nahe kam, durch Abgeſandte bewillkommen; er fügte zugleich mehrere Gegenſtände von dem feinſten Golde als Geſchenke bei. Bald folgte er dieſen ſelbſt nach, und verpflichtete ſich zugleich, den Spaniern ſo viel Gold zu liefern, als ſie wünſchen würden. Hätte er die geringſte Ahnung gehabt von der Unerſättlichkeit dieſer goldhungerigen Raubthiere, es wäre ihm nie ein ſo unausführbares Verſprechen entſchlüpft.

Nach dem Beiſpiele ihres Herrſchers überhäuften die Einwohner von Marien die Spanier mit Beweiſen der Zuneigung; gegen Nadeln, rothe Mützen, Roſenkränze, Gläſer und andere Dinge von

unbedeutendem Werthe erhielten die Gefährten des Columbus von diesen Insulanern alle ihre Vorräthe an Gold; dabei waren diese einfachen Natursöhnen so entzückt über den Tausch, daß sie nach der Vollziehung desselben, aus Leibeskräften davon eilten, aus Furcht, die Spanier möchten Lust bekommen, denselben rückgängig zu machen.

Zu dem Gefühle der Freundschaft gesellte sich bald darauf die Gewalt, und die letzte mußte im Interesse der habsüchtigen Europäer die Wirkungen der erstern verlängern. Einige Kanonenschüsse, die man in Gegenwart der Insulaner abfeuerte, erschreckten diese dergestalt, daß sie in den Händen ihrer Gäste den Blitzstrahl zu sehen glaubten, und dieses vortheilhaft berechnete Schrecken wurde noch verdoppelt, nachdem man sie zu Zeugen von den furchtbaren Wirkungen des Geschützes gemacht hatte.

„Der Cazik Guakanahari," so erzählt ein spanischer Chronikenschreiber, „zog sich an diesem Tage ernst nachdenkend zurück und nannte seitdem die Fremden nur die Söhne des Donners."

Die thätigste uneigennützigste Gastfreundschaft und Hülfe erzeigten die Bewohner von Marien den Spaniern, als eines ihrer drei Fahrzeuge in der Nähe dieser freundschaftlichen Küste Schiffbruch litt. Guakanahari gab unverzüglich nach der ersten Nachricht von diesem Unglück Columbus, dem Admiral, die lebhafteste Theilnahme zu erkennen, und sandte eine Menge Boote aus der nächsten Umgebung zur Rettung entgegen. Was sie auf dem Verdeck fanden, nahmen sie mit sich,

um es später den Spaniern wieder zurück zu geben. Der Cazik Guakanahari legte selbst Hand dabei an. „Ich kann Ihre Hoheiten versichern," sagt Columbus in seinem Schreiben an Ferdinand und Isabellen, „daß man selbst in keinem Theile von Spanien so eifrig bemüht gewesen seyn würde, unsere Habseligkeiten in Sicherheit zu bringen. Sie wurden auf eine Stelle neben des Caziken Hause zusammengebracht, bis die Wohnungen, die er erst zur Verwahrung derselben einrichten lassen mußte, geräumt waren; er stellte zugleich Bewaffnete aus, welche die ganze Nacht Wache standen, während die Küstenbewohner der Umgegend über unsern Unfall klagten, als hätte er sie selbst betroffen."

Columbus hatte sich außerdem noch in eine ganz besondere Gunst gesetzt durch das Versprechen, mit seinen Feuerschlünden die benachbarten Karaiben von Grund aus zu vernichten, gegen welche die Haitier fast einen immerwährenden Kampf führten, der oft unglücklich genug für sie ausfiel.

Die Gefahr dieses Verhältnisses unterstützte die Absicht des Columbus, der hier eine kleine Feste anlegen wollte; die gutmüthigen arglosen Einwohner sahen sie als ein Schutzmittel ihrer eigenen Ruhe an, gaben bereitwillig die Erlaubniß dazu, und in der Aufwallung der Freude halfen sie selbst an den Ketten schmieden, die einst so schwer und blutig auf ihrem Nacken lasten sollten. Die Feste erhielt den Namen Fort de la Navedad (Geburt) zur Erinnerung an den ersten Weihnachtstag, wo

der Hafen war entdeckt worden, in dessen Nähe man das besagte Werk aufführte.

Columbus ging dabei auf die Erreichung eines doppelten Zweckes aus; er wollte zuvörderst durch diesen Stützpunkt den Grund zu einer Kolonie legen, und zugleich ein Mittel gewinnen, seine Rückreise nach Spanien zu beschleunigen, zu der ihn nicht bloß der Verlust des einen Schiffes und die Ungewißheit über das Schicksal des andern dringend aufforderte, sondern auch das unwiderstehliche Verlangen, von dem erstaunenswürdigen Erfolge der Unternehmungen persönlich Bericht zu erstatten und die Freude eines Triumphes zu genießen, den er durch seine unermüdete weise Beharrlichkeit im höchsten Maaße verdient hatte, so gut und mehr noch als einer der glücklichsten Kriegshelden.

Er ließ in der Feste 38 seiner Gefährten als Besatzung zurück, die er dazu unter der ganzen Mannschaft am tauglichsten gefunden hatte, und eilte nun auf den Flügeln der feurigsten und süßesten Sehnsucht der spanischen Küste zu, begleitet von mehrern Eingebornen, die durch ihre unmittelbare Gegenwart den großen Wurf des Glücks bestätigen und verherrlichen sollten. In der Mitte des dritten Monats, so lange dauerte die Ueberfahrt, den 15. März 1493, traf er als Vicekönig der neuen Welt im Hafen von Palos ein, den er seit sieben Monaten und zwölf Tagen verlassen hatte, und setzte so zuerst zwei Hemisphären in Berührung, die in ihren steigenden und sinkenden

Wagschaalen jetzt mehr als je das Schicksal der Welt tragen.

Die Ankunft des Columbus wurde in Spanien wie ein Fest gefeiert; Ferdinand und Isabelle gaben ihm außerhalb des Palastes unter einem Thronhimmel Gehör, neben dem er mit bedecktem Haupte, auf einem eigens bereit gehaltenen Stuhle sitzend, die Begebenheiten der Wunderfahrt laut erzählte. Dieser Augenblick war der glänzendste Gipfel der öffentlichen dankbaren Anerkennung; denn auch jetzt schon schwebte unbemerkt in schwarzen Kreisen ein böser Geist um ihn, und schüttelte schadenfroh die Loose der künftigen Unbilden. Nach dem Schlusse der Erzählung warfen sich der König und die Königin in Demuth vor Gott zur Erde nieder, die ganze Versammlung folgte dem rührenden Beispiele; die Musik der Kapelle fiel mit einem Te Deum ein und endigte die herzerhebende Feierlichkeit.

Ausgerüstet mit einer fast unumschränkten Vollmacht, überschüttet mit den schmeichelhaftesten Beweisen der allgemeinen Bewunderung, konnte es Columbus um so weniger über sich gewinnen, auch nur einen einzigen Augenblick unthätig zu verlieren; seine Entdeckungen wiesen ihn mit mahnenden Stimmen über das Meer auf den verlassenen Pfad zurück; er fühlte sich fremd auf der Erde, so lange er nicht in der Heimath seines Ruhmes war und die Grenzen desselben erweiterte. In Cadix erwartete ihn ein Geschwader von 17 Schiffen, er hatte außer der gewöhnlichen Mannschaft 1500 Freiwillige bei sich, meistens Leute von Ansehen, entschlos-

sen, dem Glücksstern ihres großen Oberhauptes zu folgen. Er nahm andalusische Pferde mit, Waffen aller Gattungen, eiserne Werkzeuge, Geräthe zur Bearbeitung der Minen, Getreidearten, Gemüse und eine unermeßliche Menge von Lebensmitteln. Den 25. September 1493 verließ er Spanien von Neuem, langte den fünften October bei den canarischen Inseln an, und landete den 28. wieder auf Hispaniola oder Hayti *).

An der Stelle der erbauten Feste fand er nur Trümmer und die blutigen Leichname seiner zurückgelassenen Gefährten, von denen keiner übrig geblieben war, um das verderbliche Ende der andern zu erzählen. Bald erschien jedoch der Bruder des Caziken von Marien und sagte aus, daß die Besatzung bei ihrem Vordringen nach den Goldminen von Cibao an dem dortigen Caziken einen Feind gefunden habe, von dem sie verfolgt und nach Zerstörung der Feste aufgerieben worden sei. Umsonst habe Guakanahari seine europäischen Freunde rächen wollen, er liege in Folge des Kampfes an seinen Wunden darnieder, könne deßwegen nicht selbst erscheinen und lasse damit seine Abwesenheit entschuldigen.

Die Sache verhielt sich aber weit schlimmer, als diese schonende Erklärung merken ließ. Die

*) Eine andere Nachricht von dem englischen Hauptmann Rainsford (Geschichte von St. Domingo) setzt seine zweite Ankunft daselbst auf den 22. November. Der französische Gewährsmann Placide-Justin scheint in diesem Punkte zuverlässiger.

spanischen Ansiedler waren muthwillig und blindlings in ihr Verderben gestürzt, theils durch Blutvergießen unter den Eingebornen, theils durch Gewaltthätigkeiten gegen die Weiber und Töchter derselben, theils durch wiederholte Räubereien, so daß endlich die Verzweiflung den Unglücklichen den Muth und zugleich das Recht gab, ihre Peiniger zu vertilgen.

Columbus begriff zu lebhaft die Nothwendigkeit, mit diesem Volke in einem guten Vernehmen zu leben, als daß er nicht jeden Gedanken der Rache hätte unterdrücken sollen; weit entfernt, irgend eine drohende Empfindlichkeit blicken zu lassen, wandte er alle ersinnliche Mittel an, um das Zutrauen der Eingebornen wieder zu gewinnen und neu zu befestigen; seine Absicht gelang ihm durch Hülfe Guakanahari's, der in der spanischen Sprache bereits einige Fortschritte gemacht hatte.

Columbus suchte einen günstigern Ort für eine sichere Niederlassung auf, er fand diesen unweit der zerstörten Feste, östlich von Mont-Christ, an der Mündung eines Flusses. Hier erbaueten die Spanier in der neuen Welt die erste Stadt; sie nannten sie Isabelle, ihrer Königin zu Ehren, der thätigsten Beschützerin des Columbus. Auf dem Platze, wo sie gegründet wurde, erinnern jetzt noch einige übrig gebliebene Häuser und Ruinen, neben denen hier und da einsame Kreuze aus dem üppigen Wachsthum der Pflanzen hervorschimmern, an die Macht der zerstörenden Zeit.

Bald kamen auch die Minen von Cibao in den Besitz der Spanier, sie lieferten ihnen mehr Gold,

als selbst die ausschweifendste Habsucht zu hoffen gewagt hatte. Eine zweite Feste erhob sich in dieser Gegend zum Schutze eines so kostbaren Eigenthums. Columbus legte ihr den Namen St. Thomas bei; wie man erzählt, wollte er damit spottend den Unglauben bestrafen, der früher an dem Dasein der neu entdeckten Schätze gezweifelt hatte. Die Lust zu weitern Entdeckungen ließ ihn nicht rasten, er machte seinen Bruder Diogo für die Zeit seiner Abwesenheit zum Statthalter, ordnete ihm einen Kriegsrath bei, und sandte einen Theil der Mannschaft unter Don Pedro Margarita in verschiedene Gegenden der Insel aus, um das angefangene Werk der Eroberung fortzusetzen. Den 24. Avril ging er unter Segel, Widerwärtigkeiten aller Art hielten ihn in der Nähe von Hayti fest; nach fünf Monaten kehrte er in die Kolonie zurück, voll schweren Mißmuths über den fehlgeschlagenen Entwurf, und so erschöpft, daß nur das unvermuthete Wiedersehen seines Bruders Bartholomäus, nach einer Trennung von dreizehn Jahren die fliehenden Lebensgeister einigermaßen zurückrufen konnte. Bartholomäus hatte für die auszuführende Entdeckungsreise des von Genua und Portugal zurückgewiesenen Columbus bei dem Könige von England Heinrich VII. Unterstützung nachsuchen sollen; unterweges war er in die Gewalt von Seeräubern gefallen, unter denen er nach Verlust aller seiner Habseligkeiten mehrere Jahre in der Sclaverei hatte schmachten müssen, bis es ihm gelungen war, durch die Flucht nach England zu entkommen, wo er durch die Verfertigung von

Landkarten das Leben gefristet und nach und nach so viel erübrigt hatte, um bei Hofe anständig erscheinen und in der Angelegenheit seines Bruders das Wort nehmen zu können.

Das gute Einverständniß zwischen den Spaniern und Eingebornen dauerte nicht lange; der Mangel an Lebensmitteln beschleunigte den Ausbruch der Unzufriedenheit. Die Insulaner befriedigten ihre einfachen und geringen Lebensbedürfnisse mit Mais und einigen andern Vegetabilien; Fleisch aßen sie nur wenig; sie wußten nichts von den Anstrengungen und Mitteln, den natürlichen Ertrag des Bodens zu vervielfältigen; eben so wenig waren sie in ihrem harmlosen Dasein darauf bedacht, größere Vorräthe einzusammeln. Der Augenblick gab ihnen, was der Augenblick foderte. Wie wären sie im Stande gewesen, ihre spanischen Gäste hinlänglich und auf die Dauer mit dem Nothwendigen zu versorgen, mochten diese auch nach der Sitte ihres Mutterlandes noch so mäßig sein. Die Anschaffung des Proviants, welchen die einzelnen befestigten Punkte erheischten, stieg weit über die Kräfte unbeschäftigter freier Naturkinder, die zerstreut neben einander wohnten und von städtischen, zusammengedrängten Niederlassungen keinen Begriff hatten. Sie reichten den Spaniern willig dar, so lange sie selbst etwas hatten; als dieß aufgezehrt war, schritten jene eben so unbesonnen als grausam zur Gewalt; dazu kam, daß die verrätherische Gefangennehmung des Caziken Conabo, der nach Spanien ins Gefängniß abgeführt worden war, fortwährend frisches Oel in die

zuckende Flamme der Erbitterung goß. Zum zweiten Male machte die natürliche Furchtsamkeit der Haytier ihrer Verzweiflung Platz; alle Häupter der Insel bis auf Guakanahari vereinigten ihre Waffen zur Vertreibung der unerträglichen Fremdlinge, die an ihrem Blute und Marke sogen.

Elend, Ausschweifungen und die Feuerstrahlen einer fast senkrecht brennenden Sonne hatten die Mannschaft des Columbus auf 230 Streiter zusammengeschmolzen; mit dieser Handvoll Leute griff er, von der Nothwendigkeit gezwungen, eine Masse von hunderttausend Feinden an, und zerstreute sie in der Ebene von Véga Réal, wie der Wind die Spreu; die Gefangenen wurden zu Sclaven gemacht. Zweihundert Fußgänger, zwanzig Reiter und zwanzig große Hunde, kunstmäßig zum Kampfe abgerichtet, waren zur Vollständigkeit des Sieges hinreichend gewesen. Dieser entscheidende Ausgang, bei so höchst ungleichen Streitkräften, erklärt sich aus dem Uebergewicht, welches den Spaniern die europäische Kriegskunst, insonderheit der Gebrauch der Feuerwaffen, die Reiterei und der Vortheil des Kampfplatzes gab. Die abgöttische Furcht der Eingebornen vor der vermeinten höhern Abkunft der Spanier war für die letztern ein nicht minder mächtiger Bundesgenosse.

Columbus, der die Insel nach mehrern Seiten durchreiste, legte jetzt allen Eingebornen, die über 14 Jahre alt waren, einen Tribut auf; theils wollte er durch diese Zwangsmaßregel das Bestehen und Gedeihen der Kolonie sichern, theils mochte er in ihr auch wohl einen Kanal suchen für den Abfluß

des Goldes in die spanische Schatzkammer, wo eine starke Ebbe eingetreten war, und ein voller Strom aus dem neuen Paradiese dem Entdecker mehr als jedes andere Verdienst Gunst und Ansehen versprach. Wie sehr auch das System des Tributs, zu dem Columbus zuerst seinen großen Namen hergab, in der Folge durch den schändlichsten Mißbrauch als ein Fluch der Menschheit und selbst auf längern Umwegen eine Geißel für Spanien geworden ist; so läßt es sich, wo nicht rechtfertigen, doch entschuldigen mit dem Drange der gebieterischen Umstände; auch wurde es damals nach dem Willen des Erfinders, so viel ihm möglich war, mit vieler Mäßigung und Umsicht in Ausführung gebracht. Die zweckmäßige Behandlung mancher gewagten Verhältnisse verlangt aber unausgesetzt so außerordentliche Menschen, daß es kein Wunder nimmt, wenn sie unter der Einwirkung gemeiner Naturen ins tiefste Verderben ausarten; dahin gehört auch die Einführung des besagten Tributs.

Um diesen aufzubringen, mußten die Eingebornen arbeiten; Arbeit aber war für sie in dem ruhigen Geleise ihres bisherigen Daseins gleichbedeutend mit Sclaverei; die Erhebung der Taxe drückte derselben nach ihrer Meinung ein blutiges Siegel auf; so waren sie denn entschlossen, für ihre Unabhängigkeit das Aeußerste zu wagen. Die Spanier sollten vor Hunger umkommen; in dieser Absicht rissen sie nicht nur die zur Nahrung bestimmten Gewächse mit der Wurzel aus, sondern sie entsagten auch jedem Anbau des Bodens und zogen sich in unzugängliche Gebirge zurück. Der

Feind, durch den sie gehofft hatten, die Spanier zu vernichten, wendete sich aber hier verderblich gegen sie selbst, mehr als der dritte Theil der Bevölkerung fiel als Opfer der unbesonnen erregten Hungersnoth. Mit dem Mangel an Lebensmitteln stieg die Grausamkeit der Spanier; Sein oder Nichtsein war ihre Losung; sie ließen die unglücklichen Flüchtlinge in ihrer Verborgenheit durch Hunde aufspüren und angreifen; ja sie verwandelten sich zum Theil selbst in reißende Thiere, wenn es wahr ist, das einige das Gelübde ablegten, jeden Tag zwölf Haytier zu Ehren der zwölf Apostel umzubringen. Schaarenweise kamen die Eingebornen um, als würden sie von der Pest hinweggerafft; was der Hunger verschont hatte, fraß das Schwert, und was auch von diesem unerreicht blieb, wurde ein Raub verzehrender Seelenschmerzen. Bald wandelten die Spanier rings umher auf Wüsten des Todes; es ging ihnen, wie jenen Geharnischten der Fabel, die aus einer Saat von Drachenzähnen entsprossen waren; sie kehrten ihre Waffen gegen sich selbst und löschten ihren Golddurst in dem eigenen Blute.

Auch auf Columbus fiel plötzlich aus scheinbar unbewölktem Himmel ein Wetterstrahl; der spanische Hof rief ihn zur Verantwortung zurück; ein Abgeordneter sollte im Namen der mit ihm unzufriedenen klagenden Colonie, wie es hieß, sein Verhalten untersuchen. Der Entdecker der neuen Welt, der durch Geist und Herz verdiente, ihr Herr zu sein, bezwang seinen Unmuth, und stieg nach einer langen und beschwerlichen Fahrt den 11. Julius

1496 in Cadix ans Land. Seinen Bruder Bartholomäus hatte er bei seiner Abreise als Adelantado oder Gouverneur-Lieutenant und Roldan Ximenes als Oberrichter eingesetzt; ein Vertrauen, das dieser später schlecht rechtfertigte.

Der zurückgekehrte Columbus schlug die Verleumdung durch seine Gegenwart siegreich zu Boden; von dem Könige wie von der Königin ehrenvoll aufgenommen, hatte er Theil an den Berathschlagungen des Hofes, der die neue Colonie mit Soldaten, Seeleuten und Handwerkern zu bevölkern beschloß. Man schickte zugleich Franziskaner dahin ab, nicht nur zum Seelenheile der Spanier, sondern auch zum Unterricht der Insulaner. Man öffnete ferner Domingo allen Unterthanen der spanischen Krone, welche aus eigenen Mitteln die Reise bestreiten wollten, nur die Prokuratoren und Advokaten waren namentlich ausgeschlossen; man fürchtete, sie möchten den Geist der Chikane über ein Land verbreiten, wo diese Plage glücklicherweise noch unbekannt war. Wenige reizte die Aussicht, als tüchtige Anbauer oder arbeitsame Handwerker, ihr Glück unter einem fremden Himmel zu versuchen; den Mangel derselben ersetzte herrenloses, herumstreichendes Gesindel.

Während Columbus in Spanien war, verlegte Bartholomäus den Sitz der neuen spanischen Herrschaft von der Stadt Isabelle, deren Boden den Erwartungen nicht entsprochen hatte, nach dem eben erbauten St. Domingo, dessen Gründung eine Volkssage also berichtet.

Diaz, ein junger Spanier, flüchtig wegen eines

Zweikampfes, hatte an der Mündung der Ozama, und zwar am westlichen Ufer, eine Niederlassung von Eingebornen gefunden; sie wurden von einer Frau beherrscht, deren Gunst er zu gewinnen wußte. Sie faßte eine solche Neigung zu dem Fremdling, daß sie ihm vorschlug, sich auf ihrem Boden anzusiedeln; die Bequemlichkeit des von der Natur gebildeten Hafens, die Schönheit und Fruchtbarkeit des Landes und ganz vorzüglich die Nähe der Goldminen in einer Entfernung von 8 Meilen, waren Ueberredungsgründe, die auf den Lippen einer Frau auf ein spanisches Herz unmöglich ihre Wirkung verfehlen konnten.

Diaz hatte bei seiner Rückkehr nach Isabella zu einer Zeit, wo er keine weitern Verfolgungen befürchten durfte, seine Abenteuer dem Gouverneur Bartholomäus mitgetheilt. Zehn Tage entwarf dieser schon an dem östlichen Ufer des Flusses den Plan zu einer neuen Stadt und Feste; er nannte die Stadt St. Domingo, wie man sagt, aus Liebe und Dankbarkeit gegen seinen Vater, dessen Namenspatron der heilige Domingo war; die meisten Einwohner von Isabelle ließen sich in derselben, als dem Sitze der Regierung, häuslich nieder.

Neue Angriffe der gemißhandelten Eingebornen zwangen Bartholomäus zum offnen Kampfe, der mit einem schnellen Siege endete. Gefährlicher war bald darauf die Empörung, welche Roldan Ximenes in der Verblendung ränkevollen Ehrgeizes gegen seinen Wohlthäter Columbus erregte, in der Meinung, daß dieser nie wieder auf die Insel zurückkehren würde; seine Partei bestand aus miß-

vergnügten Spaniern und aufgewiegelten Haytiern. Wenn es ihm auch nicht gelang, den Herrscher von Xaragua für sein verbrecherisches Unternehmen zu gewinnen, den Bartholomäus erst kürzlich überwunden und begnadigt hatte, so fand er doch in dem Caziken Majobanex einen Bundesgenossen, und in dessen kriegerischem Volke in der Gegend des Cap Labron einen entschiedenen Beistand.

Bartholomäus brach gegen die Insulaner auf, schlug sie und bemächtigte sich ihres Fürsten. Unter der Menge von Gefangenen befand sich eine seltene Schönheit, die Tochter des Majobanex, erst kürzlich verehlicht mit einem der Vornehmsten im Lande. Kaum hatte dieser die Gefangenschaft seiner Gattin erfahren, so versammelte er seine streitbare Mannschaft, stellte sich an ihre Spitze und schlug die Richtung der Sieger mit solcher Schnelligkeit ein, daß er fast zugleich mit ihnen in Conception eintraf. Er nahte sich hierauf dem Bruder des Columbus, warf sich ihm zu Füßen, benetzte sie mit Thränen und unter den dringendsten Bitten, ihm seine Gattin zurückzugeben. Bartholomäus willfahrte ihm, ohne ein Lösegeld zu nehmen. Die Dankbarkeit des Ueberglücklichen äußerte sich auf die lebhafteste Weise. Nach einer kurzen Entfernung kam er mit vier oder fünf seiner Unterthanen zurück; sie trugen am Feuer gehärtete Stöcke, deren sie sich bedienten, die Erde aufzuwühlen. Er verlangte, daß man ihnen ein Stück Landes zur Bearbeitung anweisen sollte, und in einigen Tagen hatten sie eine Strecke urbar gemacht, wofür spanische Soldaten, wie der Geschicht-

schreibet Herrera versichert, mehr als dreißigtausend Dukaten in diesem goldreichen Lande verlangt haben würden.

Die Großmuth des Bartholomäus gegen die Tochter des Majobaner ließ die Eingebornen auch für ihren Fürsten hoffen; sie wandten zu seiner Rettung Bitten, Thränen, Geschenke an, aber umsonst. Es schien nothwendig, durch ein strenges Beispiel von Gerechtigkeit die übrigen Häupter des Landes zu schrecken und in den Schranken des Gehorsams zu halten. Die ganze Familie des Empörers erhielt die Freiheit, er selbst wurde in St. Domingo hingerichtet.

So standen die Sachen, als Columbus den 30. Mai 1498 aus dem Hafen von San Lucar absegelte, den zweiten August die Insel St. Trinidad entdeckte, und endlich das feste Land von Amerika, das er ebenfalls für eine Insel hielt. Der Mangel an Lebensmitteln und der schlechte Zustand seiner Schiffe hatten ihn gehindert, weiter vorzudringen; nach einer Abwesenheit von zwei Jahren und einigen Monaten erschien er zum dritten Male auf Hayti in St. Domingo, unter den Jubelgrüßen aller derer, die ihm treu geblieben waren. Er brachte unglücklicherweise eine Ladung von Missethätern mit, die man aus den spanischen Gefängnissen entlassen hatte, um die Colonie anzubauen und zu bevölkern; ein gefährlicher Ballast, der seiner Natur nach dem Fortschreiten jeder gesellschaftlichen Ordnung mit einem unausbleiblichen moralischen Schiffbruch droht. Columbus fühlte gewiß mit dem bittersten Schmerze, daß der Ausmurf

der Menschheit eine schlechte Pflanzschule für die neue Welt abgeben müßte; aber so sehr verfolgte ihn das Mißgeschick in Spanien, daß er selbst um solche Reisegefährten wie um ein Almosen betteln mußte, wollte er nicht in Ermangelung besserer und tauglicher Leute auf den nothwendigen Zufluß frischer Ansiedler verzichten und als Augenzeuge den Untergang der Kolonie erleben.

Wer ihn darüber tadeln will, rechnet diesem Märtyrer seiner Thatkraft als freien Entschluß an, was lediglich die Giftfrucht der drückendsten Verhältnisse war, von den unzulänglichen Maßregeln der spanischen Regierung geflissentlich wie in einem Treibhause zur Reife gezwungen.

Auch die Meuterei des Roldan Ximenes konnte Columbus nicht in der Wurzel ausrotten; vergeblich suchte er den Anführer zu gewinnen, umsonst bot er ihm sicheres Geleit an. Der Verräther brauchte diese Gunst bloß dazu, ihm noch einige Soldaten abwendig zu machen und sich in seinem Widerstande zu befestigen. Den Empörern wurden Ländereien im Innern bewilligt, da man nicht im Stande war, sie durch Gewalt zu unterwerfen; das hieß sie gewissermaßen belohnen und auch Andere für die Zukunft zu gleicher Abtrünnigkeit auffordern. Die Eingebornen, die unter diesen neuen Herren wohnten, sollten nicht mehr den festgesetzten Tribut entrichten, dafür aber, zum Vortheile jener, ein Stück Land bestellen.

Roldan hatte zahlreiche Freunde am spanischen Hofe, sie konnten dem Columbus seinen Ruhm nicht verzeihen; auch unter der Bande von Böse-

wichtern, die nur durch ihn dem Gefängnisse und selbst dem Tode entronnen waren, standen Undankbare auf, die ihre Beschuldigungen mit den Anschwärzungen Roldan's vereinigten, und an dem Sturze des Weltentdeckers mit aller der höllischen Schwarzkunst arbeiteten, die sie früher im Gewerbe des Lasters eingeübt hatten. Der Hof lieh den Anklagen bereitwillig sein Ohr, rief Columbus zurück, und sandte an seine Stelle in der Eigenschaft eines Oberrichters Franz von Bovadillo, Commandeur des Ordens Calatrava. Auf diese Weise, so lautete der königliche Befehl, wolle man dem Verlangen des Admirals entgegen kommen, der zur Schlichtung seiner Streitigkeiten mit Roland die richterliche Entscheidung nachgesucht habe; man könne folglich bei der Ankunft des Oberrichters nicht zugleich einen Mann in der Kolonie lassen, der die zwei hochwichtigen Posten eines Admirals und Vicekönigs in seiner Person verbinde. Während man auf diese Weise arglistig den Schein des Gesetzmäßigen zu retten suchte, sprach man doch auch von einer andern Seite allen edlern Gefühlen der Menschheit mit einer beispiellosen Grausamkeit öffentlich Hohn.

Bovadillo ließ sich im Besitze der Stadt und Feste St. Domingo als Generalgouverneur anerkennen, und sandte an Columbus einen Brief des Königs und der Königin, abgefaßt in folgenden Worten: Don Christoph Columbus, erster Admiral im Ocean, wir haben dem Commandeur Don Franz von Bovadillo befohlen, euch Mancherlei zu sagen, und wir bedeuten euch, ihm zu glauben und das zu

thun, was er euch in unserm Namen eröffnen wird. Madrid, den 26. Mai 1499. Ich der König; ich die Königin.

Columbus höchst befremdet darüber, daß er nicht mehr wie in den frühern königlichen Briefen Vicekönig genannt wird, nichts destoweniger aber fest entschlossen zu gehorchen, begiebt sich zu Bovadillo; dieser läßt ihn, ohne ihn zu sehen und zu hören, unverzüglich verhaften, in die Feste einschließen und in Ketten legen. Mit diesem spottenden Zeichen der Anerkennung, mit diesem eisernen Kreuze des Verdienstes, kam Columbus, begleitet von seinen beiden Brüdern, Bartholomäus und Diego, in Spanien an; aber alle Kronen der spanischen Könige glänzen zusammengenommen im Laufe der Zeiten nicht so hell und dauerhaft, als jene Fesseln, die unter den Händen der Geschichte zu einem Diadem der leidenden Größe geworden sind, welches das Haupt des unsterblichen Mannes in ruhiger Majestät umgiebt, wie der Gürtel der Cordilleras den Erdtheil, mit welchem der Drang seines heldenmüthigen Genies die Weltkunde bereichert hat.

Als Ferdinand und Isabella die unwürdige Behandlung des Columbus erfuhren, dem sie nach ihrem eigenen, vielleicht drückenden Gefühle, und noch mehr in den Augen der Zeitgenossen, so tief verpflichtet waren, bemühten sie sich, die himmelschreiende Ungerechtigkeit ihres voreiligen Kerkermeisters wieder gut zu machen; die drei Gefangenen erhielten ihre Freiheit und außerdem dreitausend Thaler, um die Reise nach dem Hoflager in Granada antreten

zu können, wohin sie unmittelbar beschieden wurden. Um diesen nichtigen Preis wollte man ihnen die erlittene Kränkung abkaufen. Diese Belohnung war ein neuer Schimpf, mit dem sich die Gnade der beiden Monarchen nicht weniger brandmarkte, als kurz vorher ihre Ungnade.

Bovadillo war vollkommen der Mann, um über Räuber zu herrschen, die man dem Henker entrissen hatte, in der Absicht, aus ihnen Colonisten zu bilden. Er begann sein Schergenamt damit, daß er die unglücklichen Eingebornen zählen ließ, sie unter die Spanier als Lastthiere vertheilte, und auch den Caziken so lange zusetzte, bis sie ihr Ansehen dazu mißbrauchten, ihr Volk seiner Barbarei dienstbar zu machen. Die Unzufriedenheit wuchs mit jedem Athemzuge, die Eingebornen versuchten noch einmal, das unerträgliche Joch abzuschütteln, und von Neuem floß ihr Blut.

Die tyrannische Verwaltung Bovadillo's gereichte dem Columbus zu einer Rechtfertigung, die selbst seine Feinde beschämte und seine menschenfreundliche Weisheit ins schönste Licht setzte. Ungeachtet der Auffindung der ergiebigsten Goldminen von St. Christophe, aus denen, sowie aus den übrigen Bergwerken, starke Sendungen nach Spanien abgingen, durch welche Bovadilla mit eigennütziger Klugheit um die Gunst des Hofes buhlte, wurde er dennoch von seinem Posten zurückberufen. Das Angstgeschrei des haytischen Schlachtopfer drang laut über's Meer, und hallte von allen Seiten so nachdrücklich umher, daß auch Ferdinand und Isabelle es hören mußten, wenn nicht aus reinem Mitgefühl, doch

aus politischer Besorgniß für den unvermeidlichen Verfall der Kolonie bei längerer Fortsetzung der vertilgenden Barbarei. Der Himmel rächte bald darauf die unterdrückten Haytier an Bovadillo und seinen Mitschuldigen, als er mit diesen seine Ueberfahrt nach Spanien antreten wollte.

Sein Nachfolger war Don Nicolaus Ovando, Commandeur des Ordens von Alcantara; er erschien auf St. Domingo den 15. April mit Verhaltungsmaßregeln, die auf den Zustand der Kolonie klug berechnet waren. Aus seiner bisherigen Laufbahn begleitete ihn der Ruf der Rechtschaffenheit und Mäßigung; die spanischen Geschichtschreiber rühmen ihn als das Muster eines Gouverneurs, andere Stimmen klagen ihn einer methodischen Grausamkeit an; bei diesem Zwiespalt der Meinungen ist es am besten, die Thatsachen reden zu lassen. Er war ohne Zweifel ein kräftiger Charakter, der nach festen Grundsätzen handelte und in sein Verfahren eine systematische Strenge zu bringen suchte; hätte er es weniger auf Kosten der unglücklichen Haytier gethan, man könnte ihm die Bewunderung nicht versagen. Seinem Auftrage gemäß sollte er die bisherigen Gewaltthätigkeiten einstellen, den herrschenden Geist der Zügellosigkeit unterdrücken, die Lasten der Eingebornen erleichtern, die Hälfte des geschmolzenen Goldes in den königlichen Schatz liefern und noch sonst mit aller der Mäßigung verfahren, welche die Verhältnisse nur immer erlauben würden. Er beschränkte sich auch anfänglich mit Ernst auf diese Befehle, und der Zustand der Insel gewann eine geordnetere Gestalt.

Columbus verweilte unterdessen noch in Spanien; wie klar auch seine Unschuld am Tage lag, wie angelegentlich er auch den Plan zu weiteren Entdeckungen betrieb, er konnte damit nicht zum Ziele gelangen; man machte ihm bloß Hoffnungen, um sie heimlich wieder zu vereiteln. Müde des elenden Gaukelspiels, erklärte er, allen fernern Entdeckungsreisen zu entsagen und sich in den Schooß der Ruhe zu flüchten. Bald darauf erhielt er folgendes königliches Schreiben:

„Ihr dürft überzeugt sein von dem Mißvergnügen, das uns eure Gefangenschaft verursacht hat, da wir nicht einen Augenblick gezögert haben, euch wieder in Freiheit zu setzen. Die Welt kennt eure Unschuld, ihr wißt, mit welcher Auszeichnung und Huld wir euch behandelt haben; die ersten erhaltenen Gnadenerweise werden nicht die letzten sein; wir bestätigen euch die zugesagten Vorrechte und wollen, daß ihr und eure Kinder dieselben genießt. Wir bieten euch an, dieselben von Neuem zu bestätigen, und auf euren ältesten Sohn alle eure Würden überzutragen, wenn ihr es wünscht. Seid gewiß, daß wir auch für eure übrigen Kinder Sorge tragen werden; wir ersuchen euch, sobald als möglich abzureisen. Valencia, den 14. März 1505."

Wie sehr es mit diesem Versprechen Ernst war, wird die Folge lehren; auf das gerade, versöhnliche Gemüth des Columbus wirkten sie indessen so mächtig, daß er ohne Zögern mit seinem Bruder und dem zweiten seiner Söhne, der ein Alter von dreizehn Jahren hatte, den Hafen von Cadix den neunten Mai desselben Jahres verließ.

Daß die spanische Regierung bei der Ausrüstung des Ovando größere Absichten als je verfolgte, ergiebt sich aus der bedeutenden Macht, mit welcher sie ihn abgeschickt hatte; sie bestand aus 32 Schiffen, auf denen sich 2500 Pflanzer befanden.

Columbus gehörte zu den Menschen, deren Leben einen ununterbrochenen Kampf bildet, und deren Beharrlichkeit durch den Widerstand nur um so mehr geläutert und gestählt wird; selbst das Unglück dient nur, ihre Erhebung über jede Macht des Schicksals zu bewähren. Columbus hatte auch bei seiner vierten Entdeckungsreise, wie fast immer, mit der Macht der Elemente ringen müssen; eins seiner Schiffe war stark beschädigt worden; er richtete deshalb seinen Lauf nach St. Domingo, um es gegen ein anderes von Ovando's Flotte umzutauschen; dazu kam die vorausgesehene Gefahr eines nahen Sturmes, vor welchem er achtzehn segelfertige und beladene Schiffe, die nach Spanien abgehen sollten, ebenfalls nachdrücklich warnte. Aber so groß war die rohe Unempfindlichkeit, daß man weder auf seine Bitte, noch auf seinen Rath hörte. Er selbst entging durch seine zweckmäßigen Sicherheitsanstalten dem drohenden Verderben, während jene achtzehn Schiffe mit ihren erpreßten Reichthümern, die sich über 300,000 Thaler beliefen, ein Raub der Wellen wurden. Auf denselben fanden zugleich Bovadillo, Roldan und zahlreiche Genossen ihrer Verbrechen, die gemeinschaftlichen Verfolger des Columbus und der Haytier, den längst verdienten Untergang. Die Erde war ihrer müde, darum verschlang sie das Meer.

Mit allen schmerzlichen Gefühlen eines unschuldig Verbannten entfernte sich Columbus von einer Insel, deren Gouverneur ihn so schnöde zurückwies; wenn er es noch immer nicht wußte, so konnte und mußte er jetzt merken, was er von der wiederholten königlichen Verheißung zu erwarten hatte; denn Ovando's Uebermuth hatte wohl noch andere und geheimere Quellen, als die Triebfeder des besorgten Eigennutzes.

St. Domingo, das ein Orkan gänzlich zerstört hatte, wurde von Ovando mit so vieler Pracht wieder aufgebaut, daß er es laut mit den schönsten und bequemsten Städten vergleichen durfte.

Zum letzten Male landete Columbus auf St. Domingo, das er als die vornehmste Wiege seines Ruhms ansah und liebte; er kehrte übrigens mehr gezwungen als freiwillig dahin zurück, denn nicht nur war ihm der Versuch weiterer Entdeckungen mißlungen, sondern er hatte noch unterwegs Schiffbruch gelitten, so daß er ein Jahr auf Jamaika hatte zubringen müssen, verlassen von jeder Hülfe, diejenige ausgenommen, welche ihm die Unerschöpflichkeit seines Geistes und Muthes gewährte. Ovando schien jetzt zu fühlen, was er einem so außerordentlichen Gaste im Namen Spaniens und der theilnehmenden Welt schuldig sei; er leistete ihm Beistand, sich von seinen Unfällen zu erholen, und nahm ihn bei seiner Ankunft auf St. Domingo mit aller der Auszeichnung auf, die dem Range seines Verdienstes gebührte. Vielleicht war auch diese Aufmerksamkeit nicht ganz rein, denn da Columbus sich zur Rückreise nach Spanien anschickte,

so schien er eben deshalb für den Ehrgeiz seines Nebenbuhlers weniger gefährlich, und diesem Umstande mochte er jetzt größtentheils die günstige Aufnahme zu danken haben. Während der Rückkehr nach Spanien mußte Columbus wieder mit den Stürmen, seinen alten unversöhnlichen Feinden kämpfen, und 700 Seemeilen mit Nothmasten segeln.

Bei seiner Ankunft in Spanien gegen Ende des Jahres 1504 erfuhr er den Tod der Königin Isabella, an der er seine Hauptstütze verlor, wenn sie gleich nicht stark genug gewesen war, ihn vor so vielen und tiefen Kränkungen zu schützen. Ihr Tod war ein Vorzeichen seiner eigenen sinkenden Lebenssonne, die ihm nur noch glänzte in der Erinnerung an die von ihm ausgeführten Wunderthaten. Vergeblich bot er Alles auf, um wieder in die verlorne Stelle eines Vicekönigs einzutreten; er konnte und wollte es nicht glauben, daß selbst Fürsten bisweilen mit Eiden, also noch viel leichter mit bloßen Versprechungen wie mit Würfeln spielen. Der hohe Rath, dem er seine Ansprüche vorlegte, theilte sich in verschiedene Meinungen über die Gültigkeit derselben, und die Mehrzahl erklärte sich dahin, daß seine Foderungen seine Verdienste überstiegen, indem es sich nicht zieme, einen Privatmann, besonders einen Fremden, zu einer solchen Stufe der Macht zu erheben. Viele hielten den König für den versteckten Urheber dieser Entscheidung; Ferdinand hatte Columbus niemals geliebt, und nach seinem argwöhnischen, ehrgeizigen, ränkevollen Charakter konnte er schwerlich der Schwachheit wider-

stehen, auf den Ruhm des Genuesers eifersüchtig zu sein. Unabläſſig verfolgt von den schwersten Mißhandlungen, die ein tugendhaftes Heldenherz treffen können, gewaltsam losgerissen von dem Schauplatze der süßesten Thätigkeit, immer wieder von Neuem betrogen und zuletzt sogar durch richterlichen Spruch um den irdischen Lohn des thätigsten und mühevollsten Lebens, starb Columbus in Valladolid den 20. Mai 1505, funfzehn Monate nach seiner Ankunft. Seine bewundernswürdige Standhaftigkeit kann diejenigen stärken, die bei weit geringern Ansprüchen über das Loos der Verkennung zu klagen haben; so bleibt er auch im Grabe noch ein Leitstern, wie er es einst, wenn auch im andern Sinne, auf den Fluthen des Oceans war. Nicht einmal die Genugthuung ist ihm zu Theil geworden, daß der von ihm entdeckte Erdtheil seinen Namen trägt; die Gunst der Umstände spielte diese Ehre einem tief unter ihm stehenden Manne, Americo Vespucci zu. Mag aber auch die Gerechtigkeit auf Erden lange schlafen, so erwacht sie endlich doch in dem Herzen dankbarer Völker. Die junge Freiheit hat Amerika laut an die rückständige Schuld gemahnt; zwei Länder desselben, die nach Columbus heißen, theilen sich jetzt wetteifernd in die geographische Verewigung seines Namens.

Columbus hatte in seinem Testament verordnet, daß man seinen Leichnam in der Cathedrale von St. Domingo beerdigen sollte; auch diese letzte kleine Gunst wurde ihm verweigert, man begrub ihn in dem Kloster der Carthäuser zu Sevilla. Erst einige Jahre später brachte man seine Asche nach St.

Domingo, und 1796 wurde ſie in Havannah beigeſetzt.

Iſabellens Tod und der Sturz des Columbus drohete den Haytiern, die noch bis jetzt ihr Leben gerettet hatten, mit einer neuen Periode des Elends. Seit 1506 hatte eine Verordnung des ſpaniſchen Königs die Eingebornen förmlich unter die Eroberer vertheilt. Ovando, dem es an Arbeitern fehlte, wälzte alle Laſt auf die Inſulaner, die haufenweiſe einer Anſtrengung erlagen, die durchaus mit ihrer bisherigen Lebensweiſe, den Einflüſſen des Klima's und ihren liebſten Neigungen ſtritt. Der Hof war entweder unbekannt mit dieſen zahlloſen Auftritten des Jammers, oder er heuchelte eine gefliſſentliche Unwiſſenheit; vielleicht ließ er ſich auch durch die gute polizeiliche Ordnung einwiegen, welche Ovando allerdings aufrecht erhielt; einen ſtarken Ausſchlag gaben endlich ohne Zweifel auch die reichbeladenen Gallionen, die in Spanien ankamen. Viermal des Jahres wurde damals auf St. Domingo das Gold geſchmolzen. Der Geſammtbetrag ſtieg ungefähr auf 460,000 Mark.

Vier Jahre lang kam es zu keinem offenen Ausbruche der allgemeinen Unzufriedenheit. Mit der Grauſamkeit der Spanier entwickelte ſich die Erbitterung der Eingebornen im gleichen Maaße, auf mehreren Punkten brachen ſie haufenweiſe los; die Europäer wurden in verſchiedenen Kämpfen geſchlagen, die Sieger verweigerten den angebotenen Frieden; bald aber umringt von allen Seiten und unabläſſig verfolgt von der ſpaniſchen Blutgier, ergaben ſie ſich auf Gnade und Ungnade.

Die Empörung schien nur gedämpft, das Feuer derselben sammelte unter der glühenden Asche neue Kraft. Anacoana, die Fürstin der Provinz Xaragua, der man verrätherische Umtriebe mit flüchtigen Europäern beimessen wollte — sie bedurfte solcher Verbindungen nicht für ihren gerechten Haß gegen die Spanier — traf mächtige Rüstungen, um sich an ihren und des Landes Feinden zu rächen. Mehrere Theilnehmer an der Empörung Roldan's lebten auf dem Gebiet von Xaragua, ohne daß man sich bis jetzt ihrer Personen hätte bemächtigen können; sie waren als Unzufriedene der Aufwiegelung allerdings verdächtig. Ovando, schnell unterrichtet von den erwähnten kriegerischen Vorbereitungen, stellt sich, als wisse er nicht darum, und anstatt zur Vertheidigung zu schreiten, läßt er der Fürstin den Wunsch melden, sie in ihrer Provinz zu besuchen, unter dem Vorwande, den rückständigen Tribut zu erheben. Er nahm 360 Mann Fußvolk und 70 Pferde mit sich auf den Weg. Sei es, daß dieser Antrag die Fürstin wirklich täuschte über seine wahren Gesinnungen, oder daß sie es für vortheilhafter hielt, den Angriff noch zu verschieben; genug, Ovando wurde mit großen Freudensbezeigungen, wie ein höchst willkommener Gast empfangen. Anacoana feierte ihm zu Ehren mehrere Feste, zu denen sie die vornehmsten Einwohner und ihre nächsten Diener einlud. Nach einer andern Nachricht veranstaltete Ovando selbst ein Fest, um in der Mitte der herbeigerufenen Eingeborenen ihnen öffentlich für die gefundene Aufnahme zu danken. Das arglose Volk war von allen Seiten herbeigeströmt,

es ſuchte das Vergnügen und fand den Tod; denn plötzlich verwandelte ſich der Schauplatz der gehoffſten Freude in einen Sitz des Schreckens, die Spanier rückten zum Kampf an, und während das Fußvolk die Zugänge beſetzte, ſtürzte Ovando mit den Reitern auf die Wohnung der Fürſtin los, die unter den Ihrigen nicht einmal durch den ſchnellen Anlauf beunruhigt worden war, ſo wenig hatte ſie irgend eine Gefahr beſorgt. Bald ſah ſie mit Entſetzen den verderblichen Irrthum ein; ſie wurde ſogleich fortgeführt; die andern, welche nicht in den rings umher verbreiteten Flammen umkamen, unter ihnen viele Vornehme, ſtarben durchs Schwert und Anacoana ſelbſt endigte am dritten Tage ihrer Gefangenſchaft auf dem Blutgerüſt. Dieſer einzige Zug reicht hin, dem Ovando das Siegel der Verwerfung aufzudrücken, mögen ihn auch die Lobredner aus ſeinem Volke den klügſten und gerechteſten aller Gouverneure nennen. War er klug, ſo mußte er die unausbleiblichen Folgen eines ſo empörenden Wortbruchs fürchten, durch den er gleichſam der ganzen Bevölkerung den Tod verkündigte; war er gerecht, ſo konnte er unmöglich das Geſetz des Krieges, welches nur den offenen Kampf erlaubt, auf eine ſo banditenmäßige Weiſe unter die Füße treten. Es ſcheint überhaupt, daß er zwiſchen den Eingebornen und Spaniern eine Demarkationslinie zog, die es ihm unmöglich machte, jene noch als Menſchen gelten zu laſſen; nur daraus läßt ſich die Verſchiedenheit ſeines Betragens erklären, das ſonſt in mancher Hinſicht Lob verdient. Anfänglich war er wirklich darauf bedacht geweſen, das Schickſal

der Insulaner zu mildern, später mochte die gefährliche Lage der Spanier, die von Tage zu Tage schlimmer wurde, ihn zu unnatürlichen Gewaltschritten fortreißen. Wenigstens beweisen die verrätherischen Mordanschläge, die er gegen die Bewohner von Xaragua ausführte, daß er einen Krieg mit ihnen für so gefährlich hielt, daß ihm kein Mittel zu schlecht dünkte, um seinen Zweck zu erreichen. Die näheren Umstände dieser angeblichen Verschwörung haben sich nicht aufgeklärt, nur die Gewaltthat Ovando's ist in der Hauptsache gewiß, wenn auch auf einzelnen Nebenumständen Dunkel ruht.

Nach dieser furchtbaren Metzelei verflossen drei Jahre, ohne daß die Ruhe bedenklich gestört wurde. Erst 1506 brach unter der Verwaltung Ovando's in der Provinz Hyguey eine neue Empörung aus, die nur nach einem hartnäckigen Kampfe, und nach Zerstörung einer Feste und der Hinrichtung des Caziken Kotubanama, des letzten fürstlichen Sprößlings, durch Esquibel gedämpft werden konnte. Von jetzt an hatten die Martern der Eingebornen keine Grenzen mehr, sie überschreiten jede Macht der Vorstellung, um so mehr der Beschreibung, wenn es gilt, die tobende Sündfluth des Elends vollkommen zu erschöpfen. Man kettete die Verzweifelten paarweise aneinander, strafte unbedeutende Fehler mit Verstümmelungen, ersetzte An- und Zurechtweisungen durch Peitschenhiebe, so daß die Unglücklichen den Tod als die höchste Gnade erflehten, und eben so viele durch Selbstmorde untergingen, als durch die würgende Faust der Spanier. Von der

Million Seelen, welche die Insel zur Zeit ihrer Entdeckung gezählt haben soll, waren 1507 nur noch 60,000 übrig; diese ungeheure Abnahme der Bevölkerung ist der sicherste, aber auch schreiendste Beleg für die europäische Vertilgungswuth. „Die Zusammengebundenen" — so erzählt der scharfblickende, menschenfreundliche, wenn auch zuweilen einseitige Raynal — „zwang man durch Schläge, unter dem Druck ihrer Lasten wieder aufzustehen. Beide Geschlechter hatten nur einen verstohlenen Umgang; die Männer kamen in Bergwerken um, die Weiber erlagen in ihrer Schwachheit den Beschwerden der Feldarbeit. Eine ungesunde, unzulängliche Kost rieb vollends den von ungewohnten Anstrengungen ausgemergelten Körper auf. Die Milch versiegte in den Brüsten der Mütter, sie verschmachteten vor Hunger und Erschöpfung, indem sie ihre todten oder sterbenden Kinder gegen den vertrockneten Busen drückten. Die Väter vergifteten sich, erhängten sich an Bäumen, nachdem sie ihre Söhne und Gattinnen durch dieselbe Todesart von den Qualen des Lebens befreit hatten; ihr Geschlecht ist nicht mehr."

Die Spanier fürchteten nicht ohne Grund, daß dieser ungeheure Menschenverlust in seinen reißenden Fortschritten ihnen die Quellen der eignen Erhaltung und Wohlfahrt entziehen könne; zur Arbeit hatten sie selbst wenig Lust; auch reichte ihre geringe Anzahl für ihre Habgier nicht aus. Unter diesen drohenden Umständen verfielen sie in ihrer Grausamkeit auf den Gedanken, die Bewohner der benachbarten lucayischen Inseln ihrem mütterlichen

Boden zu entreißen, um sie auf St. Domingo in das Joch der Sclaverei zu spannen. Gewalt und Lüge waren dabei ihre Werkzeuge, und diese Ruchlosen, die im Namen des Gottes des Friedens schon so viele Ströme von Blut vergossen hatten, mißbrauchten nun auch noch die Religion durch den frevelhaftesten Betrug zu einer Maske ihrer verbrecherischen Absichten. „Verlaßt euer Geburtsland,“ sagten sie den bezeichneten Nachbarstämmen, „kommt zu uns herüber, ihr werdet innerhalb unseres köstlichen Gebietes nichts mehr zu wünschen haben, die Gottheit von Angesicht zu Angesicht sehen und die Schatten eurer Vorfahren wiederfinden.“ Die umwohnenden treuherzigen Insulaner folgten zu Tausenden den verführerischen Lockungen, nach einem Lande, wo Teufel in Menschengestalt auf sie lauerten, um ihre gutmüthige Zuversicht mit Sclaverei, Martern aller Art, und einem frühen und gewaltsamen Tode zu lohnen. Man hatte Ferdinands Einwilligung zu diesem Unternehmen erhalten durch die Vorspiegelung, in unmittelbarer Nähe mit einem um so größeren Erfolge an der Bildung und dem christlichen Seelenheile der neuen Pflanzer arbeiten zu können. Dieser Kunstgriff war überflüssig, um einen König zu gewinnen, dessen erstes Gesetz die Politik eines rücksichtslosen Eigennutzes war.

Ovando hatte während der Zeit seiner Herrschaft das Augenmerk nicht bloß auf den Bergbau gerichtet; er sah sehr bald ein, daß der gesellschaftliche und sittliche Zustand der Colonie so lange nicht gedeihen könne, als die ausnehmende Fruchtbarkeit

des Bodens unbenutzt blieben. Ihm verdankt St. Domingo die Begründung der ersten Zuckerpflanzungen und somit eine von den Grundlagen seines spätern Gedeihens. Peter von Atença hatte das erste Zuckerrohr von den canarischen Inseln herübergebracht; die damit angestellten Versuche gelangen über alle Erwartung, und von dieser Zeit an nahm der Eifer für diesen bisher unbekannten Zweig des Einkommens merklich zu. Um Ovando unparteiisch zu beurtheilen, darf man seine Stellung zum Könige nicht übersehen. Dieser hatte zahlreiche Schaaren von Eingebornen wie Heerden an seine Hofleute und besonders an seine Günstlinge verschenkt; sie verkauften oder verpachteten das königliche Vermächtniß des schändlichsten Menschenwuchers wieder an Andere, die in der möglichsten Steigerung ihres Gewinnes weder Maaß noch Ziel kannten, und die blutsaugenden Vampyrn weit übertrafen. Ovando wollte entweder gegen solche Beispiele nicht zu stark abstechen, oder er hielt unter diesen störenden Einflüssen eine durchgreifende gemeinnützige Verwaltung für ein Unding, oder er überließ sich fesselos seiner Natur, die er sonst in einem gleißenden Licht gezeigt hatte; kurz, er verpachtete nun seinerseits auch den Fischfang, die Jagd, die Salzwerke des Landes, bis ein Befehl Ferdinands, hervorgerufen durch die öffentlichen Klagen, dem Unwesen ein Ende machte.

Diego, Sohn des Columbus, behauptete um diese Zeit seine Ansprüche auf die Stelle eines Vicekönigs mit großem Nachdruck und vieler Kühnheit, indem er sich ohne Weiteres an den Rath von In-

dien wandte und vor diesem sein gutes, altes Recht gegen Ferdinand durchzusetzen suchte. Die Richter entschieden für ihn; ihre strenge Unparteilichkeit würde noch einen angenehmeren Eindruck machen, wenn man dabei vergessen könnte, daß Diego diesen überraschenden Erfolg großen Theils den bedeutenden Verbindungen zu danken hatte, in die er durch eine glänzende Heirath gelangt war. Ovando mußte ihm Platz machen; er trat 1509 als Vicekönig mit einer Pracht und einer Vollmacht auf, wie man diese dort bis dahin noch nicht gekannt hatte. Seine Regierung war weder kraftlos noch gewaltthätig; er zeigte eben so viel Neigung als Geschick, das Glück der Kolonie zu befördern, wurde aber in seinen wohlgemeinten Bestrebungen durch die Spannung der Verhältnisse und durch die Ränke der angestellten Unterbehörden vielfach gehemmt.

Sein Oheim Bartholomäus starb 1514 mit dem Ruhme eines unbescholtenen, talentvollen, tüchtigen Mannes; über seine bestimmtere Theilnahme an den öffentlichen Geschäften auf St. Domingo schweigt die Geschichte.

Die Vertheilungen der Indianer, die sogenannten Repartimentos, bildeten jetzt einen eignen Zweig der Verwaltung, den Roderigo Albuquerque, der Verwandte eines königlichen Ministers, in seinen unreinen Händen hatte. Eingriffe, Beeinträchtigungen, Widersetzlichkeiten aller Art verleideten dem Vicekönig einen längern Aufenthalt dergestalt, daß er freiwillig von einem Posten abstand, den er nicht mit Würde bekleiden konnte. Vor seiner Abreise nach Spanien setzte er eine Ver-

waltung ein, wie sie die Umstände erlaubten, nicht, wie dieselben sie erforderten.

Albuquerque, der ihn ablöste, übertraf an Grausamkeit und Erpressungen alle seine Vorgänger; seine Armuth war noch ein besonderer Stachel seiner Habsucht. Die Zahl der Eingebornen betrug jetzt nicht mehr als 15,000, welche Albuquerque truppweise versammeln und öffentlich versteigern ließ.

Die Kolonie war an einem Abgrunde, dessen Tiefe die Missionäre längst bemerkt hatten; unter ihnen nahmen besonders die Dominikaner das grenzenlose Elend der Eingebornen zu Herzen; sie sprachen laut gegen die Sclaverei derselben, die alle Segnungen der Religion verschlang; sie fühlten, daß ihre Sendung an die Lebendigen und nicht an die Todten lautete, denn geschah der Verheerung nicht schnell Einhalt, so waren sie zuletzt selbst überflüssige Personen. Die Franziskaner machten dagegen die Sache des Eigennutzes und der Unterdrückung zu der ihrigen, und entschuldigten das Uebel, wie alle herzlose Schwächlinge, mit der Unmöglichkeit, es abzuwenden.

Als Fürsprecher der Unterdrückten stand damals ein Mann auf, der seinen Namen mit Engelszügen auf die Tafeln der Geschichte geschrieben hat; seine Begeisterung für die unvertilgbaren Rechte der Menschheit war so unauslöschlich, daß sie kalten Seelen Schwärmerei dünkte; seine Beharrlichkeit konnte kein Hinderniß ermüden; von dieser Seite glich er Columbus; seine Beredtsamkeit erschütterte auch die Unempfindlichsten; sie flammte

in der Nähe des Throns, wie auf dem ausgestorbenen Domingo; dieser vom Himmel gesandte Apostel der Freiheit und Liebe war Las Casas. Er hatte Columbus auf seiner zweiten Reise begleitet, seitdem das namenlose Elend der Eingebornen mit eigenen Augen in seinem tiefsten Grunde kennen gelernt, und alle Mittel, alle Anstrengungen, alle Gründe der Vernunft, der Menschlichkeit, der Religion bei dem Gouverneur, den Behörden und Kolonisten vergebens aufgeboten, um seinen preisgegebenen Freunden ein besseres Schicksal zu bereiten. Es war ihm früher zwar gelungen, durch seine persönliche Gegenwart und die Kraft der siegenden Wahrheit dem Könige Ferdinand, der, dem Grabe nahe, die Vergeltung der Ewigkeit mehr als vorher zu fürchten anfing, günstigere Gesinnungen gegen St. Domingo einzuflößen; aber auch die zweckmäßigsten Verordnungen hatten das eilende Verderben nicht aufhalten können. Zu diesen Verfügungen gehört die Freigebung der Indianer im Dienste der Spanier, die Absendung dreier Aufseher in Verbindung mit dem Rechtsgelehrten Zuazo, und die Ernennung des Las Casas zum Beschützer der Unterdrückten, der als solcher das überall wachsame Auge der Colonie vorstellen sollte. Mehrere Vorschriften gingen dabei mit löblicher Aufmerksamkeit ins Einzele, und wären sie ausgeführt worden, sie hätten nothwendig die Insel retten müssen. Allein von Worten bis zu Thaten ist ein weiter Sprung, und so schimmerte denn auch hier eine glücklichere Zukunft nur in einer lichten Wolke heran, die bald darauf wieder in der dicken allgemei-

nen Finsterniß verschwand. Die weite Entfernung von Spanien, die eine strenge unmittelbare Aufsicht unmöglich machte; die Furcht vor der gänzlichen Unabhängigkeit der Eingebornen, wenn sie unter erträglichern Bedingungen ihre Kräfte kennen lernten; die Schwierigkeit, auf die Dauer einen wohlfeilen und hinreichenden Ersatz für die entsetzliche Blutarbeit der Sclaverei zu finden, und vor allen der unermeßliche Eigennutz der Spanier; diese Umstände zusammen genommen erklären vollkommen, warum das Vorhaben einer Verbesserung nicht viel mehr blieb als ein Gedanke, ein Wunsch, den man der Colonie für einige Augenblicke des Trostes zuwarf.

Niemand hatte bei diesen fruchtlosen oberflächlichen Versuchen der Abhülfe mehr gelitten als Las Casas; darum wollte er das Verderben in seinem Mittelpunkte angegriffen und weggeräumt wissen; in dieser Absicht erschien er jetzt wieder am spanischen Hofe vor dem neuen Könige Karl I.

„In welchem Lande der Welt — rief er ihm in die Seele — haben die Apostel und apostolischen Männer je vermeint, ein Recht auf das Leben, die Güter und die Freiheit der Ungläubigen zu haben? Welche seltsame Weise, das Evangelium zu predigen, dieses Gesetz der Gnade und Heiligkeit, das uns aus der Dienstbarkeit des Teufels zu der Freiheit der wahren Kinder Gottes führt, und auf der andern Seite freigeborne Menschen in die Sclaverei zu stürzen, Unschuldige mit Peitschenhieben zu zerfleischen, deren ganzes Verbrechen darin besteht, daß sie unter den aufgelegten drückenden Arbeiten

erliegen; ihr Land mit Blut zu überschwemmen, ihnen die ersten Nothwendigkeiten zu rauben und durch die schändlichsten Ausschweifungen Aergerniß zu geben! Das ist es, was man Ew. Majestät verbirgt, was ich gesehen habe und worüber mich Niemand Lügen strafen soll. Urtheilen Sie jetzt über die Sache der Indier nach Ihrer Weisheit, Billigkeit und Religion; ich bin versichert, daß diese letztern Ihren Beschluß gut heißen werden."

Die Feuerrede hatte auf den sonst so gefaßten und innerlich abgeschlossenen König einen lebhaften Eindruck gemacht, aber seine Flotte ging in Corunna unter Segel, und ihn erwartete die Kaiserkrone zu Wien. Las Casas konnte nichts weiter erhalten, als die Entfernung einiger Feinde der Eingebornen, und den Befehl, ihre Leiden zu mildern und ihrer gänzlichen Ausrottung vorzubeugen. In dieser äußersten Noth verfiel er auf ein Mittel, das er unter andern Umständen gewiß mit Abscheu von sich gestoßen hätte; sein Herz überwältigte in einer Anwandlung von Schwachheit seinen Kopf; seine rege Phantasie verblendete ihn über die Zukunft, während er sich unumschränkt den Eindrücken der Gegenwart hingab. Er schlug vor, um den Eingebornen eine Erleichterung zu verschaffen, von den afrikanischen Küsten Sclaven einzuführen, die durch ihre gewohnte Beschäftigungen und stärkern Körperbau angreifenden Arbeiten allerdings mehr gewachsen waren. Hatten sie aber nicht dasselbe unveräußerliche Recht der Freiheit, als die Indianer auf St. Domingo? Ist das eine Wohlthat, was mit Grausamkeit erkauft wird? Und war das

Gegenmittel, tiefer betrachtet, nicht eben so schlimm, als das Uebel, welches gehoben werden sollte? *) So schwer ist es selbst den Besten, überall die Liebe mit der Gerechtigkeit zu verbinden; die Fülle ihrer Vereinigung wohnt nur in Gott.

Aber auch die Sclaveneinfuhr aus Afrika, von der die Portugiesen das erste Beispiel gegeben hatten, entsprach keineswegs den dringenden Bedürfnissen. Las Casas that hierauf einen Schritt, über den man lächeln kann, wenn man ihn nach den Grundsätzen der Welterfahrung beurtheilt, der aber darum seinem glühenden Eifer für Menschenwohl und Menschenwürde nicht weniger Ehre macht. Er drang in die Regierung, aus dem Mutterlande Arbeiter herüber zu senden; diese würden, so meinte er, den Einwirkungen des Klima's leichter trotzen, durch Beschäftigung mit dem Anbau des Landes ihre Vermögensumstände wesentlich verbessern, den Geist einer geordneten Thätigkeit verbreiten, und durch diesen endlich auch die Liebe zur Tugend und Religion. Dieser Plan mußte der Regierung, welche die Trägheit, den Gewohnheitstrieb, den Stolz und Eigensinn der Spanier besser kannte als Las Casas, natürlich nur als ein gutmüthiger Traum vorkommen; er wurde unbedingt verworfen, so daß es nicht nöthig ist, den feindseligen Widerstand des

*) Engel hat in der Entzückung des Las Casas, einem Aufsatze seines Philosophen für die Welt, diesen Irrthum des außerordentlichen Mannes mit der edelsten und wärmsten Beredtsamkeit ins Licht gesetzt.

Bischofs von Burgos dabei noch besonders in Anschlag zu bringen. Las Casas ließ sich jedoch in seinen menschenfreundlichen Hoffnungen und Bemühungen nicht entmuthigen; sein Glaube floß aus seiner Liebe und diese war unerschöpflich. Er ging damit um, eine Kolonie, wie er sie aus Spanien erwartet hatte, auf dem festen Lande von Amerika anzulegen; sie sollte in der neuen Welt der alten das Muster einer bessern und glücklicheren Menschheit aufstellen. Kumana war zu dieser gesellschaftlichen Erziehungsprobe ausersehen. Von allen Seiten stieß er auf Hindernisse, er konnte zuvörderst nicht mehr als 200 Kolonisten zusammenbringen und war später nicht einmal im Stande, sie in die Gegend ihrer Bestimmung zu führen. Die Spanier haßten und verfolgten ihn als einen Freund der Indianer, und diese ließen gegen ihn und die Seinigen auf dem fernen Zuge alle die Rache aus, welche die Spanier durch ihre Unmenschlichkeiten und vorzüglich durch ihre räuberischen Kreuzzüge im höchsten Grade verwirkt hatten. So wurde die Kolonie schon im Keime ihres Entstehens das Opfer der beiden erbitterten Parteien; und Las Casas selbst, abgewiesen von jedem Zufluchtsort, abgeschnitten von jeder Hülfsquelle, ohne Freund und ohne Obdach, trat in ein Dominikanerkloster und starb hier seinen zu Grabe getragenen Entwürfen und Erwartungen bald darauf nach. Sein Ende war dem des Columbus nicht unähnlich; in einer zweiten Welt sind sie würdig, einander zu trösten.

1523 erschien Diego Columbus noch einmal auf

dem Schauplatze Indiens und zwar auf Jamaika, um daselbst in Abwesenheit des Gouverneurs einen Aufstand zu stillen. Vor seinem Tode 1525 hatte er noch das Glück, oder besser die Gerechtigkeit erlebt, daß die ihm früher gemachten Zusicherungen auf seine Familie waren übertragen worden. Dazu kam noch die Auszeichnung des Marquisats.

1519 fand eine Hand voll der übrig gebliebenen Insulaner an Valençuela einen tüchtigen Anführer; er widerstand mit ihnen dreizehn Jahre allen Gefahren, allen Angriffen der Spanier, bis es diesen endlich mehr durch Güte als durch Gewalt gelang, ihn zu unterwerfen. Barrio Nuevo unterzeichnete als General und Abgeordneter des Königs Karl einen Vertrag, zufolge dessen Valenzuela, den jetzt Spanien zum Zeichen der Gnade Don Heinrich nannte, mit den Seinigen unter den ehrenvollsten Vergünstigungen in eine Gegend zog, deren Wahl man ihm freistellte; er ließ sich in Boya nieder, dreizehn oder vierzehn Meilen von der Hauptstadt. Noch 1750 lebten einige Abkömmlinge der alten Waffengefährten im Genusse der ihnen verliehenen Vorrechte.

Seit diesem Vertrage geschah bis 1586 nichts Merkwürdiges auf der Insel. In diesem Jahre erschien der berühmte englische Admiral Franz Drake auf Befehl der Königin Elisabeth, bemächtigte sich St. Domingo's, zerstörte es fast von Grund aus, und ließ sich 7000 Pfd. Sterling zahlen für die wenigen Gebäude, die er verschont hatte, mehr gezwungen als freiwillig.

Aus Mangel an Arbeitern war man gezwun-

gen, auf den Bergbau zu verzichten, der jetzt gröſsere Anstrengungen kostete. Die spanischen Kolonisten wurden Seeräuber, und im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts betrug die Anzahl der im tiefsten Elende schmachtenden Eingebornen noch nicht 200.

Habsucht, Fanatismus und jede Art des Sittenverderbnisses hatten sich zum Untergange derselben vereinigt, und diese reiche Insel, die, wohl verwaltet, Spanien auf den Gipfel der Macht hätte erheben können, lag wüste und unbebaut.

Da das Verzeichniß von Gouverneuren, die weder etwas Groſses noch Gutes gethan haben, nur ein zurückstoſsender Auswuchs sein würde, und St. Domingo auſserdem durch die Einförmigkeit seiner traurigen Schicksale während eines langen Zeitraums kein neues und besonderes Interesse darbietet; so tritt hier in der Erzählung ein natürlicher Ruhepunkt ein.

Zweite Periode.

Niederlassung der Franzosen auf St. Domingo. — Die Spanier räumen den neuen Ansiedlern den westlichen Theil der Insel ein.

Die Niederlassung einer kleinen Anzahl von Franzosen und Engländern auf der Insel St. Christophe, jener unter Desnambuc, dieser unter Warner, weckte die Aufmerksamkeit der spanischen Re-

gierung. Sie befahl Friedrich von Toledo auf seinem Zuge gegen die Holländer in Brasilien, diese neuen Abkömmlinge zu vertilgen, als ob die neue Welt das ausschließende Eigenthum Spaniens gewesen wäre. Vertrieben von St. Christophe, flüchteten sich diese Abenteurer auf die Schildkröteninsel; einige begaben sich auf die Nordküste von St. Domingo.

Man nannte sie Boucaniers, weil sie das Fleisch, welches sie aßen, nach Art der Wilden am Rauche trockneten, in Orten, die Boucans (Rauchhütten) hießen. Ohne Weiber und Kinder pflegten sich zwei und zwei zusammen zu gesellen, und einander die Dienste zu leisten, die man sich gegenseitig in Familien gewährt. Die Güter waren in diesen Verbindungen gemeinschaftlich, und fielen später jedesmal an denjenigen, der seinen Gefährten überlebte. Diebstahl war unbekannt, obwohl nichts verschlossen wurde; was dem einen abging, nahm er von seinen Nachbarn ohne eine andere Verbindlichkeit, als diese davon in Kenntniß zu setzen, wenn sie gegenwärtig waren, oder im Fall der Abwesenheit sie bei ihrer Rückkehr davon zu unterrichten. Streitigkeiten waren selten und wurden leicht beendigt; wenn die Parteien sie mit Hartnäckigkeit betrieben, so wurden sie durch Flintenschüsse geschlichtet. Hatte die Kugel von hinten oder in die Seite getroffen, so galt dieß für ein Zeichen der Tücke, und man zerschmetterte dem Urheber der vermeinten Meuchelei den Kopf. Jedes Mitglied erhielt bei der Aufnahme in den Bund

einen kriegerischen Namen, der meistens auf seine Nachkommen forterbte.

Ein Hemde, gefärbt mit dem Blute der auf der Jagd erlegten Thiere, schmutzige Pluderhosen, die in Gestalt einer Schürze herabschlotterten, ein gürtelartiges Leder, in dem ein kurzer Säbel nebst mehrern Messern hing, ein Hut, der nur vorn eine Krempe hatte, wo er aufgeschlagen war, Schuhe ohne Strümpfe: dieß war der Anzug der Boucanier. Ihr Ehrgeiz beschränkte sich auf den Besitz einer Meute von 25 bis 30 Hunden und eines Gewehrs, das Kugeln von dem Gewichte einer Unze trug; dieses tüchtig zu handhaben, und jene gut zu führen, war ihr erstes Bestreben.

Sie betrieben keine andere Beschäftigung, als die Jagd der Stiere, die sich außerordentlich vermehrt hatten, seitdem sie von den Spaniern waren herübergebracht worden. Man zog den getödteten die Haut ab, und hielt mit der Jagd oft nicht eher inne, als bis man so viele erlegt hatte, als Jäger vorhanden waren. Dann kochte man einige Stücke Fleisch, und würzte sie mit Piment und Orangensaft; der Genuß des Brodes war unbekannt, Wasser das einzige Getränk. Die Beschäftigung blieb jeden Tag dieselbe, bis man so viel Häute zusammengebracht hatte, als man den Schiffen der verschiedenen Völker liefern wollte, welche diese Gegend besuchten. Die Häute wurden zum Verkaufe nach irgend einer Rhede getragen, und zwar von Söldlingen, die sich in Europa verkauft hatten, um während dreier Jahre als Sclaven in den Kolonien zu dienen. Einer dieser Elenden, dem seine Ernie-

drigung noch so viel religiöses Bewußtsein übrig gelassen hatte, um sich zu erinnern, daß der Sonntag zur Ruhe bestimmt ist, wagte sich gegen seinen Herrn, der ihn an diesem Tage jedesmal beladen fortschickte, mit der Vorstellung heraus, daß Gott diese Beschäftigung verboten habe durch die Worte: Sechs Tage sollst du arbeiten, und am siebenten ruhen. — Und ich, erwiederte der wilde Boucanier, ich sage: sechs Tage sollst du Stiere tödten und sie enthäuten, und am siebenten sollst du die Häute an das Ufer des Meeres tragen.

Leute von einem solchen Character, die in fortwährenden Anstrengungen und dabei alle Tage von frischem Fleische lebten, wußten nichts von körperlichen Schwachheiten und Uebeln; nur flüchtige Fieber, die den nächsten Tag vorüber waren, unterbrachen zuweilen ihre Jagden. Das Klima entkräftete sie aber mit der Zeit unter einem Himmel, der für eine so thätige Lebensweise zu brennend heiß war.

Außer dem Klima hatten sie indessen auch fast keinen andern Feind zu fürchten. Die spanische Kolonie war nur noch ein Schatten gegen die Zeit, als die Flüchtlinge von St. Christophe auf der Schildkröteninsel landeten. Versäumt, vergessen von dem Mutterlande, hatte sie selbst die Erinnerung ihrer frühern Bedeutsamkeit verloren; die wenigen Einwohner vergeudeten die Zeit im Müßiggang. Ihre Sclaven hatten kaum ein anderes Geschäft, als sie in ihren Hamaks *) zu schaukeln.

*) Hamaks sind große Stücke Zeuch, die an 4

Die Flibustier hatten, trotz ihrer abweichenden Beschäftigungen, mit den Boucaniers einen gemeinschaftlichen Ursprung. Wie diese ausschließend der Jagd der Stiere oblagen, so jene der Seeräuberei; dadurch unterschieden sie sich von einander. Sie bildeten kleine Banden von funfzig, hundert, hundert und funfzig Mann; eine größere oder kleinere Barke war ihre ganze Ausrüstung, auf ihr brachten sie sehr häufig Tag und Nacht zu, ausgesetzt allen Widerwärtigkeiten der Atmosphäre, in einem Raum, der kaum zu den nöthigen Schlafstellen ausreichte. In vollkommener Unabhängigkeit haßten sie jede gegenseitige Einschränkung, welche der Zustand der Geselligkeit für das gemeinsame Beste mit sich führt; die Gewalt, die sie ihrem Anführer einräumten, erstreckte sich nicht weiter als bis auf die Macht des Befehls, so lange der Kampf dauerte; war er vorüber, so sank Alles in die größte Verwirrung zurück. Wie die Wilden ohne Furcht vor Mangel, ohne Sorge für Unterhalt, litten sie oft vom grausamsten Hunger und Durst; aber die Noth gab ihrem Muthe einen desto kühnern Schwung. Der Anblick eines Schiffes versetzte sie in eine Art von Wahnsinn und trieb sie augenblicklich zum Angriff. Ihre Tactik bestand in der Kunst des Enterns. Die Kleinheit ihrer Fahrzeuge und die Art, sie zu regieren, schützten sie vor der feindlichen Artillerie. Die Schützen auf dem Vorder-

---

Zipfeln aufgeknüpft werden, und so, wie auf den Schiffen die Hangematten, in den warmen Gegenden von Amerika zu Betten dienen.

theile beschossen die Stückpforten mit so ausnehmender Geschicklichkeit, daß sie die besten, geübtesten Kanoniere in Verwirrung brachten. Hatten sie einmal die Anstalten zum Entern getroffen, so konnte ihnen selten ein noch so großes Schiff entschlüpfen oder widerstehen.

In Zeiten der Noth griffen sie die Schiffe aller Nationen ohne Unterschied an, die spanischen aber bei jeder Gelegenheit. Sie hatten den Spaniern unversöhnlichen Haß geschworen wegen der Grausamkeiten, welche von denselben an den Einwohnern der neuen Welt verübt worden waren. Zu dieser Erbitterung gesellte sich noch ein persönliches Rachgefühl, entsprungen aus dem Verbot der Jagd und des Fischfanges; zu beiden Beschäftigungen glaubten sie mit Grund ein natürliches Recht zu haben; denn obschon ihre Begriffe von Religion und Gerechtigkeit in vielen Fällen seltsam waren, so kann man doch nicht sagen, daß es ihnen gänzlich daran fehlte. Sie bestiegen nie ihre Fahrzeuge, ohne dem Himmel den Erfolg ihrer Unternehmung und den Untergang ihrer Feinde anempfohlen zu haben; sie kamen nie von ihren Rückzügen zurück, ohne Gott für ihren Sieg zu danken, und ihm für ausgeführte Hauptschläge ihre besondere Huldigung darzubringen.

In der ersten Zeit begaben sie sich auf die Schildkröteninsel, um, im Falle eines beträchtlichen Fanges, ihn daselbst zu theilen; in der Folge wandten sich die Franzosen zu gleichem Zwecke nach St. Domingo und die Engländer nach Jamaica. Jeder erhob die Hand, indem er zum Him-

mel emporblickte, und schwur, daß er nichts von der Beute entwendet habe. Wenn einer, was selten geschah, einen falschen Eid geschworen hatte, so setzte man ihn bei der ersten Gelegenheit auf eine wüste Insel aus, als einen der Gesellschaft unwürdigen Verräther. Bei der Theilung wurden die Tapfern, die verstümmelt zurückkehrten, zuerst bedacht. Der Verlust eines Arms, einer Hand, eines Beins, eines Schenkels wurde mit 200 Rthlr. bezahlt; wer im Kampfe ein Auge, einen Finger, eine Zehe eingebüßt hatte, erhielt nur die Hälfte der angeführten Summe. Alle Verwundete bezogen während zweier Monate täglich einen Thaler zum Behufe ihrer Verpflegung; konnte man aus Mangel diese unverbrüchliche Verpflichtung nicht erfüllen, so trat die Mannschaft einen neuen Zug an, um von dem Ertrage der Beute die haftende Schuld zu tilgen.

Nachdem man so die Ansprüche der Gerechtigkeit und Menschlichkeit befriedigt hatte, wurde die noch übrige Beute in so viele Loose getheilt, als die Zahl der gesunden Flibustier betrug. Der Anführer hatte nach der bestehenden Ordnung nur ein Recht auf ein einziges Loos gleich seinen Genossen; er empfing aber als Geschenk drei bis vier, oder noch mehrere, je nachdem man mit seiner Leitung oder persönlichen Tapferkeit mehr oder weniger zufrieden war. War das Fahrzeug nicht Eigenthum der Mannschaft, so bekam derjenige, der es mit Kriegs- und Mundvorräthen ausgerüstet hatte, ein Drittel der Beute. Die Gunst hatte keinen Einfluß bei diesen Theilungen; das Loos entschied durchgängig,

und die Strenge der Gerechtigkeit erſtreckte ſich ſelbſt bis auf die Todten. Man gab den Antheil derſelben ihren ehemaligen Kameraden, weil dieſe nach dem Geſetze der paarweiſen Vereinigung den Verſtorbenen beerbten. Hatte der letztere keinen Gefährten, ſo wurde der ihm gebührende Betrag an ſeine Verwandten ausgeliefert, wenn dieſe bekannt waren; widrigenfalls vertheilte man denſelben an die Armen und Kirchen, denen damit die Pflicht der Fürbitte zufiel.

Hatte man ſich aller dieſer Verbindlichkeiten entledigt, ſo begann das ausgelaſſenſte Volleben. Der raſende Genuß des Spiels, des Weins, der Weiber, kurz alle Ausſchweifungen endigten nur mit dem erworbenen Ueberfluſſe. Ohne Kleider und ohne Lebensmittel erſchienen dann dieſelben Leute wieder auf dem Meere, das ſie erſt kurz vorher bereichert hatte. Der neue Gewinn nahm denſelben Weg wie der frühere. Zahlloſen Gefahren ausgeſetzt, ſagten die Flibuſtier, führen wir ein Leben, das völlig von der Weiſe der übrigen Menſchen abweicht. Wozu ſammeln, da wir morgen vielleicht nicht mehr ſind? Wir zählen nur auf den Tag, der uns gehört, nicht auf die Unſicherheit des kommenden; wir denken mehr daran, unſer Leben zu brauchen, als es zu erhalten. Damit ſuchten ſie ihre eben ſo unerhörte als tolle Vergeudung zu entſchuldigen.

Unter den Flibuſtiern haben ſich mehrere durch ihre außerordentlichen Thaten und ſeltenen Eigenſchaften einen berühmten Namen erworben. Montbar, ein Edelmann aus Languedoc, betrat dieſe

Laufbahn eines abenteuerlichen Heldenmuthes aus romantischem Schwindelgeist und brennendem Haß gegen die Unterdrückungswuth der spanischen Ansiedler. Als er einst bei einer dramatischen Belustigung einen Franzosen vorstellte, der einen Streit mit einem Spanier auszumachen hatte, entkam der Darsteller der letztern Rolle nur mit genauer Noth dem Tode, so gränzenlos schwärmte seine verwilderte Einbildungskraft in den Gedanken einer fanatischen Rache. Im Besitze eines Schiffes wollte er den Flibustiern seine Dienste anbieten; auf der Ueberfahrt griff er ein spanisches Fahrzeug an, enterte es mit seinen Leuten und durchtobte es zweimal mit dem Säbel in der Faust von einem Ende zum andern unter dem furchtbarsten Blutvergießen; bei Austheilung der Beute wies er jeden Lohn zurück, denjenigen ausgenommen, womit ihn der Anblick der zahlreichen erschlagenen Feinde beseligte, denn das Verderben der Spanier war sein Himmel. Montbar setzte später als Anführer der Flibustier durch seine unwiderstehliche Tapferkeit auch die kühnsten seiner Leute in Erstaunen, er blieb bei ihnen während seines ganzen Lebens; die Furcht der Spanier legte ihm den Namen des Vertilgers (Exterminador) bei.

Noch größern Ruf erlangte Morgan der Welsche, entsprossen aus einer angesehenen Familie in Glamorganshire, die er frühzeitig aus unruhigem Thatendrange verließ, um, nach der damaligen Art zu reden, sein Glück zu machen. Er schiffte sich nach Westindien ein, verdungen an einen

dortigen Pflanzer, dem er die vier festgesetzten Jahre treu diente; nach Verlauf derselben schloß er sich an die Flibustier an, und erhob sich bei ihnen schnell durch Muth und Talent. Seine erste große, sehr planmäßig ausgeführte That war die Einnahme von Porto bello, das später der Admiral Vernon nur mit vieler Anstrengung erobern und zerstören konnte. Unter den mannigfaltigsten Hindernissen zur See und zu Lande setzte sich Morgan in den Besitz von Panama, wo ungeheure Schätze aufgehäuft lagen. Hier verlor er sein Herz an eine Dame. „Mein Vermögen und meine Freiheit, welche von andern abhingen, habt ihr bereits" — so rief sie ihm entgegen — „aber für meine Ehre will ich selbst sorgen." Bei diesen Worten zog sie einen Dolch hervor, und wollte Morgan damit durchbohren; er wich dem Stoße glücklich aus, und so sehr ihn auch die Leidenschaft verzehrte, nahm er doch weiter keine Rache, sondern ehrte die muthige, tugendhafte Schönheit durch die schwerste Selbstüberwindung. Er entfernte sich so schnell von dem Gegenstande der heftigsten Neigung, daß seine Gefährten ihm nicht sogleich zu folgen vermochten. Nach dem zwischen England und Spanien geschlossenen Frieden siedelte er sich auf Jamaica an, entwickelte hier als Pflanzer den löblichsten Fleiß, und stieg als ruhiger Landwirth zu demselben Ansehen, das ihn als unternehmenden Seehelden ausgezeichnet hatte. Zum öffentlichen Zeichen der erworbenen Achtung und Zufriedenheit erhielt er Antheil an der Regierung der Insel, und später sogar die Stelle eines Gouverneur-Lieutenants

von Jamaica und den Ritterschlag. Er soll sich auch in diesen glänzenden Verhältnissen seinen verschiedenen Pflichten mit Eifer, Klugheit, Freigebigkeit und Milde unterzogen haben, wie denn das Auge der Unparteilichkeit auch in seinen Briefen den Mann von Kopf und Herz erkennen muß. Drei Jahre vor seinem Ende wurde er auf Ansuchen des spanischen Königs unter Jacob dem zweiten in den Tower gebracht; die Beschuldigungen gegen ihn müssen nicht schlagend gewesen sein, da man nicht wagte, ihm den Prozeß zu machen oder ans Leben zu greifen. Manche Schriftsteller haben bei der Schilderung dieses seltenen Kraftmenschen der Leidenschaft und dem Interesse ihres Landes Gehör gegeben; sie stellen Morgan nicht selten als ein wüthendes Ungeheuer dar, fremd allen Empfindungen der Menschlichkeit; wenn es aber auch Schattenzüge in seinem Leben giebt, die von einer räuberisch hausenden Gesellschaft unzertrennlich sind; so soll man darüber doch auch nicht die Lichtseiten seines originellen Characters vergessen.

Ein anderes berühmtes Haupt der Flibustier war Peter, zubenannt der Große. Mit einem einzigen Schiffe, das nur 28 Mann an Bord hatte, besiegte er einen spanischen Viceadmiral.

Noch verdient van Horn, aus Ostende gebürtig, eine besondere Erwähnung. Seine Tapferkeit erhöhte er noch durch den Ruhm strenger unerbittlicher Mannszucht; er führte den Befehl über eine Fregatte, die sein Eigenthum war. In der Hitze des Kampfes schien er allgegenwärtig zu sein; bemerkte er, daß jemand bei dem unerwarteten Don-

ner einer Kanone zusammenfuhr, so tödtete er ihn als einen Feigen auf der Stelle. Die Ehrfurcht vor seinem alles zermalmenden Muthe stieg bei den Braven bis zur Vergötterung; sie fand in der Großmuth, mit welcher er die Beute theilte, noch einen andern Nahrungsstoff der Bewunderung.

Die Niederlassung dieser Abenteurer auf der Schildkröteninsel beunruhigte den Hof von Madrid. Aus Furcht vor dem weitern Fortschreiten so kühner Nachbarn hatte er den Befehl gegeben, die neue Kolonie zu zerstören. Der spanische Anführer wählte für die Ausführung dieses Auftrags einen Zeitpunkt, wo die meisten und tapfersten Bewohner der Schildkröteninsel auf dem Meere oder auf der Jagd waren; er ließ die Zurückgebliebenen oder Zerstreuten hängen oder über die Klinge springen, mit aller der Grausamkeit, die damals den spanischen Namen schändete; hierauf zog er ab, ohne eine Besatzung zurückzulassen, überzeugt, daß die eben vollzogene Rache eine solche Maßregel der Vorsicht nicht erheische.

Als die Banden der Boucanier und Flibustier die Vorgänge auf der Schildkröteninsel erfuhren, und zugleich vernahmen, daß man auf St. Domingo ein fünfhundert Mann starkes Corps zu ihrer weitern Verfolgung bilde; so sahen sie ein, daß sie ihrem Untergange nur durch eine innigere und festere Verbindung ausweichen konnten. Jeder opferte demnach seine persönliche Unabhängigkeit der gemeinschaftlichen Sicherheit auf; der Engländer Willis, der sich durch seine Klugheit und Tapferkeit bei mehrern Gelegenheiten ausgezeich-

net hatte, trat an die Spitze der neuen strengern Ordnung. Unter diesem Anführer wurde die Schildkröteninsel gegen Ende des Jahres 1638 wieder erobert, und um diesen Besitz für die Zukunft zu sichern, legte man Festungswerke an.

Die Verfassung der Kolonie, welche nun eine regelmäßige Gestalt annahm, führte Zerwürfnisse herbei, die sie in den Zeiten der Gesetzlosigkeit nicht gekannt hatte. Die Franzosen empfanden bald die Parteilichkeit des Nationalgeistes. Willis, der, um die Herrschaft des Gesetzes zu gründen, eine beträchtliche Zahl seiner Landsleute herbeigezogen hatte, behandelte die übrigen Kolonisten als Unterthanen. Der Befehlshaber de Poinci, Generalgouverneur der Inseln im Winde, benachrichtigt von den Klagen der französischen Flibustier, ließ auf der Stelle von St. Christophe vierzig Mann aufbrechen, zu denen noch funfzig als Verstärkung von der Küste St. Domingo stießen. Dieser bewaffnete Haufen landete auf der Schildkröteninsel, und in Verbindung mit den Ansiedlern aus ihrem Volke forderten sie die Engländer auf, sich zu entfernen. Diese, welche ein so unerwartetes und kräftiges Verfahren in Verwirrung setzte, und die stolze Zumuthung als Beweis einer größern nachrückenden Macht ansahen, räumten die Insel, um nie wieder auf dieselbe zurückzukehren.

Das einzige Hinderniß, welches der Sicherheit der neuen Kolonisten in den Weg trat, war die spanische Regierung in den Antillen. Die Corsaren, welche täglich von der Schildkröteninsel auslieffen, verursachten derselben beträchtliche Verluste.

Ihre Ehre verlangte eben so sehr als ihr Vortheil die Erdrückung des Feindes in der Wiege seines Wachsthums. Dreimal gelang es den Spaniern, sich der Insel zu bemächtigen, die den gefährlichen und verwegenen Freibeutern als Zufluchtsort diente, und dreimal wurden sie wieder von derselben vertrieben; endlich blieb sie im Besitz der französischen Ansiedler, die sie so lange behielten, bis sie auf St. Domingo dergestalt Fuß gefaßt hatten, daß eine so kleine Niederlassung ihnen nicht mehr wünschenswerth sein konnte.

Die Fortschritte der Sieger waren langsam; nur erst 1665 richtete der Mutterstaat seine Blicke auf dieselben. Freilich schwärmten mehrere Seeräuber und Jäger von einer Insel zur andern, aber die Zahl der Anbauer, in denen die eigentliche Kraft der Kolonie bestand, stieg nicht über 400. Man fühlte die Nothwendigkeit einer stärkern Ansiedelung. Bertrand Dogeron, ein unbemittelter Edelmann aus Anjou, erhielt um diese Zeit die Leitung der Kolonie; man konnte das schnellere und kräftigere Gedeihen derselben in der That keinem tauglichern Manne anvertrauen. Spanien faßte von nun an ernstlichere Besorgnisse für den fortdauernden Besitz der Insel; denn die Berührung mit einer bedeutenden Macht des europäischen Festlandes schien bei weitem gefährlicher, als die Nähe herumschweifender Rotten, die keine feste Eroberung, sondern nur eine flüchtige Beute suchten.

Frankreich war übrigens nicht der einzige Feind, den Spanien in Westindien zu fürchten hatte; schon 1655 war eine englische Expedition auf Ver-

anstaltung Cromwells nach den Antillen abgegangen und vor der Stadt St. Domingo zum Angriffe erschienen. Die Einwohner hatten sich bei dem Anblicke des zahlreichen Geschwaders, das Penn befehligte, und der 9000 Mann starken Landungstruppen, die Venables anführte, in die Wälder geflüchtet; die Fehler des Feindes machten den Einwohnern Muth; sie kehrten zurück und zwangen die Engländer zu einem schimpflichen Abzuge. Die Insel dankt ihre Rettung hauptsächlich den verkehrten, unzusammenhängenden Maßregeln des Feindes.

Dogeron hatte funfzehn Jahre als Seesoldat gedient, ehe er zum ersten Male in der neuen Welt auftrat; seit seiner Ankunft bis zum Jahre 1665, wo er Gouverneur der Kolonie wurde, war er trotz der besten Entwürfe in der Schule des Unglücks mannigfach geprüft worden; seinen klugen und standhaften Betragen unter den mißlichsten Verhältnissen, so wie der Achtung und Zuneigung seiner Landsleute auf St. Domingo und der Schildkröteninsel, verdankte er seinen gegenwärtigen Posten.

Er schlug den Sitz seiner Regierung auf der Schildkröteninsel auf. Hispaniola zählte damals ungefähr 14,000 Spanier, Mestizen oder freie Mulatten; die Zahl der Sclaven war weit ansehnlicher, die zweitausend Flüchtlinge ungerechnet, die in den Wäldern lebten. Die Hauptstadt St. Domingo enthielt etwa 500 Häuser; man hatte jene seit dem feindseligen Versuche der Engländer mit Mauern umgeben; drei Festen dienten zu ihrer Vertheidi-

gung, wovon noch eine übrig ist, natürlich in sehr verändertem Zustande.

St. Jago war nächst St. Domingo der einzige bedeutende Platz, bevölkert von Kaufleuten und Arbeitern.

Die französischen Besitzungen umfaßten einen schwachen Streifen der Nord- und Westküste. Die Schildkröteninsel war noch immer der Haupt- und Mittelpunkt für die Entwickelung der Kolonie. Gegen den Friedenshafen zu hatte man angefangen, den Boden urbar zu machen; der Hafen Margot zählte einige Bewohner, die sich mit dem Anbau des Orleansbaumes und des Tabaks beschäftigten. Leogane, wo sich die Holländer einige Jahre vorher niedergelassen hatten, und woraus sie von den Spaniern waren vertrieben worden, diente den Corsaren gleichfalls zum Schutze; indessen wog die beste dieser drei Niederlassungen den schlechtesten Flecken der spanischen Besitzungen nicht auf, und dennoch bedrohten jene schon die letztern.

Die Ernennung eines französischen Gouverneurs erneuerte und steigerte die Unruhe des spanischen Kabinets; es schickte sich wieder, aber etwas spät, zum Widerstande gegen die Fortschritte der Flibustier an.

Ein alter flamändischer Offizier Van Delmof wurde nach St. Domingo gesandt. Im Augenblicke seiner Ankunft entdeckte er einen beträchtlichen Haufen von Feinden, nahe bei Gonaives, in der sogenannten verbrannten Savane. Sogleich brach er an der Spitze von fünfhundert auserlesenen Leuten auf, in der Hoffnung, durch einen

schnellen Marsch die Ueberrumpelung zu vollenden. Ein Flibustier, der an dem Fluß Artebonite jagte, gewahrte die Spanier, welche fast am Ziele waren. Kaum hundert seiner Kameraden konnten in diesem entscheidenden Augenblicke zusammengebracht werden; dennoch gingen sie auf die Spanier los, ohne sie zu zählen, tödteten Van Delmof nach den ersten Schüssen, und nachdem sie, ohne einen Fuß breit zu weichen, einen langen und furchtbaren Kampf ausgehalten, behaupteten sie zuletzt die Oberhand.

Zuweilen befleckte die Erbitterung und Siegestrunkenheit die glücklichen Waffen der Flibustier, oft war aber auch ihre Grausamkeit ein Werk erzwungener Gegenwehr.

Dieser lebhafte und blutige Krieg, gewöhnlich günstig für die Franzosen, versetzte ihnen mitunter auch empfindliche Schläge; denn mehr als einmal wurden sie von den Spaniern überfallen und niedergemacht, wenn sie diesen oder jenen erhaltenen Vortheil, nach ihrer gewohnten Weise, durch sorglosen und unmäßigen Genuß feierten. Dessenungeachtet traten die spanischen Niederlassungen mit jedem Tage gegen die französischen tiefer in Schatten zurück; als Ogeron mit ihrer Pflege beauftragt wurde, sollten diese endlich durch ihn einen Halt erlangen, der im Stande wäre, die Aufmerksamkeit des Kabinets von Versailles zu rechtfertigen. Die Aufgabe des Gouverneurs war sehr schwer. Es kam darauf an, wilde Seelen, die bis dahin in einer völligen Unabhängigkeit gelebt hatten, in die Bande der Ordnung zu fügen; Soldaten, die

nur im Raube ihr Vergnügen und ihre Ehre fanden, an Arbeit zu gewöhnen, und endlich dem Vorrecht einer ausschließenden Gesellschaft, die 1664 für alle französische Niederlassungen gegründet war und die indische hieß, Menschen zu unterwerfen, welche bis dahin einen freien Handel mit allen Völkern getrieben hatten. Es war nicht genug, alle diese Opfer zu erhalten; die Milde eines väterlichen Ansehens mußte auch neue Bewohner in ein Land locken, dessen Klima eben so verschrien als die Fruchtbarkeit desselben noch unbekannt war.

Dogeron trotzte im Gefühl seiner Kraft der Meinung aller Kleinmüthigen, die an dem Gelingen seiner Unternehmung zweifelten. Durch seinen frühern Umgang mit eben den Leuten, die er jetzt regieren sollte, hatte er die Mittel gelernt, sie zu gewinnen. Die Flibustier, getäuscht in den Hoffnungen, die sie auf ihre Unterhandlungen mit Frankreich gesetzt hatten, waren entschlossen, vortheilhaftere Küstengegenden aufzusuchen. Dogeron hielt sie zurück, indem er ihnen den Antheil an der Beute überließ, auf welchen er vermöge seiner höhern Stellung ein Recht hatte; zugleich wirkte er ihnen bei den Portugiesen die Vollmacht aus, auf die Spanier Jagd machen zu dürfen, selbst nachdem diese beiden Völker Frieden geschlossen hatten. Dieß war das einzige Mittel, dem Vaterlande Menschen zu gewinnen, die weit eher bereit waren, dessen Feinde zu werden, als dem Plündern zu entsagen. Die Boucaniers oder Jäger, die sich nur Unterstützung wünschten, um Wohnungen anlegen zu können, erhielten zinsfreie Vorschüsse aus seiner

Kasse oder durch seinen Credit. Die Landbebauer, an denen er mit besonderer Vorliebe hing, ermunterte er durch alle Begünstigungen, die seiner erfinderischen und belebenden Thätigkeit zu Gebote standen.

Diesen glücklichen Veränderungen fehlte nichts als ein fester Bestand. Es gab in der neuen Niederlassung nicht ein einziges Frauenzimmer, sie konnte ohne Verbindung mit dem zweiten Geschlecht auf die Länge unmöglich dem Untergange ausweichen. Diese unvermeidliche Gefahr erkannte Dogeron sowohl in ihrer Nähe als Größe. Um die Liebe zum Eigenthum bei diesen Leuten zu wecken, denen die Gegenwart Alles und die Zukunft nichts galt, suchte er sie mit dem Genusse des Familienlebens zu befreunden. Er forderte vom Mutterlande Weiber für sie; man sandte funfzig herüber, und fügte die Versicherung hinzu, daß man noch andere bewegen würde, dem Beispiele dieser Vorgängerinnen zu folgen. Die Zahl derselben war zu klein, als daß sie hätte ausreichen können; eine Vertheilung würde Eifersucht unter den Kolonisten und Haß gegen den Gouverneur erregt haben; Dogeron wußte sich zu helfen; das Recht zu heirathen wurde öffentlich versteigert und jedes neu angekommene Frauenzimmer mit dem Meistbietenden verehlicht.

Nur auf diese Weise, sagt Raynal, ließ sich die ungestümste Leidenschaft befriedigen, ohne Streitigkeit zu erregen und das Blut des Menschengeschlechts fortpflanzen, ohne es zu vergießen. Nach und nach mehrten sich die einwanderuden Frauen-

zimmer, die Heirathen wurden durch sie weniger selten und kostspielig, aber bei diesem Bevölkerungsplane mußte nothwendig der wohlthätigste Zweck desselben verloren gehen. Die neuen Kolonisten erwarteten aus ihrem Vaterlande Lebensgefährtinnen, die im Stande wären, Achtung und Neigung einzuflößen; allein Frauenzimmer aus gesitteten und arbeitsamen Familien hatten einem so weiten und abenteuerlichen Rufe zur Ehe nicht folgen wollen, aus Furcht vor den Gefahren der Ueberfahrt, des zehrenden Klima's und einer gänzlichen Unbekanntschaft mit den Männern, die ihrer harrten, und welche ihnen die Zunge des Gerüchts keineswegs in anziehenden Farben schildern mochte. Der größte Theil der weiblichen Ankömmlinge bestand sonach aus Lustdirnen, dem Auswurfe Frankreichs; mehrere unter ihnen schlugen die Ehe aus Liebe zur Ungebundenheit aus, und verpflichteten sich nur auf drei Dienstjahre. Diese Art, das Mutterland durch Ansteckung der Kolonie zu reinigen, zog so große Unordnungen nach sich, daß man von diesem verderblichen Hülfsmittel abstand, aber ohne den dringenden Bedürfnissen, die man dadurch hatte befriegen wollen, auf eine andere und zweckmäßigere Weise entgegen zu kommen. Diese Versäumniß hielt nicht nur die Fortschritte der Bevölkerung auf, sondern verschlimmerte auch den sittlichen Zustand der Insel, der durch jene verworfenen Frauenzimmer mit einer Auflösung aller Zucht und Scham drohte. Was würde Dogeron nicht unter günstigern Verhältnissen gelungen sein, da seit seiner Ankunft binnen vier Jahren, trotz so vieler und großer

Hemmungen, die Zahl der Kolonisten von 400 auf 1500 gestiegen war? Die meisten kamen aus Frankreich, in der Hoffnung, ihr Glück zu machen; einige wollten den Folgen ihrer unregelmäßigen Aufführung entgehen, oder Besserung versuchen.

Die neuen Einwohner setzten sich längs der Nordküste zwischen dem Friedenshafen und dem Hafen von Margot fest; dieser Theil der französischen Besitzungen war damals am meisten bevölkert, und hat diesen Vorzug auch in den spätern Zeiten behauptet.

In dem Maaße, als die Kolonie gedieh, nahm auch die Erbitterung der Spanier zu, und mit dieser Erbitterung wuchsen auch auf Seiten des Feindes die Kräfte des Widerstandes. Lange hatte er sich begnügt, sein Besitzthum zu vertheidigen; jetzt dünkte er sich stark genug zu größern Dingen. Im Jahre 1669 beschloß der französische Gouverneur, der nach der Eroberung der ganzen Insel trachtete, St. Jago, die zweite spanische Stadt zu nehmen; er beauftragte mit dieser Unternehmung Delisle, einen Anführer aus den Reihen der Flibustier, einen Mann von Muth und Erfahrung. Dieser setzte sich mit 500 Freiwilligen in Marsch, denen die Ausführung des überraschenden Schlages Ruhm, Gefahren und Beute versprach. Sie zogen nach ihrer Landung in Puerto-di-Plata wohlgeordnet gegen St. Jago, drangen glücklich durch die gefährlichen Engpässe, deren leichte Vertheidigung der Feind aus Furcht aufgegeben hatte, und gelangten bald darauf zu der von den Einwohnern verlassenen Stadt. Von diesem Punkte sandte Delisle ein-

zele Haufen in die Wälder, machte Gefangene, die bald darauf theuer ausgelöst wurden, und nach unermeßlichen Verwüstungen schlug er wieder den Weg nach Puerto-di-Plata ein, mit einem Gewinn von 25,000 Piastern, welche die Einwohner von St. Jago hatten zahlen müssen, um ihre Stadt vor den Flammen zu bewahren. Diese Summe wurde getheilt; jeder Soldat erhielt 100 Thaler.

Das folgende Jahr zeichneten weit wichtigere Vorfälle aus, an denen der Haß der Spanier keinen Theil hatte, uud die dennoch die Kolonie in die bedenklichste Lage versetzten.

Dogeron hatte beim Antritte seiner Verwaltung die Hoffnung begünstigt, daß die ihm unterworfenen Häfen den Fremden nicht verschlossen werden würden. Auf Befehl der französischen Regierung mußte er der obenerwähnten indischen Gesellschaft Vortheile einräumen, die endlich den Handel der Insel ausschließend in ihre Hände brachten. Das Glück machte dieselbe ungerecht; sie verkauften die Waaren um zwei Drittel theurer, als sie bisher bei den Holländern gegolten hatten. Dieses verderbliche Vorrecht empörte die kriegerisch gesinnten Kolonisten, in denen die Erinnerung ihrer frühern Freiheit und Kraft noch mächtig fortlebte; sie griffen zu den Waffen, und legten sie nur erst nach einem Jahre voller Unruhen nieder, unter der Bedingung, daß alle französische Schiffe die Freiheit haben sollten, mit ihnen zu handeln, wenn die Kompagnie fünf Procent beim Landen und Absegeln als Entschädigung erhielte. Dogeron, der diesen gütlichen Vergleich getroffen hatte, setzte sich in Besitz

zweier Schiffe; sie hatten zwar zum Scheine die Bestimmung, den Absatz seiner Producte in Europa zu vermitteln, dienten aber in der That mehr zum Besten der Kolonisten, als zu seinem eignen Gewinn. Für eine mäßige Fracht nahmen sie ohne Unterschied Privatgüter mit. Kamen sie aus Europa zurück, so ließ der edelmüthige Gouverneur die Ladung vor den Augen des Publicums ausstellen; jeder nahm, was er brauchte, nicht bloß für den ursprünglichen Kaufpreis, sondern auf Credit ohne Interessen, und selbst ohne schriftliche Gewährleistung. Dogeron wollte durch den Beweis eines solchen Zutrauens die Gemüther veredeln und erheben, indem er keine andere Bürgschaft als das bloße Wort annahm. Der Tod überraschte ihn in Paris am Ende des Jahrs 1675. Es war sein Lieblingsplan gewesen, die ganze Insel der französischen Herrschaft zu unterwerfen, die Gleichgültigkeit der Minister widerstand diesem entscheidenden Schritte, zu dem er sie noch in seinen letzten Augenblicken hatte bewegen wollen. Ungeachtet zahlloser Gelegenheiten, sich zu bereichern, ließ er als Erbschaft nichts zurück, als das Muster seiner weisen und menschenfreundlichen Verwaltung und schwer zu vollendenden Unternehmungen. Die beste Lobrede auf ihn bleibt die tiefe und allgemeine Trauer, welche sein Verlust in der Kolonie erregte.

Er hatte seinen Neffen Pouancey zum Nachfolger. Dieser war nicht so groß als Dogeron, sagt ein glaubwürdiger Geschichtschreiber, weil er mehr aus Nachahmungsgeist als aus Charakter in die Fußstapfen des Vorgängers trat. Die Menge, die

an der äußern Erscheinung hängt, faßte den tiefern Unterschied nicht und schenkte zu ihrem Glück dem neuen Gouverneur dasselbe Vertrauen, wie dem verstorbenen.

Als Ponancey die Verwaltung von St. Domingo übernahm, blühte die französische Niederlassung vorzüglich an der Bai von Samana; der größte Theil der Bevölkerung drängte sich dort zusammen. Der Gouverneur bemerkte, daß sie selbst leichten feindlichen Angriffen nicht widerstehen konnte; er versetzte deswegen die Bewohner derselben in die Ebene des Cap français, und von dieser Zeit war hier der Sitz der Regierung.

Nicht nur die Spanier strengten sich an, den Theil der Insel wieder zu erobern, den sie an die Franzosen verloren hatten, sondern auch die Empörungen der Neger wurden häufiger, und verwikkelten den Gouverneur mehrmals in große Gefahren. Padrejean, ein Schwarzer aus den spanischen Besitzungen, der von dort wegen eines Mordes entflohen war, gab zuerst als Rädelsführer das Zeichen zum Aufstande. Man hatte zuviel auf die Geduld und Sanftmuth der unglücklichen eingeschleppten Africaner gerechnet, die sich mit den übrigen Sklaven des Landes zusammenrotteten und weit umher Schrecken und Tod verbreiteten; sie verschanzten sich auf dem Berge Tarare mit Bäumen, und konnten nur durch Hülfe der stürmenden Flibustier überwunden werden. Die Liebe zur Freiheit und das Gefühl der erlittenen Mißhandlungen hatte sie zu den tollkühnsten Unternehmungen und zum hartnäckigsten Widerstande vermocht.

Wie es übrigens auch mit den Verdienſten Ponancey's ſtehen mag, er ließ die Colonie bei ſeinem Tode 1682 ungefähr in demſelben Zuſtande zurück, in welchem er ſie gefunden hatte, ohne daß man ihm beſondere Lobeserhebungen oder Vorwürfe machen kann.

Erſt nach Verlauf eines Jahres ſchickte die franzöſiſche Regierung einen neuen Gouverneur ab; er hieß de Cuſſy und galt für einen Mann von ausgezeichneten Eigenſchaften; dennoch konnten ſeine Talente in dem Geſchäfte der Verwaltung den Verfall der Colonie nicht hemmen. Die aus Frankreich abgeſandten Commiſſäre ſtrengten ſich vergeblich an, das Loos der Anſiedler zu verbeſſern; ſie waren nur im Stande, einige Feſſeln des Handels zu lüften. Die Knickerei der Miniſter war ein unüberſteigliches Hinderniß, an dem die beſten Abſichten und Entwürfe ſcheiterten. In den ſpaniſchen Niederlaſſungen war das Elend noch größer, als in den franzöſiſchen; die meiſten, wo nicht alle ſpaniſchen Coloniſten, trieben Seeräuberei und machten ganz vorzüglich auf die ſchlecht bemannten und ausgerüſteten ſpaniſchen Schiffe Jagd, weil ſie am leichteſten zu nehmen waren.

Endlich ſchien das franzöſiſche Miniſterium 1689 ſich über ſeine bisherige Apathie etwas erheben zu wollen; es fing an, die Eroberung von St. Domingo nach ihrem Werthe zu ſchätzen, und verſah zu dem Ende de Cuſſy mit Verhaltungsmaßregeln. Dieſer eben ſo tapfere als einſichtsvolle Mann ſetzte ſich ſelbſt an die Spitze von 8—900 Mann, unter denen viele Neger waren, und nach einigen Tage-

märschen drang er ohne Schwerdschlag in St. Jago ein, welches die Spanier bei der ersten Aufforderung mit ihrem Hausrath und den besten Habseligkeiten verlassen hatten, ohne viel mehr zurückzulassen, als vergiftete Getränke und Fleischspeisen, wie dieß der schnelle und gewaltsame Tod mehrerer französischen Soldaten bewies, die davon genossen hatten. Diese Abscheulichkeit entflammt den Unwillen der Sieger; sie schwören, die Stadt zu verbrennen, und nur mit Mühe erhält es Cussy von ihnen, daß die Kirchen und Klöster verschont werden. Dieses Unternehmen, das so glücklich angefangen hatte, zog im folgenden Jahre eine harte Wiedervergeltung herbei. Die aus St. Jago vertriebenen Spanier hatten sich vereinigt und richteten ihren Marsch auf Cap français. Cussy wollte einen Hinterhalt anlegen, aber gezwungen, besonders durch den unbesonnenen Widerspruch Franquesnay's, des Königslieutenants, trotz der unverhältnißmäßigen Truppenzahl im flachen Felde mit den fast dreitausend Mann starken Spanievn zu kämpfen, wird er geschlagen, verliert seine besten Offiziere, und bleibt selbst tödtlich verwundet auf dem Platze. Die Spanier hielten ihm eine furchtbare Leichenfeier, indem sie alles mit Feuer und Schwerd verwüsteten.

Auf die Nachricht von diesem Mißgeschick beeilte sich die französische Regierung sogleich, Cussy einen Nachfolger in der Person des Ducasse zu geben. Er kam am Ende des Jahres 1691 in St. Domingo an. Die französischen Besitzungen waren damals in einer mißlichen Lage; die Spanier sperr-

ten mit ihren zahlreichen Schiffen fast alle Häfen derselben, und zugleich trug ihre Landmacht, die wieder angriffsweise vordrang, jeden Tag irgend einen Vortheil über die französischen Waffen davon. Es gehörte viel Talent und Entschlossenheit dazu, um den anwachsenden Sturm zu beschwören, der gegen die Colonie losbrechen wollte; glücklicherweise war Ducasse der ihm anvertrauten Sendung gewachsen; er drängte den Feind im Innern der Insel zusammen, trieb die Schiffe desselben von den Küsten weg, und brachte die bewaffneten Boucanier, welche die schwierigen Umstände gegen die Franzosen benutzen wollten, zu ihrer Pflicht zurück.

Die Engländer, welche 1687 die Insel St. Christoph genommen hatten, glaubten, daß ihnen die Eroberung von St. Domingo nicht schwer fallen würde; allein zwei Jahre waren für das Genie des Ducasse genug gewesen, die Lage der Dinge völlig zu ändern. Er fühlte sich nicht nur stark genug, die Colonie gegen die vereinigten Anstrengungen der Spanier und Engländer zu vertheidigen, sondern er faßte auch noch den Plan, in Person die Engländer auf Jamaica anzugreifen. Das kühne Vorhaben wird 1694 ausgeführt. Die Franzosen landen auf Jamaica, plündern die dortige Colonie, und kehren mit einer reichen Beute an Indigo und andern kostbaren Producten zurück. Die Rache folgte den Glücklichen bald nach. Im Julius des folgenden Jahres drangen die vereinigten englischen und spanischen Eskadren, 24 Segel stark, mit 4000 Landungstruppen in die Bai von Mancenille ein,

wo sie noch eine Verstärkung von 2000 Mann aus der Stadt St. Domingo erhielten.

Den 29. Julius näherte sich die feindliche Flotte dem Cap und eroberte es unter Begünstigung eines großen Sturmes, der das Feuer der französischen Batterien löschte. Auch der Friedenshafen und die umliegenden Gegenden geriethen in die Gewalt des Feindes. Unter den Franzosen selbst gab es Verräther, welche die wichtigsten militairischen Punkte aufgaben, wenn man nicht annehmen will, daß Bestürzung und Verzweiflung sie zu feiger Unthätigkeit fortriß. Alles wurde eingeäschert. Die männlichen Gefangenen fielen den Engländern, die Weiber und Kinder den Spaniern zu, welche sie nach der Stadt St. Domingo schickten.

Ungeachtet dieser großen Vortheile trennten sich die Verbündeten einige Tage in Folge der Zwistigkeiten, die unter ihnen herrschten, und die bald darauf offen ausbrachen. Ducasse hatte es während des Kampfes weder an Muth noch Geschicklichkeit fehlen lassen; er erlag der Uebermacht und den Ränken; fast wäre er selbst den Siegern ausgeliefert worden, und zwar von denjenigen, die er geschworen hatte, bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen.

Und als ob die französischen Minister alle Besinnung und Urtheilskraft verloren hätten, so ertheilten sie ihm noch in demselben Jahre den Auftrag, Vorbereitungen für die Aufnahme der Colonisten von Saint-Croix zu treffen, welche diese Wohlthat der Gastfreundschaft durch ihre frühere Härte gegen die heimathlose Bevölkerung von St. Christophe schlecht verdient hatten. Der Krieg dauerte in den beiden folgenden Jahren fort, ohne zu einem bedeutenden Ergebniß zu führen, es blieb bei langsamen Unternehmungen und einigen Kanonenschüssen, welche die Schiffe gegen einander wechselten.

Ungeachtet der erlittenen schweren Unfälle dachte

Darstellung hervorleuchtet an der obigen Stelle seiner der Zeit. Denn die Idee der Gesamtheit prägte sich hier so stark und lebendig in der Vorstellung der einzelnen Glieder; sie lag so tief in den Gemütern von Jung und Alt, daß sie sich selbst in den Spielen der Kinder, wenn sie ernsthaft, bald die Rollen der Gesetzgeber und Richter, bald die Rollen der Gesetzlosen der Empörer, Räuber und Mörder, und dann selbst die Rollen der Ankläger, Zeugen und Richter, und endlich die Rollen der Vollstrecker des Urtheils und der Strafe, auf dem Schauplatze des Gymnasiums, wo sie sich versammelten, um Athleten-Übungen, die mehr auf die Stärke der Schenkeln, als der Schultern gerichtet waren, zum Gegenstande ihrer Wettspiele machten, und hinab bis zu den Knabenspielen, wo sie sich in Gruppen theilten, und Krieg führten und noch in gebildeten Städten, wie Athen erhielt es zum Beschäftigen der Jugend, und mit ihren Leibesübungen und Wettkämpfen in Verbindung zu setzen, daß sie Gesänge lernten, und sie in Chören vor dem Altare Apollinens, vor seinem Tempel singen und mit ihren Leibesübungen und mit ihren Tänzen begleiten mußten auf Befehl, so, daß sie, wie Plato sagt, Wettspiele feierten Gesänge zu verfassen. Die ganze Jünglinge, die auf der Jagd und dem Wurfe, Laufen und, der ertheilenden Gesetzkunde und Gesetzgebung, und der Gesetzvollstreckung, und der Gesetzverletzung, und der Strafe, und

Der Mittelstein war nicht bemalt, sondern nur matt; nach seinem Tode kam er nach der Familie seiner Tochter, der Frau von Hagen, und befand sich bei dem jetzigen Besitzer, dem Herrn Gustav, als Andenken an den Großvater, in dem Zimmer, worin der Verstorbene gestorben war. Die Seitenwände waren mit Kalk bestrichen, und hatten keine Bilder, auch an der Decke keine Malerei, sondern nur einen weißen Anstrich. Der Fußboden war mit Ziegelsteinen belegt, und die Fenster hatten keine Vorhänge. Der Verstorbene pflegte sich, wenn er sich zur Ruhe begeben wollte, auf das Bett zu setzen, und dann die Füße auf einen Schemel, der vor dem Bette stand, zu legen. Zwischen den Füßen des Schemels und dem Bette stand ein Nachttopf. Dieses Zimmer diente auch zu des Verstorbenen Arbeitszimmer, und hatte daher einen Schreibtisch, worauf Papier, Federn und Dinte lagen, und worin Briefe, Rechnungen und dergleichen aufbewahrt wurden. Der Verstorbene pflegte sich, wenn er sich zur Ruhe begeben wollte, auf das Bett zu setzen, und dann die Füße auf einen Schemel, der vor dem Bette stand, zu legen. Zwischen den Füßen des Schemels und dem Bette stand ein Nachttopf. Dieses Zimmer diente auch zu des Verstorbenen Arbeitszimmer, und hatte daher einen Schreibtisch, worauf Papier, Federn und Dinte lagen, und worin Briefe, Rechnungen und dergleichen aufbewahrt wurden. Der Verstorbene pflegte sich, wenn er sich zur Ruhe begeben wollte, auf das Bett zu setzen, und dann die Füße auf einen Schemel, der vor dem Bette stand, zu legen. Zwischen den Füßen des Schemels und dem Bette stand ein Nachttopf. Dieses Zimmer diente auch zu des Verstorbenen Arbeitszimmer, und hatte daher einen Schreibtisch, worauf Papier, Federn und Dinte lagen, und worin Briefe, Rechnungen und dergleichen aufbewahrt wurden.

die zitternden Bürger folgende Rede: „Wir wissen wohl, daß ihr uns als Leute ohne Treue, ohne Religion, und mehr für Teufel als für Menschen ansieht; die Beschimpfungen, deren ihr euch bei jeder Gelegenheit gegen uns bedient, beweisen uns laut eure Gesinnungen. Hier sind wir mit den Waffen in der Hand, und können uns rächen, sobald wir wollen, auch erwartet ihr ohne Zweifel die grausamste Rache; die Bläße eurer Gesichter zeigt es, und euer Gewissen muß euch sagen, daß ihr sie verdient."

„Wir wollen euch eines Bessern belehren und euch darthun, daß die verhaßten Namen, mit denen ihr uns belegt, uns nicht gebühren, daß sie einzig gegen den General gelten, unter dessen Befehlen ihr uns habt kämpfen sehen. Wir sind von dem Treulosen betrogen worden; denn wiewohl er allein unserer Tapferkeit die Eroberung eurer Stadt verdankt, so hat er sich dennoch geweigert, mit uns nach der übernommenen Verbindlichkeit zu theilen, und dadurch setzt er uns in die Nothwendigkeit, euch einen zweiten Besuch zu machen."

„Nur ungern sehen wir uns dazu gezwungen, und wir meinen, daß ihr unsere Mäßigung und Redlichkeit loben sollt. Wir bürgen mit unserm Wort dafür, daß wir uns zurückziehen werden, ohne die geringste Unordnung anzurichten, wenn ihr uns werdet fünf Millionen gezahlt haben; mehr verlangen wir nicht; aber wenn ihr auf einen so vernünftigen Vorschlag nicht hört, so giebt es kein Unheil, das euch nicht erwartet, und ihr könnt deswegen niemand anklagen, als euch selbst und den General Pointis, den ihr mit allen denkbaren Flüchen beladen möget."

Ein Mönch bestieg die Canzel und ermahnte die Einwohner, das angedrohte Unglück abzuwenden, und sich von der Gegenwart der Flibustier durch Aufopferung alles dessen zu befreien, was ihnen noch an Gold, Silber und Kleinodien übrig ge-

blieben war. Er drang umsonst in sie; ihre Habsucht war stärker als seine Beredtsamkeit, und der Ertrag der Einsammlung, die auf seine Rede folgte, erreichte bei weitem die verlangte Summe nicht.

Jetzt gingen die Flibustier über jedes Maaß hinaus, sie verbreiteten sich in den Häusern, drangen in die Kirchen, öffneten die Gräber, folterten die Einwohner, kurz, sie erneuerten alle die Gräuel, die der französische Admiral begangen hatte.

Müde endlich so vieler Barbareien, die ihnen nicht sonderlich viel eingebracht hatten, nahmen sie ihre Zuflucht zur List; sie forderten die beiden reichsten Einwohner vor. Als diese sich zu ihnen begeben hatten, hörte man von außen einige Schüsse, und sogleich verbreitete sich das Gerücht in der Stadt, daß diese Unglücklichen so eben erschossen worden wären, weil sie ihre verborgenen Schätze nicht hätten entdecken wollen, und daß gleiches Schicksal alle erwarte, die dasselbe Stillschweigen beobachten würden.

Diese Wendung der Dinge erschreckte diejenigen, welche die Beredtsamkeit des Mönchs nicht hatte bestimmen können. Noch an demselben Tage brachte man den Siegern über eine Million Piaster, und da diese nicht hoffen durften, mehr zu finden, so beruhigten sie sich und dachten an ihren Abzug; allein die vereinigten Eskadren der Engländer und Holländer begegneten ihnen auf dem hohen Meere; sie verloren einen Theil ihrer Fahrzeuge und Beute, und was gerettet wurde, erreichte in dem übelsten Zustande St. Domingo.

Während der Unternehmung gegen Carthagena versah der Graf du Boissy die Geschäfte eines Gouverneurs auf der Insel; er unterzog sich denselben mit eben so viel Eifer als Geschicklichkeit, und unterdrückte eine Empörung der Neger, zu welcher die Liebe und Hoffnung der Freiheit dieselbe ermuthigt hatte.

Der Zug gegen Carthagena bezeichnet ungefähr

die letzte Periode in der Geschichte der Flibustier, deren Untergang und Ausrottung offenbar im Plan der französischen Regierung lag, wie man aus den lebensgefährlichen Aufträgen sieht, zu welchen sie dieselben brauchte; sehr viele waren schon früher bei ähnlichen Verwendungen nach dem Südmeer umgekommen.

Die Lage der französischen Colonisten wurde auf St. Domingo mit jedem Tage beklagenswerther. Die Regierung schien sie völlig vergessen zu haben. Sie waren nicht weiter im Stande, den Spaniern den mindesten Widerstand zu leisten, und schon trafen diese Anstalten, die elenden Niederlassungen ihrer gesunkenen Nebenbuhler wegzunehmen, als die Nachricht von dem Ryßwicker Frieden auf St. Domingo ankam, und einen Strahl der Hoffnung in die Gemüther warf. Spanien trat, vermöge des abgeschlossenen Friedens, einen beträchtlichen Antheil von St. Domingo an Frankreich ab; allein die Drangsale, welche während so vieler Jahre auf den Colonisten gelastet, hatten auch die Zahl derselben sehr beträchtlich vermindert. Es war so weit gekommen, daß der südliche Antheil, einer der ausgedehntesten Besitzungen, kaum noch einige armselige Hütten enthielt, in welchen etwa gegen hundert Bewohner ihr trauriges, halb bewußtloses Leben hinschleppten.

Ende des ersten Bändchens.

Digitized by Google

Allgemeine

Historische Taschenbibliothek

für

Jedermann.

Eilfter Theil.

Geschichte des Freistaats von St. Domingo, (Hayti.)

Zweites Bändchen.

Dresden

P. G. Hilscherſche Buchhandlung.

1826.

Geschichte

des

Freistaats von St. Domingo,

(Hayti)

von

D. Ferdinand Philippi,

Großherzoglich Sächsischem Hofrath.

Zweites Bändchen.

Sä't in die Zeiten der Zukunft
Guten Saamen! Es reift das Gute, das Große
nur langsam,
Aber es reift gewiß zur herrlich erquickenden Ernte.
Conz.

Dresden

P. G. Hilscherſche Buchhandlung.

1826.

Digitized by Google

Dritte Periode.

Entstehung und Untergang einer Gesellschaft, welche die Wohlfahrt und Bevölkerung der Insel befördern sollte. — Blick auf die herrschenden Sitten und Regierungsgrundsätze.

Nach dem Frieden von Ryßwick schien sich endlich Frankreich zu erinnern, daß es Colonien habe; es spürte eine Anwandlung von Willenslust, den Zustand derselben zu verbessern. Da aber die meisten, wo nicht alle Handlungen der Minister, damals den Stämpel der Mittelmäßigkeit trugen, so wußten sie auch jetzt nichts anderes zu thun, als den südlichen Theil von St. Domingo auf den Zeitraum von dreißig Jahren an eine Gesellschaft abzutreten; sie erhielt den Namen St. Louis und gewann die erwähnten Besitzungen unter folgenden Bedingnissen. Sie sollte eine Kasse von 1,200,000 Franken bilden, und aus derselben einen Schleichhandel mit den Kolonisten des spanischen Antheils treiben; innerhalb fünf Jahren das abgetretene Gebiet mit 1500 Weißen und 2500 Schwarzen bevölkern; allen denen Ländereien überlassen, die dergleichen verlangen würden, und ihnen Sklaven verkaufen, die erst drei Jahre nachher bezahlt zu werden brauchten.

Diese Gesellschaft, deren Vorrecht darin bestand, in dem Theile der Insel, der ihr abgetreten worden war, ausschließend kaufen und verkaufen zu dürfen, erhielt sich bis 1720, wo sie ihren gänzlichen Untergang fand. Ihre Vorrechte gingen auf die indische Gesellschaft über, denn die Regierung kannte damals nichts als Pächter; ohne Einführung von Monopolen schien ihr die öffentliche Wohlfahrt unmöglich. Indessen machte der Anbau der Insel schnelle Fortschritte. Der Friede von Utrecht 1713 kündigte die Periode eines neuen dauerhaften Glücks an; von mehrern Seiten blühten fröhliche Hoffnungen auf. Da fiel plötzlich ein unerwarteter harter Schlag; alle Cacaobäume der Colonie gingen 1715 zu Grunde. Von Dogeron waren 1665 die ersten gepflanzt worden. Dieses Gewächs hatte sich seit der Zeit beträchtlich vermehrt, besonders an den westlich gelegenen Bergschluchten; einige große Pflanzungen enthielten bis 20,000 Bäume.

Dieser Verlust war unermeßlich; doch der günstige Fortgang des erneuerten und anderweitigen Anbaues schien ihn mit Wucher zu ersetzen, als 6 Jahre später die Colonie von neuen Unfällen heimgesucht wurde. Um 1720 ungefähr waren viele Colonisten, die ihre Jugend unter dem brennenden Himmel St. Domingo's zugebracht hatten, um sich ein glückliches Alter zu sichern, nach dem Mutterlande zurückgekehrt, mit bedeutenden Ladungsgütern, die sie hier gegen Geld umsetzen wollten. Die Bank des Schottländers Law war eben gegründet worden; ihre Producte wurden ihnen in Papieren bezahlt, die bei dem Umsturze jenes finan-

ziellen Luftschlosses in ihren Händen bis auf Nichts herabsanken. Dieses drückende Mißgeschick zwang sie, arm auf dieselbe Insel zurückzukehren, die sie reich verlassen hatten; sie mußten nun im vorgerückten Lebensalter die Stellen von Oeconomen bei denselben Personen nachsuchen, die früher in ihren Diensten gewesen waren. Der Anblick so großer Zerrüttungen verbreitete gegen das Lawsche System und die indische Gesellschaft, die man für diese unheilvolle Finanzoperation verantwortlich machte, den gerechtesten Abscheu. Es ist merkwürdig, daß St. Domingo die Anerkennung seiner Freiheit von Seiten der französischen Regierung fast einem eben so verderblichen Finanzplan, der Reduction der Renten, verdankt. Denn um diese Maßregel mit Nachdruck zu betreiben, stand man von dem Gedanken ab, die Insel wieder erobern zu wollen; unter günstigern Zeitumständen wäre man wahrscheinlich zum Kriege geschritten.

Die indische Gesellschaft hatte seit zwei Jahren den ausschließenden Negerhandel erhalten, unter der Verbindlichkeit, jährlich 2000 Schwarze herbeizuschaffen, während kaum ein fünfmal so starker Zufluß für die Bedürfnisse der Colonie hinreichte; auch erhöhte der Mangel an Sclaven den Preis derselben. Das Mißvergnügen brach 1722 gewaltthätig aus; die Colonisten griffen zu den Waffen, und kehrten sie gegen die Beamten, die durch ihren Uebermuth die Erbitterung gegen die Herrschaft des Monopols noch vermehrt hatten. Die Gebäude der indischen Gesellschaft wurden verbrannt, ihre Schiffe sollten nicht mehr zugelassen

werden. Der Gouverneur, der diese Unruhen beilegen wollte, wurde verhaftet, und der Aufstand nahm einen so drohenden Character an, daß die Empörer nur erst nach langen Unterhandlungen zu ihrer Pflicht zurückgebracht werden konnten. Der Herzog von Orleans, damals Reichsregent, gab ein großes Beispiel der Mäßigung; er litt nicht, daß die Urheber und Förderer des Aufruhrs aufgesucht und bestraft würden. Durch dieses Mittel beruhigte er die Gemüther viel schneller, als wenn er den Gegenkämpfen ein freies Feld geöffnet hätte; und seitdem schritt die Wohlfahrt der Colonie mächtig vor, ohne daß die folgenden Kriege dieselbe aufhielten. Das Jahr 1724, in dem die Bewegungen gegen das System der Gesellschaft aufhörten, schien dem Handel von St. Domingo glücklichere Zeiten zu versprechen. Indessen ging nur ein Theil der mit gutem Recht gehofften Verbesserungen in Erfüllung; der einzige Vortheil, der aus der neuen Ordnung der Dinge entsprang, bestand darin, daß von nun an sämmtliche französische Besitzungen nach denselben Handelsgesetzen regiert wurden, d. h. daß man allen Unterthanen der Krone Frankreichs freie Ein- und Ausfuhr erlaubte mit Vorbehalt der Rechte des Fiscus, die anfänglich von der Tonne 6 Franken betrugen. Ein Beschluß vom 9. December 1669 hatte diese Gebühr in fünf Procent des Waarenpreises verwandelt; im Junius 1671 waren diese auf drei herabgesetzt worden, und bei dieser Abgabe ist es bis zum Ausbruche der Revolution 1789 geblieben.

Eine Auflage von dieser Beschaffenheit wäre

nicht übermäßig gewesen, wenn die Verbotsgesetze gegen jeden fremden Handel die Herrschaft der Vorrechte nicht unter anderer Form zurückgeführt hätten, und eben die Vertilgung derselben sollte, wie es schien, durch die Aufhebung der den Gesellschaften bewilligten Patente erreicht werden. Es fand aber gegen sonst nur der Unterschied Statt, daß jetzt nicht mehr eine Privatgesellschaft die Erzeugnisse Westindiens für ihren Vortheil ausführte, sondern daß der ganze Handel Frankreichs bei diesem Monopol betheiligt war; und nach dem falschen Grundsatze, daß eine Colonie vor allen Dingen den Zwecken des Mutterlandes dienen müsse, wurde nur die Habsucht des letztern berücksichtigt, und die Beschwerde der erstern überhört.

Englands Beispiel und das Glück, dessen seine Colonien unter dem Bestande der Verbotsgesetze genossen, hatte die unüberlegte Annahme derselben in Frankreich herbeigeführt; es war der damaligen französischen Staatskunst genug, daß jene auf Jamaica Früchte trugen, um sie auch auf St. Domingo anzuwenden; und gleichwohl war die verhältnißmäßige Lage der beiden Staaten wesentlich verschieden. England, das die Häfen seiner Inseln den fremden Lebensmitteln und Erzeugnissen verschloß, besaß auf dem nordamerikanischen Festlande ausgedehnte, bevölkerte Gebiete, reich an Vieh, Bauholz und Eisenbergwerken; seine Flotten beherrschten das atlantische Meer, und sein Welthandel sicherte den Kaufleuten des Mutterlandes den Absatz derjenigen Lebensbedürfnisse, welche seine Colonisten in ihren Häfen den Neutralen nicht über-

lassen durften. Frankreich hatte umgekehrt auf dem amerikanischen Festlande nur Canada und Missisippi; beide Länder waren noch unbebaut, überaus schwach bevölkert, schlecht vertheidigt, ohne Canäle, ohne Hülfskräfte der innern Schifffahrt, und immerwährend bedroht von der ganzen Macht Englands. Dennoch hoffte Frankreich, daß diese beiden Colonien zur Versorgung seiner Zuckerinseln hinreichen würden, deren ergiebiger Boden alle Reichthümer hervorbrachte, diejenigen ausgenommen, deren Monopol beim Ueberflusse aller andern den Sieg des Elends vollendet. Missisippi und Canada sollten sämmtliche französische Besitzungen des westlichen Archipel mit Vieh, Reiß, Eingesalzenem, Geräthschaften versehen, und diese Länder hatten oft selbst nicht genug für den eigenen Verbrauch. In Kriegszeiten setzte dieses falsche System, das schon im Frieden verderblich war, die Colonien einer ununterbrochenen Einschließung aus. Als Frankreich 1745 über den Sieg bei Fontenoy jauchzte, waren die Inseln des neuen Indiens allen Schrekken der Huggersnoth preisgegeben. Diese Drangsale erneuerten sich 1756, als nach dem Aachner Frieden zwischen den europäischen Mächten der Krieg in helle Flammen aufloderte.

Man mußte auf den Inseln im Winde und auf St. Domingo für ein Faß Mehl, das noch lange nicht zwei Zentner wog, gegen 600 Franken zahlen, ein Stückfaß Bordeaurwein kostete bis auf 1200 Franken, also das Zehnfache des Preises im Mutterlande; dabei war der Centner Zucker auf 3 Franken gefallen, der Centner Kaffee galt nicht

viel mehr als zehn Franken, und ein Paar Schuhe hatten den Tauschwerth von 1500 Pfund rohen Zuckers.

Das Elend der Colonisten stieg mit der Anzahl ihrer Sclaven; sehr viele Pflanzer erlaubten ihren Schwarzen zu arbeiten, wo sie wollten, weil sie dieselben nicht mehr ernähren konnten; diese Unglücklichen starben aus Mangel an Beschäftigung größtentheils den Hungertod. Der Pariser Friede, der 1763 abgeschlossen und zufolge dessen Canada und Mississippi abgetreten wurde, schien den Zuckerinseln eine neue Ordnung der Dinge anzukündigen. Guadeloupe, Martinique, Grenade, St. Vincent, St. Lucie, von den Engländern seit einiger Zeit genommen, hatten sich damals ziemlich von ihren Verlusten erholt, ohne dieselben vergessen zu haben. St. Domingo, das jenen Eroberern entgangen war, stand auf dem Punkte, sie in seine Mitte zu rufen. Mehr als die Hälfte der Sclaven war umgekommen, der Boden ohne Anbau; die Verwaltung der Colonien konnte sich nicht zu einem offnen Bruch der Gesetze von 1727 entschließen; indessen zwang die klägliche Lage der Insel die Regierung zur Nachsicht gegen den Schleichhandel, der sich von allen Seiten festsetzte und ausbreitete.

Dieses Gegenmittel, oder vielmehr dieser Nothbehelf, konnte die Uebel der Colonie natürlich nicht in der Wurzel heben; die Folge davon war eine wachsende Unsicherheit der schwankenden Verhältnisse. Zahlreiche Gesuche ließen sich auf einmal vernehmen und drangen über's Meer, um die Un-

terdrückung eines Gesetzes zu verlangen, das so traurige Früchte trug. Man stützte sich bei diesen Forderungen besonders auf die Abtretung der Colonien auf dem Festlande, durch welche die Handhabung der früher festgesetzten Verbote gegenwärtig ihren Gegenstand verloren hatte.

Nach 2 Jahren ordnete der Staatsrath durch den Beschluß vom 29. Julius 1767 zwei Niederlagen in den französischen Colonien an, und erklärte für die Inseln im Winde den Hafen auf St. Lucie für neutral, so wie den des Molo von St. Nicolas für St. Domingo. Dem Fremden war bloß erlaubt, Reiß, Holz, Gemüse und lebendige Thiere einzuführen; Fleischspeisen, gesalzene Fische und Geräthschaften aller Art blieben nach wie vor ausgeschlossen.

Die Kaufleute innerhalb der Häfen traten laut gegen diesen Beschluß auf; ihre Klagen waren umsonst, die Verordnung wurde vollzogen.

Die Erfahrung bewies, daß man auf die genommenen Maßregeln zu viel gerechnet hatte. Der gehoffte Vortheil löste sich fast ganz in Nichts auf, weil man langsam zu Werke ging und die Küstenfahrt zwischen den verschiedenen Theilen der Insel und den beiden einzigen Häfen, wo das Auflagern erlaubt war, Schwierigkeiten hatte. Außerdem vertheuerten häufige Seeschaden, die Kosten eines doppelten Transports und die des Lagerns die Gegenstände sehr beträchtlich in Vergleich zu ihrem wirklichen Werth.

Der Schleichhandel, der jederzeit aus einer Ordnung der Dinge entsteht, die den Kaufpreis über

das Verhältniß des wahren Werths hinauftreibt, nahm einen neuen Umschwung auf Kosten des innern Handels der Inseln. Die Unerfahrenheit der Urheber des Beschlusses von 1767 gab sich in der Wahl des Molo von St. Nicolas noch fühlbarer kund; denn da ihn eine sechzig Meilen lange Strecke vom Cap trennte, so bot er den Wachtschiffen des Staatseigenthums keine Sicherheit dar, vorzüglich um die stürmische Zeit der Nachtgleichen, und außerdem erleichterte er die verstohlenen Unternehmungen der Schleichhändler.

Die Küstenfahrer, welche die Syrupe und Zukkerbranntweine der Insel nach der Rhede bringen sollten, nahmen unter diesem Vorwande soviel Zukker, Caffee, Indigo mit, als sie zusammenbringen konnten. Leute wie sie, von allen Klassen und allen Völkern, fügten den Colonisten der Ufergegenden beträchtlichen Schaden zu; sie verbreiteten sich längs der ganzen Küste, und kauften während der Nacht Lebensmittel, welche sehr oft die Sclaven ihren Heern gestohlen hatten. Einige unter ihnen entführten Neger in ihren Fahrzeugen und verschwanden, um diese Unglücklichen ohne Zweifel in den fremden Besitzungen des Archipels wieder zu verkaufen.

Als man sich für die Errichtung einer Niederlage am Molo von St. Nicolas entschied, schmeichelte man sich mit der Aussicht, daß die daraus entspringende Küstenfahrt für künftige Kriege eine Menge erfahrner Matrosen liefern würde; als aber die Feindseligkeiten zwischen Frankreich und England ausbrachen, wurden die Küstenfahrer, welche

die Hoffnung eines schnellen Gewinnes auf die Insel gezogen hatte, plötzlich unsichtbar. Ein Theil derselben bereicherte sich auf den feindlichen Kaperschiffen und erinnerte sich nur an die Gastfreundschaft der französischen Inseln, um die wohlbekannten Küsten derselben zu plündern.

Noch von einer andern Seite wurde der französische Hof in seiner Absicht getäuscht, auf diesem Wege den Preis derjenigen Waaren herabzudrücken, deren Einfuhr erlaubt war, und den Colonisten einen schnellen Absatz in Syrup und in den andern Erzeugnissen zu verschaffen, worüber dem Mutterlande kein Vorrecht eingeräumt worden war.

Die am Molo von St. Nicolas wohnhaften Kaufleute, vereinigt durch einen förmlichen Bund, bestimmten nach ihrem Vortheile und Gutdünken den Preis der eingebrachten Gegenstände, und sie hatten ihre Maßregel dergestalt genommen, daß kein fremdes Lebensbedürfniß in andere Hände als die ihrigen kommen konnte. Sie waren zugleich auch als Verwahrer aller aus dem Innern kommenden Tauschwaaren aufgetreten. Aus ihren Magazinen gingen die auswärtigen Lebensmittel in die Schiffe der Küstenfahrer, und aus diesen Schiffen in die Hände der Kaufleute des Cap über, die also erst das dritte Geschäft damit machten, und gegen einen zehnfach erhöhten Preis oft noch schadhaftes Gut erhielten. Die Syrupe nahmen im entgegengesetzten Sinne dieselben Wege; es geschah nicht selten, daß Reiß, wofür der Kaufmann des Molo, der es aus Neuengland bezog, 15—18 Franken bezahlt hatte, bei der unmittelbaren Verwendung

zum Genuß 60 bis 70 Franken kostete; und daß umgekehrt der Syrup, den der Colonist dem Kaufmann des Cap für den Tauschwerth von 25—30 Sous hatte hingeben müssen, im Molo von St. Nicolas beim Verkaufe bis auf 40 Franken stieg. In kurzer Zeit häufte sich das Vermögen auf diesem unbebauten Felsen und in dem Sitze der Regierung; aber der Wachsthum desselben fand nur Statt auf Kosten des öffentlichen Reichthums, und das Monopol, welches zwar auf einzelnen Punkten Reichthümer schuf, richtete nichts desto weniger die Colonie zu Grunde, indem es zugleich durch die Kostbarkeit der angelegten Fesseln den fremden Handel vertrieb.

Kurz, die Errichtung einer Niederlage auf dem Molo von St. Nicolas führte nicht alle die Vortheile herbei, die daraus hätten entspringen können, und verursachte große Uebel, besonders durch den Umstand, daß sie eine Menschenklasse unterhielt, die in Friedenszeiten die Diebstähle der Neger verhehlte, und während des Krieges den Feinden Frankreichs diente. So trat auch hier die Wirkung aller halben Maßregeln ein, dem Guten nur eine enge Thür zu öffnen, und den Mißbräuchen freien Lauf zu lassen.

Es dürfte schwer fallen, den Betrag des Schleichhandels, der von dieser Niederlage ausging, richtig zu schätzen, da die Lage derselben eine ununterbrochene genaue Bewachung unmöglich machte; auch griff diese zu keiner Zeit vollkommen durch. Man kann jedoch vielleicht ohne Uebertreibung für die im Schleichhandel gemachten Geschäfte 15 bis 20 Mil-

lionen Franken annehmen. Es ist übrigens zu bemerken, daß, ungeachtet dieses ungeheuern Eintrags, welchen der regelmäßige Handel erlitt, die Ausfuhr auf französischen Schiffen bis dahin zu keiner Zeit höher gestiegen war, wiewohl sie noch eine beträchtliche Steigerung erlaubte, hätte man umfassendere Gesichtspunkte genommen, und nicht durch die Beschränktheit derselben dem Betruge das Recht der Nothwehr aufgedrungen.

Man sollte meinen, der geringe Erfolg des Beschlusses von 1767 müßte die Regierung über die ihm anhaftenden Uebel schnell aufgeklärt und zu Gegenmitteln vermocht haben. Indessen verflossen acht Jahre, ehe man an eine Verbesserung dachte. Es ereignete sich um diese Zeit ein großes Unglück, das eine große Lehre geben konnte. Im Junius 1770 wurde die ganze Insel Domingo von einem Erdbeben erschüttert, wie keins seit Menschengedenken die Antillen heimgesucht hatte, wo dergleichen Naturereignisse eben nicht selten sind. Jede Erntehoffnung wurde vernichtet; fast nirgends waren die öffentlichen Gebäude und Privatwohnungen stehen geblieben. Port-au-Prince litt besonders von diesem entsetzlichen Mißgeschick. Diese kaum seit 20 Jahren gegründete Stadt wurde von Grund aus zerstört.

Alle Klassen des Volks und sämmtliche Behörden irrten in Staub- und Schwefelwolken auf den Trümmern umher, und stießen das Klaggeschrei der Verzweiflung aus. Mit Tagesanbruche trat die Furchtbarkeit ihrer Lage in ein noch helleres Licht; sie versammelten sich auf dem Regierungs-

platze; zahlreiche Gefangene, unter ihnen viele Rebellen, die dem Tode entronnen und der Freiheit wieder geschenkt worden waren, warfen sich dem Gouverneur und Intendanten zu Füßen. Die Sclaven boten, indem sie ihre Herren mit allen Zeichen des Schmerzes umringten, das rührendste Schauspiel dar, welches stärker für die Treue der einen, als für die Menschlichkeit der andern zeugte. Die Sclaven wurden seit dieser Schreckenszeit nicht besser behandelt, und die Gefangenen entweder in Freiheit gesetzt, oder Strafen überliefert, welche die erschütterte Natur, um einen fremden Ausdruck zu entlehnen, wie es schien, ihnen hatte ersparen wollen, indem sie die Mauern ihrer Kerker einstürzte.

Man fürchtete eine Hungersnoth und keine Empörung. Ein Bürger, dessen Eifer Lob verdient, schlug die Einschiffung nach Jamaika vor; er wollte sein Vermögen und seinen Credit — beide waren beträchtlich — zu Hülfsleistungen anwenden, aber die Capitäne der auf der Rhede liegenden Schiffe widersetzten sich mit der Erklärung, daß sie für 14 Tage Lebensmittel hätten, und daß während dieser Frist Schiffe aus Frankreich ankommen könnten, zu deren Nachtheil man dem Handel mit England keine Befugniß leihen dürfe. Man brauchte Zeit, um die Backöfen wieder herzustellen, die Capitäne wurden auf ihren Schiffen zu Bäckern, und vertheilten Brod ans Volk gegen versprochene Zahlung. Man achtete weder auf die Beschaffenheit, noch auf den Preis; jene war schlecht und dieser ausschweifend. Sobald als es Oefen gab, und man in der

Stadt wieder Brot backen konnte, steigerten die Capitäne den Preis des Mehls; es bedurfte der Gewalt und der Drohungen, um ihnen eine erträgliche Taxe abzudringen. Es gab viele Arme in der Stadt; die französischen Handelsagenten verlangten mit Wucher den Gelderſatz des Brotes zurück, welches unglückliche Familien in der Noth hatten borgen müſſen. Jene ſchritten auf allen Wegen ein; ſie nannten ihre Forderungen heilige Schulden, und weil man den Tag vorher ernährt worden war, ſo mußte man nach ihrer Meinung ohne Seufzer ſich für den folgenden Tag derjenigen Mittel berauben, von denen das Leben abhangt. Die Regierung mißbilligte zwar das Betragen derſelben, leiſtete ihm aber durch ihre Strenge Vorſchub; man murrte, aber man mußte zahlen, und dieſe Beklagenswerthen bekamen noch während ihres Aufenthalts unter Zelten die Weiſung zu hören, daß es bereits wieder Gefängniſſe gäbe.

Frankreich genoß damals auf allen Meeren der alten und neuern Welt einen tiefen Frieden, dennoch trafen auf St. Domingo in dieſem Jahre weniger Schiffe ein, als je. Die Coloniſten gaben dem Mutterlande Schuld, daß es auf die verwüſtende Trockenheit ihrer Inſel ein Augenmerk gerichtet, und deshalb gefürchtet habe, ſeine Fahrzeuge möchten von dort ohne Fracht zurückkehren, wenn man Lebensmittel zuführen würde.

Die unglücklichen Sclaven im Norden St. Domingo's litten die fürchterlichſte Hungersnoth; dieſe dehnte ihre Verheerungen auch auf die zugehörigen Ortſchaften von Fort Dauphin, Gros Morne, Jean

Nabel aus. Bei dem gänzlichen Mangel an Kabeljau und dem außerordentlichen Verluste an Vieh, welches eine schreckliche Seuche auf den Grasungen der Spanier hinraffte, fingen diese an, alle ihre kranken oder todten Thiere einzusalzen oder zu räuchern, und in die französischen Niederlassungen zu bringen. Diese Nahrung theilte den Sclaven den Keim der Krankheit mit, wovon das Vieh angesteckt war. Eine Art Pest verbreitete sich über das ganze benachbarte Gebiet der Spanier und der von ihnen betretenen Wege, so wie über die Gegenden, wo die Sclaven diese Giftspeisen gekauft hatten. In weniger als sechs Wochen kamen mehr als 15,000 weiße und schwarze Colonisten an dieser grausamen Krankheit um, und ihre verderbliche Wuth legte sich nur erst, als die oberste Verwaltungsbehörde, die Obrigkeit und die Einwohner alle ihre Kräfte gegen die Landplage vereinigten, welche die spanische Habsucht eingeführt hatte.

Außer den zahlreichen Opfern der Krankheit starben wenigstens 15,000 Neger vor Hunger, und die Flucht der Sclaven in die Wälder und Gebirge nahm in den nördlichen Besitzungen so zu, daß sie ernstliche Besorgniß für die Sicherheit der Colonie erregte.

Nach einem solchen Elende schien der Anbau des Zuckers aus Mangel an Arbeitern gänzlich aufhören zu müssen, auch den in den Pflanzungen noch übrigen Negern drohten die fehlenden Lebensmittel mit einem nahen Tode. Die Kaufleute in den französischen Häfen suchten sich, wegen der Hülflosigkeit, worin sie die Colonie gelassen, da-

mit zu entschuldigen, daß die Colonisten einen heimlichen Handel mit den Fremden trieben. Die Colonisten wälzten die Schuld ihrer Verbindungen mit dem Auslande auf die Nothwendigkeit der drückenden Lage, worein sie das französische Handelssystem versetzt hatte.

Von der einen Seite hörte man nicht auf, die Aufhebung der beiden erwähnten Niederlagen nachzusuchen, von der andern wünschte man wieder noch mehrere und besonders in Absicht auf die Oertlichkeit eine zweckmäßigere Wahl.

Zwischen den Abgeordneten des französischen Handels und des Colonialinteresse kam es zu Erklärungen, durch welche jede der streitenden Parteien ihren persönlichen Vortheil feststellen wollte; es war schwer, zwischen den entgegengesetzten Ansichten die rechte Mitte herauszufinden; die französische Regierung schwankte unentschieden und kraftlos von einer Richtung zur andern.

Der Krieg zwischen England und seinen nordamericanischen Colonien hatte damals einen lebhaften Fortgang; die Engländer bedeckten das atlantische Meer mit Fregatten, die fast alle englisch-americanischen Fahrzeuge wegnahmen, von denen St. Domingo einige Unterstützung hoffen konnte. Die Nordamerikaner, ganz mit ihrem Land- und Seekriege beschäftigt und gezwungen, ihren Fischfang und ihre Handelsschifffahrt aufzugeben, konnten nicht mehr bei so vielseitigen Gefahren auf die französischen Inseln und namentlich auf St. Domingo die Lebensbedürfnisse herbeischaffen, wie sie früher gethan hatten.

Im Jahre 1778 brach der Krieg zwischen England und Frankreich von Neuem aus. Das letztere schloß mit den abgefallenen Provinzen des englischen Amerika einen Vertrag. Man erinnerte sich an die Unfälle, welche während der Kriege von 1744 und 1756 über die Colonien gekommen waren; das Ministerium sah ein, daß die Zulassung der Neutralen in die Häfen des westlichen Archipels unumgänglich war, um den Lebensunterhalt der Küstenbewohner während einer Krisis zu sichern, die mit ihrem ganzen Gewicht zunächst auf jene fiel. Die Kaufleute der französischen Häfen, eifersüchtig darüber, daß ihnen ein Monopol entwunden werden sollte, das sie nicht mehr ohne Gefahr benutzen konnten, bewirkten den Widerruf des Befehls vierzehn Tage später, als er war bekannt gemacht worden. Sie versprachen den westlichen Handel, trotz des Krieges, mit Lebensmitteln zu unterhalten; aber alle ihre Schiffe geriethen in die Gewalt des Feindes; zwölftausend französische Matrosen kamen in den Gefängnissen Englands um, oder mußten gezwungen auf dessen Flotten Dienste nehmen; die Engländer griffen an Colonialwaaren für mehr als 150 Millionen Franken auf. Die ins Meer der Antillen geschickte Macht richtete die Colonien zu Grunde, ohne sie beschützen zu können; alles fehlte dort der Flotte und der Armee. Die Regierung mußte für Gegenstände von der ersten Nothwendigkeit das Vier- und Fünffache ihres wirklichen Werths bezahlen.

Dieses verderbliche System herrschte zwei Jahre, während dieser Zeit erneuerten sich in den Colo-

nien alle Unfälle der vorigen Kriege. An einigen Orten galt das Faß Mehl 500, ein Stückfaß Wein 800 Franken, ein Karst, der in Frankreich 20—22 Sous kostete, wurde mit 17 Franken bezahlt. Der Preis aller andern zur Arbeit in den Fabriken erforderlichen Werkzeuge stand in demselben Verhältnisse.

Das Ministerium wechselte und mit ihm der Kriegsplan. Auch das System für die Verproviantirung der Colonien erlitt eine Aenderung; man fühlte, daß die Kaufleute der Häfen eine unbesonnene Verpflichtung übernommen, und das Dasein der Colonie, so wie der Truppen und Schiffe in den Antillen gefährdet hatten. Man sah endlich ein, daß es keinen andern Ausweg gab, als den Gebrauch neutraler Schiffe. Von diesem Augenblick an fühlten die Colonien, ungeachtet des Kriegs, die Wohlthaten des Friedens. Die Verwaltung war im Stande, die französischen Flotten und Armeen, imgleichen die spanischen zu verproviantiren; denn Spanien war durch den Vertrag von Aranjuez der Bundesgenosse Frankreichs und der vereinigten Staaten geworden.

Der Preis aller Nahrungsmittel oder sonst unentbehrlichen Dinge sank von Neuem; der Staatsschatz fühlte eine Erleichterung, und die Generale, welche sich bis dahin auf die Vertheidigung hatten beschränken müssen, konnten nun zum Angriffe der Engländer schreiten.

Es wurde 1783 Friede, nun erfolgten die genausten Befehle, forthin den Fremden die Colonien zu verschließen, die ganze Strenge der Ver-

botsgesetze kehrte zurück. Nur die Anglo-Amerikaner behielten freien Eingang, nicht in alle Häfen Domingo's, sondern bloß in den Hafen des Molo, unter der Einschränkung des Befehls vom 29. Julius 1767.

Die Regierung der Colonie vollstreckte diese Verordnungen mit einem Nachdruck, der ihr von Seiten der französischen Kaufleute viel Lob erwarb. Die Ausnahme zu Gunsten der Anglo-Amerikaner war übrigens in ihren Wirkungen fast null und nichtig. Die Capitäne dieses Volkes erinnerten sich an den Druck des Monopols, dessen Opfer sie vor dem Kriege geworden waren; sie erschienen daher in den Häfen von Jamaica, wo ungeachtet aller englischen Verbotsgesetze der Gouverneur sie zuließ, kraft der Aufträge, die man ihnen beim Eingange des Hafens von Kingstown übermachte.

Die Wirkung dieser neuen Verbotsgesetze folgte ihrer Vollziehung auf dem Fuße nach. In wenigen Wochen erreichten die Lebensmittel, die man nur durch Einfuhr beziehen konnte, das Fünffache ihres Werths in Frankreich oder im Auslande. Der Schleichhandel, die nothwendige Folge so verkehrter Maßregeln, erhielt mehr Leben als je, nicht auf dem Cap, wo er unmöglich war, sondern in den kleinen Häfen der Küste von Margot bis zum Molo von St. Nicolas. Unter solchen Umständen erschien der Beschluß vom 30. August 1781, der bei der anerkannten Unzulänglichkeit der auf dem Molo von St. Nicolas errichteten Niederlage dieselbe aufhob, und die drei Häfen

von Cap français, Port-au-Prince und St. Louis eröffnete, in welche die Einfuhr aller Holzgattungen, alles lebendigen Viehs und außerdem des gesalzenen Rindfleisches freigegeben wurde. Es war die höchste Zeit zur Anwendung dieser Maßregel, denn die Vorzeichen einer bevorstehenden Hungersnoth hatten sich schon in den ersten schönen Tagen des Friedens spüren lassen.

Die Nachwehen der frühern Unfälle waren nicht ausgeblieben; die Zahl der geflüchteten Sclaven hatte zugenommen, und mit ihrer Menge war auch ihre Kühnheit gestiegen. Gegen Ende des Jahres 1784 zogen sich ungefähr hundert derselben in die Gebirge von Doko, wo alle Eingeborne, wie man versichern will, sich mit ihnen vereinigten. Man ließ Truppen gegen diese Feinde aufbrechen, die man Empörer schalt. Die ersten Kämpfe bewiesen, daß ihre Ausrottung theuer zu stehen kommen würde; auch auf vielen andern Punkten hatten sich zahlreiche, selbstbefreite Sclavenhaufen zusammengerottet, und man fürchtete die Folgen, welche das in den Gegenden von Doko gegebene Beispiel gab. Nachdem über 6 Monate in Unterhandlungen verflossen waren, welche oft von Scharmützeln unterbrochen wurden, die fast immer zum Vortheil der Schwarzen endigten, schloß endlich der Gouverneur Bellecombe einen Vertrag mit ihnen, und erkannte ihre Unabhängigkeit an, wie 260 Jahre früher Barrio-Nuevo die Freiheit des Caziken Henri und der Indianer von Boya anerkannt hatte.

Diese Begebenheit, die damals wenig zur Sprache kam, und welche die öffentlichen Blätter wie

eine Kleinigkeit nur flüchtig berührten, bezeichnet ungefähr das Ende der französischen Herrschaft auf St. Domingo; denn seitdem findet sich bis 1789, wo die Gestaltung neuer außerordentlicher Verhältnisse auch ein neues lebhaftes Interesse darbietet, nichts, was der Aufzeichnung werth wäre.

Das Schicksal der spanischen Besitzungen ist bisher in der Erzählung zurückgetreten, da es keine neue und bedeutende Wendepunkte darbietet. Die erste Demarkationslinie zwischen den französischen und spanischen Besitzungen war gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts gezogen worden. Die wiederholten und blutigen Streitigkeiten der Grenznachbarn nöthigten zu einer neuen Bestimmung der Gränzen. Es kam schon 1730 zur Ausführung, erhielt aber erst 1767 durch einen förmlichen Vertrag gesetzliche Kraft.

Die letzten Minen des spanischen Antheils waren 1724 verschüttet worden, ohne daß der Abgang derselben die trägen Colonisten zu edlern Erwerbszweigen hinleiten konnte und zu Quellen des Reichthums, die niemals versiegen. Fast ganz umsonst erklärte Karl III., König von Spanien, 1765 die Freiheit des Handels für die Inseln im Winde, und eben so fruchtlos blieb, zufolge des Gränzvertrags von 1776, dieselbe Freiheit für die beiden Länderabtheilungen St. Domingo's. Die französischen Kaufleute fanden nur einen schwachen Vortheil dabei, da ihre Nachbarn nicht [illegible]eres hatten als einiges Vieh, und das aus Sp[illegible] zum Unterhalt der Verwaltung und der Truppen herübergesandte Geld.

Der größte Theil der geistlichen Pfründen der Colonie war in den Händen des weltlichen Clerus. Es war ein erzbischöflicher Sitz in der Stadt St. Domingo, er stand, wie die übrigen spanischen Besitzungen, unter der Aufsicht einer vom römischen Stuhle unabhängigen Regierung.

Die Einwohner theilten sich in verschiedene Klassen; die erste bestand aus reinen Spaniern, die Chapetones hießen; zu ihr gehörten größtentheils nur die Theilnehmer an der Verwaltung, und die aus Eurova gekommenen Truppen; sie genossen die größten Vorrechte und Auszeichnungen, die sie in stolzem Uebermuth zur Schau trugen.

Die zweite Klasse umfaßte die Creolen oder die Abkömmlinge solcher Europäer, die sich in Amerika niedergelassen hatten. Sie stammten zum Theil von den vornehmsten Familien ab, waren auch in der Regel reich oder doch wohlhabend; allein die Regierung that nur im Ganzen wenig für sie; durch diese Gleichgültigkeit von oben herab, so wie durch den Einfluß des auflösenden Klima waren sie in kraftlose Unthätigkeit versunken. Zwischen den Chapetones und Creolen herrschte fast durchgängig die feindseligste Spannung.

Die dritte Klasse bildeten die Kinder, welche Spanier mit Indianerinnen oder Negerinnen erzeugt hatten; jene hießen Mestizen, diese Mulatten. Sie waren sehr zahlreich. Die Regierung hatte ursprünglich die Vermischung der Spanier mit den Eingebornen und selbst mit den verpflanzten Afrikanern aus politischen Absichten begünstigt, und zu dem Ende dem Umgange der beiden Ge-

schlechter viele Freiheiten verstattet. Es gab unter dieser Klasse die mannigfaltigsten Farbenabstufungen von dem dunkelsten afrikanischen Schwarz und dem Kupferroth oder Braun der Amerikaner bis zur weißen europäischen Körperfarbe. Die beiden ersten Geschlechter unterschieden sich in der Farbe noch nicht auffallend von ihren Müttern, das dritte lichtete sich schon mehr, das fünfte näherte sich den Europäern so stark, daß kaum noch ein Unterschied zu bemerken war; es erhielt deshalb auch gleiche Vorrechte wie jene, denn leider richtete sich die Gesetzgebung nach dem verschiedenen Aussehen der Haut. Diesen starken, abgehärteten und wohlbegabten Menschenschlag brauchten die arbeitscheuen, stolzen Spanier im Genusse ihres dunkeln Pflanzenlebens zu den häuslichen und gesellschaftlichen Verrichtungen, so wie zu den Geschäften, die eine gewisse Ausbildung erfordern. Die Kinder, die ein Europäer mit einer Mulattin oder Mestizin erzeugte, hießen bei den Spaniern Terzerons, die mit einer Terzeronin Quarterons, die mit einer Quarteronin Quinteterons; die letztern wurden, wie schon gesagt, den Europäern völlig gleich gestellt. Je nachdem ein Geschlecht stärkere Abzeichen der europäischen Abkunft an sich trug, desto weiter rückte es auch auf der Linie der bürgerlichen Auszeichnung vor.

Die aus Afrika eingeführten Schwarzen oder Neger, so wie diejenigen, welche in den Kolonien geboren wurden, machten die vierte und fünfte Klasse aus. Die Neger dienten auf St. Domingo häufig zum Luxus, sie trugen in diesem Falle eine prächtige Kleidung, und bethört von dem Glanze

ihres Elends, nahmen sie sich auch wohl den dünkelhaften übermüthigen Sinn ihrer Herrn zum Vorbilde.

Die Regierung der Städte war Gemeinderäthen anvertraut, deren Amtswirksamkeit sich in den meisten Fällen auf die Feststellung geringfügiger Handelsabschlüsse beschränkte. Die Stadt St. Domingo hatte einen Gerichtshof von sechs und einen andern von elf Mitgliedern zur Verwaltung der Rechtspflege in den sämmtlichen Colonien Amerika's. Die Entscheidungen dieser beiden Gerichtshöfe waren der Appellation an den Rath von Indien unterworfen, ausgenommen in rein bürgerlichen Angelegenheiten, und wenn der Gegenstand des Streits nicht die Summe von 37,000 Franken überstieg. Der Vicekönig von Neuspanien war das Oberhaupt der Regierung.

In dem französischen Antheile war die geistliche Leitung während des achtzehnten Jahrhunderts an verschiedene religiöse Körperschaften übergegangen. Man hatte durch wohlüberlegte Anordnungen den Mißbräuchen vorbeugen wollen, die von den verschiedenen Streitigkeiten der Orden unter sich und aus der Widersetzlichkeit von Personen entspringen konnten, die keine andere Gewalt anerkannten, als die Macht ihrer Ordensobern, und diese griff noch dazu schwach ein, wenn sie aus der Ferne wirkte. Auch stand zu fürchten, daß die Lockung eines leicht zu gewinnenden Vermögens auf einem Boden, der jedem Reichthümer versprach, der ihn betrat, diesen Aposteln des göttli-

chen Wortes das Ziel ihrer Sendung aus den Augen rücken möchte.

Man muß wissen, wie diese Mönche das Gelübde der Armuth beobachteten. Die Verpflegungshäuser oder Klöster, ursprünglich für die Unterhaltung der Missionen gegründet, waren in kurzer Zeit sehr bedeutende, eigenthümlich zugehörige Besitzungen geworden, so daß die Regierung 1703 die Zahl derselben und zugleich ihre Ausdehnung auf eine Strecke Landes beschränkte, die hinreichte, hundert Neger zu beschäftigen. Diese Beschränkung ist in den Patenten vom October 1704 für die Niederlassung der Jesuiten in dem nördlichen Theile St. Domingo's festgesetzt; die priesterliche Habsucht war Ursache, daß sie 1721 und 1743 erneuert werden mußte, und zwar unter dem ausdrücklichen Verbot, ohne Erlaubniß des Königs Besitzungen zu erwerben, widrigenfalls sie zur Strafe dem Staatseigenthum anheim fallen sollten.

Was die bloß auf sich selbst beruhenden Missionäre betrifft, so sah man wenige ohne ein mehr oder minder beträchtliches Eigenthum zurückkehren; sie wendeten es an, sich von der Regel in den Ordenshäusern entbinden zu lassen, oder was noch schlimmer war, zu ärgerlichen Secularisationen.

Dieses Eigenthum war die Frucht des von den Ordensmännern getriebenen Handels; der Geist des Besitzthums ergriff dieselben unwiderstehlich; trotz des Gelübdes der Armuth, häuften sie Vermögen über Vermögen in baarem Gelde zusammen. Sie kauften unter entlehnten Namen Ländereien, und zogen sich auf dieselben zurück, unabhängig von je-

dem Obern und allen Amtsverrichtungen. Das Gelübde des Gehorsams wurde von ihnen nicht besser gehalten, als das der Armuth. Die Entfernung von ihren Obern erleichterte ihnen die Widersetzlichkeit, und kaum fügten sie sich der bürgerlichen Gewalt, wenn es dem Dienst in den ihnen anvertrauten Kirchspielen galt; in allen übrigen Dingen erkannten diese heiligen Männer weder einen weltlichen, noch geistlichen Herrn an. Diese Mißbräuche dauerten fort bis zum Ausbruche der französischen Revolution.

Die bürgerliche Verwaltung der Colonien war schon viel früher durch ein königliches Edict geregelt worden, es hatte einen obersten Gerichtshof und vier untergeordnete Behörden eingesetzt.

Die Geschäfte des Gouverneurs und des Justizintendanten, die in der Ausübung oft zusammenfielen, hatten dabei auch noch besondere angewiesene Kreise. Beide Männer wurden vom Könige ernannt auf den Vorschlag des Marineministers; ihre Regierung dauerte drei Jahre. Sie beschäftigten sich gemeinschaftlich mit der Gesetzgebung, der Besetzung lediger Stellen in der bürgerlichen und gerichtlichen Verwaltung und mit dem Verleihen der Krongüter. Die Colonisten konnten von keiner Seite gegen die Mißbräuche der Gewalt einkommen, die jenen beiden übertragen worden war. Glücklicherweise verschaffte ihnen oft die Uneinigkeit der Regierenden einige Augenblicke der Ruhe. Der Gouverneur vereinigte übrigens in seiner Person mehr Gewalt als der Justizintendant; er hatte das Recht, jeden nach Gutdünken verhaften zu las-

sen, ohne Rechenschaft von den Beweggründen seines Entschlusses ablegen zu dürfen. Die Land- und Seemacht gehorchte nur ihm allein, die von andern Behörden ausgegangenen Befehle hatten nur Kraft vermöge seiner Genehmigung; auch konnte er dem Gange der Gerechtigkeit Einhalt thun.

Der Intendant besorgte die Verwaltung der Finanzen und Einkünfte; die Geschäfte der Einsammler und Einnehmer der Gebühren und Taxen waren seiner Controle unterworfen; ihm stand auch allein die Handhabung und Verwendung der öffentlichen Gelder zu.

Die Auflagen und die Taxen wurden durch einen Rath bestimmt, der aus dem Generalgouverneur, dem Intendanten, den Präsidenten der Provinzialgerichtshöfe, dem Marinekommissär und einigen Befehlshabern der bewaffneten Macht zusammengesetzt war. Dieser Verein führte den Namen einer Colonialversammlung, wiewohl kein Colonist bei den Berathschlagungen zugezogen wurde.

Um die Verwaltung der Rechtspflege, die Vertheilung der Auflagen und die Erhebung der Einkünfte zu erleichtern, war die französische Colonie in drei Departements getheilt, in das nördliche, westliche und südliche. Jedem dieser Departements war noch ein besonderer Gouverneur zugeordnet, nebst Gerichtssitzen, die von den beiden obersten Justizbehörden abhingen, und wovon der eine für die nördliche Provinz auf dem Cap war, der andere für die westliche und südliche Provinz in Port-au-Prince. Die obersten Gerichtshöfe befaßten den Gouverneur, den Intendanten, die zugeordne-

ten Gouverneure, die Königslieutenante, zwölf Räthe, einen Auditeur, einen Generalprocurator und einen Schreiber in sich. Die Richter derselben waren nicht unabhängiger von dem Gouverneur, als die übrigen Glieder der Colonialverwaltung. Unter der Regierung des Fürsten Rohan wurden sechs Räthe, die es gewagt hatten, diesem Oberhaupte der Colonie zu mißfallen, aus ihren Bezirken gerissen, und nach Paris in die Bastille gebracht, wo sie nicht einmal die Gunst einer gerichtlichen Untersuchung erhielten.

Man sieht aus dieser Darstellung, so kurz sie auch ist, daß die verschiedenen Gewalten von keiner Seite fest und unabhängig begränzt, sondern der Willkühr des Gouverneurs überlassen waren. Man erreichte dadurch eine mechanische Einheit, aber sie war nichts anders als die Einheit des Despotismus, der durch die Entfernung vom Mutterlande, die Nothwendigkeit der Strenge, die buntscheckige Zusammensetzung der Regierungszweige, die stumpfe Gleichgültigkeit des französischen Ministeriums einen um so gefährlichern und größern Spielraum hatte.

Die nach der Colonie gesandte Truppenzahl betrug gewöhnlich zwei bis dreitausend Mann; jedes der 52 aus den drei Provinzen gebildeten Kirchspiele hatte eine Miliz, die aus einer oder mehrern Compagnien Weißer, einer Compagnie Mulatten und einer Compagnie freier Neger bestand. Der Gouverneur verfügte über die Offiziere der regelmäßigen Truppen und der Miliz provisorisch, seine Bestimmungen und Aufträge waren der königlichen

Genehmigung unterworfen. Die Milizen erhielten keinen Sold.

Die Bevölkerung der französischen Niederlassungen auf St. Domingo zerfiel, wie in dem spanischen Antheile in verschiedene Klassen, in Europäer, Creolen, Farbige, — worunter man die aus der Verbindung von Weißen und Schwarzen gebornen Mulatten begriff — in freie Neger, endlich in Schwarze und Mulatten unter dem Joche der Sklaverei.

Mit den lächerlichsten Vorurtheilen über den Vorrang ihrer Gattung und mit dem unsinnigsten davon unzertrennlichen Stolze, verbanden die weißen Creolen liebenswürdige Eigenschaften, und man konnte ihnen einen durchdringenden Geist keineswegs absprechen. Man unterschied zwei Klassen angesiedelter Europäer. Die Regierungsbeamten und die zur Armee gehörigen Personen waren von der übrigen Bevölkerung, welche sie unterdrückten, wie abgeschnitten. Die andern europäischen Abkömmlinge mischten sich nicht ungern unter die übrigen Colonisten; wogegen die Creolen, uneingedenk des Ursprungs ihrer Väter, diesen neuen Gästen wenig Achtung erwiesen. Die ganze Masse der weißen Bevölkerung unterschied sich eben so stark durch ihre Beschäftigungen, als durch ihre Abkunft. Die Pflanzer oder Colonisten wohnten auf dem Lande, wenn nicht Bevollmächtigte ihre Stelle einnahmen, während sie selbst in Frankreich die Einkünfte ihrer überseeischen Besitzungen verzehrten. Die Großhändler bewohnten die Städte, in diesen lebten auch die kleinen Weißen (petits blancs),

d. h. alle diejenigen, die in der Colonie die mechanischen Künste und den Detailhandel trieben. Einige Farbige waren Eigenthümer reicher Besitzungen; aber ihr Vermögen und die häusliche Tugend, durch welche sie es erworben hatten, konnten ihren Personen nicht jene Achtung erwerben, die einzig und allein an der Farbe des Gesichts haftete. Ihr Wohlstand erregte nur Haß und Neid, besonders bei den kleinen Weißen. Obgleich das Gesetz sie freisprach von der Unterwürfigkeit gegen einzelne Personen, so wurden die freien Farbigen dennoch in allen französischen Besitzungen wie ein öffentliches Eigenthum angesehen, und unter diesem Verhältniß waren sie allen Launen der Weißen ausgesetzt. Sie standen unter einer andern Gesetzgebung, als die Europäer. Wenn sie das männliche Alter erreicht hatten, so mußten sie drei Jahre als Landreiter dienen; man brauchte sie als solche gegen die geflüchteten Sklaven; dieser Dienst wurde später abbestellt, als die Klugheit der Regierung einsah, daß eine häufige Berührung zwischen den aufrührerischen Sklaven und den freien Schwarzen, die man zu unterdrücken suchte, für das Bestehen der Colonie gefährlich werden konnte. Die Farbigen waren außerdem einen großen Theil des Jahres zur Herstellung der Straßen der Frohn unterworfen, und in den Milizcompagnien, denen sie nach Verlauf ihres regelmäßigen Dienstes einverleibt wurden, ließen die Offiziere alle möglichen Plackereien gegen sie aus, theils zum Vortheil der Weißen, theils in der Absicht, ihnen wehe zu thun. Sie mußten sich auf ihre eignen Kosten ausrüsten

und dabei größere Abgaben erlegen, als die Weißen, mit welchen sie fast in gar keine Berührung kamen. Sie konnten keinen Posten im Seewesen oder in der Armee erhalten; bürgerliche Stellen waren ihnen ebenfalls versagt; auch durften sie keine von den bürgerlichen Beschäftigungen treiben, die eine sorgfältigere Erziehung voraussetzen, z. B. weder Advokaten, Aerzte, Priester, noch Apotheker oder Lehrer werden. Einem Farbigen, der einen Weißen schlug, wurde die Hand abgehauen, im umgekehrten Falle büßte der Weiße bloß mit einer Geldstrafe. Diese Härte, mit welcher die Farbe der Haut verfolgt wurde, dauerte so lange, bis die Vermischung mit dem Blute der Weißen fünf Geschlechter hindurch den vermeinten Schandfleck des schwarzen Abzeichens getilgt hatte.

Im Jahre 1789 bestand die Bevölkerung des französischen Antheils nach einer unverdächtigen Angabe aus 30,826 Weißen, 27,548 freien Farbigen und 465,429 Sklaven, die 1767 auf 290,000 herabgesunken waren. Es herrschte eine große Auflösung der Sitten in diesen Gegenden, welche häufig nur zu einem Zwischenaufenthalte dienten; dazu kam die Hitze des Klima's, unter dem die weißen Frauenzimmer, fast schon in der Kindheit heirathsfähig, eben so schnell nach ihrer Mannbarkeit alterten, und daher die Neigung nur sehr flüchtig fesseln konnten, während die Flamme des africanischen Blutes, und vielleicht noch mehr das Elend ihres Zustandes die Sklavinnen und Mulattinnen den Europäern in die Arme warf. Eine wohlverbürgte Angabe zeigt, daß auf 7000 freie farbige

Weiber 5000 Unverheirathete kamen, die in außerehelichem Umgange mit den Weißen lebten, und wovon nur die geringere Hälfte sich öffentlich preisgab. Die freie Bevölkerung der Insel stieg damals auf 41,300 Einwohner, wovon bloß 8000 Besitzer von Pflanzungen waren, und von diesen wohnten nur etwa 3000 auf ihrem Grund und Boden und in der Colonie. Man schätzte die Zahl der Wirthe auf 2500, und die im Dienste der Rechtspflege beschäftigten und bezahlten Personen auf 6000. Das war allerdings viel, wenn man damit die in den Gerichtssprengeln vorhandene Menschenmenge vergleicht; es war weit mehr, als der Geschäftsgang erforderte. Allerdings waren die Processe häufig; sie würden es aber nicht in dem Maaße gewesen sein bei einer geringern Zahl von Dienern des Rechts, wenn diese im Allgemeinen nicht eine so große Habsucht und eine so geringe Erfahrung gezeigt hätten. Die Processe und Urtheilsabfassungen kosteten der Colonie alle Jahre etwas mehr als 5,000,000 Franken.

Die Bvölkerung in dem spanischen Antheile betrug 1785 nach einer zuverlässigen Berechnung 152,640 Einwohner, darunter waren ungefähr 30,000 Sklaven. Sie nahm seit dieser Zeit auffallend ab, denn als die spanischen Besitzungen 1795 an Frankreich abgetreten wurden, zählte man daselbst nicht mehr als 125,000 Einwohner und unter denselben nur 15,000 Sklaven.

In dem einen wie in dem andern Theile der Insel hing der Zustand der Sklaven durchgängig von den Launen ihrer Herren ab. Die spanischen

Colonisten, bei denen die Vorurtheile der Geburt vielleicht noch tiefer wurzelten, als bei den französischen, behandelten ihre Schwarzen dennoch menschlicher, weil sie von ihrer Arbeit einen kleinern Gewinn zu hoffen hatten. Man nimmt an, daß in den Zeiten vor 1789 der Negerhandel, der durch französische Käufer oder doch fremde Einschwärzer getrieben wurde, jährlich allein den französischen Niederlassungen 30,000 Africaner zuführte, und daß innerhalb derselben seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts mehr als 900,000 dieser Schlachtopfer abgesetzt worden sind. Indessen war nach den genauesten Berechnungen 1789 nicht viel mehr als die Hälfte davon übrig, und doch sollte man meinen, daß die Bevölkerung unter einem Himmel, der nur wenig von dem africanischen verschieden war, sich hätte vermehren müssen. Dieser Beweisgrund, der sich in seinem einfachen Ausdrucke durch Ziffern darstellen läßt, ist die schlagendste Antwort gegen diejenigen Vertheidiger der Sklaverei, welche behauptet haben, daß der Zustand der Schwarzen in den amerikanischen Inseln ihren Verhältnissen in der Heimath vorzuziehen sei. Wahr ist es, daß die Sklaverei der Zeit nach tiefer auf den Küsten von Guinea hinabreicht, als die Einfuhr der Neger nach Amerika; aber es leidet keinen Zweifel, daß der europäische Negerhandel die Beute einer so wilden Barbarei vermehrt hat, und eben so ausgemacht ist der hartnäckige Widerstand der Unglücklichen, wenn sie ihrem Vaterlande entrissen werden sollten, und der anhaltende Schmerz, womit sie den Verlust desselben betrauerten.

Die Gesetze, welche die Sklaverei in Afrika zu einem Rechte erhoben, verboten dem Herrn, einen in der Sklaverei Gebornen zu verkaufen; er konnte bloß über die Leibeigenen verfügen, die er selbst erworben hatte, entweder im Kriege — jeder nicht ausgewechselte Gefangene war der Sklaverei verfallen — oder als Schadenersatz für ein ihm zugefügtes Unrecht, oder endlich als Zeichen der Dankbarkeit. Dieses Gesetz, das scheinbar zu Gunsten des in der Sklaverei Gebornen abgefaßt war, wurde unzulänglich, als der europäische Handel den Preis der Köpfe an den Küsten von Guinea gesteigert hatte; auch ließ es sich jeden Tag umgehen durch verabredete Streitigkeiten unter den Eigenthümern, die sich wechselsweise einer gegen den andern statt der fälligen Geldstrafe, die in der Sklaverei Gebornen zuerkennen ließen, über die sie nach dem Buchstaben des Gesetzes freie Hand hatten.

Die Fürsten, weit davon entfernt, diesen Unordnungen Einhalt zu thun, überließen sich denselben um so zügelloser, je mehr sie Gewalt hatten. Nicht damit zufrieden, die Kriege zu vermehren, um sich Sklaven zu verschaffen, hatten sie auch noch den Gebrauch eingeführt, nicht nur diejenigen mit der Sklaverei zu bestrafen, die einen Angriff auf fremdes Leben oder Eigenthum unternommen hatten; sondern überhaupt jeden, der nicht im Stande war, seine Schulden zu bezahlen, bis auf die Ehemänner herab, die des ehelichen Treubruchs schuldig waren. Die Sklaverei war im Laufe der Zeit eine Strafe geworden, welche schon die leichtesten Fehler nach sich zogen; früher hatte man sie bloß

für die schwersten Verbrechen aufbewahrt. Man wendete fortwährend die härtesten Gesetze, selbst auf gleichgiltige Dinge an, um den Gewinn aus den Strafen mit der Zahl der Uebertretungen zu häufen. Man ging noch weiter, man suchte endlich gar keinen Vorwand mehr. In beträchtlicher Entfernung von der Küste hielten sich Laurer auf, welche rings um die Dörfer alles fortschleppen ließen, was sich von Menschen vorfand, und zu dem fluchwürdigen Handel nur auf irgend eine Weise taugte. Man steckte Kinder in Säcke, und legte Männern und Weibern einen Maulknebel an, ihr Geschrei zu unterdrücken. Wurden die Räuber von einer überlegenen Macht festgehalten, so führte man sie vor den Fürsten, aber dieser läugnete jedesmal den Auftrag ab, welchen er zu dieser Treibjagd gegeben hatte, und unter dem Vorwande, die Gerechtigkeit zu vertreten, verkaufte er seine eignen Unterhändler an die Schiffe, mit welchen diese über den bevorstehenden Fang eins geworden waren.

Ungeachtet dieser scheußlichen und vielfachen Ränke waren die Küstenbewohner oft nicht im Stande, den Kaufleuten die verlangten Ladungen zu liefern. Da die Waare sich nicht eben so schnell erneuerte, als die Einnahme dafür verzehrt war; so verrückte sich die Handelsbilanz zwischen Käufer und Verkäufer. Der Preis der bejammernswürdigen Erzeugnisse stieg, und gegen die Mitte des vergangenen Jahrhunderts, wo der afrikanische Kaufmann an amerikanischen Lebensmitteln noch einmal so viel für einen Sklaven erhielt, als ursprünglich, betrug der Preis eines solchen für den

Colonisten das Vierfache gegen sonst, da dieser aus jenen Lebensmitteln in Europa doppelt so viel zog, als ehedem. Natürlich wurden die Sklaven um so theurer, je tiefer sie aus dem Innern des Landes hervorgeholt wurden. Der Lohn der Zwischenhändler, die Kosten der Reise, die Gebühren, die an die Fürsten zu entrichten waren, durch deren Gebiet der Zug den Weg nahm, verschlangen den größten Theil des Verkaufspreises.

Die Menschenhändler vereinigten sich unter einander und bildeten carawanenähnliche Haufen, indem sie zwei bis dreihundert Meilen mehrere Reihen von 30—40 Sklaven führten, die sämmtlich mit Wasser und mit Getreide beladen waren, aus Sorge für den nothwendigen Lebensunterhalt auf dem bevorstehenden Marsche durch dürre Wüsten. Die Art und Weise, wie man sich dieser Gefangenen versicherte, ohne sie am Gehen zu hindern, ist sinnreich genug, um Erwähnung zu verdienen. Man legte nämlich jedem Sklaven eine hölzerne Gabel von 8 bis 9 Fuß Länge um den Hals. Ein eiserner angenieteter Haken schloß von hinten die Gabel, so daß der Kopf nicht hindurch konnte. Der Stiel der Gabel, welcher aus hartem und schwerem Holze bestand, fiel vorn herunter und hemmte den Träger dergestalt, daß derselbe, wiewohl er Arme und Füße frei hatte, mit seiner Last nicht fortkommen, ja sie nicht einmal aufheben konnte. Um den Trupp in Marsch zu setzen, stellte man die Sklaven hinter einander auf; man heftete das Ende jeder Gabel auf die Schulter des Vorangehenden, und so machte man es mit jedem

bis auf den ersten, den ein Führer wie an einem Leitseile in Bewegung setzte.

Um ruhig schlafen zu können, band der Führer die Arme jedes Sklaven an den Stiel der Gabel, welche derselbe trug; in diesem Zustande konnte er weder entfliehen, noch irgend etwas für seine Freiheit versuchen. Solche Vorsichtsmaßregeln waren nothwendig, weil der Sklave, wenn es ihm gelang, sich loszumachen, gesetzlich in den Stand der Freiheit trat, und der Käufer von diesem Augenblicke an alle Rechte auf ihn verlor.

Hatten die Sklaven das Meer erreicht, so warf man sie, mit Ketten belastet, auf die Schiffsböden. Dieselben Menschen, die sich vorher unbegränzt in Wüsten bewegt hatten, fanden nicht so viel Raum, als ein Sarg einnimmt. Erhob sich ein Sturm, so verschloß man, um die Schiffe zu sichern, die Oeffnungen, durch welche ein wenig Luft und Licht in die schwimmenden Kerker drang; oft erstickten die Unglücklichen unter Schwindel, Angst und Todeskämpfen. Um ihren fressenden Schmerz zu lindern, zwang man sie zum Tanze, man verhöhnte ihr Elend durch Musik. Die Unschuld und Keuschheit der Frauenzimmer wurde dem rohesten Laster preisgegeben. Litten sie an unheilbaren Uebeln, so warf man sie, eine verdorbene Waare, lebendig ins Meer. Bei Schiffbrüchen kümmerte sich Niemand um ihr Schicksal. Funfzehntausend Leichname, die ungefähr jedes Jahr in den Schoos des Meeres ausgesäet wurden, bezeichneten den Trauerzug des Negerhandels.

St. Domingo öffnete jährlich seine Märkte ge-

gen 20,000 Sklaven. Ein Schandzeichen erwartete sie gleichsam als Gruß auf der Schwelle der Sklaverei. Man drückte auf die Brust des Sklaven mit einem glühenden Eisen den ersten Buchstaben von dem Namen seines Herrn und seiner Wohnung, nicht nur, um ihn im Falle der Flucht wieder zu erkennen, sondern auch zur steten Erinnerung, daß sein Herz nur für die Sklaverei schlagen dürfe. Selbst der Busen der Frauenzimmer unterlag dieser Brandmarkung. Alles war neu für sie, der Himmel, die Sprache, die Lebensart, das Gesicht und die Sitten ihrer Herrn. Bei ihrer Ankunft in dem Aufenthalte, wo sie künftig leiden und sterben sollten, nahmen sie Platz unter ihren Unglücksgefährten, die nur von ihrem Elende redeten, und ihnen die zurückgebliebenen Spuren der körperlichen Strafen zeigten. Wenige unter ihnen wurden alt, es ging eine solche Umwälzung in ihrem Herzen vor, daß sie oft schnell vor Kummer starben und die Weiber in den ersten beiden Jahren unfruchtbar blieben.

Die Afrikanerinnen fanden übrigens in der Leidenschaft, welche sie ihren Herren einzuflößen wußten, ein Mittel, das Loos ihrer Sklaverei zu mildern. Sie wandten sich zu den Künsten der Wollust; sie waren von Natur nicht ohne anziehende und rührende Anmuth. Sie brauchten Liebkosungen, Eigensinn, Weigerungen, Blicke und die Gewalt der Thränen, ohne Putz, Tanz und duftende Bäder zu versäumen. So bedeckten sie scheinbar ihre Ketten mit einigen Blumen, schimpfliche Werkzeuge der männlichen Sinnlichkeit, die von ihnen

meistens bald zu andern Gegenständen der Lust irrte, ohne daß ihre Schmach durch das Band der Ehe hinweggenommen oder wenigstens vermindert wurde. Oft legten ihnen stolze und eifersüchtige Gattinnen die herabwürdigendsten Strafen auf. Die Liebe, welche sonst Alles überwindet, vermochte dennoch nicht, das Joch der Sklaverei zu lösen. Selbstmord, Vergiftungen, Meutereien, Brandstiftungen, kurz, alle Ausschweifungen, Laster und Verbrechen, welche die Sklaverei gebiehrt, nahmen immermehr überhand.

Im Jahre 1778 lieferte Afrika 104,100 Schwarze. Die Engländer hatten für ihre Inseln 53,100 weggeführt, ihre Colonisten auf dem nördlichen Festlande von Amerika 6,300, die Franzosen 23,500, die Holländer 11,300, die Portugiesen 8,700, die Dänen 1,200. Nicht alle diese Unglücklichen gelangten an den Ort ihrer Bestimmung; gewöhnlich kam der achte Theil bei der Ueberfahrt um; in den letzten Jahren, wo der Negerhandel gesetzliches Ansehen erhielt, schätzte man die Zahl der jährlich eingebrachten Schwarzen auf 60,000. Nimmt man an, daß jeder Kopf an Ort und Stelle 300 Franken kostet, so steigt die jährliche Summe, welche die afrikanischen Küsten aus diesem schändlichen Absatz zogen, auf 18 Millionen.

Ludwig XIV. bestimmte 1685 den Zustand der Sklaven auf den französischen amerikanischen Inseln durch eine Verordnung, die unter dem Namen des schwarzen Gesetzbuches (code noir) berühmt geworden ist. Es enthält 60 Artikel, und konnte von mehreren Seiten für eine Wohlthat gelten,

wenn es gleich in mancher Hinsicht noch starke Spuren der Barbarei und Unduldsamkeit an sich trägt. Dahin gehört das ausschließende Verbot jedes anderen christlichen Religionsbekenntnisses, als des katholischen; jedermann, welcher sich diesem Gewissenszwange nicht fügen wollte, galt für einen Empörer und wurde als solcher bestraft. So waren auch alle Verträge nicht katholischer Unterthanen für null und nichtig erklärt. Dem Sklaven, der entfloh, und vierzig Tage nach der gerichtlichen Anzeige seiner Entweichung wieder aufgegriffen wurde, sollten die Ohren abgeschnitten werden; außerdem stand ihm noch die Schmach der Brandmarkung auf der einen Schulter bevor; wurde er bei dem zweiten Versuch der Flucht ertappt, so mußte er nach Verlauf der angegebenen gerichtlichen Frist mit durchschnittener Kniekehle und mit der Brandmarkung auf der andern Schulter büßen; auf der dritten Flucht stand die Todesstrafe. Auch hatten die Herren die gesetzliche Freiheit, die Sklaven durch angelegte Ketten, imgleichen durch Hiebe mit Ruthen oder Stricken züchtigen zu lassen, wenn sie glaubten, das begangene Vergehen verdiene eine solche Strafe. Die Mißhandlungen, welche sich die Herren erlaubten, blieben dagegen so gut als ohne Ahndung, so lange sie sich nicht an dem Leben der Sklaven vergriffen. Die letzteren waren auch in sofern jeder Willkühr preisgegeben, da sie nicht in Person den Schutz der Gesetze anrufen durften. Einzelne Verfügungen über Nahrung, Kleidung und Beschäftigung der Sklaven lauteten dem Buchstaben nach zwar gelinder, wurden aber von den

Herren nach ihrem vollen Gehalt selten erfüllt. Den Gerichtsbeamten war es verboten, in den peinlichen Prozessen gegen Sklaven Taxen zu erheben; eine eben so weise als nothwendige Maßregel.

So stand es um St. Domingo eine Reihe von Jahren hindurch, ohne daß eine wesentliche Veränderung oder Verbesserung eingetreten wäre; erst mit dem neuen Umschwung, den das Mutterland Frankreich nahm, bereitete sich auch auf der Kolonie eine andere Ordnung der Dinge vor, begleitet von allen den furchtbaren Wehen, die an jeder politischen Wiedergeburt mehr oder weniger haften.

Vierte Periode.

Die ersten Rückwirkungen der französischen Revolution auf den gesellschaftlichen Zustand St. Domingo's. — Jacob Ogé empört sich. — Die Mitglieder der allgemeinen Versammlung kommen in Frankreich an. — Beschluß, der den Farbigen und Weißen Gleichheit der Rechte zuerkennt. — Der Bürgerkrieg fängt an zu wüthen. — Niedermetzelung der Weißen.

Eine Revolution schien in Frankreich unvermeidlich, sie war durch die zermalmende Last der immer stärker anwachsenden Uebel schlechthin nothwendig geworden, so lange es zufolge der Erfahrung und Geschichte wahr bleibt, daß die Kraft

des Widerstandes mit der Masse eines unnatürlichen Druckes fortschreitet, und sich endlich durch gewaltsamen Ausbruch einen Weg bahnt. — Die Ursachen der französischen Revolution sind nicht in einzelnen Bewegungen und Zeichen der Zeit zu suchen, wie der Parteigeist noch immer zu behaupten fortfährt, sie liegen vielmehr in allen den Hemmungen zusammen genommen, die bereits unter der eben so glänzenden als verderblichen Regierung Ludwigs XIV. das Triebwerk des Staats vielfältig und höchst gefährlich gelähmt hatten, und später durch die Unzulänglichkeit seiner Nachfolger, so wie durch die Schuld der Minister, die Zügellosigkeit der bevorrechteten Stände, insbesondere durch die Gräuel eines verworfenen Hofgesindes, endlich eine Spannung erreichten, bei welcher die tief zerrüttete Maschine, überflügelt von der raschen Entwickelung der größeren Volksmenge, als der Augenblick der gefährlichen, lange verschobenen Prüfung herankam, rettungslos auseinander gesprengt werden mußte. Die Liebe zur Freiheit, die im Lichte einer besseren Erkenntniß jetzt eine verzehrende Nahrung fand, da ihr das schmerzliche Gefühl der erlittenen Kränkungen und Unthaten fortwährend den brennendsten Stachel eindrückte, kannte keine Grenzen mehr, und der Despotismus der Unvernunft hatte so heillose Verwüstungen angerichtet, daß selbst die Vernunft bei ihrem Erwachen auf Abwege gerieth, und über den verdeckten Abgründen schwärmerisch von Paradiesen träumte. So furchtbar holt die Menschheit die ewigen Gerechtsame ein, welche das System einer verderbten Regierung ihr vorenthal-

ten will; so unabsehbar weicht sie über alle Schranken hinaus, wenn ihre edelsten und dringendsten Bedürfnisse von grausamen Uebermuthe und stumpfsinniger Verblendung unter die Füße getreten werden.

Die zusammenberufene Versammlung der Notabeln beschleunigte das Feldgeschrei der Parteien, indem sie das Volk laut an alles dasjenige mahnte, was es bisher hatte entbehren müssen. Bald standen die Forderungen der verschiedenen Gesellschaftsklassen einander schroff gegenüber; gegen die beiden obersten Stände, den Adel und die Geistlichkeit, erhob sich jetzt ein dritter, der Verein der Bürger; je leidenschaftlicher jene an der alten Ordnung der Dinge festhielten, desto ungestümer drang dieser auf alle Rechte oder Begünstigungen, die man ihm entrissen oder geschmälert hatte. So verschwand gleich anfänglich die Ruhe einer besonnenen Erörterung, und, wie bei einem gemeinen Faustkampfe, mußte früher oder später das Recht des Stärkeren eintreten mit allen den Mißbräuchen und Ausschweifungen, welche dem Siege der rohen Selbsthilfe zu folgen pflegen.

Der dritte Stand verlangte, mit guten unbestreitbaren Gründen, eine Vertheilung der Abgaben unter die drei abgesonderten Körper der Gesellschaft; seine Ansprüche waren um so gerechter, da er durch die ungeheure Verschleuderung der Staatseinkünfte, die immer neue Auflagen nothwendig machte, athemlos zu Boden gedrückt wurde. Die beiden anderen Stände hätten vielleicht in einigen Punkten nachgegeben, wären sie nicht der Meinung gewesen,

daß jedes Zugeständniß weiteren, gränzenlosen Wünschen des dritten Standes das Feld öffnen würde; sie vertheidigten daher jede Linie ihrer angefochtenen Stellung, als mache sie die Grundlage ihres gesellschaftlichen Daseins aus. Ein gewaltthätiger Bruch war jeden Augenblick zu erwarten, und drohte mit Folgen, die in ihrem irren wilden Fortgange jeder Berechnung Trotz boten.

Im Anfange des Jahres 1789 verbreiteten sich diese Nachrichten über die politische Wetterscheide Frankreichs und die bisher daselbst erfolgten Stürme auf St. Domingo; man vernahm zugleich, daß der König die Generalstaaten (états-généraux) unter der ausdrücklichen Verordnung zusammenberufen hatte, daß die Abgeordneten des dritten Standes in Absicht auf Zahl denen des Adels und der Geistlichkeit gleich sein sollten. Die außerordentliche Wirkung, welche diese Neuigkeiten hervorbrachten, übersteigt jeden Begriff. Die Sklaven jubelten vor Freude; sie brauchten eben nicht viel Kraft der Ueberlegung, um einzusehen, daß jeder politische Umsturz im Mutterlande ihnen vortheilhaft sein mußte; denn da ihr Schicksal sich nicht noch tiefer verschlimmern konnte, so war nothwendig jede Veränderung für sie auch eine Verbesserung. Sie weideten sich an der Furcht, welche ihre Tyrannen anwandelte, und diese letzteren zitterten bei dem Gedanken, daß ihnen die Macht zu ferneren Uebelthaten entwunden werden sollte. In allen Theilen der Kolonie bildeten sich Versammlungen, in welchen das gemeinschaftliche Interesse erörtert wurde, und die höchsten Gegenstände der

Politik zur Sprache kamen. Diese Versammlungen, welche der Gouverneur vergeblich aufzulösen suchte, sprachen das Recht der Kolonisten öffentlich an und aus, die Generalstaaten durch Abgeordnete aus ihrer Mitte zu beschicken; man wählte zu dieser Sendung achtzehn aus, die sich sogleich einschifften und in Versailles einen Monat später anlangten, als die Abgeordneten des dritten Standes sich zur Nationalversammlung erklärt hatten. Achtzehn Stellvertreter für St. Domingo waren allerdings unverhältnißmäßig viel: es wurden daher auch nur sechs zu den öffentlichen Berathungen in der Eigenschaft von Abgeordneten zugelassen und auch diese nicht ohne Schwierigkeit, da sie sich ohne vorher ergangene Einladung oder eine sonstige ausreichende Bevollmächtigung eingefunden hatten.

Die Mulatten, welche von den Weißen keiner besonderen Achtung gewürdigt wurden, die aber dennoch das Recht hatten, große Ländereien zu vererben, zogen sich oft nach Frankreich zurück, wenn sie Herren eines hinlänglichen Vermögens waren. Eine beträchtliche Anzahl derselben befand sich 1789 in Paris; sie verbanden sich mit einigen unruhigen, fieberhaft aufgeregten Franzosen, und bildeten eine Gesellschaft, die man die Freunde der Schwarzen nannte. Sie zählte mehrere später berühmt oder berüchtigt gewordene Mitglieder, auch einzelne tugendhafte Talente, die mit warmen redlichem Eifer aus der Sache der unterdrückten Menschheit die ihrige machten. Brissot, Pethion, Mirabeau, Condorcet und Gregoire glänzten vorzüglich in diesem Bunde. Man fing an, die Kolonisten zu haß-

sen, die man niemals geliebt hatte; sei es, daß ihre unermeßlichen Reichthümer den Neid erregten, oder daß ihre Vorurtheile, die man damals kaum noch den vornehmern Klassen ungestraft hingehen ließ, die öffentliche Meinung beleidigt hatten.

Von der Gegenpartei traten die großen Pflanzer von St. Domingo, die in Paris wohnten, um dort ihres Reichthums froh zu werden, in dem Hôtel Massiac zu einer anderen Gesellschaft zusammen, die von ihrem Versammlungsorte der Klubb Massiac hieß, und der sich nur so weit im Sinne der Revolution bewegte, als diese Widerstandspunkte gegen die Kolonialregierung darbot.

Der Briefwechsel des Klubb Massiac mit den geheimen Gesellschaften auf St. Domingo brachte vollends Meinungen in Umlauf, die jede gesellschaftliche Ordnung zerstörten, weil sie nur auf den Vortheilen Einzelner beruhten und sämmtlich von den engsten Gesichtspunkten ausgingen. Die Gährung, welche damals in Paris herrschte, war nur ein Spiel gegen die Wuth, die alle Köpfe auf St. Domingo in Aufruhr setzte.

Die Freunde der Schwarzen griffen besonders nach allen Seiten aus, nachdem die Nationalversammlung die Rechte der Menschen durch einen förmlichen Beschluß festgesetzt hatte; der Artikel dieser Erklärung, welcher aussagt: daß alle Menschen frei und mit gleichen Rechten geboren werden und sterben, diente von jetzt als Panier, unter dessen Schutz die Mitglieder jedes Bundes eine Menge von Proclamationen verbreiteten, in denen sie die Abschaffung der Skla-

verei auf sämmtlichen Kolonien verlangten. Kaum vernahmen die Farbigen auf St. Domingo, was in Frankreich vorging, so hielten sie den Augenblick für günstig; sie schlugen sich zusammen, griffen zu den Waffen und wollten den Weißen in allen Rechten unbedingt gleichgestellt sein; indessen wies der damalige Gouverneur ihre Forderungen, die sie wenigstens auf eine angemessenere Weise hätten geltend machen sollen, mit Entschiedenheit zurück, ließ Truppen gegen sie aufbrechen und zerstreute sie ohne Mühe. An und für sich war diese ungesetzliche Bewegung ohne Bedeutung, sie zeigte aber den Farbigen, daß eine Empörung möglich sei, und das war die gefährliche Lehre, die sie selbst daraus zogen, und das wesentliche Unheil, das damit für die Regierung erwuchs.

Um dieselbe Zeit bildete sich eine gesetzgebende Versammlung, welche alle Angelegenheiten der Insel ordnen sollte; sie erklärte, daß, wenn ihr der Gouverneur nicht vor dem Ablauf dreier Monate Verhaltungsmaßregeln zusendete, sie die Kolonie selbst regieren würde. Die Kolonisten, die in der Abschaffung der Sklaverei die Vernichtung ihres Wohlstandes fürchteten, ließen sich oft grausame Ausschweifungen gegen die kleine Anzahl der Weißen zu Schulden kommen, welche nicht aufhörten zu behaupten, daß die Erklärung der Menschenrechte scharf genug bestimmt sei, und also keiner weitern Erörterung bedürfe. Einige dieser menschenfreundlichen Eiferer mußten ihre Aufklärungsluft mit dem Leben bezahlen. Um den drohenden Fortschritten der Zerrüttung Einhalt zu thun, faßte

die Nationalversammlung am achten März 1790 den Beschluß ab, daß die Kolonien nicht in der für das Königreich Frankreich festgestellten Verfassung mit begriffen, und keine Gesetze auf jene anwendbar wären, die den örtlichen und besonderen Verhältnissen widerstritten. In Folge dieser Erklärung forderte die Nationalversammlung die Kolonisten von St. Domingo auf, im Wege des Rechts diejenige Verfassung näher zu bezeichnen, die sie für ihre Bedürfnisse wünschten.

Dieser Beschluß, welcher die Sklaverei und den Negerhandel zu genehmigen schien, wurde von den Freunden der Schwarzen heftig angegriffen; sie beruhigten sich jedoch, als sie erfuhren, daß eine allgemeine Versammlung auf St. Domingo zusammenberufen war, und daß diese in ihrer ersten Verhandlung den Farbigen gleiche Rechte mit den Weißen eingeräumt hatte. Man beschäftigte sich hierauf mit dem Verfassungsentwurf für die Kolonie; er wurde 1790 im Ablaufe des Maimonats bekannt gemacht, und berührte die Rechte Frankreichs auf St. Domingo nur leise. Einer der Artikel lautete also:

„Da alle Gesetze auf der Einwilligung der Personen beruhen, für welche sie bestimmt sind, so wird der französische Antheil von St. Domingo das Recht haben, Anordnungen in Beziehung auf den Handelsverkehr und andere gemeinschaftliche Verhältnisse vorzuschlagen, und alle Beschlüsse, welche die Nationalversammlung in solchen Fällen wird ergehen lassen, sollen in der Kolonie nur erst zur

Vollziehung kommen, wenn sie die Genehmigung der allgemeinen Versammlung erhalten haben."

Dieser Verfassungsentwurf und besonders der angezogene Artikel brachten auf der Insel eine lebhafte Bewegung hervor, und anstatt die Ruhe herzustellen, beschleunigten sie nur die wachsende Verwirrung. Mehrere Kirchspiele, unzufrieden mit dieser Wendung der Dinge, riefen ihre Abgeordneten zurück. Es kam zu unruhigen Auftritten auf Cap français. Peynier, der damalige Gouverneur, glaubte eine Versammlung auflösen zu müssen, deren Beschlüsse zur Empörung und zum Bürgerkriege führen konnten. Da aber die Versammlung zahlreiche Anhänger hatte und Widerstand zu befürchten war, so suchte er eine Stütze in Galissoniere, seinem alten Freunde, dem Kapitän eines Linienschiffes, genannt der Leopard, welches vor Port-au-Prince lag. Der Kapitän sagte dem Gouverneur Unterstützung zu, und traf die dazu dienlichen Anstalten, als die Mannschaft gegen ihn aufstand und erklärte, daß sie, weit davon entfernt, den Gouverneur zu unterstützen, vielmehr bereit wäre, mit allen ihren Kräften die allgemeine Versammlung aufrecht zu erhalten. Diese richtete an die Mannschaft des Schiffes eine Dankadresse, welche unter lauten Bewegungen der Freude an den großen Mast angeschlagen wurde.

Ungeachtet dieses Abfalls von Seiten der Schiffsmannschaft, welcher den nahen Ausbruch des Bürgerkrieges um Vieles beschleunigte, bestand der Gouverneur auf seinem früheren Entschlusse. Er verordnete demnach die Auflösung der Versamm-

lung, und erklärte die Mitglieder derselben für Verräther und Empörer. Auf die Nachricht, daß die von ihm aufgehobene Versammlung jetzt ihre Sitzungen während der Nacht hielt, ließ er den Verhandlungssaal derselben von mehreren Compagnien Soldaten umringen, die, nachdem sie einige Flintenschüsse mit den zur Vertheidigung herbeigeeilten Nationalgarden gewechselt hatten, zum Rückzuge gezwungen wurden. Von jetzt an schien es unmöglich, die Zwietracht zu ersticken, man drängte sich von allen Seiten zu den Waffen, die einen, um die Abgeordneten der Kolonie zu vertheidigen, die andern, um den Gouverneur empor zu halten. Schon war Blut geflossen; noch einige Tage und St. Domingo stand in Kriegsflammen. Dieser tragische Ausgang drang unaufhaltsam herein, als auf einmal die Mitglieder der Versammlung den edlen großherzigen Entschluß faßten, sich nach Frankreich einzuschiffen, um sich vor der dortigen Regierung zu rechtfertigen. Diese Hingebung riß alle Parteien zur Bewunderung hin: sie legten gleichzeitig die Waffen nieder und die Ruhe schien völlig hergestellt.

Dieses schöne Land, fast so gut als aufgegeben von einem unerleuchteten Ministerium, eine Beute der Pächter, welche wie Blutigel an den Kolonisten sogen, regiert oder vielmehr unterjocht von Zwingherren und so vielen Uebeln zum Trotz dennoch auf einem bewundernswürdigen, schier unbegreiflichen Gipfel des Wohlseins, gewann auf diese Weise, wenn auch nur für kurze Zeit, seinen scheinbaren Friedenszustand zurück, welchen das plötzlich auf-

gehende Licht der Einsicht, an welchem jedes an Finsterniß gewöhnte Auge gar leicht erblindet, so schlimm gefährdet hatte. Bald sollten neue krampfhafte Bewegungen diese Königin der Antillen zerreißen; sonst hatte der Golddurst das Blut der Eingebornen vergossen, jetzt rüsteten sich der Heißhunger nach Gewalt auf der einen und die Liebe zur Freiheit auf der andern Seite zu dem verhängnißvollen Wettkampf, welche von beiden entgegengesetzten Kräften die meisten Opfer zu schlachten vermöge. Nachdem die afrikanischen Fremdlinge lange in der unerträglichsten Sklaverei geschmachtet hatten, wurden sie endlich inne, daß sie auch Menschen waren: dieser zündende Strahl, der in seiner blitzähnlichen Wirkung unermeßlichen Jammer herbeiführte, kam den Tyrannen der Schwarzen so unerwartet, traf sie so unvorbereitet, daß sie nur erst aus ihrem dumpfen Schattenleben erwachten, als der Ruf des Schreckens dröhnend über den Boden St. Domingo's hinfuhr. Allein es war zu spät, die Stunde der Rache hatte geschlagen, ihr Nachklang hallte fürchterlich umher und verwandelte die geduldigen keuchenden Lastthiere auf einmal in unersättliche wuthschnaubende Tiger.

Wenn übrigens die Regierung in Frankreich auch keinen Umsturz erfahren hätte, so wäre darum die Empörung auf St. Domingo doch ausgebrochen; die Kolonie enthielt so viele aufgehäufte Stoffe des Verderbens in sich, daß sie durch allmälige und friedliche Vorkehrungen weder abzuleiten, noch auszurotten waren. Die Entladung mußte mit Ge-

waltschlägen erfolgen, auf daß aus dem Chaos das Licht hervorbräche.

Im September des Jahres 1790 kamen die Abgeordneten der allgemeinen Versammlung in Paris an; aber anstatt Lob einzuärndten für ihre feste Haltung in schwierigen Augenblicken und für die edle Aufopferung ihres persönlichen Vortheils zum Besten des Ganzen; anstatt durch öffentliche Abstimmung in Beweisen des Dankes ihren gerechten Lohn zu empfangen, mußten sie den bittern Schmerz erleben, daß die französische Nationalversammlung auf Barnave's Vortrag, alle ihre gefaßten Beschlüsse für nichtig, sie selbst für Empörer erklärte und als solche verhaften ließ. Barnave, der an der Spitze der Commission stand, welche die Colonialangelegenheiten leitete, war noch vor der Ankunft der Abgeordneten durch Peynier's abgesandte Anhänger und Kreaturen dergestalt gegen sie eingenommen worden, daß ihre Sache bereits verloren war, ehe sie Gehör finden konnten.

Während dieser Vorgänge verstärkten sich die Freunde der Schwarzen, unter denen gegenwärtig Grégoire, ehemals Bischof von Blois, der lebenslängliche Vertheidiger der Neger und Lafayette, damals in der Mitte seiner ruhmvollen Laufbahn, zu den thätigsten Wortführern gehörten, fast täglich durch fortgesetzten glücklichen Anwachs. Unter den Aufgenommenen befand sich auch der junge Mulatte Jacob Ogé, der gar bald durch seine lebendige Empfänglichkeit und hochfliegende Unternehmungslust Aufmerksamkeit erregte, und von einigen Mitgliedern als ein willkommenes Werkzeug zu

künftigen Veränderungen geflissentlich bearbeitet wurde. Sohn einer wohlhabenden Pflanzerin, war er nach Paris gekommen, um dort erzogen zu werden; er entwickelte glückliche Anlagen und besonders eine feurige Liebe zur Freiheit seiner unterdrückten Brüder auf St. Domingo; die Erinnerung an ihre Leiden gab seinem unruhigen Geiste Flügel, und der Gedanke der Rache war die Luft, in welcher er dieselben prüfen wollte. Die Grundsätze, welche er in der genannten Gesellschaft eingesogen hatte, trieben ihn mit unwiderstehlicher Macht zu dem Entschluß, durch Gewalt der Waffen den Farbigen zu dem Genusse der Rechte zu verhelfen, die ihnen die Weißen fortwährend mit der größten Hartnäckigkeit vorenthielten. Sein Vorhaben verrieth den unerfahrnen Jüngling; Ruhmsucht trübte die Reinheit seiner Absichten und seine innern Mittel waren weit geringer, als die Meinung, die er von ihnen hegte. Ohne weiter darüber nachzudenken, mit welcher Vollmacht, mit welchen Ansprüchen, oder unter welchen Aussichten er sich auf den schwankenden gefahrvollen Schauplatz wage, wo ihm so Vieles unbekannt war, schiffte er sich, wie ein erhitzter Abenteurer, mit bedeutenden Vorräthen von Waffen und Munition ein, und betrat St. Domingo in den ersten Tagen des Octobers 1790. Seine zwei Brüder, von seinen Absichten unterrichtet, welche zugleich von Paris aus unterstützt wurden, erwarteten ihn und seine Ladung an dem angewiesenen Platze. Er trat mehr hochfahrend als ausdrücklich auf; auch seine öffentlichen Erklärungen zeigten mehr eiteln Schwin-

del als gediegene Thatkraft. Er ließ sich Beschützer der Mulatten nennen, und ernannte seine zwei Brüder und einen andern Mulatten von wildem trotzigen Charakter, Marcus Chavanne, zu seinen Lieutenanten; um die gehörige Rangordnung zu beobachten, durfte er selbst natürlich nicht weniger als Generalissimus sein. Diese Heerführer, deren ganze Macht in einigen Hundert Mann bestand, lagerten sich ungefähr 6 Meilen vom Cap français. Ihre erste Heldenthat war die Ermordung zweier Weißen, auf die sie zufällig stießen; mit gleicher Grausamkeit fielen sie über die Leute von ihrer eigenen Farbe her, die an der Empörung keinen Antheil nehmen wollten. Ogé bewies dadurch, daß er in der Schule Robespierre's, mit dem er in mannigfache Berührung gekommen war, etwas gelernt hatte.

In einem Briefe an den Militärkommandanten der nördlichen Provinz sagte er: „Wir verlangen die Bekanntmachung des Beschlusses vom 28. März — der den Farbigen gleiche Bürgerrechte mit den Weißen zusicherte — wir werden Wähler ernennen, uns nach Léogane begeben und Gewalt mit Gewalt vertreiben, wenn man uns beunruhigt; die Kolonisten würden sich in ihrer Eigenliebe beschimpft fühlen, wenn wir bei den Berathungen neben ihnen säßen, aber hat man die Eigenliebe des Adels und der Geistlichkeit gefragt, als es galt, die tausend und aber tausend Mißbräuche abzustellen, die vordem in Frankreich herrschten?"

Derselbe Mauduit, der früher den Sitzungssaal der Kolonialversammlung mit Soldaten umringt

und den Nationalgarden, die denselben vertheidigten, eine Fahne entrissen und nachher in Triumph aufgestellt hatte, eben derselbe, seit jener Zeit ein Gegenstand des lebhaftesten Hasses für die Freunde der neuen Freiheit, griff jetzt Ogé an, wurde aber beim ersten Zusammentreffen geschlagen, wiewohl er 600 Mann befehligte. Hierauf rückte Cambefort, Obrist des Capregiments gegen die Empörer vor, und brachte ihnen eine gänzliche Niederlage bei, die ihm jedoch zu keinem besonderen Ruhme gereichte, da er mit zusammengelaufenen Leuten ohne Kriegszucht, ohne Uebung in dem Gebrauch der Waffen, und überhaupt ohne Festigkeit des Willens und der Ansichten zu thun hatte. Jacob Ogé und sein Lieutenant Chavanne retteten sich, da ihnen keine andere Zuflucht übrig blieb, durch die Flucht in den spanischen Antheil von St. Domingo; hierher warf sich auch ein Theil von den schwachen Ueberbleibseln der Ihrigen, Andere suchten auf andern Wegen zu entkommen, und hatten unmittelbar nach dem unglücklichen Ausgange des Treffens ihren Führer seinem Schicksale überlassen.

Der Gouverneur Blanchelande, der Peynier abgelöst hatte, welcher sich nicht länger mit Sicherheit und Nachdruck behaupten konnte, setzte es durch, daß ihm Ogé und die Theilnehmer an seiner Unternehmung ausgeliefert wurden. Man kerkerte sie auf Cap français ein und machte ihnen den Prozeß; dieser dauerte zwei Monate und erregte eine allgemeine Aufmerksamkeit; auch fehlte es nicht an Beweisen einer tiefern gefühlvollen Theilnahme. Ogé und sein Lieutenant Chavanne sollten

nach dem Inhalte des Urtheils lebendig gerädert und dann aufs Rad geflochten werden. Ueber seine Begleiter und einen seiner Brüder — den andern konnte man nicht auffinden — zusammen zwanzig, wurde die Strafe des Galgens ausgesprochen. In dieser Schicksalsprobe unterlag Ogé wie ein Kind und zeigte durch seine feige Weichheit hinlänglich, daß er allenfalls zu einem Romanhelden, aber nicht zum Haupte einer Empörung tauge; er weinte beim Vorlesen des Urtheils bitterlich, flehte auf das demüthigste um Gnade, und erbot sich endlich, sein Leben durch Aufdeckung wichtiger Geheimnisse zu erkaufen, die nach seinem Vorgeben die Sicherheit der Kolonien bedrohten. Man räumte ihm bloß eine Frist von 24 Stunden ein; nach Verlauf derselben wurde er den 9. März 1791 in Gegenwart der Provinzialversammlung des Cap auf die oben bezeichnete Weise hingerichtet. Ganz anders und größer erschien Chavanne; seinen Lippen entschlüpfte auch nicht eine einzige Klage, noch weniger irgend eine Bitte; er war unfehlbar unter andern Verhältnissen eines bessern Todes würdig. Die Personen, vor denen Ogé seine letzten Aussagen abgelegt hatte, erklärten, daß er ihnen keine Mittheilung von Wichtigkeit gemacht habe; er müsse, setzten sie hinzu, sein Geheimniß mit sich genommen haben, wenn man ihm überhaupt eines zutrauen dürfe. Ogé's Tod war einige Zeit ein beliebter tragischer Stoff für das Pariser Theater; diese Leichenfeier mag man ihm gönnen, denn er selbst war im Leben nicht viel mehr als eine Theaterpuppe, die sich mit oberflächlicher Geschäftigkeit

zu einem Mann der Zeit und seines Volkes aus-spreizen wollte.

Dieser Sieg über die Empörer stellte die Ruhe nicht wieder her, der Haß der Mulatten gegen die Weißen wuchs im Gegentheil, sie griffen von allen Seiten zu den Waffen; indessen gelang es dem Obersten Mauduit, der schon unter dem Gouverneur Peynier eine bedeutende Rolle gespielt hatte, die zahlreichen Haufen zu zerstreuen, nicht sowohl durch offene Gewalt, als durch geschickte Unterhandlungen mit den Anführern der Mulatten in ihrem Hauptlager zu Verottes. Die Mittel, die ihn zum Ziele geführt hatten, waren nicht die reinsten, sie erweckten mannigfaltigen Verdacht; auch erklärte Rigaud, schon damals die Seele der Mulatten, daß die Ruhe nur vorübergehend und durch Betrug erkünstelt sei, und daß es nicht eher zu einem dauerhaften Frieden kommen könne, als bis die eine Classe der Einwohner die andere ausgerottet habe.

Im Anfange des folgenden Jahres (1791) schickte die französische Regierung zwei Fregatten, den Fougueux und Boreas nach St. Domingo, die zwei Bataillone aus den Regimentern Artois und Normandie an Bord hatten. Sie waren mit der Mannschaft des Leopard bei seiner Ueberfahrt nach Frankreich — die Mitglieder der Colonialversammlung befanden sich auf demselben — in eine so unruhige Berührung gekommen, daß die Erbitterung, welche Mauduit's Betragen unter der Nationalgarde und der größern Masse des Volks erregt hatte, auch auf sie, wie durch eine Art von Ansteckung,

überging. Mauduit war früher von seinen Soldaten, wegen seiner Kraft und Güte, fast angebetet worden; aus Liebe zu ihm hatten sie die Nationalkokarde mit einer weißen Feder, dem Abzeichen des Royalismns, vertauscht, denn zu diesem neigte sich der Oberst mit Herz und Mund. Die beiden genannten Bataillone betrachteten diese ihre Waffengefährten eben deshalb als einen Haufen von Verräthern und Vaterlandsfeinden, und vermieden jede Gemeinschaft mit ihnen. Die Wirkung blieb nicht aus, Mauduit fing an, selbst in den Augen seiner Offiziere und Soldaten zu sinken; sie ließen Symptome von Unzufriedenheit blicken, die je länger je stärker durchbrachen. Mauduit sah der Gefahr, die ihm drohte, fest ins Auge, er drang auf die Entfernung des Gouverneurs nach dem Cap français, um denselben, wenn es zu einem Aeußersten kommen sollte, nicht mit in seinen eignen Sturz hinab zu reißen. Der Gouverneur war schwach genug, diesem Winke zu folgen. Mauduit wollte zum Zeichen der Wiederaussöhnung die Unglücksfahne, welche so gefährliche Bewegungen hervorgebracht hatte, der Nationalgarde zurückgeben und zwar eigenhändig an der Spitze seines Regiments in die Kirche tragen, wo sie niedergelegt werden sollte. Er bereitete seine Grenadiere durch eine Anrede darauf vor; sie schwuren ihm Treue bis in den Tod. Am folgenden Tage schritt er unter dem allgemeinen Zulaufe der Einwohner von Port-au-Prince zur Ausführung seines Vorhabens. Das Murren, was seine Erscheinung von mancher Seite erregte, war eine dumpfe Vorbedeu-

tung des Ausgangs; man traf indessen Anstalten zu seiner Sicherheit, selbst solche Bürger schlossen sich hierbei an, die früher von ihm aufs empfindlichste beleidigt worden waren. Nachdem er die Fahne an ihren Platz gestellt hatte, wollte er sich an seine Soldaten wenden, als einer derselben ihm mit lauter Stimme befahl, die Nationalgarde auf den Knieen um Verzeihung zu bitten. Auf Alles mochte er gefaßt sein, nur nicht auf diesen Schimpf; seine Antwort bestand darin, daß er den Wüthenden seine entblößte Brust darbot. In demselben Augenblicke zielten hundert Bajonette nach seinem Herzen, er sank nieder, durchbohrt von zahlreichen Wunden. Seine Mörder waren dieselben Menschen, die sich einst in seinem Lobe und Ruhme nicht erschöpfen konnten; dieß wirkt der Parteigeist in der Krisis der Leidenschaft. Diese Unthat erfüllte unter den Zuschauern selbst seine heftigsten Feinde mit Abscheu. Die meuchlerische Rotte begnügte sich nicht an diesem Triumphe der Schändlichkeit, sie zerstörte auch das Haus und Eigenthum des Todten, und fiel endlich in ihrem höllischen Wahnsinn selbst über den Leichnam her, indem sie denselben auf eine schauderhafte Weise verstümmelte und zerriß. Die Rache blieb nicht aus, die allgemeine Verachtung war nur der Vorbote der verdienten Strafe; die Bösewichter mußten ihre Waffen abgeben, wurden gefangen nach Frankreich abgeführt und dem Arme der Gerechtigkeit übergeben.

Es dauerte nicht lange, so bereuete die Pariser Nationalversammlung den Leichtsinn, mit wel-

chem sie vermittelst eines öffentlichen Beschlusses der Einmischung in die innere Regierung der Colonie entsagt hatte; vergeblich suchte sie den unklug aufgegebenen Einfluß wieder zu gewinnen. Die Freunde der Schwarzen bestanden mit Heftigkeit auf dem Beschluß vom März des Jahres 1790. Ohne Sklaven, so riefen die Kolonisten und ihre Anhänger, ohne Sklaven und die Theilung der Einwohner in verschiedene Classen, ist es um die Colonie geschehen. Robespierre antwortete darauf: Mögen lieber die Colonien untergehen, als ein Grundsatz! Man hat diesen Ausspruch, der immer noch unendlich besser war, als der Mann, der ihn sich erlaubte, sehr verschieden gedeutet; diejenigen Leute, welche jetzt in Frankreich die Reinen heißen sollen, betrachten ihn als eine Lästerung des Himmels, und auch kürzlich noch wiederholte man ihn auf der Rednerbühne als ein politisches Scheusal. Wenn man übrigens von dem Erfinder desselben absieht, an welchen gegenwärtig nur noch die Teufel mit Wollust denken, so ist der Sinn dieses berühmt gewordenen Schlagwortes wohl kein anderer als dieser: „Seien wir lieber weniger reich, wenn der Reichthum nicht anders zu erlangen ist, als dadurch, daß wir uns mästen mit dem Blute der Sklaven; seien wir lieber arm als barbarisch, nnd entsagen wir eher unsern Kolonien, als daß wir sie behaupten durch Verzichtung auf die Gefühle der Menschheit.“

Gregoire, Lafayette, Brissot unterließen nicht, zu Gunsten der Farbigen zu sprechen; sie setzten ihre Meinung bei der Nationalversammlung durch,

und den 15. Mai 1791 wurde beschlossen, daß die Farbigen in den französischen Colonieen dieselben Rechte genießen sollten, wie die Weißen. Dieser Beschluß, in welchen das französische Volk mit Begeisterung einfiel, fand auf St. Domingo eine völlig entgegengesetzte Aufnahme. Die Weißen erklärten laut ihren Unwillen; die Einwohner von Cap français versammelten sich, und nachdem sie die Nationalkokarde mit Füßen getreten hatten, so beschlossen sie, wenn es sein müßte, Gewalt zu brauchen, um sich der Vollziehung eines Beschlusses zu widersetzen, der zugleich ihren Vortheil und ihre Eigenliebe angriff. Es wurde eine neue Versammlung ernannt, ohne Theilnahme des Gouverneurs, der, als er die Unmöglichkeit einsah, die Colonisten zu ihrer Pflicht zurückzubringen und den Gang der Ereignisse zu hintertreiben, sich darauf beschränkte, die französische Regierung schriftlich von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen.

Um diese Zeit stürzten die sichtbar bedrohten Mulatten zu den Waffen, und machten in verschiedenen Pflanzungen gemeinsame Sache mit den Negern, die sich empörten und in den Umgebungen des Cap verbreiteten, indem sie die Wohnungen niederbrannten und die Weißen ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes umbrachten. Dieses fürchterliche Blutbad dauerte seit zwölf Stunden noch immer fort, als die Nachrichten davon in der Capstadt anlangten. Der Gouverneur traf sogleich Anstalten, um dem Fortschreiten des Uebels Einhalt zu thun; man schlug den Generalmarsch, die Truppen traten zusammen, aber sie waren nur

schwach, und neue Berichte meldeten, daß die Empörung fast allgemein sei. Jetzt bricht die Bestürzung wie ein Lauffeuer auf allen Seiten aus; während die Weiber und Kinder sich an den Bord der Schiffe flüchten, theilt man an alle waffenfähige Mannschaften Gewehre aus, und der Gouverneur stellt sich selbst an die Spitze der Nationalgarde. Man rückte gegen den Feind aus, der bei dem ersten Zusammentreffen geringen Widerstand leistete, bald aber dergestalt anwuchs, daß man sich zurückziehen mußte. In kurzer Zeit wurden die Stadt und das Lager, in welchem sich die Truppen verschanzt hatten, von den Negern gestürmt, die mit Feuer und Schwert unablässig das Land verwüsteten, welches die Weißen räumen mußten. Das Blut fließt in Strömen, mehr als zwölftausend Personen werden in wenig Tagen niedergemacht, und noch ist nicht abzusehen, wenn die Metzelei aufhören wird. Schlecht bewaffnet, fast nackend, unkundig des Kriegshandwerkes und ohne einen Begriff von Kriegszucht, scheinen die Schwarzen unüberwindlich zu sein: sie wissen, daß es gilt, zu sterben oder zu siegen, und so fortgerissen von Wuth und Verzweiflung, baden sie sich im Blute.

Die Empörung, die sich zuerst in den Umgebungen des Cap gezeigt hatte, d. h. im Norden der Colonie, breitete sich so reißend schnell aus, daß die Neger auch in anderen Gegenden gerade in dem Augenblick losbrachen, wo ihre Herren die Unfälle des Cap erfuhren. Die Truppen, welche man gegen die Empörer aussandte, wurden fast immer zurückgetrieben, und jeden Sieg bezeichneten die

Schwarzen durch neue Metzeleien und Brandstiftungen. Die Nachricht, daß mehrere der Ihrigen in der Gefangenschaft der Weißen aufgehängt worden waren, nahm ihrer Raserei den letzten schwachen Zügel. Die Einwohner von Port-au-Prince hatten bei der ersten Kunde von der Empörung zu den Waffen gegriffen, wurden aber geschlagen an den Thoren der Stadt selbst, die nur durch einen unvorhergesehenen Umstand der Verwüstung und gänzlicher Zerstörung entging.

Es wurde schon früher gesagt, daß die Mulatten oder Farbigen, wüthend über den Widerstand, den die Weißen der Vollziehung des Beschlusses entgegensetzten, durch welchen die französische Nationalversammlung ihnen mit den übrigen Colonisten gleiche Rechte zuerkannte, die Neger zur Empörung aufgereizt und sich mit ihnen verbunden hatten. Ihre Absicht ging, wie es scheint, dahin, die Weißen zu schrecken und ihnen die Annahme des Beschlusses abzuzwingen; sie glaubten, daß, wenn dieses Ziel einmal erreicht wäre, die Sklaven leicht wieder zu ihrer Pflicht zurückgebracht werden könnten; aber die Ströme von Blut, die sich in allen Richtungen ergossen, zeigten ihnen gar bald die Größe ihres Irrthums; sie erkannten nun die Schwierigkeiten, diese Wüthenden zu beruhigen, deren Raserei mit ihrem Glück stieg; sie strengten deshalb nun, freilich zu spät, alle ihre Kräfte an, eine Versöhnung zu vermitteln. Es knüpften sich Unterhandlungen an; man schloß einen Vertrag ab, zufolge dessen den Empörern, welche die Waffen niederlegen wollten, eine vollkommene und gänz-

liche Amnestie bewilligt wurde, unter der Bedingung, den Beschluß vom Monat Mai 1791 auf der Stelle in Ausführung zu bringen. Die Weißen, deren blinde Hartnäckigkeit im Behaupten ungebührlicher Vorrechte dieß Unglück verursacht hatte, fügten sich der ausgesprochenen Forderung; eine schreckliche Erfahrung hatte sie gelehrt, daß man nicht immer ungestraft die heiligen Rechte der Menschheit verläugnen kann, und daß die Tyrannei früh oder spät die Empörung gebiert. Zehn Geschlechtsfolgen beugten ihr Haupt unter das unerträglichste Joch. Die Tyrannen, gewohnt, ihren leisesten Willen als ein göttliches Gesetz befolgt zu sehen, legen die Sorge für die Erhaltung ihrer Herrschaft auf die Ketten nieder, mit denen sie die entwürdigten Opfer des Unglücks erdrücken. Aber es kommt ein Tag, wo diese Menschen von ihrer Erstarrung erwachen; das heilige Feuer der Freiheit, das erloschen schien, greift plötzlich unter ihnen um sich; voller Scham, noch länger mit den Würmern um die Wette zu kriechen, erheben sie sich und zerreißen ihre Fesseln. Vergeblich verspricht nun der übermüthige Despot, der sie noch kürzlich unter eiserner Ruthe hielt, sich daran zu erinnern, daß er Menschen befiehlt, vergebens wendet er Drohungen, Zusagen und Bitten an: nur sein Tod kann diejenigen befriedigen, in denen er die Unverletzlichkeit der natürlichsten Rechte geschändet hat.

Ungeachtet der Uebereinkunft zwischen den Mulatten und Weißen schritt die Empörung der Neger noch immer weiter vor. Die Mulatten hatten die

Waffen niedergelegt; aber die Neger, die jeden Tag neue Verstärkungen erhielten, empfanden kaum ihren Zurücktritt. Der Krieg fuhr fort zu rasen, man machte auf beiden Seiten nur Gefangene, um sie mit den fürchterlichsten Todesstrafen zu belegen, und man muß es gestehen, die Weißen ließen bei diesem Sturm der Grausamkeit ihre Feinde weit hinter sich zurück. Es gab Pflanzer, welche ihre Schwarzen bis an die Schultern eingruben, ihnen den Mund durch eine Kneipzange mit Gewalt öffnen, dann durch denselben siedenden Zucker in die Eingeweide der Unglücklichen flößen ließen, welche auf diese Weise unter den gräßlichsten Qualen starben. Andere ließen ihre Gefangenen zwischen zwei Bretern zersägen, noch andere — aber die Feder sinkt bei der Schilderung so entsetzlicher Greuelscenen.

Obwohl die empörten Sklaven es eben so wenig an Abscheulichkeiten fehlen ließen, und mehrere unter ihnen selbst die gütigsten Herren, denen sie Dankbarkeit schuldig waren, mit empfindungsloser Grausamkeit umbrachten, so bewiesen doch auch wieder Andere zur Ehre der Menschheit eine rührende Treue und Ergebenheit; der Engländer Edwards erzählt davon ein so außerordentliches Beispiel, daß es hier mit seinen eigenen Worten zu stehen verdient.

Herr und Madame Baillen, ihre Tochter und ihr Schwiegersohn, nebst zwei weißen Bedienten, die auf einer vom Cap français dreißig Meilen entfernten Pflanzung im Gebirge lebten, wurden von der Empörung durch einen ihrer Sklaven be-

nachrichtigt, der selbst unter den Verschwornen war, aber, wo möglich, seinen Herrn mit seiner Familie zu retten versprach. Da ihm nicht gleich Mittel zu Gebot standen, ihre Flucht zu bewerkstelligen, so führte er sie in einen nahen Wald, hierauf gesellte er sich zu den Empörern. In der folgenden Nacht fand er Gelegenheit, jenen aus dem Lager der Empörer Lebensmittel herbeizuschaffen. In der zweiten Nacht kam er noch einmal mit Mundvorrath, erklärte aber, daß es nicht in seinen Kräften stehe, ihnen fernere Hülfe zu leisten. Drei Tage lang ließ der Neger nichts von sich hören; nach Verlauf derselben kam er wieder und beschrieb der Familie den Weg, welchen sie nach einem Flusse zu nehmen hätte, auf dem sie nach Port-Margot kommen würde; zugleich fügte er die Versicherung hinzu, daß in einer gewissen, ihnen genau bezeichneten Gegend des Flusses ein Boot für sie in Bereitschaft stände. Die Familie folgte dieser Weisung und fand das Boot wirklich. Nachdem die Unglücklichen, ohne dabei Gefahr zu laufen, dasselbe bestiegen hatten, wurde es von der reißenden Strömung umgeworfen; sie retteten sich nur mit genauer Noth und hielten es für's Beste, sich in das Gebirge zurückzuziehen. Der für ihre Rettung thätige Neger fand sie nochmals auf, zeigte ihnen einen Punkt, wo der Fluß breiter war, und versicherte sie, daß er bereits ein Boot für sie besorgt habe, indem er zugleich bemerkte, daß er von jetzt an für ihre Rettung nichts mehr thun könne. Sie machten sich auf den Weg; da sie jedoch das Boot nicht fanden, so hielten sie sich schon für verloren, als der treue

Neger noch einmal wie ein rettender Engel erschien. Er hatte Tauben, Hühner und Brod bei sich und führte die Familie, welche nur die Nacht ihren Weg langsam fortsetzte, die Ufer des Flusses entlang so weit, bis sie die Bai von Port Margot erblickte. Er erklärte, daß sie nun außer aller Gefahr wäre, nahm für immer Abschied von ihr und kehrte zu den Empörern zurück.

Derselbe Schriftsteller beschreibt als gewesener Augenzeuge die furchtbare Strafe, welche auf dem Cap français an zwei Empörern vollzogen wurde; da sie den wilden Geist der überschwenglichen Rachsucht, welche damals die Gemüther verzehrte, mit den treuesten und lebhaftesten Farben darstellt, so wird man ihn nicht ohne Theilnahme hören. Die beiden Unglücklichen — so erzählt er — wurden auf zwei kreuzweis gelegten Stücken Holz gerädert. Der eine starb, nachdem er den dritten Schlag in die Gegend des Magens erhalten hatte; jedes Bein und jeder Arm waren vorher an zwei Stellen zerschmettert worden. Die drei ersten Schläge hatte er, ohne einen Laut des Schmerzes von sich zu geben, ausgehalten. Das Schicksal des andern war um Vieles härter. Als ihm der Henker Arme und Beine zerbrochen hatte, und das Rad schon für den letzten tödtlichen Schlag aufhob, der, weil er die Leiden des Verurtheilten endigt, der Gnadenstoß genannt wird; so rief der Pöbel mit einer cannibalischen Unmenschlichkeit: halt! und zwang ihn, sein Werk auszusetzen. In diesem Zustande, mit doppelt gebrochenen Gliedern, wurde der Unglückliche auf ein Wagenrad gelegt, das, nachdem

man die Axe in die Erde getrieben hatte, in eine horizontale Lage gebracht war. Er schien noch bei völliger Besinnung zu sein, äußerte aber kein Zeichen des Schmerzes. Nach vierzig Minuten wurde er von einigen englischen Matrosen, welche Zuschauer bei diesem Trauerspiele gewesen waren, aus Mitleiden getödtet.

Während die Kolonie von diesen fürchterlichen Zuckungen litt, hob die Nationalversammlung den Beschluß vom 15. Mai 1791, der auf Cap français Zerwürfnisse hervorgebracht hatte, wieder auf und ernannte drei Commissaire mit dem Auftrage, die Ruhe auf St. Domingo wieder herzustellen. Diese Commissaire — sie hießen Mirbeck, Roome und St. Leger, lauter untüchtige Männer, wurden von den Weißen mit großen Freudensbezeigungen empfangen; man sang in der Cathedrale von Cap français ein Te Deum bei ihrer Ankunft; sie machten amtlich die Vernichtung des Beschlusses vom 15. Mai 1791 bekannt; da es aber nicht möglich war, die Weißen zu befriedigen, ohne den Mulatten zu mißfallen, und so auch umgekehrt, so griffen diese mit größerer Hitze als je zu den Waffen; sie beschuldigten die Weißen der Verrätherei und vereinigten sich von Neuem mit den Negern, nahmen Port-Saint-Louis, das sie plünderten, und verbrannten einen Theil von Port-au-Prince. Die erschrockenen Commissaire erklärten vergeblich, daß denjenigen, die vom weitern Kampfe abständen, Amnestie bewilligt werden sollte; dieses Hülfsmittel wirkte nur darauf hin, den Urhebern derselben den Haß der Weißen zuzuziehen, die es nicht

ertragen konnten, daß ihren Feinden irgend eine Begünstigung gewährt wurde. Nachdem sich die Commissaire völlig fruchtlos drei Monate auf St. Domingo aufgehalten hatten, sahen sie sich gezwungen, verabscheut von den Farbigen, verachtet von den Weißen und verlassen von den Truppen, sich wieder nach Frankreich einzuschiffen, das in seiner politischen Lage so ziemlich ein Seitenstück zu der Kolonie lieferte.

Die verschiedenen Parteien, welche Frankreich zerrissen, folgten einander in der Gewalt, bald siegend, bald besiegt. Ein heute erlassenes Gesetz wurde morgen wieder aufgehoben, und derselbe Mann, der am Morgen im Triumph aufgeführt wurde, endigte zuweilen des Abends auf dem Schaffott. Die Jacobiner waren, als die Commissaire zurückkehrten, allmächtig, und Robespierre vermochte die Mehrheit der Nationalversammlung ohne sonderliche Schwierigkeit zur Annahme seiner Grundsätze. Man verhandelte die Frage über die Abschaffung des Negerhandels und der Sklaverei, und faßte einen Beschluß ab, dessen Artikel im Wesentlichen darauf hinausgingen: daß die Farbigen dieselben Rechte genießen sollten, wie die Weißen; daß drei neue Commissaire für St. Domingo zu ernennen seien, begleitet von hinlänglichen Streitkräften, und daß die Mitglieder der Colonialversammlung Abgeordnete wählen sollten, um der Nationalversammlung die Wünsche der Colonisten in Beziehung auf die Verfassung der Insel vorzutragen.

Die neuen Commissaire waren Santhonax, Pol-

verel und Ailhaud, sie gehörten zu den heftigsten Jacobinern und kamen in der Colonie ungefähr mit 8000 Mann auserlesener Truppen an. Desparbes löste in der Eigenschaft eines Generalcommandanten den Gouverneur Blanchelande ab, der seinem schwierigen Posten auf keine Weise gewachsen war. Die Gegenwart der Commissäre erschreckte die Colonisten, anstatt ihnen Zutrauen einzuflößen; sie maßen ihnen verdächtige Absichten bei, die jene durch ihre allgemeine Versicherungen nur noch mehr bestätigten; es ging das Gerücht, daß die französische Regierung die Befreiung aller Neger beschlossen habe und man glaubte, daß die neuen Ankömmlinge mit der Vollziehung dieser Maßregel beauftragt seien. Die Commissaire säumten nicht, zu erklären, daß ihre Sendung keinesweges darauf hinausgehe; aber der Schutz, welchen sie öffentlich den Farbigen gewährten, konnte diese Besorgnisse unmöglich zerstreuen. Desparbes wurde wegen seiner Anmaßungen durch Galbaud ersetzt, der nach einigen Wochen de la Salle Platz machen mußte, und als ob nicht schon Uebel genug auf der unglücklichen Colonie lasteten, so führte die letzte Ernennung auch noch neue Spaltungen herbei, indem die Commissaire den entschiedenen Einfluß, welchen er vermöge seiner Würde geltend machte, als einen Eingriff in ihre Rechte und Sendung betrachteten. Galbaud, weit entfernt davon, sich nach Frankreich einzuschiffen, wohin er beschieden war, versammelte mit Hülfe seines Bruders eine große Anzahl Mißvergnügter; an der Spitze derselben brachen beide gegen die Commissaire auf. Diese, denen alle Farbi-

gen anhingen, bereiteten sich zum Kampfe; zwei Tage lang schlugen sich die Parteien mit Erbitterung. Die Commissaire fürchteten zu unterliegen, wenn nicht neue Streitkräfte zu ihnen stießen; sie sandten also einen Parlementair zu den Anführern der empörten Neger, und boten jenen wie diesen die Freiheit an, wenn sie augenblicklich gegen die Brüder Galbaud vordringen wollten. Einige Häupter der Empörer dachten edel genug, um diesen Antrag zu verwerfen; einer derselben, Macaya, zeigte jedoch weniger Bedenklichkeit; mehrere Tausend Neger drangen unter seinem Befehl in die Stadt; plötzlich stand alles in Flammen, Greise, Weiber und Kinder wurden niedergemacht. Einer beträchtlichen Menge Weißen war es gelungen, aus der Stadt zu kommen, sie flüchteten gegen die Küste, um sich von den Schiffen aufnehmen zu lassen; aber rasch überfallen von zahlreichen Mulatten, fanden sie unter den Händen derselben, statt des Mitleids, den Tod. Die Commissaire selbst konnten das entsetzliche Schauspiel, das sie veranlaßt hatten, nicht ertragen, sie flüchteten an den Bord eines Schiffes, welches der Brand der Stadt beleuchtete. In einem der verschiedenen Treffen waren Galbaud's Bruder von den Commissärer und Polverel's Sohn von Galbaud's Partei zu Gefangenen gemacht worden. Der Gouverneur hatte vorgeschlagen, einen gegen den andern auszuwechseln. „Mein Sohn — so lautete die römische Antwort des Vaters — kennt seine Pflicht und ist bereit, im Dienste der Republik zu sterben.“

War das Unrecht der Colonisten groß gewesen,

so war jetzt auch ihre Strafe fürchterlich. Ein barbarisches Vorurtheil gewöhnte die Weißen von ihrer Wiege an an den Gedanken, die Afrikaner als Thiere zu betrachten, die nicht werth seien, Menschen zu heißen; mit diesen Ansichten wurden die Colonisten, die eben aus Europa ankamen, gar bald vertraut; das brennende Klima der Insel machte Leute grausam, die vielleicht unter dem europäischen Himmel mild und edelmüthig geblieben wären. Die Neger hingegen, aufgewachsen unter den Feuerstrahlen der Sonne, bewahrten unter den mühseligsten Arbeiten und der härtesten Sklaverei ihre natürliche Geduld und Sanftmuth, so lange sie nicht durch ungeheure Mißhandlungen außer sich gebracht wurden. Viele und außerordentliche Umstände mußten zusammenwirken, um solche Menschen zur Empörung und zu wilden Ausschweifungen zu treiben. Diese Umstände führte die französische Revolution herbei, oder sie beschleunigte vielmehr nur den Ausbruch der Katastrophe, die so viele Schlachtopfer verschlang, denn die Liebe zur Freiheit erlischt zu keiner Zeit ganz in der menschlichen Brust.

Fünfte Periode.

Die französische Regierung erklärt England und Holland den Krieg. — Auf St. Domingo dauert der Kampf fort. — Abschaffung der Sklaverei. — Die Engländer bemächtigen sich eines Theils der Colonie. — Toussaint Louverture. — Die Engländer verlassen St. Domingo.

Während die französische Regierung Holland und England den Krieg erklärte, und die letztere Macht sich zu einem Angriffe gegen die französischen Colonien rüstete, überließen sich die Commissaire fruchtlosen Anstrengungen, um die immer tiefer und weiter greifenden Verwirrungen beizulegen. Sie hielten es für das sicherste Mittel, um die Empörung der Neger zu dämpfen, ihre Anführer zu gewinnen, selbe für frei zu erklären, so wie den größten Theil der Empörer und gewissermaßen die Wahl, welche diese in jenen getroffen hatten, zu bestätigen, indem sie denselben den Generalcharakter beilegten. Die Spanier wandten jedoch diesen Kunstgriff mit weit größerm Erfolge an, als die französischen Commissaire; diese konnten ihnen nur den Namen von Bürgern anbieten, mit dem Grade von Generalen. Die Spanier vertheilten dagegen Orden, erhoben die Anführer der Neger zu Grafen und Herzogen, behandelten sie als Excellenz, so daß der französische Antheil in eine um so mißlichere Lage gerieth, weil jeder empörte Neger die Kraft

der Spanier verstärkte. Die Commissaire machten einen letzten Versuch, sie schickten eine Art von Parlementair an Jean François und Biassou, die beiden einflußreichsten Anführer der Neger. Diese gaben folgende Antwort:

„Wir können uns nicht nach dem Willen der französischen Nation bequemen, da wir, so lange die Welt steht, nur einem Könige gehorcht haben. Wir haben den König von Frankreich verloren, aber wir werden von dem Könige von Spanien geliebt, der uns Wohlthaten erzeigt und nicht aufhört, uns zu unterstützen; unter diesen Verhältnissen mögen wir nicht eher Commissaire erkennen, als bis wieder ein König den Thron einnimmt."

Ein anderer Anführer, der einige Zeit die Commissaire unterstützt hatte, und der durch den ihm von den Spaniern verliehenen Titel Excellenz zum Abfall bewegt worden war, gab ungefähr dieselbe Antwort: „Ich bin, sagte er, der Unterthan dreier Könige, des Königs von Congo, des Herrn aller Schwarzen, des Königs von Frankreich, der meinen Vater vorstellt, und des Königs von Spanien, der die Stelle meiner Mutter vertritt. Diese drei Könige stammen von denjenigen ab, die ein Stern zur Verehrung des Gottmenschen führte: Wenn ich in den Dienst der Republik träte, so würde ich vielleicht zum Kampfe gegen meine Brüder fortgerissen werden, welche die Unterthanen der Könige sind, denen ich Treue gelobt habe."

So wußten die Spanier die Religion in einen Hebel der Politik zu verwandeln, der Fanatismus

war für sie die mächtigste Waffe, die oft die gefährlichsten Schläge versetzte.

Die wachsende Verlegenheit, in der sich die französischen Commissaire befanden, geht klar hervor aus dem Schreiben, welches sie an einen Anführer der farbigen Milizen richteten, in der Zeit, wo eine Truppenabtheilung unter den Befehlen Braudicourt's von ihnen auf die Seite Galbaud's übergetreten war. In diesem Schreiben sagten sie:

„Braudicourt war das Schooßkind der Revolution, er verdankte ihr das Wohl seines Lebens, er hat sein Vaterland verrathen, seinen Posten, seine Mannschaft, seine Waffen übergeben: er wollte noch einen anderen Posten unter seinen Befehlen überliefern; wem sollen wir forthin trauen? wir wissen es nicht!" —

„Ihr Kinder des vierten April, ihr und alle eure Brüder, wollt ihr die Republik verlassen, die nur durch Gleichheit besteht und außerhalb welcher es keine Gleichheit giebt? Wollt ihr uns lassen allein die Colonie und die Republik aufrecht erhalten? Wir werden sie mit Gefahr unseres Kopfes aufrecht erhalten und unsere Köpfe werden nicht fallen!" —

„Nehmt euch vor den Weißen in Acht, die euch umgeben; ihre Grundsätze sind abscheulich, laßt ihr euch durch sie verführen oder beherrschen, so seid ihr verloren."

„Die Spanier und Räuber sind so kühn gewesen, euch anzugreifen, sie plündern, brennen und stiften Böses in Menge. Bekämpft sie, schlagt sie zurück, dringt in ihre Heimath, wenn ihr könnt:

ihr habt Verstärkungen an Mannschaft, ihr habt eine Kanone und zweihundert Pfund Pulver erhalten. Ihr werdet noch mehr bekommen, wir werden unverzüglich Anstalten treffen, daß ihr auch Mundvorrath bekommt."

„Wie aber auch der Erfolg sein mag, weder durch die Spanier, noch durch Räuber, wird die Colonie untergehen; eher durch den Widerstand, den wir von Seiten der Eigenthümer erfahren. Die Unfälle auf dem Cap haben bereits eine große Erschütterung hervorgebracht, noch ein Schritt, welcher der von uns gegebenen Richtung widerstreitet, und alles stürzt zusammen. Wir werden nicht im Stande sein, den Strom aufzuhalten; der Boden wird indessen bleiben, auch die Erzeugnisse werden wieder gedeihen, aber mit dem Besitz der Eigenthümer wird es aus sein."

„Wenn man den Spaniern oder Räubern weicht oder gegen sie schlaff wird, besser gesagt, wenn wir nicht den spanischen Antheil erobern, so überfallen, verbrennen, plündern und verwüsten jene alles."

„Wenn ihr die Maßregeln hintertreibt, die wir nehmen wollen, um stufenweise eine Befreiung vorzubereiten, die weiterhin unvermeidlich ist; so wird die Befreiung auf dem Wege der Empörung und der Eroberung vor sich gehen. Dann ist es geschehen um Anbau und Eigenthum, und was soll aus der persönlichen Sicherheit jedes freien Menschen werden, wer er auch sein mag und welcher Farbe er auch angehöre? Es wird auf St. Domingo nur das reine afrikanische Blut übrig bleiben und der

Boden nichts anderes darbieten, als eine Aufhäufung von Asche und Trümmern."

„Ihr habt unter euch unbesonnene Menschenfreunde, die eine schnelle und allgemeine Befreiung wollen; sie haben nicht berechnet, was eine solche Umwälzung aus Menschen machen dürfte, die noch nicht die Nothwendigkeit der Arbeit empfinden, weil sie in beschränkten Genüssen leben und folglich wenig Bedürfnisse haben. Ihr habt unter euch farbige Aristokraten, wie es deren unter den Weißen giebt, und die noch verkehrter und undankbarer, als die weißen Aristokraten sind. Diese demüthigen nur ihre Nachkommenschaft und schlagen sie nicht für immer in Fesseln. Ihr aber erklärt euch zu Feinden eurer Brüder, ihr wollt selbst eure Aeltern in der Sklaverei festhalten *). Ihr wollt mit den alten Freien auf gleicher Linie stehen und zugleich für immer die Denkmäler eines sklavischen Ursprungs beibehalten. Ergebt euch endlich einem reinen Republikanismus: wagt es, euch zu der Höhe der Menschenrechte zu erheben; bedenkt, daß der Grundsatz der Gleichheit nicht der einzige ist, daß die Freiheit ihm noch vorangeht. Die übel

*) Die Mulatten vergaßen in so fern ihren Ursprung, als sie den Schwarzen die Freiheit vorenthielten, deren sie doch als Abkömmlinge aus den gemischten Ehen der Indianer und Europäer von einer Seite nahe standen. Die Weißen sonderten sich in so fern von ihrer Nachkommenschaft ab, als diese mit fremdem Blute vermischt war, doch erhielt selbe im weitern Fortgange in den spätern Linien der Fortpflanzung die Freiheit.

verstandenen Interessen des Colonialanbaues haben uns genug und weit mehr als genug, dazu gezwungen, mit den ersten Gesetzen der Natur ein vorläufiges Abkommen zu treffen; die Furcht vor den Ausschweifungen, welche ein noch roher Menschenstamm begehen könnte, gebietet uns, den Anfang seiner bürgerlichen Gesittung abzuwarten, ehe wir ihn für frei erklären; laßt ihm wenigstens keine Zeit, seine Kraft zu fühlen und seine Unabhängigkeit auszusprechen; denn alsdann sind die Herren der Sklaven verloren!" —

Mehrere europäische Regimenter gingen zu den Spaniern über und die Commissaire, die ihren Anhängern nur Gleichheit anbieten konnten, sahen sich bald auch von denjenigen verlassen, auf welche sie mit Gewißheit gezählt hatten. Einer unter ihnen, Santhonax, der nur zwölf bis funfzehnhundert Mann und sehr wenig Munition bei sich hatte, wurde auf dem Cap von zahlreichen Haufen der Empörer bedroht, denen der Gebrauch der Waffen bereits anfing geläufig zu werden, und welche der Neger Jean-François befehligte, der schon damals durch seinen Ruf den Rebellen großes Zutrauen einflößte. Ein einziges Rettungsmittel blieb Santhonax noch übrig, so glaubte er wenigstens; es bestand in der allgemeinen Befreiung der Neger, sie wurde öffentlich bekannt gemacht; aber auch dieser feierliche Schritt, der unter den Colonisten Bestürzung verbreitete, setzte Santhonax in keine bessere Lage. Einige Neger, zufrieden mit der ihnen ertheilten Benennung freier Menschen, blieben ruhig bei ihren Herren und setzten ihre Arbeiten wie ehedem

fort. Die meisten verließen hingegen die Wohnungen der Pflanzer und flüchteten in die Gebirge, wo sie Regierungen nach Art der Republiken bildeten.

Indessen drohte neues Unglück auf St. Domingo loszubrechen. Die Befreiung, die das Gute nicht hervorbrachte, welches Santhonax davon erwartet hatte, führte Uebel herbei, die seinen Augen entgangen waren. Die Colonisten, welche voller Unzufriedenheit mit der gewährten Befreiung die Ohnmacht Frankreichs einsahen, ihre Lage zu verbessern, richteten ihre Blicke auf England; und während mehrere nach London entflohene große Eigenthümer der brittischen Regierung Anträge machten und zur Eroberung der französischen Colonien ihre Hülfe versprachen, traten andere in Grande-Anse vereinigte Eigenthümer für denselben Zweck zusammen. England hatte anfänglich diese Anerbietungen zurückgewiesen, aber seit der Kriegserklärung Frankreichs nahm das Kabinet von St. James nicht länger Anstand, und der General Williamson, Gouverneur auf Jamaica, erhielt Befehl, Streitkräfte nach St. Domingo zu entsenden, um sich der Plätze zu bemächtigen, welche die Colonisten ihnen zu überliefern gedachten. Hier folgen die 13 Artikel des Antrags, zu welchen sich die Colonisten in Grande-Anse vereinigt hatten.

1) Da die Einwohner von St. Domingo sich nicht an ihren rechtmäßigen Herrn wenden können wegen Abstellung der Tyrannei, unter welcher sie erliegen, so rufen sie den Schutz seiner brittischen Majestät an, leisten ihr den Eid der Treue, und bitten sie, vor der Hand die Colonie anzunehmen

und sie selbst als gute und treue Unterthanen anzusehen bis zum Abschluß des allgemeinen Friedens, wo seine brittische Majestät, die französische Regierung und die verbündeten Mächte unter einander vollgültig über die Colonie St. Domingo entscheiden werden.

2) Bis zur Herstellung der Ordnung und Ruhe in der Colonie wird der Stellvertreter Sr. brittischen Majestät volle Gewalt haben, alle die Polizey- und Sicherheitsmaßregeln zu bestimmen und anzuordnen, die er für nöthig hält.

3) Niemand wird wegen der vorhergegangenen Unruhen zur Verantwortung gezogen werden können, mit Ausnahme derjenigen, die gerichtlich angeklagt sind, Brand und Meuchelmord veranlaßt oder ausgeübt zu haben.

4) Die Farbigen werden alle Vorrechte haben, deren diese Classe von Einwohnern in den englischen Colonien genießt.

5) Wenn beim Friedensschluß die Colonie unter brittischer Herrschaft bleibt, so sollen nichts destoweniger die Gesetze, welche sich auf das Eigenthum und auf die bürgerlichen Rechte beziehen, die vor der Revolution in der Colonie bestanden, beibehalten werden bis zur Bildung einer Colonialversammlung. Se. Majestät wird das Recht haben, selbe provisorisch zu halten, wie es das allgemeine Wohl und die Ruhe der Colonie erfordert. Bis dahin wird der Stellvertreter Sr. Majestät in allen einzelnen Zweigen der Verwaltung und Polizei durch einen Ausschuß von 6 Personen unterstützt werden,

die er aus den Eigenthümern der drei Provinzen in der Colonie zu wählen hat.

6) In Ansehung der Brandstiftungen, Aufstände, Empörungen der Neger, Diebstähle und Plünderungen, welche die Colonie verwüstet haben, hat der Stellvertreter Sr. großbrittanischen Majestät, vom Augenblick an, wo er von der Colonie Besitz nimmt, dem Verlangen der Einwohner gemäß, dieselben zu der Bekanntmachung bevollmächtigt, daß er für die Bezahlung der Schulden eine Frist von 10 Jahren bewilligt, welche mit dem Tage der Besitznahme anhebt, daß ferner die Aufhebung der Interessen mit dem Eintritte des ersten August 1791 beginnen und nur nach Verlauf der zur Zahlung der Schulden bewilligten zehnjährigen Frist zu Ende gehen wird; in der gedachten Frist sind jedoch weder die Schulden für Rechnung der Mündel und abwesenden Eigenthümer, noch auch diejenigen einzuschließen, die von den übergebenen Gütern der Eigenthümer herrühren.

7) Die Ein- und Ausfuhrgebühren für europäische Lebensmittel und Waaren werden auf demselben Fuß, wie in den englischen Colonien, festgesetzt werden.

8) Die Fabriken, welche weißen Zucker bereiten, werden das Recht behalten, ihre Erzeugnisse auszuführen, mit Verpflichtung auf diejenigen Bestimmungen, die in dieser Hinsicht nothwendigerweise zu treffen sind.

9) Die katholische Religion wird aufrecht er-

halten werden, ohne daß ein evangelischer Cultus Eingang hat.

10) Die örtlichen Auflagen, aus denen man die Kosten für die Garnison und Colonialverwaltung bestreitet, sollen auf demselben Fuß, wie 1789 erhoben werden, den Bestimmungen und Erleichterungen unbeschadet, die den abgebrannten Einwohnern bis auf den Augenblick zustehen, wo ihre Niederlassungen wieder hergestellt sein werden. Es soll demnach von der Colonie Rechnung geführt werden über alle die Vorschüsse, die Großbrittanien machen dürfte, um das Deficit der besagten Auflagen zu decken. Dieses Deficit, so wie alle öffentliche Ausgaben der Colonie (wohin aber nicht die Summen für den Dienst der königlichen Eskadre zu rechnen sind) werden von der Colonie getragen.

11) Der Stellvertreter Sr. brittanischen Majestät auf St. Domingo wird sich bei dem spanischen Gouverneur verwenden für die Zurückgabe der Neger und der auf spanischem Gebiete von den empörten Negern verkauften Thiere.

12) Die Einfuhr von Lebensmitteln, Thieren, Getreide und Holz aus den vereinigten Staaten wird in der Colonie auf amerikanischen Schiffen erlaubt sein.

13) Keine der genannten Bedingungen ist als Beschränkung der Gewalt anzusehen, welche das englische Parlament in Absicht auf die politische Regierung der Colonie ausüben wird.

Diese dreizehn Artikel waren von dem Herrn von Charmilly, einem einsichtsvollen, wohlgesinnten, wenn auch ehrgeizigen Mann, im Namen

der Einwohner von Grand-Anse unterzeichnet worden. Der General Williamson hatte sie von englischer Seite bestätigt, mit Ausnahme des 9. und 12., die einige Abänderungen erlitten.

Die englische Regierung handelte, wo nicht leichtsinnig, doch übereilt, daß sie ohne weitere Rücksichten auf eine Verbindung einging, die von so verschiedenen und völlig entgegengesetzten Interessen durchschnitten wurde; sie fehlte insbesondere auch darin, daß sie ihre Absichten, wenn sie es ernstlich meinte, nicht mit einem größern Aufwande von Kraft verfolgte. Schon ein flüchtiger Blick auf jene 13 Artikel zeigt, daß die Pflanzer darin am meisten sich selbst bedacht hatten; die übrigen Classen der Einwohner werden darin nur gelegentlich in allgemeinen Ausdrücken berührt, namentlich gehen die Neger ganz leer aus.

Zum bessern Verständniß der obwaltenden Spannungen und Richtungen ist es nothwendig, die besondere Lage der einzelnen Classen etwas näher ins Auge zu fassen. Die angesehensten und reichsten Pflanzer, denen es zum Theil auch nicht an Einsicht fehlte, wünschten vor allen Dingen Ruhe und Sicherheit, sowohl für Person als Eigenthum. Sie waren meistens Selbstlinge, die jedes andere Interesse dem ihrigen nachsetzten; ihr Vaterland bestand im Mammon, daher reichten sie auch England so bereitwillig die Hände, weil ihnen Frankreich bei seinen innern und äußern Kämpfen nicht diejenigen Vortheile verschaffen konnte, denen sie zunächst und überall mit leidenschaftlichem Eigennutz nachgingen. Unter den übrigen weißen Pflan-

zern gab es viele Republikaner, die mit Leib und Seele an den Grundsätzen der Revolution hingen und daher die damalige französische Regierung jeder andern vorzogen. Von den englisch gesinnten Pflanzern, wie von den Anhängern der Revolution, unterschieden sich wieder wesentlich alle diejenigen Personen, welche ohne innere Haltung die Gelegenheit für ihre Göttin erklärten und sich nach dem Winde des Glücks oder Unglücks bald auf diese, bald auf jene Seite neigten. Unter den Mulatten hatte jede dieser Stimmungen ihre Parteigänger, eben deshalb konnten sie auch selten auf die Länge zu einem dauerhaften Verein kommen. Dieser Mangel an Einheit und Beständigkeit rührte freilich größtentheils aus der Stellung her, die sie zwischen den weißen Pflanzern und den Schwarzen einnahmen, und die eine gewisse politische Halbheit ihnen fast nothwendig machte. Einen sehr bedeutenden Einfluß übten außerdem die freigelassenen Sklaven aus, theils durch ausgezeichnete physische Kräfte, theils durch bewunderungswürdige Talente, theils durch seltene Charakterstärke, die sie im Bösen, so wie im Guten entwickelten. Nimmt man nun die zahlreiche Bevölkerung hinzu, die aus bloßen Sklaven bestand und die jetzt in allen Seelentiefen von dem mächtigen Rufe der Freiheit durchschüttert wurden und dadurch mit den bevorrechteten Ständen in die gefährlichste blutigste Reibung kamen, so hat man einen ungefähren Ueberblick von der Lage der Dinge, und kann darnach den Gang der Ereignisse im Allgemeinen beurtheilen.

Der General Williamson, voll Vertrauen auf die Versprechungen der Colonisten, und überzeugt, daß die Erscheinung der englischen Flagge in einem der Häfen hinreichen würde, um die Eroberung der ganzen Insel zu vollenden, begnügte sich auf einigen Fregatten ungefähr 900 Mann einzuschiffen, unter den Befehlen des Obersten Whiteloke. Diese Landungstruppen gingen den 9. September 1793 von Jamaika ab und langten 10 Tage darauf in Jérémie an, wo sie ausstiegen, ohne irgend ein Hinderniß zu finden. Bald waren der Mole, St. Nicolas, Saint-Marc, Arcahaye, Groß-Goave und fast alle wichtige Plätze des Südens in den Händen der Engländer. Nur erst bei Tiburon stießen sie auf Widerstand, bemächtigten sich jedoch nach einigen Angriffen dieses Platzes. Der Commissär Santhonax, der nicht mehr wußte, wie er den rastlos fortschreitenden Abfall aufhalten sollte, befahl dem General Laveaux, alle Orte zu verbrennen, die er gezwungen dem Feinde überlassen müsse. Durch diese fürchterliche Maßregel, welche die verzweiflungsvolle Lage der Franzosen nothwendig machte, kam es zwischen den Commissären zum Bruch.

„Von dem Befehl, den Sie gegeben haben — schrieb Polverel an Santhonax — ist nur noch ein kleiner Schritt bis zum Verbrennen der Capstadt, und Sie werden bald sehen, daß wir es sind, die diese Stadt in Asche gelegt haben.“

Im Norden hatten die kriegerischen Unternehmungen der Republikaner keinen bessern Erfolg. Die Spanier, unterstützt von den Negern, welchen

sie alle möglichen Ehrenbezeigungen und Titel zugestanden, faßten jeden Tag mehr Fuß; es schien unmöglich, die feindliche Ueberschwemmung zurückzutreiben, die außerdem noch durch fortdauernden Abfall begünstigt wurde. Die Commissäre suchten Hülfe beim Schrecken, um den Sturm zu beschwören; man stellte in Port-au-Prince die Guillotine auf, die um diese Zeit in Frankreich so viele Ströme Blut vergoß; aber nach der ersten Hinrichtung erhoben sich alle Einwohner dagegen und dieses scheußliche Mordwerkzeug der Revolution wurde vernichtet.

Eine englische Eskadre bedrohte die Stadt Port-au-Prince mit zwei Linienschiffen, vier Fregatten und mehreren leichten Fahrzeugen, und den 2ten Februar 1794 ließ der Commandant Ford, Befehlshaber der Eskadre Santhonax auffordern, ihm die Stadt, so wie die im Hafen befindlichen Schiffe zu übergeben. Er brauchte zu dieser Sendung als Parlementair einen Land- und zwei Seeofficiere, die mit Santhonax persönlich zu unterhandeln verlangten. „Engländer — erwiederte der feurige Franzose — können mir nichts Geheimes zu sagen haben, reden Sie öffentlich oder entfernen Sie sich.“ Der eine von den beiden Seeofficieren entgegnete hierauf: „Ich komme, Sie im Namen des Königs von England aufzufordern, ihm diese Stadt zu übergeben, die er unter seinen Schutz nehmen will. Wir werden — fiel Santhonax ein — eben so wenig Port-au-Prince, als die 52 Schiffe, die im Hafen sind, unter dessen Schutz stellen, und wenn sie ja in diesen Platz eindringen

sollten, so werden die Engländer von dieser ganzen Flotte nichts bekommen, als den Rauch, denn die Asche derselben wird in diesem Falle dem Meere gehören."

Die Menge ehrte diese kraftvolle Antwort mit dem Rufe: Es lebe Santhonax! es lebe die Republik! Die Parlementaire kehrten unverrichteter Sache an den Bord ihrer Schiffe zurück. Eine zweite Aufforderung hatte keinen bessern Erfolg: die feste Haltung des Commissärs bewegte die Engländer zum Rückzuge, da sie sich in der Hoffnung getäuscht sahen, Port-au-Prince werde sich ihnen eben so leicht als Jérémie öffnen.

Kaum war diese Gefahr vorüber, so folgte ihr eine andere. Montbrun, ein farbiger und ehrgeiziger Befehlshaber, unzufrieden wegen der Gunst, in welcher Desfourneaux, einer von den höhern Officieren bei Santhonax, stand, und vielleicht noch mehr wegen der Verstärkungen, die der eben genannte Commissair aus den angeworbenen und freigegebenen Schwarzen zog, welche dem 48sten französischen Regimente einverleibt worden waren, gewann ein Bataillon von der Legion Egalité, mit welchem er während der Nacht das Bataillon des bezeichneten Regiments angriff.

Es zog sich in guter Ordnung zurück; den folgenden Tag schrieb Montbrun, noch immer unter den Waffen und umgeben von plünderungssüchtigen Schwarzen, an den Commissair, daß er für das Leben keines Weißen stehen könne, so lange das Bataillon des 48sten Regiments nicht eingeschifft würde. Santhonax fühlte die Bedrängniß seiner

Lage, er gab nach, sah aber wohl ein, daß von nun an seine Macht gebrochen war. Polverel war bei der ersten Nachricht von diesen Vorfällen nach Port-au-Prince geeilt, um seinen Einfluß auf den Befehlshaber Montbrün und den Präsidenten Pinchinat zu versuchen; aber der letztere war damals schon gesunken und jener, eine Kreatur Polverel's, zu weit gegangen, als daß er hätte können stillstehen.

Bald darauf, den 30. Mai, legte sich eine englische Eskadre von vier Linienschiffen und vielen kleinern Fahrzeugen auf der Rhede von Port-au-Prince vor Anker. Die Seemacht befehligte der Commandeur Ford, die Landtruppen der General Whyte. Die Engländer wurden von zahlreichen französischen Ausgewanderten unterstützt, die, abgewiesen bei dem Heere des Prinzen Condé, sich auf der englischen Eskadre eingeschifft und darauf theils mit den Freikorps vereinigt hatten, die gegen die Republikaner kämpften, theils mit der Legion Montalembert, die aus den Colonisten bestand, die in Grande-Ause unter die Waffen getreten waren.

Mitten in der Nacht überlieferte eine Verrätherei den Engländern die Barriere des Fort Bizoton; unter den Soldaten der Garnison, die Montbrun befehligte, verbreitete sich Verwirrung, sie wichen aus ihrer wichtigen Stellung und begaben sich nach Port-au-Prince zurück, welches sie nicht mehr vertheidigen konnten. Die Commissaire überzeugten sich schnell von der Fruchtlosigkeit des Widerstandes, sie bekräftigten in der Stille die Uebergabe und wandten sich unter dem Schutze einer

schwachen Abtheilung von Schwarzen zu dem General Rigaud nach Jacmel. Kaum waren sie daselbst angekommen, als der Capitain des Schiffes Chambon landete mit der Meldung, daß sie von dem Nationalconvent in Anklagestand versetzt seien. Sie hätten den Gehorsam verweigern können, zogen jedoch die Unterwerfung vor und begaben sich an den Bord der Espérance.

Die Legion Montalembert drang zuerst in Port-au-Prince ein, den fünften Junius Abends um fünf Uhr. Beranger, ein Officier dieser Legion, warf sich auf das Fort St. Joseph, wohin sich aus Furcht vor dem überschwemmenden Andrang der Schwarzen diejenigen Weißen geflüchtet hatten, denen es nicht möglich gewesen war, auf den Kauffahrteischiffen unterzukommen. Beranger las eine Liste von dreißig Personen ab. Beim Ausgange aus der Feste gab der Unmensch mit einer Pistole Feuer auf jeden Einzelnen, der hervortrat, und stürzte ihn über den Anhang der Feste herab mit den Worten: Republikaner, schicke dich an zum Sprunge vom tarpejischen Felsen. Sie wären alle auf die Weise umgekommen, wenn nicht der englische General Whyte eine Kanonierkompagnie mit zwei Adjutanten von Leogane herbeigesandt hätte, die diesem Mordfeste ein Ende machten. Eben derselbe erklärte sich den 6ten Junius auch öffentlich gegen diesen Frevel. Der verruchte Beranger entrann zwar für dießmal noch, ertrank aber bei seiner Flucht nach Jérémie.

Es hatte das Ansehen, als sollte die Ruhe zurückkehren: die Engländer und Spanier arbeiteten,

Digitized by Google

wie es schien, gemeinschaftlich auf dieselbe hin. Noch standen zahlreiche Banden von Schwarzen unter den Waffen; man wußte indessen, daß sie den Spaniern gehorchten und dieß flößte Sicherheit ein. Das Zutrauen stellte sich ganz besonders dadurch wieder ein, daß die Spanier die ausgewanderten Kreolen einluden, nach St. Domingo, ihrem Vaterlande, zurückzukehren, und von ihrem Grund und Boden wieder Besitz zu nehmen. Eine beträchtliche Anzahl von Einwohnern aus Fort-Dauphin, die in den vereinigten Staaten eine Zuflucht gegen die Wuth der Empörer gesucht hatten, glaubte, daß die Gefahr vorüber sei und fand sich in den verlassenen Wohnsitzen wieder ein. In derselben Zeit lagerte sich Jean François mit seinen Horden vor den Thoren der Stadt; da er wahrnahm, daß man keine Anstalten traf, ihn zurückzutreiben, weil man die Ueberzeugung hegte, sie kämen zur Unterstützung der Spanier, so theilte er seine Neger in kleine Haufen ein, und ließ sie die Straßen der Stadt durchziehen. Die spanische Garnison griff zu den Waffen, und auf das Signal, das ein spanischer Priester, ein Freund von Jean François gab, begann das gräßliche Gemetzel. Die Schwarzen hatten sich in Gesellschaft der Spanier zu diesem Bacchanal des Mordes vorher durch die Messe weihen und förmlich einsegnen lassen; die Franzosen waren ihnen als Feinde der Heiligen und der Könige bezeichnet worden, so glaubten sie dem Himmel einen Dienst zu erweisen, während sie der Hölle dienten. Alle Franzosen, auf die man stieß, wurden niedergemacht, die Häuser gestürmt, man

schonte weder Geschlecht noch Alter, so daß von 1000 Einwohnern nur 14 am Leben blieben.

Die seit einiger Zeit verzweiflungsvolle Lage der Franzosen nahm plötzlich eine glückliche Wendung. Während das Schlachten noch immer fortdauerte, die Banden empörter Sklaven täglich anschwollen und alle Theile der Insel verwüsteten, sammelte der Befehlshaber Montbrun in Jacmel die wenigen Truppen, die der französischen Regierung treu geblieben waren. Der schon früher erwähnte Mulattenanführer Rigaud, jetzt General, früher Goldschmidt, stellte eine kleine Armee her, ließ Montbrun verhaften und schickte ihn nach Frankreich; unterstützt von Pétion, der im Laufe der Zeit eine so entscheidende Rolle gespielt hat, ingleichen von Beauvais, beunruhigte er die Engländer und ihre Verbündeten gar bald sehr ernstlich und entriß ihnen nach und nach die Plätze wieder, z. B. Léogane, Tiberon, deren Besitz sie hauptsächlich der Treulosigkeit zu danken hatten. Besiegt von einer Handvoll Soldaten, eng eingeschlossen in Grande-Anse suchten die Engländer Hilfe bei ihrem Golde. Von dem leicht und schnell erstiegenen Gipfel des Glückes waren sie hauptsächlich herabgesunken durch den Mangel an Verstärkung, durch die Regellosigkeit der Verwaltung, welche unverhältnißmäßige Summen verschlang oder unterschlug, durch den mannigfaltigen und schweren Dienst, welcher die Soldaten erschöpfte und durch die Veränderlichkeit der politischen Gesinnung, die sich von ihnen jetzt eben so kalt abwandte, als sie ihnen früher lebhaft entgegen gekommen war; zu diesen Uebeln gesellte sich

endlich noch eine verheerende Krankheit, welche auch unter denen, die dem Tode entkamen, einen tiefen und allgemeinen Mißmuth verbreitete.

Unter allen Generalen war keiner den Engländern so furchtbar, als Rigaud, sie boten ihm, wenn er sich von seinen Truppen zurückziehen wollte, als Preis der Unehre drei Millionen Franken an, die er aber mit edler Uneigennützigkeit ausschlug. Aehnliche Zumuthungen wurden dem hochherzigen General Laveaux gemacht; ihn hoffte man jedoch wohlfeiler und zwar für 50,000 Thaler zu erkaufen. Er war von altem Adel, hatte durch die Revolution viel verloren und noch mehr für die Bedürfnisse des Kriegsdienstes aufgeopfert. Im gerechten Zorn des beleidigten Ehrgefühls schrieb er dem General Whiteloke, von dem der verrätherische Antrag ausgegangen war, folgenden Brief: „Erlauben Sie mir, daß ich mich bei Ihnen selbst über den Schimpf beschwere, den Sie mir anthun, indem Sie sich einbilden, ich sei schlecht und niederträchtig genug, um nicht durch das Anerbieten von 50,000 Thalern durch und durch zur Rache empört zu werden. Darin haben Sie sich selbst beleidigt. Ich bin General, bis jetzt habe ich verdient, die Armee zu befehligen. Sie haben mich in den Augen meiner Waffenbrüder entehren wollen. Das ist eine Schmach, wofür Sie mir persönliche Genugthuung schuldig sind; ich verlange selbe im Namen der Ehre, die unter den Völkern behauptet werden muß. Ehe es also zur allgemeinen Entscheidung der Waffen kommt, fordere ich Sie zu einer besonderen zwi-

schen uns beiden auf, bis daß einer von uns fällt. Ich lasse Ihnen die Wahl der Waffen, zu Fuß oder zu Pferde. Ihre Eigenschaft als Feind gab Ihnen kein Recht, mich persönlich zu beschimpfen; als Privatmann verlange ich Genugthuung für eine Beleidigung, die Sie mir als Einzelnem zugefügt haben."

Der General Whiteloke blieb die geforderte Genugthuung schuldig und erneuerte seine frühern Anerbietungen, wahrscheinlich mehr in der Absicht, ihnen durch den Eifer der Wiederholung einen täuschenden Schein von Geradheit zu geben, als in der Hoffnung, damit zum Ziele zu gelangen. Laveaux war damals provisorischer Gouverneur der Colonie; da die Capstadt ihm keine Mittel zur Vertheidigung darbot, so verließ er sie, um sich der Schildkröteninsel gegenüber festzusetzen, indem er in derselben Gegend Verschanzungen anlegen ließ, wo die Franzosen und Flibustier als Eroberer St. Domingo's ihre ersten Niederlassungen gegründet hatten. Port-de-Paix, der Hauptort dieses kleinen Gebiets, wurde von allen Seiten befestigt und unter dessen Mauern trotzte Laveaux allen Anstrengungen der Engländer, die in einer Entfernung von 30 Meilen, Herren des Mole Saint Nicolas, von der Höhe herab alle Außenpunkte von Port-de-Paix beherrschten; während die Spanier, Besitzer des ganzen Nordens, die Stellung der Franzosen mit jedem Tage enger und enger eingeschlossen hatten. Es fehlte diesen außerdem an Proviant und Kleidung, schon seit längerer Zeit gingen die Soldaten baarfuß; Laveaux konnte nur noch da-

durch Ordnung und Mannszucht aufrecht erhalten, daß er nahe Verstärkungen aus dem Mutterlande versprach. Da sie ausblieben, verkaufte der brave Laveaux alle seine entbehrlichen Habseligkeiten, die Achselbänder nicht ausgenommen; seine Lage wurde mit jedem Augenblick gefährlicher: da riß ihn plötzlich der Beitritt eines Anführers der Neger aus allen seinen Verlegenheiten; dieser war kein anderer als Toussaint Breda, der den ersten Grund zur nachherigen Freiheit St. Domingo's gelegt hat.

Er wurde 1745 als Sklave auf der Pflanzung des Grafen Noé, nicht weit vom Cap français geboren; diese Angabe ist wenigstens sicherer, als die Meinung, zufolge der er aus Afrika herübergekommen sein soll. Wie die griechischen Städte sich einst um den Ruhm stritten, in welcher von ihnen der unsterbliche Sänger Homeros das Licht der Welt erblickt habe; so suchten auf ähnliche Weise auch mehrere Pflanzer eine Ehre darin, die ehemaligen Herren Toussaint's gewesen zu sein. Zur Zeit des Negeraufstandes 1791 war er noch Sklave auf der Besitzung, die man mit den wahrscheinlichsten Gründen für seinen Geburtsort hält. Er zeichnete sich schon früh, selbst bei den gemeinsten Beschäftigungen, durch seltene Fähigkeiten und feurige Lernbegierde aus. Der Mangel an Hilfsmitteln konnte seinen emporstrebenden Geist nicht niederhalten; er lernte, trotz der mannigfaltigen äußern Hemmungen, lesen, schreiben und rechnen, und wandte die erworbenen Kenntnisse mit dem größten Eifer an, seiner weitern Bildung obzuliegen, so viel es die Umstände nur immer erlauben

wollten. Seine Mitsklaven bewunderten ihn als eine außerordentliche Erscheinung; endlich wurde auch der Aufseher der Pflanzung, Bayon de Libertas, aufmerksam auf Toussaint und beförderte ihn von den Verrichtungen des Landbaues zu der Stelle eines Postillons; ein solcher Dienst brachte nicht nur Geld, sondern auch Ehre und wurde von den Sklaven als der Gipfel ihres Glücks betrachtet. Diese Gunsterweisung machte auf das empfängliche Gemüth Toussaint's einen so tiefen Eindruck, daß er sich gegen seinen Wohlthäter zur kindlichsten Dankbarkeit verpflichtet fühlte, und demselben auch später unter schwierigen Verhältnissen die zartesten Beweise davon gab. So soll er auch in der Behandlung der Thiere eine gefühlvolle Schonung und Aufmerksamkeit gezeigt haben; er lebte mit ihnen, wie ein gutgearteter Naturmensch auf dem Fuße einer geselligen Annäherung; will man doch sogar behaupten, er habe sich denselben durch mimische Kunstgriffe auf gewisse Weise verständlich machen können. Gegen seine Mitsklaven zeigte er so viel Güte und Geduld, daß er deshalb oft zur Zielscheibe ihrer Neckereien dienen mußte; es scheint indessen, daß diese sanften, einnehmenden Sitten nicht bloß ein reiner Ausfluß seines Herzens waren, sondern nebenbei auch in Berechnungen einer weitsehenden Klugheit ihren Grund hatten. Toussaint verheirathete sich in einem Alter von 25 Jahren, und fühlte sich als Gatte, bald auch als Vater glücklich, wiewohl er noch immer Sklave war; denn Bayon meinte es zwar wohl mit ihm, konnte sich aber doch nicht so weit

über Vorurtheil und Privatinteresse erheben, um seinem ausgezeichneten Günstlinge die Freiheit zu ertheilen. Toussaint hatte jetzt Vermögen und Muße genug, um für die Bedürfnisse seines Geistes ruhiger und ernstlicher sorgen zu können; im Umgange mit einigen Priestern hörte er reden von verschiedenen Werken eines tiefern Gehalts und dieser Funken entzündete sich in seiner Seele schnell zur Flamme. Unter allen Schriftstellern zog ihn Raynal am meisten an; er fand in den Werken desselben den mächtigsten Anklang für die mannigfaltigen Bewegungen, die sein Inneres stiller oder lauter durchdrangen; er wagte es, an den Tag der Freiheit zu glauben, welchen Raynal den unterdrückten Sklaven mit prophetischer Stimme verkündigte; und vielleicht ermannte er sich schon damals zu dem geheimen Entschluß, für die Seinigen der Befreier zu werden, auf den jener Geschichtschreiber bei der weitern nothwendigen Entwickelung St. Domingo's hingewiesen hatte. Durch eine französische Uebersetzung des Epiktet befreundete er sich mit den sittlichen Grundsätzen dieses Philosophen und wandte sie auf vorkommende Verhältnisse oft mit treffendem Nachdruck an. Mit dem heißesten Durste verschlang er insonderheit die alten Historiker; die einfache, großartige Welt, welche sie darstellen, lag seinem Geiste näher, als das gothische verschränkte Wesen der spätern Zeiten; von den Erzählungen der Thatsachen erhob er sich zu den allgemeinen Lehren der Staats- und Kriegskunst *). Was die äußere

*) Ein authentisches Verzeichniß zählt unter dem

Gestalt betrifft, so hatte Toussaint eine männliche Bildung und eine mehr als mittlere Größe. Der Ausdruck seines Gesichts flößte Achtung und Ehrfurcht ein; seinen Manieren fehlte es, sobald er wollte, nicht an Feinheit; immer aber erschienen sie leicht und zwanglos. Seine Uniform war eine Art blauer Jacke, mit einem großen rothen Kragen, der über die Schultern herabhing, mit rothen Aufschlägen, acht Reihen goldener Litzen auf jedem Arme und einem Paar großer goldener Achselbänder, die nach hinten zu geworfen waren; eine Weste und lange Beinkleider von Scharlach, Halbstiefeln, ein runder Hut mit rother Feder und der Nationalkokarde. Dazu kam noch ein ungeheurer großer Säbel, der den charakteristischen Eindruck vollendete. — So viel für jetzt über den merkwürdigen Mann, welcher St. Domingo eine andere Gestalt geben sollte. Er nannte sich späterhin Toussaint Louverture, um der Colonie anzudeuten, wie ein französischer Geschichtschreiber bemerkt, daß er ihr die Thür einer bessern Zukunft zu eröffnen hoffe.

Büchervorrathe Toussaint's folgende Werke auf: Scriptores de re militari; Cäsars Denkwürdigkeiten ins Französische übersetzt; Geschichte Alexanders und Cäsars von de Claison; Geschichte der Revolutionen in England und Spanien von d'Orleans; die Rêveries militaires des Marschalls von Sachsen; militärische Denkwürdigkeiten der Griechen und Römer von Guichard; Herodots Werke; Le Beau's Abhandlungen der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften; Loyd's militärische und politische Denkwürdigkeiten; die Lebensbeschreibung des Plutarch, des Cornelius Nepos ꝛc.

Ehe sich die Sklaven auf dem Gebiete des Grafen Noé empörten, fragten sie Toussaint, der unter ihnen in großem Ansehen stand, um seine Meinung über das Unternehmen, das sie wagen wollten; er ging aber mit seinen wahren Ansichten damals nicht heraus; vielleicht wartete er auf einen Zeitpunkt, der seinen brennenden Wünschen ein größeres Feld der Thätigkeit anzuweisen vermochte; vielleicht hielt ihn auch die Rücksicht auf seinen Wohlthäter Bayon de Libertas von jedem entscheidenden Schritte ab. Denn nachdem er diesen durch die zweckmäßigsten Anstalten und die thätigste Unterstützung auf das Festland von Amerika hinüber gerettet und eben denselben nach seiner Ansiedlung in Baltimore mit den nöthigsten Lebensbedürfnissen versorgt hatte, säumte er keinen Augenblick länger, die Sache seiner unterjochten Brüder auch für die seinige zu erklären. Er vereinigte sich mit dem Heerhaufen, welchen der Neger Biasson anführte. Man legte ein so großes Gewicht auf seine persönliche Theilnahme, daß er dem erwähnten Befehlshaber unmittelbar als Lieutenant beigegeben wurde; zu dieser Auszeichnung kam noch eine andere, nämlich der komische Titel eines Arztes der spanischen Armee. Seitdem die afrikanischen Schwarzen zu den Spaniern übergetreten waren, erhielt Toussaint von diesen den Rang eines Obersten. Biasson, der seine großen militärischen Talente durch barbarische Wildheit verdunkelte, war eben gestorben, bald nach dem Verluste seines Postens und Ansehens. Toussaint war vollkommen der Mann dazu, die entstandene Lücke auszufüllen; aber Jean François,

Digitized by Google

ein anderer Anführer der Neger, der auch schon früher erwähnt worden ist, zeigte keine Lust, mit einem frischen Emporkömmling, der leicht zum gefährlichen Nebenbuhler erwachsen konnte, die Gewalt zu theilen. Toussaint's Ehrgeiz wollte sich nicht mit dem zweiten Platze begnügen, und die Eifersucht, welche er über Jean François empfand, der nur schwer zu überflügeln war, entführte ihn aus den Reihen der Spanier in die Arme der Franzosen, bei denen er für seine kühnen Entwürfe einen günstigeren Spielraum zu finden meinte; auch mochte ein Rest von alter Neigung ihn zu diesem Entschlusse bestimmen; endlich hatte ihn auch der General Laveaux für den Fall seines Uebertrittes die lockendsten Anerbietungen gemacht.

Toussaints Einfluß auf die Schwarzen war unermeßlich; sobald als Laveaux auf denselben fußen konnte, verabschiedete er die Banden von Jean François, unterwarf den ganzen Norden mit Ausnahme des Mole St. Nicolas, den die Engländer fortwährend behaupteten. Im Westen trieb sie Toussaint Louvertüre bis zu den Quellen des Artibonite und zwang sie, sich nach St. Marc zu werfen.

Er hatte sein Lager bei la petite Rivière aufgeschlagen, als es ihm einfiel, den englischen Befehlshaber Thomas Brisbanne durch eine List zu fangen, die, sollte sie auch mit der Würde eines großen Charakters in anderen Lebensverhältnissen streiten, im Kriege wenigstens zu den erlaubten Freiheiten gehört. Brisbanne hatte die Schlinge gemerkt und zu der verlangten Unterredung an sei-

ner Stelle einen französischen Emigranten, außerdem einige Farbige abgesandt, die ganz in Englands Interesse waren. Gleich mit den ersten Worten boten sie Toussaint einen Preis als Lohn seines Abfalles. Auf diesem Vorschlage hatte sie der Anführer der Neger eben ertappen wollen; er bemächtigte sich sogleich ihrer Personen und ließ sie, zusammen 27, durch Gewalt der Waffen umbringen, weil sie, wie man öffentlich verbreitete, einen Offizier der Republik hatten bestechen wollen. So lange nicht nähere und vollkommen glaubwürdige Nachrichten über diese Begebenheit vorliegen, ist ein reines und erschöpfendes Urtheil darüber unmöglich.

Nach dieser Hinrichtung unternahm Toussaint die Belagerung von St. Marc; er scheiterte jedoch in dieser Unternehmung, wie der General Rigaud in seinem Angriffe auf Port-au-Prince.

Den 22. Julius 1795 überließ der König von Spanien, zufolge des Basler Friedens, der französischen Republik vollständig den ehemaligen spanischen Antheil von St. Domingo; die Hauptartikel (der 9te und 10te) lauten darüber also:

„Der König von Spanien tritt ab, und überläßt für sich und seine Nachkommen der französischen Republik als vollkommenes Eigenthum den ganzen spanischen Antheil von St. Domingo."

„Einen Monat darauf, wann die Kenntniß von der Bestätigung des gegenwärtigen Vertrags auf der Insel erfolgt ist, werden die spanischen Truppen sich bereit halten, die Plätze, Häfen und Besitzungen zu räumen, welche sie inne haben, um sie den

Truppen der französischen Republik zu übergeben, und zwar in dem Augenblicke, wo diese zum Empfange erscheinen."

„Die erwähnten Plätze, Häfen und Besitzungen werden der französischen Republik überliefert mit den Kanonen, Kriegsvorräthen und den nöthigen Vertheidigungsmitteln, wie selbe in dem Augenblicke vorhanden sind, wo dieser Vertrag auf St. Domingo wird zur Kenntniß gelangen."

„Die Unterthanen des spanischen Antheils, die wegen ihres Vortheils oder anderer Beweggründe für sich und ihr Eigenthum den Aufenthalt in den Besitzungen Sr. katholischen Majestät vorziehen, können sich nach denselben innerhalb eines Jahres begeben, dasselbe von dem Datum des gegenwärtigen Vertrags an gerechnet."

„Die Generale und Befehlshaber der beiden Völker werden sich über die Maßregeln verständigen, welche die Vollziehung dieses Artikels erheischen."

„Den Individuen beider Nationen wird freie Hand gewährt über die Effekten, Einkünfte, Güter, von welcher Art sie sein mögen, gleichviel, ob sie wegen des Kriegs zwischen Frankreich und Spanien zurückbehalten, in Beschlag genommen oder confiscirt worden sind; imgleichen eine schnelle Rechtspflege in Betreff der besondern Schuldforderungen, die einzelen Personen in den Staaten der unterhandelnden Mächte zustehen."

Bei der Nachricht dieses Vertrags nahm sich England zu einer letzten Anstrengung gegen St. Domingo zusammen. Es rüstete unter der Anfüh-

rung des Brigadegenerals Howe eine Eskadre gegen die Insel aus; allein es verflossen mehr als sechs Monate zwischen dem Absegeln der Schiffe aus dem Hafen von Cork und ihrer Ankunft beim Cap St. Nicolas. Diese Truppen landeten im December desselben Jahres, 3000 Mann stark, und schlossen zu Lande Léogane ein, das im Besitz der Franzosen geblieben war, während die Schiffe des Admirals Parker die Blokade zur See unternahmen; dieser doppelte Angriff hatte indessen keinen Erfolg und der Feind zog sich bald wieder zurück.

Rigaud beschuldigte insgeheim den General Laveaux einer parteiischen Vorliebe gegen die neuen Freigelassenen, auf welche die Franzosen natürlich für den Augenblick sicherer rechnen konnten, als auf die alten; auch die Farbigen des Nordens und Südens maßen mit eifersüchtigen Augen das Zutrauen und die Gunst, welche der Befehlshaber der Schwarzen genoß, so daß Villate, ein Anführer der Farbigen, kein Bedenken trug, den General Laveaux und obersten Kriegskommissär Perroud in der Capstadt selbst verhaften und beide in einen Kerker werfen zu lassen. Glücklicherweise eilte Toussaint, an der Spitze von 10,000 Schwarzen, zu ihrer Befreiung herbei, Villate mußte sich mit seinen Anhängern in das Lager von Martillière flüchten, wo sie sich vertheidigungsweise behaupteten, während Laveaux aus Dankbarkeit für die geleisteten Dienste, Toussaint für die Regierung von St. Domingo zu seinem Lieutenant ernannte und in einer öffentlichen Be-

kanntmachung erkläute: „daß derselbe der von Raynal verheißene Spartacus sei, berufen, die an seinem Volke verübten Mißhandlungen zu rächen.“ Er bezeichnete ihn zugleich als den Rächer der eingesetzten Behörden und versprach, daß künftig nichts ohne Verabredung mit ihm und ohne seinen Rath unternommen werden sollte. Vielleicht ging Laveaux in diesen Aeußerungen weiter, als die Klugheit anrieth und seiner Stellung erlaubte. Der unmittelbare Vortheil, den aus Toussaints Zuziehung bei den öffentlichen Geschäften hervorging, wirkte eben so schnell als kräftig; denn von jetzt an faßten die Schwarzen weit mehr Herz zu den Weißen und der größte Theil derselben fügte sich freiwillig. Um diese Zeit kehrte Santhonax aus Frankreich zurück, begleitet von vier neuen Amtsgenossen; er hatte die gegen ihn erhobenen Anklagen siegreich zu Boden geschlagen und von Neuem die Gunst der Regierung erlangt; Polverel war in Frankreich gestorben; Roume erschien ebenfalls wieder auf dem Schauplatze; die drei andern Commissaire waren Giraud, der nur eine unbedeutende Rolle spielte, Leblanc, der nicht Zeit hatte, sich in seine Lage zu finden, so schnell überraschte ihn der Tod, und Raymond, ein Farbiger, der seit 1784 in Paris das Interesse seines Volks als Geschäftsführer wahrgenommen hatte. Die Commissaire fanden die Colonie in einem ziemlich glücklichen Zustande, sie bot wenigstens für die Zukunft günstige Aussichten dar. Santhonax ging nach seinem heftigen, wagelustigen Charakter lieber darauf aus, die Leidenschaften in frische Flammen zu setzen, als die vorwaltende Stim-

mung und das Wohlwollen, mit dem man ihn empfangen hatte, für die Vereinigung der verschiedenen Parteien anzuwenden. Er hatte freilich Recht, wenn er glaubte, daß Frankreich seinen Einfluß auf St. Domingo nur durch fortwährende Spannung der Gemüther behaupten könne; denn in dem Maaße, als die Eingebornen näher zusammen traten, mußten sie ihre Kraft fühlen lernen, und dieses Bewußtsein schwächte nothwendigerweise die Verbindung mit dem Mutterlande. Das größte Uebel unnatürlicher Verhältnisse besteht eben darin, daß sie durch jedes Palliativmittel eine gefährlichere Gestalt annehmen, so lange man sich nicht zu einer Radikalkur entschließen kann, darf, oder will. Santhonax fing seine Laufbahn damit an, daß er die beiden Collegen, Giraud und Leblanc, geschickt auf die Seite schob, die seinem durchgreifenden, eigenmächtigen Verfahren besonders im Wege standen; die beiden anderen flößten ihm keine Besorgniß ein; Roume war anderwärts in der Abtretungsangelegenheit zwischen Frankreich und Spanien beschäftigt und Raymond schwach und leicht zu regieren.

Toussaint, der ein vorzügliches Talent besaß, sich den Negern auf eine eindringende Weise verständlich zu machen, arbeitete jetzt eifrig an der sittlichen Verbesserung der Colonie; er rief die Landbebauer in ihre Wohnungen zurück; nach seinem Willen sollten die Schwarzen wie sonst arbeiten, nur mit dem Unterschiede, daß sie als freie Menschen behandelt würden, mit der Verpflichtung für die Herren, ihnen wie Arbeitern Lohn zu

zahlen oder ein Viertel von dem Ertrage ihres Bodens abzutreten. „Ich habe nicht Lust — so erklärte Toussaint laut — für einen Neger der Küste zu gelten; ich werde mich eben so gut als andere darauf verstehen, aus dem Reichthume des Bodens Nutzen zu ziehen; die Freiheit der Schwarzen kann sich nur befestigen durch das Gedeihen des Ackerbaues.“

Santhonax, der jetzt als Commissär freie Hand hatte, erkannte augenblicklich die Nothwendigkeit, Toussaint zu gewinnen, dessen Macht mit jedem Tage wuchs; er ernannte ihn daher zum Divisionsgeneral. Diese Auszeichnung war weit davon entfernt, Toussaint's Ehrgeiz zu befriedigen, sie entzündete denselben nur noch mehr, indem sie ihm die Stufen zeigte, die noch zu ersteigen waren; er fühlte Kraft und Beruf in sich für die erste Rolle, wie hätte er sich mit der zweiten begnügen sollen und zwar unter Umständen, die ihn mit Gewalt empor rissen? Die Engländer hatten jetzt auf mehreren Punkten einen harten Stand; Rigaud, so eifersüchtig er auch auf das wachsende Ansehen Toussaint's war, setzte jenen darum nicht weniger lebhaft im Süden zu; er hätte vielleicht geradezu mit der französischen Regierung gebrochen; aber der Gang der Ereignisse gebot ihm Zögern und so beschränkte er sich darauf, regelmäßig Rechenschaft von seinen Handlungen abzulegen und sich nach jeder Seite zu decken, ohne die bestehenden Verhältnisse gewaltsam anzugreifen. Der französische General Desfourneaux bedrängte die Engländer lebhaft im Norden, vier Angriffskolonnen umgaben die

Höhen von Vallière, welche der Feind die Vendée von St. Domingo zu nennen pflegte. Heinrich Christophe, damals Brigadechef und später König von Hayti, trug wesentlich auf dieser Seite zum Glücke der französischen Waffen bei. Toussaint wetteiferte an Thätigkeit mit diesem Befehlshaber und kämpfte im Westen der Insel mit glänzendem Erfolge; er wurde von den Negern dergestalt geachtet, geliebt und bewundert, daß sie haufenweise seinen Fahnen zuströmten und theilweise durch ihren Abfall in den Reihen der Engländer die empfindlichsten Lücken zurückließen. Um die Neger gänzlich von den Engländern abzuziehen, erhoben die französischen Commissäre Toussaint zum Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht auf St. Domingo.

Dieser entwickelte jetzt immer mehr seine umfassenden Entwürfe, indem er sie zugleich in ein räthselhaftes Dunkel hüllte, wie er denn überhaupt in politischer Verstellungskunst ein Meister war. Obwohl er noch kurz vorher, als er zur Theilnahme an der Regierung berufen wurde, öffentlich die Losung ausgesprochen hatte: Nach Gott — Laveaux! so suchte er doch nichts destoweniger diesen seinen Freund und Wohlthäter zu verdrängen, um sich an dessen Stelle zu setzen. Er lenkte eben so fein als thätig die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn und auf Santhonax, als es galt, Abgeordnete für St. Domingo nach Paris in die gesetzgebende Versammlung zu senden; seine Empfehlung wirkte wie ein Gesetz, und dabei hatte er noch die Genugthuung, dem Drange des Ehrgeizes den Anstrich der Dank-

barkeit geben zu können. Santhonax merkte endlich, aber zu spät, daß Toussaint damit umging, ihn auf seinem Posten zu untergraben; anfänglich wollte er ihm die Spitze bieten, allein bei reiferem Nachdenken sah er ein, daß der Augenblick des Widerstandes bereits entflohen war. Er überzeugte sich noch mehr hiervon durch die Entdeckung, daß Toussaint im Einverständnisse mit dem Mulatten Raymond seine Entfernung aus der Colonie betrieb. Auch Rigaud baute seine besondern Hoffnungen auf Raymond; sie hatten bisher den offenen feindseligen Ausbruch seiner Unzufriedenheit noch zurückgehalten. Den 20. August 1797 fiel der letzte Schleier. Toussaint erschien vor Santhonax an der Spitze eines zahlreichen Generalstabs und verbeugte sich vor dem Commissär bis auf die Erde. Santhonax begriff sehr wohl, was er von dieser scheinbaren, erkünstelten Demüthigung und Ehrfurcht zu halten habe, und machte gezwungen eine ernsthafte Miene zu dem losen Gaukelspiel.

Der Brief, welchen Toussaint in seinem eignen Namen an Santhonax bei dieser Gelegenheit geschrieben und überreicht hatte, lautete folgendermaßen:

„Bürger-Commissär,

„Das Volk von St. Domingo hat Sie zu seinem Stellvertreter in der gesetzgebenden Versammlung gewünscht; in dem Briefe, den wir Ihnen geschrieben, wollten wir unsere besondere Beistimmung dem allgemeinen Verlangen hinzufügen. Wenn die Feinde der Freiheit noch darauf bestehen, Sie zu verfolgen, so sagen Sie ihnen, daß wir be-

theuert haben, ihre Anstrengungen zu vereiteln, und daß unsere Hülfsmittel in unserm Muth, unserer Beharrlichkeit, unserer Liebe zur Arbeit und Ordnung bestehen. Durch unsere Tugenden und unsere Ergebenheit gegen die Republik werden wir ihren Verläumdungen antworten, und aus dem, was Sie in der Colonie gesehen haben, werden Sie wohl inne geworden sein, daß es uns eben so leicht war, unsere Sache zu vertheidigen, als unsere Feinde nieder zu werfen! Gruß und Achtung."

Der gesuchte stolze Ton dieses Briefes ließ nicht daran zweifeln, daß Toussaint gesonnen sei, den Herrn zu spielen und sich stark genug fühlte, die Maske zu lüften. Er hatte vorausgesehen, daß Santhonax sich bei der Regierung über ihn beschweren würde; um den Eindruck dieser Anklagen zu vertilgen oder doch zu schwächen, schickte er seine zwei Söhne nach Frankreich, um dort ihre Erziehung vollenden zu lassen; zugleich sandte er einen Brief an das Direktorium mit, in welchem er sagte, „daß man ihm Dank schuldig sei für das dem Direktorio bewiesene Zutrauen, welches so weit gehe, daß er ihm seine Kinder überlasse, in einem Zeitpunkt, wo die gegen ihn vorgebrachten Klagen die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung in ein zweideutiges Licht setzen könnten." Der Brigadechef Vincent, Toussaint's Laurer, umstrickte außerdem die Häupter der Regierung mit beschönigenden Reden, indem er die unruhige und stürmische Verwaltung von Santhonax als unverträglich mit dem Bestehen der Colonie schilderte, und dagegen die Maßregeln des Negergenerals als das einzige und beste Rettungsmittel

erhob. Die Direktoren, vielleicht geblendet durch die Hoffnungen, welche Touſſaint blicken ließ, ſchenkten dieſen Gründen Glauben, wenn bei ihnen nicht noch mehr die Sicherheit entſchied, welche jener kundgab; ſie rechneten auf ihn, weil er auf ſich ſelbſt zählte. In ihr Zutrauen miſchte ſich jedoch auch Beſorgniß; die Wahl des Mannes, den ſie unter den gegenwärtigen Umſtänden nach St. Domingo als Lenker der dortigen Angelegenheiten ſchicken ſollten, ſchien ihnen bedenklich, und gebot die größte Aufmerkſamkeit. Sie glaubten in dem General Hédonville die nöthigen Eigenſchaften zu finden, um den Ehrgeiz Touſſaint's zu beobachten und einzuſchränken, und wollten ihm dieſen als Hemmung entgegenſtellen, wenn er es wagen ſollte, ſich und St. Domingo von Frankreich loszureißen.

Touſſaint, der es lebhaft fühlte, wie weit er in ſeinen Eingriffen gegangen war, ſtrengte alle Kräfte an, um durch den Glanz und Zauber der Waffenthaten ſeine Anmaßungen zu rechtfertigen; die gänzliche Vertreibung der Engländer war von jetzt an mehr als je der Lieblingsgedanke ſeiner nach Ruhm dürſtenden Seele. Anſteckende Krankheiten hatten unter dem Feinde große Verwüſtungen angerichtet; er wollte ſeinen Verluſt erſetzen durch die Taktik der Beſtechung; weil das Schwert verſagte, ſollte das Geld entſcheiden. Vergeblich hatte man Rigaud in dieſem Netze fangen wollen; vielleicht war Touſſaint ſchwächer; es kam auf eine Probe an. Unter unbeſtimmten und täuſchenden Vorwänden erließ man Parlementäre an

ihn mit den schmeichelhaftesten Anerbietungen; wie man sagt, so ließ sich seine Eitelkeit einen Augenblick verlocken; seine scheinbare Annäherung dürfte aber wohl mehr ein falsches, klug berechnetes Spiel gewesen sein. Es kam in der Stille zu ernsthaften Unterhandlungen und der Krieg, der zwischen den neuerdings aufgestandenen Negern und den in die Enge getriebenen Engländern mit dem größten Nachdruck hätte geführt werden sollen, sank zu einer leeren Parade herab.

So standen die Sachen, als der General Hédonville ankam; er brachte als Geschäftsführer des Direktoriums nur eine Ehrengarde mit sich und war außer Stande, gegen einen Mann anzukämpfen, der alle Gewalt in Händen hatte und über seine Umgebungen einen unermeßlichen Einfluß ausübte. Hédonville hatte bei den bürgerlichen Spaltungen, durch die Frankreich zerrüttet worden war, Beweise von Geschicklichkeit und selbst von Talent gegeben. Es war ein Fehler, daß er bei der Stadt St. Domingo landete; dadurch zeigte er ein unnützes Mißtrauen. Man war bereit, ihn günstig zu empfangen, aber von seiner Ankunft an verdarb er Alles.

Gleich anfänglich verletzte er die Eigenliebe des Commissär Raymond; Toussaint, dessen Freund, fühlte sich in demselben ebenfalls beleidigt. Die übel angebrachten Scherze der Offiziere vom Generalstabe Hédonville's verstimmten vollends den Oberanführer der Schwarzen. Er zögerte, sich nach dem Cap zu begeben, wo der Abgeordnete des Direktoriums ihn erwartete; später erschien er

jedoch daselbst mit dem General Rigaud, der aber eine bessere Aufnahme fand, als er selbst. Toussaint's Unzufriedenheit stieg dadurch noch höher. Um an seine geleisteten Dienste zu erinnern, nahm er die Miene an, sich über die Last des Oberbefehls zu beklagen; einer von den höhern französischen Offizieren nahm ihn mit einem verstellten Schmerze beim Worte, entweder im Ernst oder aus Schalkheit; er schlug vor, ihn nach Frankreich überzusetzen. Toussaint, der auf einen nahen Zwergbaum hinwies, erwiederte: „Dahin geht mein Vorhaben, ich werde es aber nicht eher ausführen, als bis dieser Baum ein Schiff geben wird, um mich hinzuführen."

Toussaint blieb nicht lange auf dem Cap; er verließ Hédonville und verfügte sich zur Armee. Der französische General wünschte sich anfänglich Glück zu der Entfernung eines Befehlshabers, dessen Nähe ihn belästigte; bald aber merkte er, daß dieser Nebenbuhler, ob an- oder abwesend, ihm gleich gefährlich war; auch wagte er es nicht, auf dessen Treue gegen Frankreich eben viel zu rechnen. Port-au-Prince hatte sich um diese Zeit ergeben; der Garnison war eine so günstige Kapitulation gewährt worden, daß sie allerdings dem französischen Geschäftsführer Verdacht gegen die Redlichkeit des Negergenerals einflößen konnte; die Umstände sprachen zu laut. Hédonville erklärte, daß er die Verhandlungen über die Räumung der übrigen militärischen Punkte auf der Colonie für die Zukunft sich selbst vorbehalte; auch schloß er bald darauf die Kapitulation in Betreff des Mole von St. Nicolas

ab, den ihm die Engländer unter den Befehlen des berühmten Maitland übergaben, selbst in dem Augenblick, als aus Großbritannien und den englischen Inseln eine beträchtliche Hilfe für sie angekommen war.

Toussaint Louvertüre erhob bei der Nachricht von dieser Kapitulation, an welcher er keinen Antheil gehabt hatte, die heftigsten Klagen: er besann sich noch eines Bessern; er vermochte Maitland, die getroffene, bereits bekannt gewordene Uebereinkunft zurückzunehmen und dabei zu erklären, daß er nur mit der militärischen Behörde Verfügungen eingehen wolle, der er allein die Vollmacht zuerkenne, mit ihm zu unterhandeln.

Toussaint Louvertüre begab sich nun nach dem Mole von St. Nicolas, wo die englischen Truppen ihm die Zeichen der höchsten Achtung erwiesen; die Geistlichkeit kam ihm entgegen und empfing ihn unter einem Traghimmel; die Ausstellung des Sakraments in seiner Nähe vollendete die Feierlichkeit. Maitland veranstaltete ihm ein kostbares Gastmahl unter einem prächtigen Zelte und nach dem Essen schenkte er ihm, im Namen des Königs von England, alles Silbergeräth, was zur Bewirthung gedient hatte. Das war noch nicht Alles: Toussaint wurde sogar aufgefordert, Heerschau über die englischen vorüberziehenden Truppen zu halten. Während dieser militärischen Festlichkeit verehrte ihm Maitland öffentlich und im Namen des Königs zwei bronzene Feldschlangen und den Regierungspalast, welchen die Engländer seit ihrer Besitznahme erbaut und reich meublirt hatten.

So große Auszeichnungen kündigten von Seiten der Engländer geheime Absichten an, die Niemanden entgingen, am wenigsten dem scharfblickenden Manne, dem sie galten. Sie wollten den Oberanführer der Schwarzen bewegen, Domingo's Abhängigkeit von Frankreich aufzulösen; Maitland ging so weit, ihn mit dem Versprechen der Königskrone zu locken, wenn er bei seiner Thronbesteigung sich dazu verstehen wollte, zu Gunsten Englands einen ausschließenden Handelsvertrag zu unterzeichnen, und um diesem Anerbieten Nachdruck zu geben, versicherte jener, daß eine starke englische Eskadre jederzeit in den Häfen und an den Küsten zum Schutz bereit sein würde.

Toussaint war ehrgeizig, aber auch ein durchdringender Politiker; vielleicht hielt ihn auch ein Gefühl von Ehre ab. Kurz, er schlug die glänzenden Anträge der englischen Regierung aus; sei es, daß er sich schämte, Frankreich und die Revolution, welche die Neger für frei erklärt hatte, an Feinde zu verrathen, die sich nicht einmal die Mühe gaben, ihre eigennützigen Absichten zu verbergen; sei es, daß die Nachrichten von den Niederlagen der Engländer in Egypten, ihre Unzulänglichkeit gegen die Gewaltschritte Bonaparte's und ihre hastige Räumung der Colonie Zweifel erregten an der Kraft ihres zugesagten Beistandes. Daß und warum sich aber Toussaint unter diesen Umständen gleichwohl so tief mit den Engländern einließ, läßt sich leicht erklären, wenn man seine Lage näher ins Auge faßt. Es schmeichelte nicht nur seinem Ehrgeize, durch die Vorspiegelung eines Vergleichs mit

England Hédouville zu demüthigen, der ihn in dem Fluge seiner Entwürfe herabziehen wollte; sondern er brachte dadurch auch unmittelbar den Negern den stärksten Begriff von seiner persönlichen Wichtigkeit bei, und bereitete Frankreich zugleich von weitem auf die Dinge vor, deren Ausführung von ihm zu erwarten stand; nicht zu erwähnen, daß er sich auf diese Weise im schlimmsten Falle immer noch eine Hinterthür offen ließ, durch die er hinaustreten konnte, wann es ihm beliebte. Uebrigens meinte er es mit den Engländern gewiß nicht aufrichtiger, als mit den Franzosen; das Ziel aller seiner Bestrebungen war unausgesetzt Domingo's Freiheit und seine Herrschaft über dasselbe.

Nach dieser fruchtlosen Zusammenkunft schickte sich Maitland an, Toussaint's Besuch zu erwiedern. Im Vertrauen auf den Charakter dieses Oberanführers begab er sich in das französische Lager, bloß von zwei Offizieren begleitet. Das Lager war beträchtlich weit von der Stadt entfernt und die ganze Gegend der Durchreise von Negern, den geschwornen Feinden der Engländer, besetzt. Der Commissär Roume, ein Irländer von Geburt, der als solcher die Engländer vielleicht noch lebhafter haßte, als vermöge seiner politischen Stellung, fand die Gelegenheit zu günstig, um sie entschlüpfen zu lassen. Er rieth Toussaint schriftlich, Maitland als Gefangenen zurück zu behalten. Dieser hatte noch nicht die Hälfte seines Weges zurückgelegt, als er von einer ihm ergebenen Person die dringende Mahnung erhielt, wieder umzukehren; auch wurde dabei des von dem Commissär geschriebenen Briefes

gedacht. Der Engländer wankte einige Augenblicke, aber eine edle Zuversicht und vielleicht auch die gewichtige Hoffnung, das Oberhaupt der Schwarzen doch noch für England zu gewinnen, siegten über die Warnungen der Vorsicht; er reiste weiter und kam im französischen Lager kurz nach Roume's Briefe an. Toussaint hielt denselben in der Hand, als Maitland zu ihm ins Zelt geführt wurde, er überreichte dem feindlichen General das Schreiben, und als dieser es gelesen hatte, ungewiß über die weitern Entschließungen seines Gegners, übergab ihm der letztere einen andern Brief, der die Antwort an den Commissär enthielt, und worin er die unwürdigen Rathschläge desselben mit gebührender Verachtung und Entschiedenheit zurückwies.

Maitland kehrte mit seinen Begleitern von dem Mole unverrichteter Sache zurück; es blieb ihm von allen seinen Bemühungen nichts übrig, als Schaam über seine wiederholten falschen Schritte.

Toussaint's Ansehen war durch diese Vorgänge noch höher gestiegen, er ließ jetzt aus eigener Kraft eine allgemeine Amnestie bekannt machen. Während in Frankreich die Kirchen geschlossen waren, und der katholische Cultus den theophilanthropischen Träumereien des Lareveillère-Lepeaux gewaltsam weichen mußte, versammelte Toussaint das Volk zur öffentlichen Andacht, befahl, das Te Deum zu singen, nach demselben bestieg er die Kanzel, verkündigte die erfolgreichen Siege der Republik über ihre Feinde in Europa und auf St. Domingo, und sicherte in seinem Namen allen denen Verzeihung zu, die den Engländern beigestanden hatten —

wogegen Hédouville eben dieselben ächtete — er fügte hinzu, daß sie nur ein Mittel hätten, ihr Unrecht in Vergessenheit zu bringen, nämlich sich nach ihren Wohnungen zurückzuziehen, um dort friedlich dem Anbaue des Bodens zu leben.

Nun durchstrichen die Schwarzen das Land, um diejenigen Eigenthümer, die sich nicht an dem festgesetzten Tage in ihren Besitzungen eingefunden hatten, zur Rückkehr zu nöthigen. Die Manns-zucht dieser Leute war bewundernswürdig und gereichte Toussaint zu großem Ruhme. Die Mäßigung, welche er bei allen diesen Geschäften zeigte, unterwarf ihm auch den Stolz der Kreolen; dieselben Menschen, denen er noch Tages vorher ein Räuber gewesen war, bewiesen ihm einen Tag später ihre Ehrfurcht; denn sie hofften durch sein Ansehen von den Schwarzen, die ihm allein gehorchten, die Wiederkehr des Gehorsams zu erhalten.

Der General Hédouville, der nirgends mehr etwas galt, beklagte sich schriftlich gegen Toussaint; dieser antwortete durch Proklamationen an das Heer im Geiste einer tiefen religiösen Salbung und einer großen politischen Duldung. Das hieß Hédouville in eine falsche Stellung bringen, denn es wäre gefährlich gewesen, gegen das abergläubische Volk, welches den Ereignissen gebot, die erkünstelten frommen Gesinnungen Toussaint's zu mißbilligen und die von ihm erklärte Amnestie anzugreifen.

Alle diese Maßregeln verdoppelten das Ansehen des schwarzen Oberanführers bei den Ausgewanderten in allen Klassen und bei denjenigen Kreolen,

welche es mit den Engländern gehalten hatten und denen Hédouville mit Aechtung drohete; Toussaint hatte seinen Einfluß über die Schwarzen dergestalt vermehrt, daß sie in Allem, was er, selbst zu ihrem Nachtheile, den Weißen bewilligte, nur Handlungen der Gerechtigkeit sahen. So schienen sich denn die lange gespaltenen Parteien einander wieder zu nähern, während sie sämmtlich von dem französischen General zurückwichen. Dieser beschloß endlich, Toussaint und Rigaud unter einem scheinbaren Vorwande nach dem Cap zu berufen; der letztere, welcher die Einladung und zugleich die Folgen seines Ausbleibens umgehen wollte, ließ durch geheime Boten die Bezirke aufwiegeln, die ihm am meisten ergeben waren, um Hédouville zur Rückkehr nach Frankreich zu zwingen.

Der General Rigaud begab sich auf dem Wege zum Cap nach Port-au-Prince. Wie glaubwürdige Zeugen melden, so setzte die Besorgniß von der Vereinigung Rigaud's mit dem Geschäftsführer des Direktoriums Toussaint in mannigfaltige Bewegungen, die er durch seine mündlichen Aeußerungen deutlich genug verrieth, wie künstlich er auch nach dem Scheine der Unbefangenheit strebte. „Laßt — so sagte er zu den Personen seiner Umgebung — laßt Rigaud sich immerhin den Befehlen des Direktoriums fügen; seid ihr nur ruhig und entfernt euch.“ Nur einige von den Anwesenden blieben bei ihm, gegen die er mit einer dumpfen und hohlen Stimme fortfuhr: „Ich könnte ihn verhaften lassen, aber Gott behüte mich davor! Ich brauche Rigaud ..... Er ist heftig, er sagt mir für

den Krieg zu . . . . und dieser Krieg ist mir nothwendig. Das Geschlecht der Mulatten ist dem meinigen überlegen. Wenn ich demselben Rigaud entzöge, so würde es vielleicht einen bessern Anführer als ihn finden. . . .“ Ich kenne Rigaud, er verläßt sein Pferd, wenn er galopirt, er zeigt seinen Arm, wenn er schlägt. — Ich, ich galopire auch, aber ich weiß auch auf der Stelle anzuhalten, und wenn ich schlage, so fühlt man mich, aber man sieht mich nicht. Rigaud weiß nur Aufstand durch Blut und Metzelei zu erregen: ich, ich verstehe es auch, das Volk fortzureißen. Rigaud seufzt, wenn er das aufgewiegelte Volk in Wuth sieht; ich dulde die Wuth nicht: wenn ich erscheine, muß alles zur Ruhe zurückkehren.“

Die Umtriebe Toussaint's und des Obersten Moyse, seines Neffen und Laurers, bewegten die schwarze Garnison vom Fort-Dauphin zum Aufruhre. Toussaint erschien persönlich im Mittelpunkte der Empörung, redete die Truppen an, und führte sie gegen das Cap. Er kam des Nachts bei dem Fort Belair an. Die Lärmkanone feuerte: andererseits schlug man in der Stadt den Generalmarsch und die Truppen verfügten sich auf ihre Posten. Man sah dem Kampfe entgegen, allein der General Hedouville schiffte sich ein, um unnützes Blutvergießen zu vermeiden, und nahm die Fahrzeuge auf der Rhede mit sich; ihn begleiteten 1500 bis 1800 Personen von allen Farben. Von dem Schiffe, das er bestiegen, ließ er eine Proklamation ergehen, in welcher er den Eingebornen Toussaint's Entwürfe zu erkennen gab, die, wie er behaup-

tete, durch Einverständniß mit den Engländern und andern Verbündeten auf eine längst angelegte Revolution abzweckten.

Hédouville war noch nicht unter Segel gegangen, als Toussaint schon Besitz vom Cap nahm; seine erste Sorge ging dahin, sein Betragen bei dem Direktorio in einem Schreiben zu rechtfertigen. Er stellte sich darin mit vielem Geschicke als das unschuldige Opfer feindseliger und gefährlicher Eingriffe dar, wälzte alle Schuld auf Hédouville, berührte mehrmals seinen früher geäußerten Wunsch, den Befehl niederzulegen, und versicherte dabei in eben so bestimmten als ehrerbietigen Ausdrücken seine unverbrüchliche Treue gegen die französische Republik. Daß er trotz seiner feierlichen Betheuerungen des Gegentheils nach der vollen Unabhängigkeit St. Domingo's strebte, war ausgemacht; wenn Hédouville's Anklage ihn von dieser Seite traf, so war sie vollkommen begründet.

Unter diesen Umständen war der Bruch zwischen den Negern und Farbigen unausbleiblich.

Der Commissär Roume, der nach der Abreise Hedouville's den Namen eines Geschäftsführers des Direktoriums angenommen hatte, berief die beiden Häupter der Colonie nach Port-au-Prince, in der Absicht, ihre Meinungen auszugleichen und eine offene und aufrichtige Versöhnung herbeizuführen; aber der General Rigaud, der erst ganz neuerlich durch eine Beschränkung seines militärischen Einflusses empfindlich beleidigt worden war, zeigte wenig Neigung, Toussaint als seinen Obern anzuerkennen; er lehnte jede Verbindung mit ihm

ab, und von diesem Bruche bis zu den ersten blutigen Auftritten war nur noch ein kleiner Schritt für Männer, die sich schon so lange als Feinde und Nebenbuhler gegenüber gestanden hatten.

Die Farbigen, voll Schrecken, daß der oberste Befehl in die Hände eines Afrikaners gelegt werden sollte, versammelten sich haufenweise unter Rigaud's Fahnen; auch die Schwarzen griffen zu den Waffen; auf beiden Seiten herrschte gleiche Erbitterung. Beide Parteien trugen Frankreichs Farbe und behaupteten für dasselbe zu streiten. Die Weißen wurden bei diesem Kampfe fast für nichts gerechnet: sie neigten sich nach ihrem Vortheile und ihrer Meinung bald hierher, bald dorthin; als Bundesgenossen waren sie viel zu unzuverlässig, als daß man sie in Anschlag bringen konnte.

Der Krieg hatte unter den blutigsten Vorzeichen angefangen; auf Rigaud's Befehl war bei der Plünderung von Léogane, welche Stadt man seiner Herrschaft eben entrissen hatte, Alles, ohne Unterschied des Alters, des Geschlechts und der Farbe, niedergemacht worden. Bei der Nachricht von dieser Metzelei hatte Toussaint die Kanzel bestiegen, seine Abreise angekündigt, seine Siege, den Fall Rigaud's und den Untergang der Farbigen vorhergesagt mit dem Zusatze: „Ich sehe es, ich lese es im Grunde eures Herzens, daß ihr bereit waret, euch gegen mich zu empören; aber wenn auch alle Truppen für jetzt den Westen der Insel verlassen müssen, so lasse ich doch daselbst mein Auge und meinen Arm zurück: mein Auge, das euch zu bewachen, meinen Arm, der euch zu erreichen wissen

wird.“ Die Farbigen verließen bestürzt und betäubt die Kirche und zogen sich in ihre Wohnungen zurück; dagegen vertheidigten ihre Brüder im Süden mit Stolz und oft mit Erfolg die Zugänge ihres Gebiets; alle Unterhändler Toussaint's, die in Rigaud's Gewalt fielen, wurden umgebracht, ohne daß der Feind deßhalb in seinen Angriffen und den Grausamkeiten der Wiedervergeltung ermattete. Bald hätte ein unvorhergesehenes Ereigniß Toussaint und die Partei der Schwarzen ins Verderben gestürzt; man hatte eine ausgedehnte Verschwörung angesponnen, deren Verzweigungen sich über den ganzen Theil der Colonie verbreiteten, wo Toussaint befehligte. Diese Meuterei scheiterte jedoch im Augenblicke der Ausführung und erhöhte nur noch mehr die Gewalt desjenigen, den sie zu Boden schlagen sollte.

Schon glaubten die Verschwornen mit ihrer Unternehmung am Ziele zu sein, als Toussaint, von allen Vorgängen unterrichtet, die Verhaftung und Hinrichtung der Verräther befahl, vom Port-au-Prince gegen den Norden eilte, stürmend über die Brücke von Esther ging, auf die überraschten Farbigen losstürzte, die weißen Gefangenen von Gonaïves und Gros-Morne befreite und sich des Mole von St. Nicolas bemächtigte.

Die Farbigen des Nordens, sämmtlich in die Verschwörung verwickelt, wurden auf eine furchtbare Weise verfolgt: nichts kündigte das Ende ihres Unglücks an, als Toussaint unvermuthet auf dem Cap eintraf. Die Gefangenen glaubten, daß er sie zum Tode verurtheilen würde: er ließ alle Ein-

wohner in der Kirche versammeln, zugleich mußten sich alle Civil- und Militärbehörden daselbst einfinden. Die schwarze Garnison umringte den Platz und vor dem aufgestellten Piquet in der Kirche standen die Farbigen fast ganz nackt und in der tiefsten Seelenangst. Toussaint verfügte sich an die Spitze seiner Truppen, sprach mit Salbung ein pomphaftes Lob über die Verzeihung der Beleidigungen aus und verkündigte gleich darauf die Begnadigung und Freiheit der Mulatten, indem er jedem Einzelnen Kleider und Geld zustellen ließ, um sich zu seinen Brüdern begeben zu können, die, wie er sagte, litten und sie mit Ungeduld erwarteten.

Diese unverhoffte Handlung der Gnade brachte eine allgemeine Begeisterung hervor: der Urheber derselben wurde beim Herausgehen aus der Kirche mit Segenswünschen empfangen; doch that die Großmuth Toussaint's nicht alle die Wirkung, auf welche er mit Sicherheit gerechnet hatte, da die Farbigen, welche noch unter den Waffen standen, die Feindseligkeiten fortsetzten. Man stellte ihnen zum Kampfe die Weißen des Nordens und Westens entgegen, die es nicht wagten, diesen Dienst zu verweigern. So viel Lob übrigens Toussaint durch seine Maßregeln der Schonung und Milde verdient, so darf man sie doch nicht lediglich und rein auf Rechnung seines Herzens setzen; die Klugheit hatte vielleicht eben so viel Antheil daran; denn in Fällen, wo er in der Strenge seinen Vortheil fand, ließ er ihr freien Lauf, selbst bis auf die Gefahr der Voreiligkeit.

Als Roume, der Geschäftsführer des Direk-

toriums, ſah, daß alle ſeine Anſtrengungen, das Feuer dieſes innern Krieges zu löſchen, umſonſt waren; ſo ſandte er Vincent, den Brigadechef des Genieweſens, nach Frankreich, mit dem Auftrage, der Regierung Rechenſchaft abzulegen von dem unglücklichen Zwieſpalte der beiden Oberanführer in der Colonie. Der Krieg raſte darum nicht weniger auf beiden Seiten mit furchtbarer Erbitterung fort.

Rigaud's Partei erlag auf die Länge der Mehrzahl, man entriß ihm einen Platz nach dem andern und warf ihn bis auf Cayes zurück; zuletzt blieb ihm gegen den Feind kein anderer Ausweg übrig, als das ganze Land, welches er aufgeben mußte, hinter ſich in eine zweite Wüſte zu verwandeln; und die Anwendung dieſes Hilfsmittels ſchärfte er den Unterbefehlshabern mit der dringenden Wendung ein, keinen Baum im Rücken zu laſſen, der nicht die Würzeln in der Luft hätte. Der Schrecken der Verheerungen ſtieg noch durch das Elend einer Hungersnoth, welche täglich ganze Schaaren von Menſchen wegraffte.

Touſſaint ging eben damit um, ſeinen Nebenbuhler in ſeinen letzten Verſchanzungen zu überwältigen, als er die Rückkehr Vincent's vernahm, der zu einer aus Frankreich geſandten Deputation gehörte, die nebſt ihm der Mulatte Raymond und der General Michel bildeten. Touſſaint kannte dieſe drei Abgeſandten, er hatte ihnen öfter Intereſſe und Vertrauen bewieſen: nichts deſtoweniger verſicherte er ſich ihrer Perſonen, mit Ausnahme Raymond's, um zu erfahren, ob ſie nicht in geheimen Abſichten erſchienen, und um hinter den Inhalt

der Depeschen zu kommen, deren Ueberbringer sie waren. Mögen seine einseitigen Bewunderer diese Heldenthat gewaltthätiger Argliſt immerhin mit Scheingründen entschuldigen, oder gar loben und sie ein Werk der Nothwendigkeit nennen; die Gerechtigkeit der Geschichte muß sie verwerfen. Der General Michel wurde auf der Straße von St. Domingo nach dem Cap und der Brigadechef Vincent in Morne, Roume auf dem Wege von St. Domingo nach Port-au-Prince verhaftet. Das Mißtrauen Toussaint's hatte den Gipfel erreicht; denn seit der Rückkehr Bonaparte's aus Egypten nach Frankreich war daselbst in der Regierung eine durchgängige Veränderung eingetreten; das Direktorium hatte der Herrschaft dreier Consuln Platz machen müssen, und von diesen ging jetzt das glaubhafte Gerücht aus, daß eine Flotte unter den Befehlen des Generals Sahuguet und des Contreadmirals Gantheaume, deren Endbestimmung die Verstärkung der Truppen in Egypten sei, ihren Lauf nach dem nördlichen Ocean und auf St. Domingo richte.

Die Abgeordneten kamen auf dem Cap an; sie setzten Toussaint amtlich in Kenntniß von den politischen Veränderungen des Mutterlandes: sie erklärten ihm zugleich, daß er von den Consuln als Oberanführer der Armee bestätigt sei, und daß Roume die oberste Leitung der bürgerlichen Angelegenheiten übernehmen solle.

Diese Bestätigung ließ Toussaint ziemlich kalt; sein Stolz empfand es übel, daß der erste Consul Bonaparte nicht besonders an ihn geschrieben hatte;

auch der Inhalt der angekommenen Regierungsbeschlüsse behagte ihm so wenig, daß er sich weigerte, die folgende Proklamation drucken zu lassen:

„Die Consuln der französischen Republik an die Bürger von St. Domingo.

„Bürger, eine Constitution, die sich nicht gegen vielfache Verletzungen behaupten konnte, ist durch einen neuen Gesellschaftsvertrag ersetzt worden, der auf Befestigung der Freiheit abzweckt."

„Der 91ste Artikel desselben besagt, daß die französischen Colonien durch besondere Gesetze regiert werden sollen."

„Diese Einrichtung fließt aus der Natur der Verhältnisse, aus der Verschiedenheit des Klima's."

„Für die Einwohner der französischen Colonien in Amerika, Asien, Afrika kann nicht ein und dasselbe Recht gelten."

„Die Verschiedenheit der Gewohnheiten, der Sitten, der Interessen, des Bodens, des Anbaues, der Erzeugnisse erfordert auch eine Verschiedenheit in der Bestimmung der Regierung."

„Eines der ersten Geschäfte der neuen Gesetzgebung wird die Abfassung der Gesetze betreffen, denen ihr zu folgen habt."

„Weit davon entfernt, euch in Unruhe zu versetzen, werden dieselben euch die Tiefe und Weisheit der Ansichten zu erkennen geben, welche die Gesetzgeber Frankreichs leiten."

„Indem die Consuln der Republik euch von dem neuen Gesellschaftsvertrage benachrichtigen, erklären sie zugleich, daß die geheiligten Grundsätze der Freiheit und der Gleichheit der Schwarzen niemals

unter euch eine Verletzung oder Abänderung erfahren werden."

„Wenn es in der Colonie übelgesinnte Menschen gibt, wenn gewisse Leute Verbindungen mit den feindlichen Mächten unterhalten; so erinnert euch, brave Schwarzen, daß allein das französische Volk eure Freiheit und die Gleichheit eurer Rechte anerkennt."

Diese Proklamation war bei weitem nicht im Stande, unter den Schwarzen die Ruhe herzustellen, da sie einer neuen Gesetzgebung das Geschäft vorbehielt, den Zustand und die bürgerliche Regierung der Colonie zu ordnen. Toussaint empfing den General Michel kalt; dieser hatte eine ganz andere Aufnahme gehofft und säumte nicht, nach Frankreich zurückzukehren. Jener reiste nach dem Süden, theils in der Absicht, der Armee bekannt zu machen, daß er in der obersten Kriegswürde bestätigt sei, theils um den Widerstand des Generals Rigaud vollends zu vernichten.

Der Brigadechef Vincent führte diese eben so gefährliche als schwere Unternehmung mit muthiger Geistesgegenwart aus. Bloß begleitet von Einem Schwarzen und Einem Farbigen, warf er sich in ein Boot; ein Geleitsbrief des Regierungsagenten Roume war die einzige Gewähr, die er für seine Absicht aufweisen konnte.

Der General Rigaud hatte nicht sobald die Befehle der Republik erfahren, als er sich allen Ausbrüchen eines blinden Zornes überließ. Vincent lief Gefahr, das Opfer dieser ersten Entrüstung zu werden; er hatte sich indessen aus kluger Fürsorge

mit einem Briefe des jungen Rigaud versehen, der von ihm mit zarten Rücksichten überhäuft worden war, und schriftlich gegen seinen Vater in Rücksicht auf den französischen Abgesandten die dankbarsten Gesinnungen an den Tag legte. Der Anführer der Mulatten verschlang diesen Brief begierig: sein Zorn sank schnell oder er kehrte vielmehr die Wuth, den Wohlthäter seines Sohnes nicht bestrafen zu können, gegen sich selbst; die Umstehenden hielten ihm den Arm, mit welchem er sich Schläge versetzen wollte.

Die Einwohner von Cayes waren der langen Belagerung müde; die Friedenshoffnung, welche die Ankunft Vincents verbreitete, nahm ihnen vollends ihre kriegerische Stimmung, und Rigaud merkte bald, daß sein Ansehen dahin war.

Gezwungen, der Gewalt der Ereignisse zu weichen, und außer Stande, den Gedanken zu ertragen, einem Schwarzen zu gehorchen, flüchtete er sich mit Pétion und einigen Befehlshabern seiner Partei nach Frankreich. Die übrigen Anführer der Farbigen gingen unter Segel und verbreiteten sich in dem Archipel der Antillen; solches Ende nahm der Krieg im Süden von St. Domingo, und mit diesem Kriege verschwanden die letzten Spuren eines Widerstandes gegen Toussaint's Willen.

Die ausgesprochene Amnestie, die man auf eine große Anzahl von Personen ausgedehnt hatte, reichte indessen nicht hin, die Farbigen über ihr Schicksal zu beruhigen; die ausgezeichnetsten unter ihnen im Süden nahmen die Flucht; nur wenige

blieben zurück, größtentheils Kinder, Weiber oder untergeordnete Menschen, welche ihre niedrige Stellung gegen die Stürme der Revolution zu sichern schien. Zum ausführenden Werkzeuge seiner Rache hatte Toussaint den schwarzen General Dessalines gewählt, den wildesten unter allen den Leuten, die nach dem plötzlichen Uebergange von der ungerechtesten Unterdrückung zu den Genüssen der Freiheit sich jetzt allen Zügellosigkeiten überließen. Toussaint hat durch die Anstellung dieses wüthenden Schwarzen der Welt bewiesen, daß seine Mäßigung und Schonung oft nur aus trüben Quellen flossen; er wollte die Früchte der Grausamkeit ernten, aber den Haß und den Abscheu, welcher sie nothwendig erregt, mit arglistiger Selbstsucht auf das Haupt des Schnitters wälzen, dessen Hände vom Blute trieften. Dessalines durchzog die Wohnungen, begleitet von seinen Trabanten oder vielmehr von seinen Henkersknechten, und umgeben mit allezeit dienstfertigen Marter- und Mordwerkzeugen. Die geringste Strafe, welche er vollzog, bestand in Peitschenhieben. Den Strick oder Säbel brauchte er ohne Unterschied. Doch diese Mittel der Hinrichtung wirkten zu langsam und die ausersehenen Opfer waren zu zahlreich; bald wurden die blutigen Ersäufungsfeste (noyades) von Nantes im offenen Meere unter dem tropischen Himmel erneuert; die französische Revolution lebte gleichsam in einem Nachspiele auf St. Domingo fort; mehr als zehntausend Mulatten von jedem Alter und Geschlechte ließ Dessalines auf seinen Befehl umbringen. Als Toussaint glaubte, daß

man genug gewürgt habe, so nahm er wieder den gewohnten Schein der Milde an, die er auf dem Cap erkünstelt hatte. Er arbeitete unermüdet an der Befestigung seiner Macht, empfing mit Güte diejenigen unter den alten Colonisten, welche am stärksten den Vorurtheilen der verschiedenen Kasten angehangen hatten, führte wenigstens einige Zeit den gregorianischen Kalender wieder ein, der in Frankreich abgeschafft war, und knüpfte unter den Schaaren von Ausgewanderten, die in der Colonie geblieben waren, die subalternen Offiziere an seine Person. Seine Achtung gegen die Priester erhöhte täglich die Aufmerksamkeit der Geistlichkeit gegen ein Oberhaupt, das so sichtbar Einrichtungen begünstigte, welche das Mutterland noch immer von sich stieß; und während Toussaint der französischen Regierung durch einen geheimen Agenten versichern ließ, daß die Religion für ihn nur eine politische Maske sei, wurde er in allen Predigten als der heiligste Mann des Jahrhunderts gepriesen.

Bald umgab er sich aus Politik, um die Seinigen zu blenden und die Weißen zugleich in Furcht zu setzen, mit einer Garde, die er auf den Fuß der ehemaligen königlichen Gardes-du-corps kleidete; er bildete sie, so weit es ihm möglich war, aus Leuten der alten französischen Regierungsperiode und aus berühmten Geschlechtern, die bereit waren, durch ihren Glanz die dunkele Abkunft des Emporkömmlings zu decken. Diese Garde war zahlreich: denn noch gab es in Frankreich keine Kaiserregierung, die später so begierig um die Dienste der Ausgewanderten warb. Alle diese Kreaturen ver-

kündigten und wiederholten um die Wette das Lob ihres Herrn und Meisters. Toussaint huldigte durch diese Maßregel der Klugheit und Eitelkeit demselgen pomphaften Gaukelspiel, dem später auch Bonaparte aus gleicher Schwachheit und Absicht nicht widerstehen konnte; in sofern gehört wenigstens dem Neger vor dem Korsen der kleine Ruhm der Originalität.

Seit dem Abzuge der Engländer hatte sich Toussaint sehr thätig damit beschäftigt, die Verwaltung auf feste und dauerhafte Grundlagen zurückzuführen; es kamen ihm hierbei Köpfe zu Hilfe, die durch ihre Kenntniß und Thätigkeit in dem Geschäfte der Verwaltung das Finanzsystem kräftig entwickelten. Die Verwüstungen des Krieges hatten fast alle Besitzungen ihrer Herren entblößt und viele unter jenen für die Nachfolge erledigt. Man verpachtete die verlassenen Güter gegen starke Zinsen an obere Militärpersonen: die Besoldung der Regimenter wurde von den Erzeugnissen des Anbaues abhängig gemacht, dem sich die Soldaten unterziehen mußten; der Vortheil auf der einen und die Macht auf der andern Seite beschleunigten die Arbeiten.

Die Bergwerke im Norden und Westen hatten sich, trotz der Unfälle im Süden, wieder gehoben. Die Entfernung Rigaud's und seiner Anhänger gab auch die Provinz des Südens dem Anbau zurück, wo dieser General in früheren Zeiten und ungeachtet seines Krieges mit den Engländern die Benuzzung des Bodens aus allen Kräften befördert hatte. Durch die letzen Ereignisse waren diese Gegenden

in den tiefsten Verfall gerathen; sie schienen sich wieder zu erholen, aber der Friedenszustand, mit dem ihr Gedeihen anfing, dauerte zu kurz, als daß sie sich hätten zu ihrem ehemaligen Gedeihen wieder erheben können.

Die weit zerstreuten Anbauer wurden zurückgerufen; sie ließen es sich gern gefallen, ihren Stolz unter die Oberherrschaft der Schwarzen zu fügen, gegen den Preis ihrer wiedererlangten Besitzungen und unter einem Herrscher, der ihnen außerdem eine Achtung erwies, welche er in gleichem Grade den Leuten seiner eignen Kaste versagte. Um diese Zeit rief Toussaint aus der Provinz Maryland in den vereinigten Staaten seinen alten Herrn Bayou de Libertas zurück, und überließ ihm die Pflanzung Breda, die derselbe früher verwaltet hatte, als Eigenthum.

Der General Pamphile-de-la-Croix hat über das Privatleben Toussaint's interessante Züge und Anekdoten mitgetheilt, die den seltenen Mann näher charakterisiren, welchen verschiedene Zeitgenossen mit Bonaparte haben vergleichen wollen.

Die Gesellschaftskreise Toussaint's — so erzählt der angeführte Schriftsteller — waren fest bestimmt; es gab große und kleine; bei den großen stand jedermann ohne Unterschied des Geschlechts auf, wenn er in dem Saale erschien, wo man vereinigt war. Er forderte die größte Ehrerbietung, besonders von den Weißen. Sah er einen weißen Offizier von guter Haltung, so rief er aus: „Schön! das ist die Art, wie man sich gut darstellt!" Hierauf sagte er zu den Schwarzen: „Ihr Neger, strebt diesen

Männern nach und lernt, euch gehörig darzustellen; dergleichen zeigt, was es heißt, in Frankreich erzogen zu sein: meine Kinder werden eben so erscheinen."

Von den Frauen, besonders von den weißen, verlangte er eine große Sittsamkeit. Er gab den letzteren immer den Titel Madame, die farbigen und schwarzen Frauen nannte er bloß Bürgerinnen und sprach mit ihnen äußerst selten. Die kleinen Gesellschaftskreise bestanden in öffentlichen Unterhaltungen, die alle Abende Statt hatten; er erschien dabei in der Kleidung der ehemaligen Pflanzer, in Pantalons und einer weißen Weste von der feinsten Leinwand, mit einem Madrastuche um den Kopf. Nachdem er im Saale die Runde gemacht und mit jedermann gesprochen hatte, ließ er diejenigen Personen in ein Nebenzimmer treten, mit welchen er den Abend zubringen wollte. Er unterredete sich mit ihnen über die Wohlfahrt des Staats, über den Anbau des Landes, Religion, Handel und niemals über politische Neuigkeiten. Wollte er, daß man sich entferne, so stand er auf und verneigte sich tief, er begleitete die Gesellschaft bis an die Thür und beraumte denjenigen mündliches Gehör, die ein solches begehrten. Dann schloß er sich mit seinen Sekretairen ein und arbeitete gewöhnlich bis tief in die Nacht.

Es machte ihm ein besonderes Vergnügen, die Schwarzen, denen er Gehör gab, in Verlegenheit zu setzen. Er stellte sich gegen diejenigen gütig, deren Verwirrung aus Ehrfurcht und Bewunderung herrührte. Wenn der Schwarze ihm mit einiger

Sicherheit antwortete, so ging er darauf aus, ihm in einem harten Tone eine Frage über den Catechismus oder den Landbau vorzulegen; außer Fassung gesetzt, wußte dieser dann nicht, was er erwiedern sollte. Toussaint ermangelte nicht, die Bestürzung desselben noch zu vergrößern, indem er ihm seine Unwissenheit und Unfähigkeit hart verwies. So hat man ihn zu den Schwarzen und Farbigen sagen hören, wenn sie als Richter angestellt sein wollten: „Ich will euch willfahren, weil ich voraussetze, daß ihr Latein versteht." — Nein, mein General. — „Wie, ihr wollt Richter sein, und ihr versteht nicht Latein?" Dann überschwemmte er sie mit einem Strom lateinischer Wörter, die er aus den Psalmen oder sonst wo auswendig gelernt hatte und die nicht in der geringsten Beziehung zu dem gegenwärtigen Vorfall standen. Die Weißen hielten ihr Gelächter zurück, weil man in Gegenwart Toussaint's nicht zu lachen pflegte, und die Schwarzen entfernten sich, beruhigt, daß sie nicht Richter geworden, und überzeugt, daß ihr Obergeneral Latein verstehe.

Wie viele außerordentliche Menschen, hatte auch Toussaint die Schwachheit, seine Erhöhung in geheimnißvolle und unglaubliche Umstände hüllen zu wollen.. Ein Kapuziner hatte ihn in seiner Jugend lesen gelehrt, er wollte dieß nicht eingestehen. Mit einer Miene von Gutmüthigkeit und Zuversicht sagte er zuweilen: „Seit den ersten Unruhen auf St. Domingo fühlte ich, daß ich zu großen Dingen bestimmt war. Als ich diesen göttlichen Wink erhielt, war ich 54 Jahre alt; ich konnte

weder lesen noch schreiben; ich hatte einige Portugaleser; ich gab sie einem Unteroffizier des Capregiments, und Dank sei es ihm, in einigen Monaten konnte ich meinen Namen schreiben und geläufig lesen.

„Die Revolution von St. Domingo ging ihres Weges fort; ich sah, daß die Weißen sich nicht würden halten können, weil sie unter sich getheilt waren und von der Ueberzahl erdrückt wurden: ich wünschte mir Glück dazu, ein Schwarzer zu sein. Ich mußte mir Bahn brechen, ich warf mich auf die Seite der Spanier, die den ersten Truppen meiner Farbe Schutz und Zuflucht gewährt hatten. Da dieser Schutz und diese Zuflucht nichts erzielten, freute es mich, daß Jean François zum Spanier wurde in derselben Zeit, wo die mächtige französische Republik die allgemeine Freiheit der Schwarzen verkündigte. Eine geheime Stimme sagte mir: da die Schwarzen frei sind, so brauchen sie einen Anführer und du bist das von Raynal verheißene Oberhaupt. Mit dieser Empfindung trat ich begeistert in den Dienst Frankreichs zurück; Frankreich und die Stimme Gottes haben mich nicht betrogen."

Umgeben von 1500 bis 1800 prächtig gekleideter Gardisten, während zugleich mehrere Hundert Pferde ausschließend zu seinem Dienste bereit waren, spielte Toussaint die Rolle eines Fürsten.

Mochte aber auch seine gesammte Umgebung und zwar auf seinen Befehl in Verschwendung und Glanz leben, so trieb er dagegen für seine Person die Mäßigkeit oft bis zur Entsagung. Sein eiserner Körper erhielt seine Kraft nur von dem gehär-

teten Stahl der Seele, und durch die Gewalt über sein Gemüth war er auch Herr seines Körpers geworden.

Er schlief nur zwei Stunden, die ungebändigte Lust zu herrschen, ersetzte Alles, sie war der Heerd seines Lebens. Hingestellt seit dem Anfange der Revolution auf St. Domingo in die Mitte empörter Sklaven, umschlichen von den Spaniern und Engländern, an Frankreich durch Politik gebunden, von allen bekämpft und in der Meinung, von jedermann betrogen zu werden, hatte er früh die Nothwendigkeit empfunden, den Augen der Welt undurchdringlich zu sein. Obschon ihn sein Alter in dieser Beziehung unterstützte, so hatte doch auch die Natur zu dem Ende viel für ihn gethan. Verstellung war der Grund seines Charakters. Man wußte niemals, was er that, ob er abreiste, ob er blieb, wohin er ging und woher er kam.

Dieser Politik verdankte er eines Tages sein Leben. Er hatte eben seinen Wagen verlassen, als Farbige, die im Hinterhalt lagen, gegen seine Begleitung ein lebhaftes Feuer richteten, den Wagen mit mehrern Kugeln durchlöcherten und den schwarzen Bedienten tödteten, der den Sitz seines Herrn eingenommen hatte.

Niemand hat besser als Toussaint den Schauplatz seiner Wirksamkeit und den Charakter der ihm Unterworfenen gekannt.

Seine Soldaten betrachteten ihn als ein außerordentliches Wesen, und die Landbebauer warfen sich vor ihm wie vor einer Gottheit nieder. Alle seine Generale zitterten bei seinen Blicken und selbst

Dessalines wagte nicht, ihm gerade ins Gesicht zu sehen. Die Mannszucht seines Heeres war strenger als unter den willkürlichsten europäischen Regierungen.

Toussaint schöpfte eben so sehr aus den Umständen als aus der Ueberlegung die Eingebungen seiner Politik. Keine Zeit hielt ihn ab, die verschiedenen Gebiete seiner Regierung zu durchfliegen; Alles sah er mit eigenen Augen; er sann, wann er galopirte; er sann sogar, wann er sich andächtig zu beten zwang.

Der politische Zustand von St. Domingo bietet um diese Zeit ebenfalls ein anziehendes Bild dar. Der Geist der Gesetzgebung hatte sich bis jetzt nur auf die Bedürfnisse der militärischen Verwaltung und des Landanbaues richten können. Es war der Regierung keine Zeit übrig geblieben zur Feststellung bürgerlicher Gesetze; dieser Mangel war jedoch nicht eben sehr fühlbar. Ungeachtet der fast ununterbrochenen, größtentheils innern Kriege, war die Bevölkerung unter dem Schirme der Freiheit merklich gestiegen, wogegen in den Zeiten der Sklaverei kaum die jährlichen beträchtlichen Einfuhren hinreichten, jene mit dem Bedarf an Landeserzeugnissen auf gleicher Linie zu halten.

Der Ertrag des Bodens hatte freilich abgenommen in dem Verhältniß von drei zu eins, verglichen mit den Schätzungen des Jahres 1789. Denn eine große Anzahl von Pflanzungen war dergestalt zu Grunde gerichtet, daß man sie hatte wieder urbar machen müssen, als wären sie noch unberührtes Land.

Die wichtigsten Stellen der Verwaltung wurden auf dem Wege der gemeinschaftlichen Bewerbung mit den alten Freien und den neuen schwarzen Freigesprochenen besetzt; und unter diesen, die erst kürzlich der tiefsten und grausamsten Erniedrigung entronnen waren, bemerkte man Talente und eine Feinheit, wie sie selbst unter den gebildeten Klassen nur selten gefunden werden.

Diese plötzliche Veränderung der Lage und das Gefühl des Stolzes, welches dieselbe so leicht hervorruft, hatten in diesen jungen Staatsverein den Luxus eingeführt, nebst dem Streben nach allen den Genüssen, welche er verschafft und vorspiegelt; er herrschte ohne Maaß und Ziel. Aller Reichthum der Insel befand sich in einigen wenigen Händen und diese Hände hatten zugleich auch Theil an der öffentlichen Gewalt. Der Glanz der europäischen Tafeln wurde in den Hôtels dieser noch halb barbarischen Gebieter nachgeäfft, ihre Gesellschaftskreise erinnerten an die Gewohnheiten und strebten nach den Manieren der ehemaligen Pflanzer; jeder Gegenstand der Unterhaltung wurde ohne besonderes Interesse behandelt, der einzige ausgenommen, welcher die überstandene Sklaverei betraf.

Reisende, welche St. Domingo im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts besucht, desgleichen Militärpersonen, die in den Begebenheiten dieses Zeitabschnitts eine Rolle gespielt haben, versichern einstimmig, daß in den geselligen Kreisen der Schwarzen unter den Männern im Allgemeinen Artigkeit und unter den Frauen Leichtigkeit des Umganges und Eleganz herrschte; daß die Ver-

hältnisse zwischen den beiden Geschlechtern nicht ohne Würde und Reiz waren, und daß die Vorurtheile über die Verschiedenheit der Farbe nicht mehr in dem alten Ansehen standen, denn viele Afrikaner hatten Mulattinnen geheirathet, ohne daß ihre äußere Achtung und ihr häusliches Leben durch eine Verbindung litten, die wenige Jahre zuvor noch für eine Mißheirath galt.

Seitdem die Verwüstungen des Krieges nicht mehr wütheten, waren auch die verschlossenen Kirchen wieder geöffnet und die öffentlichen zerstörten Gebäude wieder aufgebauet worden. Die Wohlthat dieser Wiederherstellung erstreckte sich sogar bis auf die Theater. Der größte Theil der neuen Schauspieler bestand aus Schwarzen, und einige unter ihnen legten unverkennbare Proben von Talent in dem Lustspiele und der Pantomime ab. Der Geschmack für Musik war allgemein verbreitet, fast alle Instrumente wurden gespielt; man widmete sich jedoch vorzüglich der Guitarre und den Saiteninstrumenten.

Den öffentlichen Gebäuden fehlte es nicht an Eleganz, wiewohl sie oft gegen die architektonische Regelmäßigkeit verstießen.

Es gab auf dem Cap unter dem Namen eines Hôtel der Republik ein Gasthaus, dessen innerer und äußerer Luxus nicht hinter den reichsten Ein-

richtungen zurückblieb, die Europa in dieser Art aufzuweisen hat. Die Amerikaner des Festlandes und die vornehmen Schwarzen besuchten dasselbe; es war ihr Vereinigungspunkt. Jeder Zwang der gesellschaftlichen Formen war hier verbannt, um der vollkommensten Gleichheit Platz zu machen. Um denselben Tisch versammelten sich Privatpersonen und die Häupter des Staats, Offiziere von allen Graden, kurz, Menschen aus allen Ständen. Toussaint erschien oft daselbst und setzte sich, ohne weiter zu wählen, da nieder, wo er einen leeren Platz fand; denn er wiederholte oft, daß der Unterschied des Ranges nur für die Zeit des Dienstes gültig sei.

Vermöge des Basler Friedensvertrags zwischen Frankreich und Spanien 1795, trat diese letzte Macht der Republik den ganzen Theil von St. Domingo ab, welcher der spanische hieß; allein der schreckliche Krieg, welchen die Parteien seit sechs Jahren mit einander geführt hatten, legte der pünktlichen Erfüllung des Artikels Hindernisse in den Weg, und die Spanier waren noch immer thatsächlich Herren von St. Jago und der Stadt St. Domingo. Toussaint, seines Mitbewerbers Rigaud entledigt, der ihn erstlich beunruhigt hatte, war gesonnen, von dem spanischen Antheile Besitz zu nehmen; er drang demnach in Roume, den

Geschäftsführer der Republik, für diesen Distrikt der Insel einen Gouverneur zu ernennen. Roume faßte einen Beschluß ab, durch welchen er Toussaint bevollmächtigte, den General Agé nach St. Domingo zu senden, um daselbst im Namen des französischen Volks von dem ehemaligen spanischen Gebiete Besitz zu nehmen. Der General Agé, der ohne Truppen abgegangen war, fand die spanischen Behörden nicht gestimmt, den Zweck seiner Sendung anzuerkennen. Es kam zu einigen Unruhen in der Hauptstadt, und der französische Abgesandte war gezwungen, sich schleunig zu entfernen, um sich nicht persönlich dem Unwillen des Volkes auszusetzen. Als Toussaint Nachricht davon erhielt, ward er wüthend, und nachdem er Anstalten getroffen hatte, um sich mit bewaffneter Hand des Landes zu bemächtigen, wo man die Anerkennung seiner Macht verweigerte, schrieb er dem spanischen Gouverneur Garcia folgenden Brief, dessen Hauptstellen also lauten: „. . . . Ich behielt mir vor, an Sie zu schreiben, um von Ihrer Gerechtigkeit Genugthuung zu verlangen für die der Regierung in der Person eines ihrer Generale zugefügten Beschimpfung. . . . . Ich melde Ihnen, daß ich den General Moyse, der die Division des Nordens befehligt, mit der Besitznahme beauftragt habe und zufolge der Ungebühr, welche die Re-

gierung in der Person des Generals Agé bei derselben Sendung erfahren hat, habe ich müssen den General Moyse von einer bewaffneten Macht begleiten lassen, die hinreicht für die Ausführung des Vertrags."

Die spanische Regierung empfing diesen Brief in derselben Zeit, wo eine Armee von 10,000 Mann ihr Gebiet überzog (1801); da sie die Unmöglichkeit des Widerstandes einsah, nahm sie ihre Zuflucht zu der alten Taktik, die den Spaniern im Anfange des Krieges so günstig gewesen war: sie antwortete Toussaint und erdrückte ihn fast in jeder Zeile mit überschwenglichen Titeln, aber dieser Kunstgriff war abgenutzt und die Schlinge zu grob, als daß sich ein Mann wie Toussaint konnte darin fangen lassen. Er bestand auf seinen Forderungen, drang fast ohne Schwertschlag in St. Domingo ein, und der Gouverneur Garcia schiffte sich, nachdem er eine Art von Kapitulation abgeschlossen hatte, nach Spanien ein.

Toussaint begab sich von St. Domingo nach verschiedenen Punkten seiner neuen Besitzung; denn für sich und nicht für Frankreich wollte er den ehemaligen spanischen Antheil behaupten. Ueberall wurden ihm auf seinem Triumphzuge die größten Huldigungen dargebracht, vorzüglich von Seiten der Geistlichkeit; sie ging ihm mit nackten Füßen

und processionsmäßigem Gepränge entgegen, und führte ihn unter einem Traghimmel durch die Straßen und über die öffentlichen Plätze. Toussaint vergalt ihr diese Erniedrigung durch ehrerbietige Aufmerksamkeit und mannigfaltige Begünstigungen. Der Einfluß, welchen er durch diese priesterlichen Gaukeleien über das Volk erhielt, entschädigte ihn reichlich für Opfer, die seiner klugberechnenden Sinnesart wenig oder nichts kosteten.

Die Steigerung des Binnenhandels, der jetzt so lebhaft wurde, als es die natürliche Trägheit der Spanier zuließ, war die erste Frucht, welche die Vereinigung der beiden Gebiete trug. Die ganze Insel gewann sichtbar durch die Gleichförmigkeit der Verwaltung, vorzüglich der spanische Antheil, dem jetzt Mittel der Verbindung zu Gebote standen, die ihm unter der vorigen Regierung verschlossen geblieben waren. Die Berge ebneten sich vor Toussaint; wann er Landstraßen brechen ließ, so wie überhaupt alle Hindernisse vor dem Bonaparte von St. Domingo verschwanden. Während auf seinen Befehl schöne Gebäude emporstiegen, widmete er zugleich der Rechtspflege eine unparteiische Sorge; Schwarze und Weiße fanden bei ihm dasselbe geneigte Gehör; er war der Beschützer seiner ehemaligen Mitsklaven und dessenungeachtet auch der Freund derer, die seinen unterdrückten Brüdern

und ihm selbst länger als ein halbes Jahrhundert das Joch einer schimpflichen Dienstbarkeit aufgelegt hatten.

Er verhehlte sich die Gefahren nicht, denen ihn seine Emporhebung aussetzte, er pflegte zu sagen: „Ich habe meinen Flug gegen den Schwungkreis der Adler genommen. Ich muß Klugheit brauchen, wenn ich mich wieder auf die Erde herabsenke; ich kann mich nur auf einem Felsen halten und dieser Felsen besteht in der Einführung einer Verfassung, welche mir die Macht verbürgen wird, so lange ich unter den Menschen wandeln werde."

Vergebens arbeitete der Brigadegeneral Vincent, der mit Leib und Seele an Frankreich hing, diesem Vorhaben entgegen; Toussaint stützte seine Antwort auf das Beispiel Bonaparte's, dessen Kühnheit vom Glück gekrönt worden sei. Der Verfassungsentwurf ging hauptsächlich von drei Männern aus, von Pascal, einem Nachkommen des berühmten Schriftstellers, dem die Welt, nebst einigen andern tiefsinnigen Werken, die unwiderstehlichen lettres provinciales verdankt, von dem Abbé Molière, dessen Familienname durch den ersten Lustspieldichter der Franzosen verherrlicht worden ist, und endlich von einem italiänischen Priester Marini. Dieser Verfassungsentwurf legte alle Gewalt der Re-

gierung in Toussaint's Hände, ernannte ihn zum Gouverneur und Präsidenten auf Lebenszeit und übertrug ihm die Wahl seines Nachfolgers und die Besetzung aller Aemter als ein Recht.

Vincent ging kurz vor seiner Abreise von St. Domingo in einer Unterredung mit Toussaint so weit, daß er den besagten Verfassungsentwurf geradezu ein Manifest gegen Frankreich nannte.

„Wohlan! ich gehe — so fuhr er fort — und derjenige, der Sie bei der Regierung am standhaftesten vertheidigt hat, wird nun statt gewisser Beweise, daß Sie verdienten, an ihm eine Stütze zu finden, nur Zeugnisse überbringen von der Hintansetzung der heiligsten Pflichten eines Mannes, den ich mit ganz anderen Farben geschildert habe! Welcher unseligen Rolle geben Sie mich preis? Ich hörte oft von Ihnen, daß Sie im Gespräch mit den Commissären Mirbeck, Roume und St. Leger diesen angeboten haben, Alles auf St. Domingo zur Ordnung zurückzuführen, wenn man sechszig Freilassungen zu Ihrer Verfügung stellen wollte. Jetzt sind alle Ihre Brüder frei durch den Willen und unter dem Schutze der mächtigsten Regierung. Sie verdanken Frankreich alle Ihre Rechte und Sie wagen ihm das Recht streitig zu machen, seine Colonie zu regieren! Geben Sie mir ein Verzeichniß Ihrer Waffenbrüder, die am meisten zur Hebung des An-

baues und zur Verjagung der Engländer beigetragen haben, und ich mache mich anheischig, für diese bei der Regierung Begünstigungen zu erhalten."

Toussaint schien, innerlich bewegt, einen Augenblick nachzudenken, und stammelte die Worte heraus, daß es ihm Vergnügen machen würde, einige seiner Kameraden belohnt zu sehen. Als Vincent ihn fragte, was er für sich selbst verlange, so antwortete er mit Lebhaftigkeit, als stürmte es in ihm auf: Er wolle nichts; er wisse sehr wohl, daß man ihm den Untergang geschworen habe; er wäre überzeugt, daß seine Kinder nie das Wenige genießen würden, was er für sie aufgespart habe, daß er aber noch nicht die gefangene Beute seiner Feinde sei. Er warf sich hierauf mit dem eiligsten Ungestüm und mit allen Zeichen der heftigsten Bewegung auf ein Pferd, das in einiger Entfernung für ihn bereit stand. Die zahlreiche Versammlung, die ihn theils erwartete, theils begleiten wollte, konnte ihn kaum mit Blicken verfolgen, so plötzlich war er verschwunden. Dem Brigadegeneral Vincent übersandte er unmittelbar nachher einen lakonischen Brief nebst einem Paquet an die französische Regierung; es enthielt die Abschrift der entworfenen Verfassung.

Man hat behauptet, Toussaint sey vorzüglich durch die geheimen Einwirkungen Englands be-

ſtimmt worden, St. Domingo von der Oberherrlichkeit Frankreichs loszureißen; allein dieſe Meinung iſt nichts weiter als eine leere Vorausſetzung, denn Touſſaint kannte und haßte die engliſche Politik zu ſehr, um ſich von ihr leiten zu laſſen; er hatte bei ſeinen bisherigen Schritten ihre Abſichten und Wünſche immer nur ſoweit in Rechnung gezogen, als ſie einen bequemen Deckmantel für ſein eigenes ſelbſtſtändiges Beſtreben abgaben; ſein Ehrgeiz duldete keinen fremden Einfluß: der Zeitpunkt der Entſchädigung war gekommen; er wagte für St. Domingo zu werden, was Bonaparte in dieſer Zeit für Frankreich war.

Der Friede von Amiens, bekannt unter dem Namen des Friedens von vierzehn Monaten, war eben zwiſchen Frankreich und England abgeſchloſſen worden. Es verging einige Zeit, ehe Touſſaint auf ſicherm Wege erfahren konnte, was die neue Conſularregierung gegen ihn vorbereite; er ſah jedoch voraus, was er von ihr zu fürchten habe, ſeine Aeußerungen gegen Vincent laſſen daran nicht zweifeln. Er konnte nicht mehr zurück und hatte ſchon längſt an den nöthigen Gegenanſtalten gearbeitet. Dieſe betrafen beſonders die Befeſtigung ſeiner Macht in den Augen und gegen die Angriffe ſeiner Feinde. Er verbarg ſich keinen Augenblick den unvermeidlichen nahen Bruch; die kalte Zurückhaltung Bonaparte's war ein Fingerzeig, den er zu deuten wußte. Früher

hatte er gehofft, der erste Consul würde einen Blick der Neigung auf ihn werfen, es war ihm mitunter vorgekommen, als herrschte zwischen jenem und ihm eine natürliche Verwandtschaft der Empfindung. Er hatte einen Brief an Bonaparte geschrieben, mit den Anfangsworten: Der Erste der Schwarzen an den Ersten der Weißen; die Antwort war ausgeblieben; der beleidigte Stolz des ersten Consuls mochte an dem Stillschweigen eben so viel Antheil haben, als die Absicht, Toussaint, über den er in Gedanken bereits das Loos geworfen hatte, mit der angenommenen Miene der Geringschätzung als einen gemeinen Usurpator darzustellen.

Toussaint ließ sich durch diese ungünstigen Vorzeichen nicht außer Fassung bringen, mit seinem Muth stieg auch sein Eifer in den Regierungsgeschäften; keine besondere Rücksicht vermochte ihn von dem Pfade abzulenken, den sich sein unerschütterlicher Wille vorgeschrieben hatte. So wurde sein Neffe, der General Moyse, von einem Kriegsrath gerichtet, zum Tode verurtheilt und hernach erschossen, weil im Norden, wo er den Befehl führte, durch seine Nachlässigkeit eine Empörung ausgebrochen war; er hatte sich bei dieser Gelegenheit, so wie überhaupt vielfältig, als Toussaint's Widersacher gezeigt in Absicht auf das Wohlwollen, das dieser den Weißen schenkte. Man darf jedoch nicht verschweigen, daß Toussaint bei seinem gerichtlichen

Verfahren auch öfter sich übereilte. Als die Neger einer Pflanzung sich empört hatten, ließ er sie auf dem Waffenplatz des Cap versammeln und verurtheilte eine Anzahl derselben zum Tode, bloß nach einigen vorläufigen Fragen. Eine zweideutige Miene oder Antwort reichte ihm schon hin als Beweis der Schuld. Die Schlachtopfer, welche er bezeichnet hatte, murrten nicht, sie schlugen die Hände zusammen, senkten den Kopf, verbeugten sich demüthig vor ihm und gingen mit ihrem Verbrechen, bis zur Unterwürfigkeit überzeugt, ruhig in den Tod. Wahrscheinlich wollte Toussaint durch diese Strenge einen wohlthätigen Schrecken verbreiten; auch darf man ihm zutrauen, daß er durch sein früheres Zusammenleben mit Sklaven die Kunst gelernt hatte, sicher und schnell in den Herzen derselben zu lesen: immer aber bleibt seine grausame Raschheit ein trauriger Beweis von der Schwäche der menschlichen Natur auf dem Gipfel der Macht.

Ende des zweiten Bändchens.

Digitized by Google

Allgemeine

Historische Taschenbibliothek

für

Jedermann.

Eilfter Theil.

Geschichte des Freistaats von St. Domingo, (Hayti.)

Drittes Bändchen.

Dresden

P. G. Hilscherſche Buchhandlung.

1827.

Geschichte

des

Freistaats von St. Domingo,

(Hayti)

von

D. Ferdinand Philippi,

Großherzoglich Sächsischem Hofrath.

Drittes Bändchen.

— Perit omnis in illo
Nobilitas, cujus laus est in origine sola.
Lucan.

Dresden

P. G. Hilscherſche Buchhandlung.

1827.

Digitized by Google

Sechste Periode.

Der Feldzug des Generalkapitän Leclerc gegen die Unabhängigkeit St. Domingo's.

Nach dem Abschlusse des Friedens zwischen Frankreich und England durch den Vertrag vom ersten Oktober (1801) schien die Besitznahme der Insel St. Domingo dem ersten Consul nothwendig, sowohl für seinen Ruhm, als für die Wohlfahrt der Republik; er hielt sie nach den vorübergegangenen Stürmen der Freiheit besonders für ein wohlgeeignetes Mittel, die beobachtende Eifersucht und geheimen Umtriebe der Unzufriedenen von sich abzulenken, die ihm seine Erhebung nicht verzeihen konnten, und die er daher, um den beschlossenen Schritt zur höchsten monarchischen Gewalt sicher und schnell zu thun, auf alle Weise zu entfernen suchte. Das Ansehen Toussaint's, eines ehemaligen Sklaven, war eine drückende Last für seinen Ehrgeiz; er fühlte sich beleidigt, daß man es wagte, zwischen ihm, dem Oberhaupte Frankreichs und dem Herrscher von St. Domingo, irgend eine Vergleichung zu ziehen.

Da er viel und tief nachgedacht hatte über die Kraft und Schwäche der Staatskunst, da er ferner

den Charakter des Volkes, zu deſſen Herrn er ſich aufwerfen wollte, von Grund aus mit machiavelliſtiſchen Späherblicken durchſchaute; ſo begriff er vollkommen, daß jeder Anſtrich von Größe dem Geſchmack deſſelben ſchmeichele, ſeine unruhige Einbildungskraft beſchäftige, und daß nichts dienſamer ſei, um ihm die Augen über vergangenes und gegenwärtiges Unglück zu verſchließen, als der Glanz großer Hoffnungen, ſelbſt in der Geſtalt von Trugbildern. Die Zuverſicht, mit welcher er an ſeinen Stern glaubte, ſeine in den Lagern verlebte Jugend, ſein unſterblicher Waffenruhm, die zweimalige Eroberung Italiens, der Zug nach Egypten, welcher die Wiſſenſchaften durch die reichſte Ausbeute verherrlicht hatte, verbürgten ihm in der herrſchenden Meinung das Gelingen jeder Unternehmung, ſo unmöglich ſie auch ſchien.

Napoleon wankte jedoch, ob er St. Domingo in den Händen Touſſaint's laſſen ſollte, wodurch er ein Heer von dreißigtauſend Schwarzen erhielt, mit denen er Amerika zügeln und die Blüthe des Handels auffriſchen konnte, abgeſehen von den Verluſten, welchen die alten Eigenthümer in dieſem Falle würden erlitten haben; oder ob er das Land durch Gewalt der Waffen erobern ſollte, ſo daß er ſich nach den Umſtänden für die bürgerliche Freiheit oder Sklaverei der Schwarzen entſcheiden konnte. Die meiſten Coloniſten, die ſehnſüchtig ihren ehemaligen Ueberfluß zurückwünſchten und ihre Ländereien mit ihren Sklaven nur auf dem Wege der Eroberung wieder zu erlangen hofften, umlagerten das Cabinet der Tuilerien, indem ſie

dem Ruhme und Stolze des ersten Consuls schmeichelten, um die Colonie der Gewalt Toussaint's zu entreißen; ein schnell gerüstetes und furchtbares Landungsheer dünkte ihnen für diese Absicht hinlänglich.

Mit diesen lauten und leichtsinnigen Sprechern vereinigten sich zur Unterdrückung der Neger alle diejenigen, die in der geschärften Abhängigkeit der Colonie Vortheile für das allgemeine Handelsinteresse Frankreichs erblickten, oder für ihren unbeschäftigten Thatendrang und ihre hochfliegenden Entwürfe einen angemessenen Schauplatz suchten, oder in dem Rausche der Nationaleitelkeit jedes Abenteuer ergriffen und begünstigten, das die Ueberspannung der Gemüther vermehrte und erhöhte. Selbst die Frauen stimmten in diesen kriegerischen Ton ein; an ihrer Spitze stand Pauline, die Lieblingsschwester Napoleon's.

Unter diesen Verhältnissen kam Vincent mit der schon früher erwähnten Constitution für St. Domingo in Frankreich an; sie stellte die Freiheit der Schwarzen sicher und erhob Toussaint auf Lebenszeit zum Statthalter. Vergeblich nahm sie die Bestätigung des Mutterlandes in Anspruch; der Zorn des ersten Consuls brach über Toussaint in den Worten aus: „Er ist ein aufrührerischer Sklave, der bestraft werden muß; Frankreichs Ehre ist beschimpft.“ Von diesem Augenblick an hörte Napoleon auf keinen Rath mehr; die Unternehmung war entschieden und zwar so fest, daß er Toussaint gegen mehrere abgeordnete Glieder des Senats ei-

nen Räuberhauptmann schalt, den seine Plänkler gar bald nach Gebühr abstrafen würden.

Der Marineminister Forfait, ein rechtschaffener aber schwacher Mann, stellte ihm die unvermeidlichen Unfälle des beabsichtigten Angriffes vor; der Consul, der die Schwere seiner Gründe nicht länger tragen mochte, antwortete bloß: „Ich muß 60,000 Mann von mir entfernen." Der Minister fürchtete, ihn durch seine Gegenvorstellungen beleidigt zu haben, und trachtete durch den eiligsten Diensteifer die Gefahr der Rache von sich abzuwenden. Der erste Consul wählte mit grausamer Geschicklichkeit besonders diejenigen zu Werkzeugen der kriegerischen Besitznahme, die in der stolzen Einbildung lebten, seinen Ruhm zu theilen und die standhafter als er die Freiheit liebten, für welche sie ihr Blut vergossen hatten. Diese Wahl, verderblich für sie selbst, wie für die Republik, schien jedoch eine Wohlthat, die ihnen eine neue Laufbahn des Ruhms öffnete; aber während sie öffentlich eine scheinbare Freude darüber erkünstelten, brachen sie still gegen ihre Freunde und Familien in die bittersten Klagen aus.

Der erste Consul ernannte Leclerc, den Gemahl seiner Schwester Pauline zum Oberanführer. Er war froh, daß er sich unter einem bequemen Vorwande von ihm trennen konnte, weil ihm die verwandtschaftliche Berührung mit diesem Manne, der von dunkler Abkunft war, seiner gegenwärtigen und künftigen Größe unwürdig dünkte. Pauline Bonaparte glänzte in einer so seltenen Schönheit, daß der berühmte Bildhauer Kanova ihre Züge

für die Statue einer Venus victrix borgte; mag es sein, daß der Künstler dabei nicht minder der Schmeichelei als der Schönheit huldigte, so rechtfertigte sie doch diese öffentliche Auszeichnung durch die Feinheit und Anmuth ihres Geistes. Ihr Blick erregte in den kältesten Herzen Wünsche, sie ließ alle Kunstgriffe des Vergnügens um sich spielen, Luxus der Meubles, Auswahl der Personen für ihren Dienst, Glanz des Schmuckes. Maler, Lustigmacher und Musiker folgten ihr. Sie begleitete ihren Gemahl bei dem bevorstehenden Feldzuge; sie betrachtete denselben in ihrer leichtsinnigen Verblendung für eine Art von kriegerischer Lustbarkeit; auch ihr jüngster Bruder Hieronymus Bonaparte schiffte sich mit ein; vielleicht in dem Wahne, ohne Beschwerde und Kampf als Jason mit dem goldnen Vließe zurückzukehren.

Leclerc war eine kleine Figur, hatte aber einen lebhaften Geist und angenehme Manieren; es fand sich in seiner Physiognomie einige Aehnlichkeit mit dem ersten Consul. Wiewohl er bei den Feldzügen in den Alpen und am Rhein Muth und Beharrlichkeit gezeigt hatte, so war er doch nur ein blindes Werkzeug Bonaparte's, dem er im Frieden und im Kriege nachahmte mit geringer Umsicht und ohne Erfindungsgeist. Er wußte nicht im Herzen seiner Feinde zu lesen; wollte nur immer, wie sein Vorbild, in allen Dingen außerordentlich erscheinen; da ihm aber dessen Glück und Geschicklichkeit fehlte, so stellte er nur das klägliche Beispiel eines gewöhnlichen Menschen dar, welcher das Genie nachäfft.

Die Kriegsrüstungen wurden in verschiedenen Häfen des Oceans und des mittelländischen Meeres mit großen Kosten betrieben. Das eroberte Holland und das mit Frankreich verbundene Spanien lieferten Schiffe. Die Flotte bestand aus 21 Fregatten und 36 Kriegsschiffen, wovon eines 120 Kanonen führte. Villaret-Joyeuse, ein Mann von altem Adel, der schon vor der Revolution gedient hatte, befehligte als Admiral die Flotte; unter ihm standen der Contreadmiral Latouche und der Kapitän Magon. Leclerc war Oberanführer der Truppen unter dem Titel eines Generalkapitäns. Der General Rochambeau, der Ländereien auf der Insel besaß, sollte jenem in schwierigen Fällen als Rathgeber dienen. Die gesammte französische Landmacht bestand aus drei Divisionen: die erste befehligte Rochambeau, die zweite Boudet, die dritte Hardy. Die Zahl der Truppen wird verschieden angegeben, nach Métral betrug sie mehr als 30,000, nach Raban 25,000, nach Placide-Justin 12,000, nach Rainsford, einem Engländer, 30,000 Mann. Da die französische Eitelkeit, zumal nach verunglückten Unternehmungen, nebst dem Parteigeist, bei dergleichen Bestimmungen gern laut wird, so ist es schwer, über die wirkliche Stärke des eingeschifften Heeres volle Gewißheit zu erlangen. Ein Theil der Flotte ging im December 1801 unter Segel, aus den Häfen von Brest, Rochefort und Lorient. Diesem sollten die übrigen Schiffe aus verschiedenen anderen Häfen nach und nach folgen.

Diese Flotte führte eines der tapfersten Heere. Die Alpen, Italien, der Rhein und der Nil hall-

ten von seinen Heldenthaten wieder. Während der Ueberfahrt hatte es mit dem Meere zu kämpfen. Einige beschädigte Schiffe waren außer Stand, der Flotte zu folgen: ein böses Vorzeichen, das jedoch vor glorreichen Erinnerungen machtlos verschwand. Die Muße der Seereise kürzten die Erzählungen der großen bisher ausgeführten Thaten. Man glaubte, es gelte einen Kampf mit furchtsamen Sklaven, die weder den starken und geduldigen Deutschen, noch den behenden und nervigen Mamelucken glichen.

Der allgemeine Sammelplatz der Schiffe war das Cap Samana, der unglücklichste Landungspunkt, den man wählen konnte. Die Vereinigung kam hier in den letzten Tagen des Januars 1802 zu Stande, in der Bai, welche diese Halbinsel bildet. Es befanden sich unter den eingeschifften Truppen Farbige, die sich in den blutigen Kämpfen auf St. Domingo ruhmvoll ausgezeichnet hatten, z. B. Pétion, der in seiner Physiognomie die Milde und den Stolz einer freien Seele trug. Er war vom Schicksal ausersehen, eine Republik zu gründen und zu regieren. Neben ihm zeigte sich Boyer, sein berühmter Nachfolger, der einst durch einen Freundschaftsvertrag mit dem Könige von Frankreich die Unabhängigkeit seines Vaterlandes für immer befestigen sollte. Alle diese Anführer waren aufgefordert worden, die Unternehmung mit ihrem Rathe, ihrem Muthe und ihrem Beispiele zu unterstützen.

Leclerc hielt sich im Besitze so vieler Schiffe und so tapferer Anführer für unüberwindlich. Sein

Stolz wuchs durch das Gerücht, daß Toussaint in der verzweiflungsvollen Ueberzeugung von seiner Ohnmacht, Feste angeordnet habe, um ihn zu empfangen, während derselbe nach der Weise der Scythen Brandfackeln bereiten ließ. Einen Theil seines Heeres hatte derselbe entlassen, denn wiewohl er den Absichten Bonaparte's nicht trauete, so mochte er dennoch einen Bruch mit Frankreich nicht so nahe geglaubt haben.

Toussaint's gesammte Macht bestand höchstens in 16,000 Mann, fünftausend waren im Norden, viertausend im Westen, eben so viel im Süden, und dreitausend in dem ehemaligen spanischen Antheile. Diese zerstreuten Truppen wurden von Anführern befehligt, die ganz zum Gebirgskrieg geschaffen waren; alle beseelte die Liebe der Freiheit, die sie um so heftiger liebten, je theurer sie dieselbe durch ihr Blut erkauft hatten. Die Eingebornen hatten außerdem einen großen Vortheil über die Franzosen durch ihre Ortskenntniß und ihre Gewöhnung an das Klima, das jeder fremden Tapferkeit so gefährlich ist. Auch fand dieses Heer überall bewaffnete Hilfe. Soldaten, Weiber, Kinder, Bürger, alle hatten in den Lagern den Bürgerkrieg durchlebt. Da sie noch voll waren von der Erinnerung ihrer Sklaverei, so mußte man eher gefaßt darauf sein, sie auszurotten als zu besiegen, wenn es nicht gelang, den Samen der Zwietracht unter sie auszustreuen.

Die ganze Flotte setzte sich in Bewegung. Der General Kerverseau wurde abgeschickt, um von St. Domingo, der Hauptstadt der ehemaligen spani-

schen Provinz, Besitz zu nehmen; Leclerc wandte seine Schiffe und sein Heer gegen drei Hauptpunkte: gegen Fort-Dauphin unter Rochambeau, gegen das Cap unter Hardy und gegen Port-au-Prince unter Boudet. Die Unternehmung gegen das Cap leitete Leclerc persönlich.

Die ersten Schiffe waren noch nicht an der Küste erschienen, als Toussaint mit verhängtem Zügel gegen das Cap Samana herangesprengt kam, um den Feind zu recognosciren; anfänglich hielt er die Bewegungen, welche derselbe traf, um sich zu sammeln, für ein Zeichen der Stockung. Nachdem die Vereinigung zu Stande gekommen war, verlor Toussaint, der nie eine so große Flotte gesehen hatte, einen Augenblick die Fassung. „Es gilt unsern Untergang, sagte er zu seinen Officieren; ganz Frankreich wirft sich auf St. Domingo, es kommt, um sich zu rächen und die Schwarzen zu unterjochen; es gilt unsern Untergang."

Der Krieg begann, ohne daß man mit Toussaint in Unterhandlungen trat, sei es, daß der Consul es so wollte, um St. Domingo zu schrecken, oder daß Leclerc den unmittelbaren Angriff für das zweckmäßigste Mittel hielt, Gehorsam zu erzwingen.

Rochambeau griff Fort-Dauphin zu Wasser und zu Lande an, alles wich der französischen Tapferkeit; auf ihrer Flucht zündeten jedoch die Schwarzen die Stadt an. Beim Lichte lodernder Flammen ließ Rochambeau die Gefangenen würgen; er behandelte sie als bloße Empörer. Die Bai von Manceniller wurde zum Schauplatze des

Blutvergießens; viele unschuldige und wehrlose Schwarze fanden hier ihren Tod; sie hatten einander die Losung zugerufen: Keine Weißen, keine Sklaverei! Dieser Ausbruch des natürlichsten Gefühls war in den Augen Rochambeaus das strafwürdigste Verbrechen. Dieser General hat sich später nur zu oft einer grausamen Politik bedient.

Leclerc erschien mit seinen Schiffen vor der Stadt des Cap, in welcher Christophe den Befehl führte. Der letztere war von hoher Gestalt und majestätischer Haltung, sein Auge blitzte von Feuer; er hatte eine starke Seele, ausgezeichnet durch bürgerliche, militärische und häusliche Tugenden. Seine Klugheit überließ dem Glück nur wenig; er war mäßig, thätig und standhaft. Er sprach ohne vorhergegangenen Schulunterricht mit Anmuth und Leichtigkeit, und empfand einen besondern Genuß darin, seine Gäste durch die Erzählung von Abenteuern und Heldenthaten zu unterhalten. Er war dabei nicht frei von Contrasten, welche die wilde Heftigkeit seines Charakters bezeichneten. Einen Theil seiner Vorzüge hat er später auf dem Throne eingebüßt. Er ließ Leclerc sagen, daß Toussaint im Innern der Insel sei, daß er den französischen Truppen das Landen verweigern müsse; daß es dem Unternehmen an der hinlänglichen Beglaubigung von Seiten des Mutterlandes fehle; er schloß mit den Worten: wenn der angebliche Generalkapitain Leclerc darauf beharre, in die Stadt einzudringen, so würde die Erde eher verbrennen, als die Eskadre in der Rhede erscheinen.

Leclerc, der einem ehemaligen Sklaven nicht

so viel Kraft zugetraut hatte, antwortete mit Nachdruck und Würde: „Ich vernehme mit Unwillen, Bürgergeneral — so beschied er Christophe — daß Sie sich weigern, die von mir befehligte französische Eskadre und Landmacht aufzunehmen, und zwar unter dem Vorwande, daß Sie dazu nicht von dem Gouverneur Toussaint ermächtigt seien. . . . Ich melde Ihnen hiermit, daß, wenn Sie mir nicht heute die Feste von Piccolet und alle Batterien der Küste übergeben, so werden morgen mit Tagesanbruch 15,000 Mann an's Land gesetzt sein."

Diese Drohung erschreckte Christophe keineswegs; umsonst lagen ihm die Civilbehörden des Cap an, die Franzosen einzulassen; weit entfernt von jedem friedlichen Vergleich, ließ er nach dem Beispiele Toussaint's die Truppen den Eid der Treue leisten, und nachdem er allen nicht waffenfähigen Einwohnern befohlen hatte, zu entweichen, wurden unter die Soldaten Brandgeräthe ausgetheilt, um die Stadt in einen Aschenhaufen zu verwandeln, für den Fall, daß man sich in ihr nicht behaupten könne.

Telemaque, der Maire der Stadt, sah ihr Mißgeschick vorher und forderte sämmtliche Einwohner auf, sich mit Wasser zu versehen.

Die Franzosen glaubten durch eine Landung in der Bai von Acul dem Anlegen des Brandes zuvorzukommen. Leclerc wollte den Feind von der Landseite überrumpeln, aber die Bewegung der Schiffe und der Donner der Kanonen verbreiteten ringsumher Lärm und Verwirrung, und einzelne umliegende Wohnungen, die in Flammen aufgin-

gen, verkündigten, daß die ganze Stadt bald in einem Feuermeere auflodern würde. Als die Gefahr immer höher stieg, befahl Christophe seinen Soldaten, die Brandfackeln zu schwingen, indem er Gott, als Beschützer der Freiheit, zum Zeugen anrief; zugleich ließ er zum Beispiel der Nachahmung sein eigenes reich geschmücktes Haus zuerst anzünden. Die verzehrende Gluth griff schnell um sich, krachend stürzten die Dächer zusammen; aber fest hielten die Herzen zusammen und mitten aus den Trümmern leuchtete die Hoffnung einer bessern Zukunft. Nirgends vernahm man Geschrei, Klagen, Seufzen, wie es bei außerordentlichen Unfällen gewöhnlich geschieht; nur die Kinder verriethen die allgemeine Noth durch den Ruf des Schmerzes.

Leclerc kam über die Ebenen von Acul und Limbé herbei; er wurde bloß bei dem Fluß Sallée in seinem Vordringen aufgehalten, da der Feind die Brücke über denselben abgebrochen hatte; die Franzosen bezeichneten ihren Weg durch die Ermordung mehrerer Gefangenen. Beim Eintritt in die Stadt fanden sie rauchende Trümmer statt aller der Hilfe und Stärkung, die ihnen nach den Beschwerden einer langen Seefahrt so nothwendig war. Die schönsten Gebäude, wie das Arsenal, der Regierungspalast, die große Kirche lagen in Asche; die Explosion des Pulvermagazins krönte das Werk der muthigen Zerstörung. Alle Versuche, den ungeheuren Brand zu löschen, waren fruchtlos.

Christophe bewies unter diesen Umständen einen seltenen Edelmuth; es war zu fürchten, die zweitausend Weißen möchten mit ihren Weibern und

Kindern der Wuth der Schwarzen als Opfer fallen; sie wurden ganz im Gegentheil, ohne daß man sie als Geißeln behandelte, in einen sichern Zufluchtsort abgeführt, wo man für ihr Leben und ihre Personen Sorge trug. Christophe vereinigte sich hierauf mit Toussaint, der zu seinem Beistande herbeieilte; noch einmal ließen beide die Flamme wüthen, um ihren Rückzug zu decken. So behielten sie zur Vertheidigung ihrer Freiheit nichts übrig, als Muth und Stolz, Wüsten und Berge, während der Feind seinerseits allen Angriffen des mörderischen Klima preisgegeben war.

Während diese Begebenheiten auf dem Cap vorfielen, forderte die Division Boudet die Stadt Port-au-Prince zur Uebergabe auf. Der General Agé, der in derselben den Befehl führte, gab ungefähr dieselbe Antwort, wie Christophe: er behauptete, daß er in Abwesenheit des Divisionsgenerals Dessalines die Landung der Truppen nicht erlauben könne. Die Seele des Widerstandes war jedoch nicht Agé, der vielleicht der Gewalt der Umstände und der Stimme der Verführung nachgegeben hätte, sondern der Hauptmann Lamatinière, der durch seine glänzenden Eigenschaften an die schönsten Zeiten des Heroismus erinnert. Nichts glich seiner Festigkeit, seinem Muth, seiner Geduld; mit einer Handvoll Soldaten spottete er der Anstrengungen einer ganzen Armee. „Wenn die Franzosen früher landeten — das war die Erklärung der Schwarzen — ehe wir von dem Entschluß Toussaint's benachrichtigt sein können, so werden drei, nach einander abgefeuerte

Kanonenschüsse, die von Berge zu Berge hallen, das Zeichen zum Anzünden unserer Häuser und zur Ermordung aller derer geben, die aus uns Sklaven machen wollen."

Nicht ohne Unruhe und Furcht landete der General Boudet, der sich in den Antillen ausgezeichnet hatte, in der Nähe von Port-au-Prince. Die Ankunft der Franzosen setzte alles ringsumher in eine verheerende Feuersbrunst. Die Verwirrung in der Stadt selbst war grenzenlos. Die Schwarzen fürchteten den wiederkehrenden Verlust ihrer so theuer und schwer errungenen Freiheit, sie stürzten deßhalb racheschnaubend auf die Weißen, die sich zufällig in den Straßen befanden und spürten ihnen bis in die verborgensten Schlupfwinkel nach; sie drohten ihnen durch Geberden, Blicke und Worte eine langsame und blutige Wiedervergeltung an.

Viele Kinder, Weiber, Greise suchten in einer Kirche Schutz gegen die grausame Verfolgung ihrer ehemaligen Sklaven; diese, ohne Scheu für die Heiligkeit des Orts, standen eben im Begriff, die erhaschte Beute als Opfer ihrer Freiheit an den Füßen der Altäre zu erwürgen.

Da legte sich ein ehrwürdiger Priester noch zur rechten Zeit ins Mittel, er nahm die Unglücklichen unter den Schirm der Religion und schreckte durch diesen feierlichen Akt die Gewissen der Rasenden, die sich aus der Kirche zurückzogen, um anderswo ihren Rachedurst zu sättigen.

Die Flammen leuchteten dem langsamen und verworrenen Anmarsch der Franzosen, die an solche

Feinde nicht gewöhnt waren. Boudet, ihr Befehlshaber, wendete sich mit folgenden Worten an sie: Kameraden, ihr dürft hier nur Mitbürger finden; diese Erde ist euch nicht fremd, sie gehört zum Boden eures Vaterlandes. Bedient euch eurer Waffen nicht, zeiget auf eure Brust; fließt dessenungeachtet euer Blut, so werden diejenigen, die hinter uns folgen, ein Recht haben, uns zu rächen." Das Fort Bizoton, welches den Feind hätte lange aufhalten können, übergab Bardet; seine Truppen gingen zu den Franzosen über.

Agé war geneigt, die Stadt zu übergeben; Lamartinière betrieb dagegen die Vertheidigung des Platzes mit der hartnäckigsten Entschlossenheit. Einen Artilleriehauptmann, der die Schlüssel des Zeughauses nicht überliefern wollte, zerschmetterte er mit einem Flintenschuß den Kopf. Diese That der Festigkeit verbannte jede Unentschiedenheit und stellte den Muth neuerdings her; ungefähr 4000 Mann bewegten sich gegen das Thor von Léogane. Hier vertheidigte eine Redoute mit sechs Feuerschlünden die Stadt. Der Tod eilte in den Reihen der Franzosen umher, die sich langsam näherten und nicht wußten, welchen Gebrauch sie von ihren Waffen machen sollten. Plötzlich erwachten sie zu ihrer natürlichen Tapferkeit, die im Anblick der von ihr gestifteten Uebel etwas nachgelassen hatte; sie vergaßen die Gefahr, stürmten die Redoute, bedeckten die Artillerie mit ihren Leibern, warfen sich in die Stadt und retteten selbe von dem Feuer, welches ihr der Feind im äußersten Falle

zugedacht hatte und wozu er jetzt bei seiner reißenden Flucht keine Zeit finden konnte.

Lamartinière ertrug seine Niederlage leichter, als die Vorstellung, daß Port-au-Prince kein Aschenhaufen geworden war; er eilte, sich bei Croix-des-Bouquets zu verschanzen; die Gegend war zwei Meilen von der Stadt entfernt, umgeben mit tiefen Graben im härtesten Tuffstein. Hier wartete er auf Dessalines, der für die Vertheidigung der Stadt zu spät angekommen war. Dieser Anführer hatte den Westen unter seinem Befehl; in ihm lebte ein kühner, unruhiger und wilder Geist: aus Rache oder aus Ehrgeiz tauchte er seine Hände bald in das Blut der Schwarzen, bald der Weißen. Schlaflosigkeit, Hunger, Durst, Strapazen waren ihm ganz natürliche Dinge. Seine Miene war abschreckend, sein Gang schräg, sein Blick blutgierig; sein Gesicht, mit Einschnitten durchfurcht, bezeichnete Afrika als sein Vaterland; unter dieses furchtbare Aeußere versteckte er eine undurchdringliche Verstellungskunst. Seine barbarische Beredtsamkeit bestand mehr in einigen ausdrucksvollen Zeichen, als in vernehmlichen Worten. Als er hörte, daß Port-au-Prince seinen Brandfackeln entgangen war, erblaßte er, fluchte und knirschte vor Zorn.

Boudet, der seinen Sieg als geschickter General verfolgen wollte, drang schnell auf Croix-des-Bouquets vor, wo ihm jene beiden furchtbaren Anführer gegenüber stehen. Dessalines, ein afrikanischer Scythe, flieht und täuscht die Nachsetzenden durch kühne Eilmärsche, so daß Léogane in Flam-

men steht, ehe noch die Franzosen daselbst ankommen können.

Einige Stellen aus einem Briefe Toussaint's, den dieser kürzlich nach diesen Ereignissen geschrieben hatte, werfen Licht auf die Triebfedern, die dabei im Spiele waren.

„Die Franzosen und die Weißen der Colonie — so schrieb er an den General Domagé — wollen uns unsere Freiheit rauben. Mehrere Kriegsschiffe haben sich an unsern Küsten vor Anker gelegt und zahlreiche Truppen sind so eben Herren des Cap, von Port-au-Prince und des Fort Liberté geworden. Das Cap hat sich nach einem tapfern Widerstande ergeben müssen, aber der Feind hat auch nicht viel mehr als Asche vorgefunden. Die Forts sind gesprengt worden, alles ist verbrannt. Die Stadt Port-au-Prince ist dem Feinde durch Verrätherei des Brigadegenerals Agé überliefert worden. Das Fort Bizoton ist ohne Flintenschuß gefallen durch die Treulosigkeit des Bataillonschef Boudet. . . . Mißtrauet den Weißen, sie werden euch verrathen, wenn sie können. Alle ihre Wünsche, zweifelt nicht daran, gehen auf die Wiederherstellung der Sklaverei. Ich gebe Ihnen unbedingte Vollmacht. Alles, was Sie thun werden, ist gut geheißen. Lassen Sie die Landbebauer in Masse aufstehen, und machen Sie ihnen begreiflich, daß sie kein Zutrauen in hinterlistige Leute setzen müssen, die heimlich von Frankreich Proklamationen empfangen haben."

Während der Norden und Westen ein Schauplatz der Flammen und Metzelei waren, fügten sich

die beiden Provinzen des Ostens und Südens zum Gehorsam. Der General Kerverseau wurde mit seiner Mannschaft von den ruheliebenden Einwohnern der Stadt St. Domingo um so leichter eingelassen, je lauter ihm der Ruf seines klugen und gesetzlichen Betragens voranging. Er war kein großer General, aber ein rechtschaffener Mann, geachtet von den Parteien, voller Mäßigkeit in seinen Grundsätzen, die er mit Sanftmuth und Popularität in Ausübung brachte. Paul Louverture behauptete die Stadt, er wollte sie nicht übergeben, ohne die Meinung seines Bruders eingeholt zu haben, in dessen Händen die Loose der Freiheit lagen. Man schritt jedoch zu Unterhandlungen, die aber bald stockten bei dem Umlaufe des Gerüchts, daß die übrigen Gebiete der Insel unter Feuer ständen.

Kerverseau schloß hierauf mit zwei Fregatten und einer kleinen Truppenzahl St. Domingo zu Wasser und zu Lande ein. Während dieses Zustandes der Dinge fing man einen Courier Toussaint's auf, der dem Bruder desselben den Befehl überbringen sollte, zu ihm zu stoßen, um die beiderseitigen Kräfte zu vereinigen. Kerverseau bediente sich dieses Schreibens wie einer Kriegslist. Paul Louverture bezeugte nicht wenig Erstaunen darüber, daß er den Brief seines Bruders aus Feindes Händen empfing. Da sich in der Stadt eine Partei zu Gunsten der Franzosen regte, so faßte Paul Louverture den unrühmlichen Entschluß, sich in die Arme des Mutterlandes zu werfen, und zwar um so eher, da ihm Clervaux, Befehlshaber über das ganze umliegende Gebiet, durch sein Beispiel vorgegangen war.

Die Provinz des Südens diente vorzüglich den Farbigen zum Aufenthalte, sie stand unter den Befehlen Laplume's. Die Tapferkeit dieses Anführers war seiner Seelengüte gleich. Er brauchte zur Ausführung seiner Entwürfe nicht viel mehr Zeit, als Andere m Berathen derselben. Sein Herz, das keine Treulosigkeit kannte, sträubte sich, an dieselbe überhaupt zu glauben. Sobald als er die angekommene Flotte im Besitz von Fort-Dauphin, dem Cay und Port-au-Prince wußte und zugleich erfahren hatte, daß die Freiheit der Schwarzen, vermöge der Erklärung des Consuls, bestätigt worden war; so hielt er Unterwerfung für die zweckmäßigste Maßregel, und beschränkte seine Blicke streng auf die Gegenwart.

Seine Truppen, fast alle von gemischtem Blute, bewahrten gegen Toussaint, der sie in blutigen Kämpfen überwunden hatte, Gefühle der Rache; da die Feindseligkeit, die aus dem Schimpf der Niederlage hervorgeht, im menschlichen Herzen nie erlischt; so hielten sie die Gelegenheit für günstig, die Herrschaft des ihnen verhaßten Negers abzuschütteln. Laplume, der diese Stimmung der Gemüther kannte, entwarf ein rührendes Bild von den Uebeln des Bürgerkrieges, sprach von dem Mutterlande mit Zärtlichkeit, las zum Belege seiner Empfindung die Proklamation des Consuls vor, und rühmte dessen Macht, Genie und Ruhm nach Wahrheit und Verdienst. Die Truppen, in deren Adern eben sowohl schwarzes als weißes Blut floß, erkannten den obersten Einfluß Frankreichs an. So kamen das ausgedehnte, ehemals

spanische Land und die Provinz des Südens unter die Waffengewalt Frankreichs.

Während dieser Vorfälle bediente man sich gegen Toussaint eines Mittels, von dem man vor dem Anfange der Feindseligkeit Wirkung erwarten konnte, das aber nach dem Eintritt derselben zu einer niedrigen Kriegslist herabsank. Seit acht Jahren hatte Toussaint seine zwei Söhne Placide und Isaac von Coisnon in Paris erziehen lassen. Es war dem Consul gerathen worden, diese Kinder auf der absegelnden Flotte in ihre Heimath zurückzuschicken, damit der Vater, vom Gefühl der Liebe überwältigt, den Anträgen und Wünschen der französischen Regierung bereitwilliger und zuverlässiger entgegenkommen möchte. Diesen Rath hatte der oft erwähnte Obrist Vincent gegeben, durch den die beschlossene Staatsverfassung der Insel nach Frankreich gekommen war. Vincent hatte als Beobachter und Theilnehmer in den Kämpfen des Landes mannigfaltige Verbindungen mit den Häuptern der verschiedenen Parteien unterhalten; er kannte den Charakter derselben aus dem Grunde; diese vollkommene Einsicht verdankte er seinem scharfen fortgesetzten Studium, das neben den Menschen auch die natürlichen Beschaffenheiten der Colonie fest ins Auge faßte. Er wußte aus vielfachen Beobachtungen, wie tödtlich das Klima auf ein kürzlich gelandetes Heer wirkte. Bei den verschiedenen Aufträgen, die ihm auf St. Domingo zu Theil wurden, betrug er sich mit eben so vieler Geschicklichkeit als Rechtschaffenheit; seine Tüchtigkeit ist für alle Parteien ein Gegenstand

der Verehrung geworden. Er sagte die verderblichen Ergebnisse vorher, welche das Heer und die Flotte treffen würden, und diese offene Voranzeige hatte den Consul in eine so üble Laune versetzt, daß er Vincent auf die Insel Elba verbannte.

Ehe die Flotte abfuhr, hatte Bonaparte die beiden Söhne Toussaint's mit ihrem Lehrer Coisnon in seinem Palaste zu sich berufen. Er sprach mit Verstellung von dem Ruhme ihres Vaters, mit aufrichtigerem Ernste setzte er die Wohlthaten auseinander, womit er ihn überhäufen würde, wenn er seine Freundschaft annehmen wollte. Er schenkte ihnen ein reiches militärisches Costüm, schöne Waffen und ernannte den einen zum Lieutenant, den andern zum Hauptmann. Nichts konnte der jugendlichen Eitelkeit lebhafter schmeicheln, als solche Auszeichnung. Coisnon hatte dem Consul die stärksten Versicherungen gegeben, daß er in Gesellschaft der beiden Söhne Toussaint's unfehlbar das Ziel seiner Sendung erreichen werde.

Die beiden Zöglinge Coisnon's gingen mit ihm von den rauchenden Trümmern des Cap nach Enneri, dem Aufenthalt ihres Vaters, ab. Von allen Seiten drängte man sich ihrer Ankunft entgegen. Die Zeichen des Bürgerkrieges, die Segnungen des Friedens gingen unterweges wechselsweise an ihrer erstaunten Seele vorüber.

Mit der größten Ueberraschung und unter Freudenthränen drückte die Mutter ihre Söhne an's Herz. Toussaint war gerade abwesend, er erhielt durch einen Expressen die erste Nachricht von dem Inhalt der unbegreiflichen Sendung, die ihm Frei-

heit, Friede und die Zurückgabe seiner Kinder versprach; so viel Großmuth auf der einen Seite schien ihm mit so vieler Gewaltsamkeit auf der andern zu streiten; denn hatte man ihn früher für das Haupt der Empörer und außerhalb des Völkerrechts erklärt, so sollte nun wieder die Rede von rechtmäßiger Herrschaft sein und allen den Begünstigungen, welche sie zu begleiten pflegen.

Toussaint vergoß Thränen, als er seine Kinder umarmte; in der Bestürzung der Freude reichte er auch ihrem Lehrer Coisnon die Hand. Was auch seine Widersacher von ihm sagen mögen, dieser außerordentliche Mann hatte ein gefühlvolles Herz.

Nach einigen Augenblicken der Unterhaltung übergab Coisnon dem schwarzen Oberanführer eine goldene Kapsel mit einem Briefe vom General Leclerc und einem andern vom ersten Konsul. Dieser letzte ist durch die Verfänglichkeit seines Inhalts so politisch wichtig und verbreitet so viel Licht über den damaligen Stand der Dinge, daß er hier wörtlich zu folgen verdient.

An den Bürger Toussaint Louvertüre, Obergeneral der Armee von St. Domingo.

„Der Friede mit England und allen europäischen Mächten, welcher die Republik auf die erste Stufe der Macht und Größe stellt, setzt die Regierung in den Stand, sich mit der Kolonie von St. Domingo zu beschäftigen. Wir senden unsern Schwager, den Bürgergeneral Leclerc dahin ab in der Eigenschaft eines Generalkapitäns, als die erste Behörde der Colonie. Er wird von einer ausreichenden Kriegsmacht begleitet, um der Sou-

verânität des französischen Volkes Achtung zu verschaffen. Unter diesen Umständen überlassen wir uns der Hoffnung, daß Sie uns und ganz Frankreich die Aufrichtigkeit der Gesinnungen beweisen werden, welche Sie beständig in den uns übersandten Schreiben ausgedrückt haben."

„Wir haben Achtung gegen Sie gewonnen, und es freut uns, die großen Dienste, welche Sie dem französischen Volke erwiesen haben, anzuerkennen und öffentlich zu verkündigen; wenn die Flagge desselben um und auf St. Domingo weht, so verdankt es dieß Ihnen und Ihren braven Negern. Durch Ihre Talente und die Gewalt der Umstände zum Oberbefehl berufen, haben Sie den Bürgerkrieg ausgerottet, der Verfolgungswuth einiger Schlächter Einhalt gethan, die Religion und die Anbetung Gottes, von dem alle Dinge kommen, in ihrer Würde hergestellt."

„Die Constitution, welche Sie entworfen haben, enthält viel Ersprießliches, aber auch Dinge, die mit dem Ansehen und der Souveränität des französischen Volkes streiten, zu dem St. Domingo als Theil gehört."

„Die Umstände, in welchen Sie sich befanden, in jeder Richtung von Feinden umgeben, ohne daß das Mutterland ihnen Beistand oder Nahrung gewähren konnte, haben den Artikeln dieser Constitution eine Rechtmäßigkeit verliehen, die ihnen ursprünglich fehlen dürfte; gegenwärtig aber, bei einer so glücklichen Umänderung der Verhältnisse werden Sie der Erste sein, welcher der Souveränität eines Volkes huldigt, das Sie in Rücksicht

auf Ihre geleisteten Dienste, auf Ihre Talente und Charakterstärke, diese Gaben der Natur, unter seine berühmtesten Bürger zählt. Ein entgegengesetztes Betragen würde mit den Begriffen unvereinbar sein, die wir von Ihnen hegen; es würde Sie der mannigfaltigen Rechte auf den Dank der Republik berauben und unter Ihren Füßen einen Abgrund öffnen, der, indem er Sie verschlänge, zugleich jene braven Neger ins Unglück stürzen könnte, die wir wegen ihres Muthes lieben und deren Widersetzlichkeit uns gegen unser Gefühl zur Bestrafung zwingen dürfte."

„Wir haben Ihren Kindern und deren Lehrer die Gesinnungen, welche uns beleben, zu erkennen gegeben, und wir senden sie Ihnen zurück."

„Unterstützen Sie mit Ihrem Rath, Ihrem Einfluß, Ihren Talenten den Generalkapitän. Was können Sie wünschen? Die Freiheit der Neger? — Sie wissen, daß wir in allen Ländern, wo wir waren, selbe den Völkern gegeben haben, die sie nicht hatten. Wollen Sie Ansehen, Ehre, Glücksgüter? Nach den Diensten, die Sie geleistet haben, die Sie unter den obwaltenden Umständen noch leisten können, und bei den besonderen Empfindungen, die ich für Sie habe, dürfen Sie keinen Augenblick darüber ungewiß sein, daß Ansehen, Glück und Ehre Sie erwarten."

„Thun Sie dem Volke von St. Domingo kund, daß die angelegentliche Sorgfalt, welche Frankreich jederzeit für dessen Wohl bewiesen hat, durch die gebieterischen Kriegsumstände oft unwirksam geworden ist; daß die Männer, welche vom Festlande

kamen, um Parteikämpfe zu erregen und zu nähren, eben nur Erzeugniſſe der Parteikämpfe waren, welche eigenmächtig das Vaterland zerriſſen, und daß künftighin der Friede und die Kraft der Regierung Wohlſein und Freiheit ſichern. Sagen Sie den Eingebornen, daß, wenn die Freiheit für ſie das erſte Gut iſt, ſie dieſelbe nur unter dem Namen franzöſiſcher Bürger genießen können, und daß jede Handlung, die dem Intereſſe des Vaterlandes und dem Gehorſam widerſtreitet, den ſie der Regierung und dem Generalkapitän als Abgeordnetem derſelben ſchuldig ſind, ein Verbrechen gegen die franzöſiſche Souveränität iſt, wodurch ſie ihre Dienſte verdunkeln und St. Domingo zum Schauplatz des verderblichſten Krieges machen würden, in dem Väter und Kinder zum gegenſeitigen Morde aufſtänden. Und Sie, General, bedenken Sie, daß, wenn Sie der erſte Mann Ihrer Farbe ſind, der zu einer ſo großen Macht gelangt iſt, und der ſich durch ſeine Tapferkeit und militäriſchen Talente ausgezeichnet hat, Sie auch vor Gott und uns die Hauptverantwortlichkeit für das Betragen der Neger zu leiſten haben.“

„Sollte es Uebelgeſinnte geben, die den Perſonen, welche in den Unruhen von St. Domingo eine vorzügliche Rolle geſpielt haben, etwa ſagen möchten, daß wir kommen, um dasjenige zu unterſuchen, was ſie in den Zeiten der Anarchie gethan haben: ſo verſichern Sie dieſelben, daß wir nur von ihrem Betragen unter den gegenwärtigen Verhältniſſen Kenntniß nehmen und das Vergangene bloß berückſichtigen werden, um die Züge zu ent-

decken, durch welche sie sich in dem Kriege mit den Spaniern und Engländern, unsern ehemaligen Feinden, ausgezeichnet haben."

„Rechnen Sie unbeschränkt auf unsere Achtung, und betragen Sie sich, wie es einem der vorzüglichsten Bürger des größten Volkes ziemt."

Der erste Consul Bonaparte.

Das arglistige Gemisch von Drohung, Milde, Stolz und Schmeichelei konnte Toussaint's durchdringendem Verstande keinen Augenblick entgehen; so zärtlich er seine Söhne liebte, so war er dessenungeachtet fest entschlossen, den Besitz derselben nicht mit der Unterwürfigkeit und Schmach von St. Domingo zu erkaufen. Er wendete sich an Coisnon mit folgenden Worten: „Gestehen Sie, als Lehrer meiner Kinder und als Abgeordneter Frankreichs, daß Leclerc durch seine Handlungen die Worte des Consuls Lügen straft; der eine kündigt mir den Frieden an, der andere bringt den Krieg über mich; schon ist an unsern Küsten Blut geflossen, unsere Städte liegen in Asche. Man vergißt ohne Zweifel, daß ich den Degen führe, weil das gegen mich beobachtete Betragen eben so strafbar als unpolitisch ist. Ich habe mein Vaterland vom Kriege mit dem Auslande und mit sich selbst befreit. Ordnung und Gerechtigkeit herrschen überall daselbst; ich habe seinen Glanz und sein Glück hervorgerufen; wenn diese Handlungen ein Verbrechen sind, warum sendet man mir meine Kinder, um dasselbe zu theilen? In jedem Falle muß man den Krieg verschieben, wenn denn einmal vom Frieden gesprochen werden soll."

Coisnon erstaunte über diese Unbiegsamkeit und glaubte das Vaterherz zu rühren, indem er es beunruhigte. Wenn Sie dem Gehorsam gegen den Consul widerstreben — sagte er mit fester Stimme — so werden Sie ihre Kinder nicht wiedersehen. Toussaint bedeckte sein Gesicht mit der Hand, um nicht von dem herzergreifenden Anblick seiner Söhne überwältigt zu werden, und sagte hierauf zu Coisnon: „Nehmen Sie meine Kinder mit sich.“ Dieß waren seine letzten Worte. Die Züge seines Antlitzes verriethen jene strenge Ruhe der Tugend, welche auf eine große Geisteserschütterung zu folgen pflegt.

Kaum war diese Familienscene vorüber, so begab sich Toussaint an die Spitze seiner Armee. Seine Soldaten waren geübte Krieger; Weiber, Kinder, Greise, Alle hatten Gefahren durchlebt; seit längerer Zeit betrachteten sie den Krieg als unzertrennlich von ihrer Freiheit; außerdem hatten sie bei der Fortsetzung desselben gegen ein europäisches Heer bedeutende Vortheile. Der Schwarze ist ein Feind, den man nicht sieht, der fast von nichts lebt, der da schläft, wann und wo er will, und unter einem brennenden Klima seine Kraft behält. Was hilft die Geschicklichkeit der Bewegungen, die Tapferkeit versuchter Soldaten gegen unsichtbare Feinde, die den Krieg in einzelne Treffen und Hinterhalte hinüberspielen? Gebirge und vom Meere umgebene Länder sind übrigens von jeher der Freiheit günstig gewesen. Dazu kommt noch, daß die gewaltige Natur und das Schauspiel der Stürme den Einwohnern den Charakter der Unbezähmbarkeit aufprägt.

Coisnon suchte die Bewegung Toussaint's auf der Stelle zu benutzen; er schlug ihm vor, sich zum General Leclerc zu begeben, der nicht ermangeln würde, ihn zu seinem Lieutenant zu ernennen. Er erhielt keine Antwort; zwei Stunden nach dieser Unterredung reiste Toussaint ab, ließ seine Söhne mit ihrem Lehrer auf Enneri zurück unter dem Versprechen, seine Antwort Tages darauf an den Generalkapitän abgehen zu lassen. Dieser Brief ging erst drei Tage nach der Abreise des Negergenerals ein, und zwar durch Granville, den Lehrer seines dritten Sohnes. Bei Gelegenheit dieses Briefes erhielt Coisnon den Auftrag, Toussaint's Kinder wieder mit zu nehmen; zugleich war auch eine Antwort an Bonaparte beigefügt.

Leclerc schickte beide Söhne noch einmal ihrem Vater zurück, nebst einem Briefe, worin er die glänzendsten Versprechungen mit den strengsten Drohungen verband. Toussaint, dessen Seele zwischen Vaterliebe und Ehre kreuzte, beharrte fest dabei, die erste der zweiten aufzuopfern, und stellte es seinen Söhnen anheim, zwischen ihm und Frankreich zu wählen. Isaak, der ältere, erklärte nach einigen Augenblicken der Unentschlossenheit, daß er bereit sei, mit den Franzosen zurückzukehren. Placide, der jüngere, fiel seinem Vater um den Hals und blieb von jetzt an bei demselben; Toussaint stellte ihn sogleich bei der Armee an.

Der Brief an Bonaparte lautete nach einer glaubwürdigen, englischen Quellennachricht folgendermaßen:

Touſſaint Louverture, Oberanführer des Heeres von St. Domingo an Bonaparte, den erſten Conſul der franzöſiſchen Republik.

Bürger-Conſul.

„Ihr Brief iſt mir durch Ihren Schwager, den General Leclerc übergeben worden. Sie haben ihn zum Generalkapitän dieſer Inſel ernannt; ein Titel, den die Konſtitution von St. Domingo nicht anerkennt. Derſelbe Abgeſandte hat zwei unſchuldige Kinder den Umarmungen eines zärtlich liebenden Vaters zurückgegeben. Welch edles Beiſpiel europäiſcher Menſchenfreundlichkeit! Wie theuer aber auch dieſe Pfänder ſind, wie ſchwer mir die Trennung von denſelben wird; ſo will ich dennoch meinen Feinden nicht verpflichtet ſein und ſchicke ſie demnach unter dem Schutze ihrer Kerkermeiſter zurück.“

„Die Streitkräfte, welche der Souveränität des franzöſiſchen Volkes Achtung verſchaffen ſollen, haben ihre Landung bewerkſtelligt und verbreiten Tod und Plünderung. Zu welchem Zweck? wegen welcher Verbrechen? und mit welcher geſetzlichen Gewalt? muß ein rohes, aber nicht angreifendes Volk, durch Feuer und Schwert umkommen? Es iſt wahr, wir haben es gewagt, unſern Bedürfniſſen eine Conſtitution anzupaſſen, die, wie Sie zugeben, verſchiedene heilſame Einrichtungen enthält, aber dafür auch andere, welche der Souveränität des franzöſiſchen Volkes zu nahe treten! Worin beſteht dieſe? und wie weit erſtreckt ſie ſich? Kennt ſie keine Kontrole, kein Maaß und keine Gränzen?“

„Die Kolonie St. Domingo, welche einen unveräußerlichen Theil der französischen Republik ausmacht — so heißt es in Ihrem Briefe —, strebt nach Unabhängigkeit! Warum soll sie es nicht thun? Die vereinigten Staaten von Amerika verfuhren eben so, und siegten unter dem Beistande des monarchischen Frankreichs. Aber es giebt Fehler und Anmaßlichkeit in unserer Constitution: ich kenne diese sehr wohl. Welche menschliche Einrichtung macht davon eine Ausnahme? Ich möchte indessen wohl das System der von Ihnen regierten Republik darauf herausfordern, eine größere Schonung für die besondere oder allgemeine Freiheit, für die Freiheit der Rede oder der Handlungen zu zeigen. Der hohe Posten, den ich bekleide, hängt nicht von meiner Wahl ab: er ist mir durch gebieterische Umstände übertragen worden; ich habe die Constitution nicht umgestürzt, ich habe ihre Erhaltung beschworen. Ich sah diese unglückliche Insel preisgegeben den Uneinigkeiten und wüthenden Parteiungen. Mein Charakter, mein Temperament gaben mir einen Einfluß auf die Bewohner der Insel, ich wurde fast einstimmig zur Regierungsgewalt berufen. Ich habe die Gährung niedergeschlagen, die Empörung gedämpft; ich habe die Ruhe wieder hergestellt und die Ordnung aus dem Schoße der Anarchie hervorgerufen. Haben Sie, Bürgerconsul, andere oder bessere Ansprüche auf den hochachtbaren Posten, den Sie einnehmen? Wenn das Volk unter der Constitution, welche es von mir empfangen hat, nicht eben so viel Freiheit genießt, als unter andern Regierungen; so liegt

die Urſache davon in ſeiner Lebensweiſe, Unwiſſenheit und Barbarei, die ſämmtlich von dem Zuſtande der Sklaverei unzertrennlich ſind. Ich habe für eine Klaſſe unglücklicher Weſen, die kaum dem Joche entronnen ſind, die einzige Regierungsweiſe eingeführt, die ihrem Zuſtande und ihrer Faſſungskraft zuſagt. Sie öffnet allerdings in mehreren Fällen der Gewaltthätigkeit und dem Despotismus ein freies Feld. Das iſt eine unläugbare Thatſache, aber macht die Conſtitution der franzöſiſchen Republik, des aufgeklärteſten Landes im geſitteten Europa, etwa hierin eine Ausnahme? Wenn dreißig Millionen Franzoſen, wie man verſichert, ihre Ehre und Sicherheit in der Revolution des 18. Brumaire finden, ſo wird man mich ohne Zweifel nicht um die Liebe und das Zutrauen meiner Landesleute, der armen Schwarzen, beneiden."

„Sie bieten den Negern die Freiheit an; Sie ſagen, daß Sie in allen Ländern, wo Sie waren, den Völkern die Freiheit gegeben haben, die ſie nicht hatten. Ich bin nicht vollkommen von den Begebenheiten unterrichtet, welche neuerlich in Europa Statt gefunden haben; allein die Berichte, welche mir darüber zugekommen ſind, ſtreiten mit dieſer Behauptung. Im Grunde iſt ſie von geringem Gewicht. Eine Freiheit, wie man ſie in Frankreich, in Belgien, in der Schweiz, oder in der bataviſchen, liguriſchen, oder cisalpiniſchen Republik findet, würde von dem Volke von St. Domingo nie mit Freuden angenommen werden. Solche Veränderungen oder eine ſolche Freiheit,

sind weit, sehr weit davon entfernt, unter uns wünschenswerth zu seyn.

Sie fragen mich, ob ich Ansehen, Ehre, Reichthümer will. Ganz gewiß; aber nicht durch Sie. Ich setze mein Ansehen in die Achtung meiner Mitbürger, meine Ehre in ihre Anhänglichkeit, meinen Reichthum in ihre uneigennützige Treue. Diese armselige Idee von persönlichen Vortheilen, die Sie mir hinhalten, erzeugt sie nicht die Hoffnung, der Sie Raum geben, daß ich einst könnte die Sache verrathen, für die ich aufgetreten bin? Sie sollten die sittlichen Grundsätze anderer Menschen nach den Ihrigen beurtheilen. Wenn derjenige, welcher den Thron in Anspruch nimmt, auf dem Sie sitzen, wenn er Sie aufforderte, von demselben herabzusteigen, was würden Sie ihm antworten? Die Gewalt, welche ich behaupte, ist eben so rechtmäßig erworben, als die Ihrige, und nichts als der einstimmige Wunsch des Volkes von St. Domingo wird mich zwingen, ihr zu entsagen."

„Diese Gewalt ist nicht durch Blut befestigt, noch wird sie durch die Künste der europäischen Politik aufrecht erhalten. Die rasenden Individuen, deren Arm ich so oft aufgehalten habe, sind Bekenner meiner Gnade geworden, und ich habe den Feinden verziehen, deren Dolch nach meinem Leben trachtete. Habe ich von dieser Insel einige unruhige Köpfe entfernt, die sich bemühten, die Flammen des Bürgerkrieges zu unterhalten, so ist ihr Vergehen vorher durch einen befugten Gerichtshof ausgemittelt und endlich auch von ihnen selbst eingestanden worden. Giebt es Einen, der sagen kann,

er sei verurtheilt worden, ohne daß man sich die Mühe genommen hätte, ihn zu hören oder zu überzeugen? Und diese Ungeheuer sind sogar wieder zurückgekehrt, begleitet von den Spürhunden Cula's, und in der Absicht zusammengekoppelt, um auf uns Jagd zu machen, uns zu verschlingen, und zwar durch Menschen, die das Herz haben, sich Christen zu nennen."

„Wie ist es möglich, daß ich Ihr Erstaunen und Ihr Lob errege, weil ich die Religion und die Verehrung Gottes, von dem Alles herkommt, geschützt habe? O! dieses Wesen voller Güte, dessen heiliger Name erst kürzlich wieder in Ihrer Republik Anerkennung erhalten hat, ist beständig von mir verehrt und verherrlicht worden. Ich habe unter Gefahren und Verrätherei in ihm jederzeit meine Sicherheit und meinen Trost gefunden, und nie bin ich in meiner Erwartung getäuscht worden. Ich bin vor ihm und vor Ihnen, wie Sie sagen, verantwortlich für die Metzeleien, die auf dieser verlornen Insel fortdauern. Ich scheue die Verantwortlichkeit nicht. Sei der Ausgang dieses Kampfes der gerechten aber furchtbaren Anordnung Gottes vorbehalten; möge er zwischen mir und meinen Feinden entscheiden, zwischen denen, die seine Gebote übertreten und seinen heiligen Namen abgeschworen haben und zwischen mir, der noch nie aufgehört hat, ihn zu erkennen und ihn anzubeten."

Toussaint Louverture.

Dieser Oberanführer, der bisher eine scheinbare Unschlüssigkeit gezeigt hatte, entwickelte von jetzt

an die größte Thätigkeit; seine Lage zwang ihn zum kraftvollsten Widerstande, denn schon fingen mehrere seiner Soldaten in ihrer Treue zu wanken an und fielen offen von ihm ab.

Der Generalkapitän ließ eine Proklamation ergehen, deren diktatorische Sprache kaum der vollkommenste Sieg entschuldigt haben würde. Seiner lauten Erklärung zufolge war er beauftragt worden, schnell Glück und Ueberfluß auf St. Domingo zurückzurufen. Die Eröffnung des Feldzuges solle Toussaint, dem Rebellen, die Macht der französischen Regierung kennen lehren. Er wurde mit Christophe für vogelfrei erklärt und erhielt nebenbei den Namen eines rasenden Ungeheuers. Den Schwarzen, welche die Sache ihres Vaterlandes aufgeben wollten, bot man den französischen Kriegsdienst an. Die Landbebauer, die bisher gegen die Franzosen in Waffen gewesen waren, sollten als Verirrte begnadigt werden, wenn sie nicht neuerdings aufrührerische Bewegungen anstiften würden.

Da der Generalkapitän Leclerc alle Hoffnung eines Vergleichs mit Toussaint aufgegeben hatte, so setzte er sich gegen denselben mit drei Corps in Bewegung; das erste unter den Befehlen Rochambeau's drang von Fort Dauphin gegen St. Michel vor; das zweite, welches Desfourneaux führte, verließ Limbé, um Plaisance zu besetzen und das dritte in der Mitte der beiden andern, beabsichtigte die Eroberung von Marmelade. Diese drei Corps, die mit Boudet von Port-au-Prince aufbrachen, sollten bei Gouaïves zusammentreffen, um Touss-

ſaint zu fangen und den Krieg mit einem Schlage zu endigen.

In dem Maaße, als die franzöſiſche Armee das Innere des Landes betrat, welches von Bergen, Schlünden und Engpäſſen durchſchnitten wird, wuchſen auch die Beſchwerden des Krieges. Die Franzoſen waren es ſatt, immer fliehende Feinde vor ſich zu ſehen, die ſich unabläſſig in Hinterhalte legten und Wunden und Tod auf eine unſichtbare Weiſe austheilten, ohne daß ſie ſelbſt erreicht werden konnten, theils wegen der Schnelligkeit, mit welcher ſie in die ihnen bekannten Schlupfwinkel flüchteten, theils wegen der hohen Berge, an welchen ſich die Gluth der Sonne verzehrend brach. Auf dieſen Märſchen, die mehr mühſam als lang waren, litten die Franzoſen von Hunger, Durſt und der äußerſten Erſchöpfung; ſeit ihrer Ueberfahrt konnten ſie nirgends in einem Lande raſten, das für ſie völlig neu war, ſowohl in Abſicht auf Feind und Menſchenart, als auf Sitten und Klima.

Rochambeau durchzog ſeit ſeinem Aufbruch von Fort Dauphin das Land Ouanaminthe, hielt ringsum Grand-Rivière beſetzt, überſtieg den ſchwarzen Berg von Gouaïves und kam gegen die Savannen herunter. Da die beiden anderen Corps, wiewohl auf verſchiedenen Wegen, dieſelbe Richtung einſchlugen, ſo war der Kriegsſchauplatz nun in die Bergkette verlegt, welche den Norden vom Weſten trennt und die Höhen von Doudon, von Vallière und den ſchwarzen Berg von Gouaïves beherrſcht. In dieſer Gegend hatte Touſſaint ſein Heer zuſammengezogen, um die auf drei Uferpunkten gelande-

ten Franzoſen an der Vereinigung ihrer Kräfte zu hindern, mit welcher ſie ihn zu Waſſer und zu Lande erdrücken wollten. Touſſaint ſuchte demnach Rochambeau den Weg über Ravine à Couleuvre zu verſchließen; der letztere General mußte auf ſeinem Marſche überall mit Hinderniſſen und Widerwärtigkeiten kämpfen.

Die Berge, welche hier von Felſen und Waldungen ſtarren, bieten nur einen engen gangbaren Weg dar. Touſſaint hatte in der Abſicht, die Fortſchritte des Feindes zu hemmen, der ihn gegen das Meer drängen wollte, den Engpaß mit abgehauenem, übereinander gehäuftem Holze verlegt und zwiſchen den beiden Bergen Hinterhalte angebracht, um den Angriff von der Seite, von hinten und vorn gleichzeitig zu beginnen. Er befehligte dreitauſend regelmäßige Truppen, an dieſe ſchloß ſich eine Hülfsmacht von zweitauſend Einwohnern. Um nicht entdeckt zu werden, verbot er, während der Nacht Licht anzuzünden. Bei der Annäherung der Franzoſen ſoll er ſeine Soldaten folgendermaßen angeredet haben: „Ihr habt es mit Feinden ohne Treue, ohne Geſetz, ohne Religion zu thun; ſie verſprachen euch die Freiheit und ſie wollen eure Sklaverei. Warum haben ſie mit ſo vielen Schiffen den Ocean durchſchnitten, wenn ſie euch nicht wieder in Ketten ſchmieden wollen? Sie ſchämen ſich, in euch gehorſame Kinder anzuerkennen, und wenn ihr nicht Sklaven ſeid, ſo geltet ihr in ihren Augen für Empörer. Das vom Conſul irregeführte Mutterland iſt für euch nichts weiter, als eine Stiefmutter. War je ein Werk der Vertheidigung recht-

mäßiger als das eurige? Euer überstandenes Elend verkündigt euch dasjenige, das man euch bereiten will. Habt ihr die Herabwürdigung, die Folterqualen und die Grausamkeiten von drei Jahrhunderten vergessen? Entblößt eure Brust, ihr werdet in ihnen die Brandspuren der Sklaverei erblicken. Was habt ihr nicht seit zehn Jahren für die Freiheit unternommen, eure Herren erschlagen oder in die Flucht getrieben, die Engländer durch Niederlagen gedemüthigt, die Zwietracht erstickt, das Land der Sklaverei mit Feuer gereinigt, das jetzt schöner als je unter dem Schirme der Freiheit aufblüht, und alle Früchte so großer Gefahren und Anstrengungen will man euch jetzt rauben. Die Kraft eurer Verzweiflung hat bereits Spuren aufzuweisen; Port-au-Prince würde ohne die Dazwischenkunft eines Verräthers nichts als Asche sein; aber Léogane, Fort Dauphin, das Cap, dieser mächtige Vorort der Antillen, sind nicht mehr; ihr habt überall Brandfackeln als Zeichen unserer Freiheit geschwungen. Die Schritte unserer Feinde sind nur auf Asche gestoßen, ihre Blicke haben nur rauchende Trümmer gefunden, die ihr mit ihrem Blute besprengt habt. Auf solchem Wege sind sie bis zu uns hindurch gedrungen! Was hoffen sie? Sind nicht alle Vorzeichen des Sieges auf unserer Seite? Sie führen keinen Krieg für Vaterland und Freiheit, sie dienen dem Hasse und dem Ehrgeize des Consuls, der mein Feind ist, weil er der eurige ist; ihre Körper sind nicht verstümmelt durch die Strafen der Sklaverei, ihre Weiber und Kinder befinden sich nicht in der Nähe ihrer

Lager und die Gräber ihrer Väter sind jenseits des Oceans. Dieser Himmel, diese Berge, diese Flüsse, alles ist ihnen fremd! Was sage ich? Sobald sie mit euch dieselbe Luft einathmen, schwindet ihre Tapferkeit dahin. Das Schicksal scheint sie uns als Schlachtopfer überliefert zu haben. Diejenigen, welche unser Schwert verschonen wird, sind der mörderischen Rache des Klima's verfallen. Ihre Gebeine werden zwischen diesen Bergen, diesen Felsen umhergestreut, oder von den Fluthen des Meeres fortgetrieben werden. Niemals werden sie ihr Vaterland wiedersehen, noch die lieben Umarmungen ihrer Gattinnen, Schwestern und Mütter genießen: und die Freiheit wird über ihren Gräbern herrschen."

Wenn Toussaint diese Rede auch nicht ganz so wirklich gesprochen hat, woran aus mehrern Gründen zu zweifeln ist, so malt sie doch treu die Lage und Gesinnungen der Neger, den Franzosen gegenüber.

Rochambeau hielt dagegen seinen Soldaten zu ihrer Ermuthigung vor, daß dieser Tag ihrem Ruhme die Krone aufsetzen würde, weil es keinen Theil der Erde gäbe, der nicht Zeuge ihres Triumphs gewesen wäre; daß die Tiber, der Nil und der Rhein, wo sie so furchtbare Feinde überwunden hätten, wiederhallen würden vom Geräusch ihrer Thaten; daß ihrer für den Augenblick nur ein Kampf mit Sklaven harre, die aus Furcht, ihnen ins Gesicht zu schauen, nach allen Seiten flüchteten; daß sie nicht 1800 Meilen weit von ihrem

Vaterlande hergekommen wären, um sich von einem aufrührerischen Sklaven schlagen zu lassen." *)

Der französische ungestüme Angriff fand mannhaften Widerstand, die Hülfstruppen, welche auf den Seiten des Engpasses im Hinterhalte lagen, drängten links, rechts und von hinten auf die Franzosen, die mit ihrer gewohnten Tapferkeit überall Stand hielten. Nachdem die Verschanzung durchbrochen war, begann ein hartnäckiges und blutiges Handgemenge. Der Sieg neigte sich bald auf diese, bald auf jene Seite. Diese Unentschiedenheit feuerte das Blutbad mit gleicher Hitze an. Toussaint trotzte in diesen Augenblicken allen Gefahren: beim Vordringen der Franzosen warf er den Seinigen Flammenworte ins Herz, und erneuerte so den Kampf. Die Waffen waren jetzt zu langsame Werkzeuge für die gegenseitige Rache; Mann rang mit Mann, wie Athleten, die sich erwürgen wollen. Das Schlachtfeld bedeckte sich mit Todten, Blut und Trümmern unter dem furchtbaren Gemetzel, und dennoch blieb der Sieg, den beide Theile sich zuschrieben, nach wie vor unentschieden. Alle waren Helden; die Franzosen, um ihre frühern Lorbeeren nicht zu beflecken; die Neger, um keine Ketten zu tragen. Man erkannte die gefallenen Opfer der Freiheit an der Art ihrer Wunden, an ihrer Lage, an der Wildheit des Haares, an dem Stolze der Blicke.

---

*) Correspondance de Toussaint. Lettres des 19. et 20. pluviose an 10.

Toussaint hatte indessen den ungestümen Andrang Rochambeau's aufgehalten, während Christophe durch kraftvolle Vertheidigung Desfourneaux und Hardy in ihren beabsichtigten Fortschritten hemmte. So konnte Toussaint mit seinem Heere weder getrennt, noch zu Wasser und zu Lande eingeschlossen werden. Er hatte den Kampfplatz, die Gegend, den Augenblick des Treffens als ein erfahrner Feldherr gewählt.

Er suchte sich nun auf einer andern Bergkette zu verschanzen, die den Krieg noch mehr zu seinem Vortheile lenkte; er faßte Fuß in dem Hochlande des Artibonite, welches der große und kleine Cahos bilden. Diese Berge, auf welchen er seine Armee ausbreitete, wurden von zahlreichen Flüssen, besonders vom Artibonite, vertheidigt, der, wenn er übertritt, schrecklich zu wüthen pflegt, und wie der Nil, Crocodille enthält. Die verschiedenen Anführer seiner Streitkräfte sammelten sich hier nach und nach um ihn. Vergebens fiel ihn ein hitziges Fieber an; es konnte seine Thätigkeit nicht unterbrechen. Er entwarf und durchdachte kühne Pläne, um den Krieg in den Rükken des Feindes zu spielen.

Während der Generalkapitän mit seinem Heere Gouaïves besetzte, das seinen Blicken nichts als rauchende Ruinen darbot und worin er sich gerühmt hatte, Toussaint wie in einem Netze zu umgarnen, marschirte Boudet, der von Port-au-Prince aus daselbst zu ihm stoßen sollte, auf St. Marc. Dessalines vertheidigte diese Stadt und ihre Zugänge; er floh, verschwand, kam zurück

und wüthete mit Feuer und Schwert, wie es ihm der Augenblick erlaubte und gebot. Vor den Schritten der Franzosen schlugen überall Flammen empor; hielten jene irgend wo an, so erloschen diese; marschirten sie weiter, so erhoben sich dieselben von Neuem. Unter solcher Umgebung kamen sie in St. Marc an. Dessalines hatte alle Vorbereitungen getroffen, um die Stadt in Asche zu legen. Alles ging hier wie auf dem Cap, mit dem Unterschiede, daß Dessalines durch die Wildheit seines Charakters die schauderhaften Scenen noch in ein besonderes Licht setzte. Er unterhielt auf dem öffentlichen Platze den Brand, welcher die Freiheit retten sollte; nie haben die Vestalinnen eifriger über das heilige Feuer gewacht; er ergriff selbst die erste Brandfackel und zündete mit ihr, um ein Beispiel der Nachfolge zu geben, sein eigenes, prächtig geschmücktes Haus an. Von allen Seiten hörte man das Mordgeschrei: es ist um unsere Freiheit geschehen, wenn einer übrig bleibt! Unter dieser Musik des Todes wurden die ehemaligen Herren der Sklaven niedergemacht; die letzten Blicke der Verzweifelnden fielen auf ihre rauchenden Wohnungen.

Die Franzosen fanden bei ihrem Eintritte in St. Marc nichts als einen Schauplatz allgemeiner Verwüstung; die Ueberbleibsel des Feuerstromes dienten den Todten, welche in den Straßen umherlagen, als Leichenfackeln. Dessalines riß auf seinem Rückzuge alle diejenigen mit sich fort, welche unter dem Schutze des Mitleids, der Verwirrung, des Zufalls entkommen waren. Auf den Feldern, wo er mit Feuer und Schwert aufräumte,

sammelte er neue Schlachtopfer; sie wurden insgesammt nach Verettes, Mirebalais, Petite-Rivière geschafft.

Jetzt erneuerten sich alle scheußlichen Auftritte aus den ersten Zeiten der Empörung. Dieselben Ursachen brachten dieselben Wirkungen hervor. Der Brand beleuchtete am Fuße der Berge von Cahos, wo Toussaint verschanzt stand, die Schlachtbank, auf welcher die Weißen endigten. Vierhundert wurden in Mirebalais und Petite-Rivière umgebracht; nirgends wurde jedoch mehr gemetzelt, als in dem Flecken Verettes; hier kamen allein 700 um. Die Tochter sank auf ihre sterbende Mutter nieder; der Vater konnte weder den Sohn, noch der Sohn den Vater retten; hier athmete eine Schwester in den Armen ihres Bruders aus; dort krümmte sich eine Amme, um ihr Kind vor den Streichen des Todes zu bewahren. Und damit alle Gräuel sich bis auf den tiefsten Grund erschöpften, mordeten Söhne ihre Väter, weil sie ihnen eine Schwarze zur Mutter gegeben; diese Väter hatten ihre Söhne in der Zeit der Sklaverei entweder vernachlässigt oder nicht anerkannt. Selbst die Hausthiere verschonte man nicht; so unbegreiflich schweifte die Mordlust aus.

Doch waren nicht alle Schwarze Barbaren. Einige unter ihnen, von Dankbarkeit oder Mitleid durchdrungen, retteten den unglücklichen Landeigenthümern das Leben; andere verbargen sie in der Umgegend und ernährten sie von der Ausbeute der Jagd; noch andere führten sie auf abgelegenen Pfaden in Gegenden, welche die Franzosen inne

hatten. So viel Elend überstieg die menschliche Kraft, viele Personen tödteten sich selbst und mehrere verloren den Verstand.

Nachdem Dessalines das Maaß der Unthaten bis zum Ueberstürzen gefüllt hatte, trieb er die an den Ufern des Artibonite aufgebrachten Heerden von Unglücklichen gegen die Gebirge von Cahos, wo er sich mit Christophe und Toussaint vereinigen wollte. Von dort herab, wo sich ihre Weiber, Kinder, Schätze, nebst dem Arsenal und der Armee befanden, berathschlagten sie gemeinschaftlich neue Unternehmungen, begeistert von dem Gefühle der Freiheit, dem nichts unmöglich schien.

Während Toussaint sich anschickte, den Krieg nach Norden zu versetzen, kehrte Dessalines auf seinem zurückgelegten Wege wieder um, in der Absicht, über die Gebirge zu dringen und Port-au-Prince zu verbrennen; es würde verloren gewesen sein, hätte nicht ein Haufen Schwarzer die Waffen gestreckt und wären nicht die Matrosen von den Schiffen herbeigekommen, um auf dem Lande zu kämpfen. Dessalines, der es schwer verschmerzen konnte, daß diese Stadt zum zweiten Male dem Verderben entging, warf sich wieder in die Gebirge von Cahos, die noch einmal der Schauplatz des Krieges wurden. Die Franzosen bewegten sich über und um dieselben in schwankenden, gefahrvollen, langsamen Märschen. Verettes, Mirebalais, Petite-Rivière, dazu die Ufer des Artibonite, wurden von Blut und Asche bedeckt. Der Anblick dieser gräßlichen Verheerungen entflammte den Muth der Franzosen bis zur Wuth.

Hier und da stießen sie auf Schaaren von herumstreifenden Landeigenthümern, die in den Wäldern herumirrten, mit ihren Weibern und Kindern sich auf den Seitenhöhen der Gebirge lagerten und dem Tode nur durch die Flucht oder den Zufall entronnen waren. Ihr Klagegeschrei, ihr Schrecken, ihre Mißgestalt, die aus den kärglichen Lumpen nur noch kläglicher hervorblickte, schien jede Gewaltthätigkeit gegen ihre Peiniger zu rechtfertigen, und so wetteiferten die Franzosen mit den Schwarzen um den Preis der Grausamkeit. Alle Neger, die ihnen durch das Loos der Waffen in die Hände fielen, wurden schonungslos niedergemacht; zweihundert fielen als Opfer der Rache am Fuße des Berges Nolo; dasselbe Schicksal traf weiterhin 600 andere. Die wilden und zerrissenen Gebirgsseiten von Cahos, so wie die duftenden Ufer des Artibonite, zeigten die Barbarei im Kampfe mit der Barbarei und der Krieg ward zum Meuchelmord.

Man bereitete für die Todten weder Gräber noch Scheiterhaufen. Dessalines hatte zuerst das Begraben verboten, damit die Feinde sich recht augenscheinlich an den Haufen der Leichname von seiner Rache überzeugen könnten. Die Franzosen, die so leicht den Anregungen der Leidenschaft folgen, ahmten das gegebene Beispiel als gelehrige Schüler nach, so daß die Todten den Hunden und Geiern zur Nahrung dienten, und ihre an der Sonne gedörrten, umhergestreuten Gebeine das Elend der Sklaverei in den schreiendsten Spuren vergegenwärtigten.

Das Glück schien indessen Leclerc anzulächeln, er eilte, dem Consul die Erfolge seiner Waffen zu melden, wobei er die Uebertreibung nicht sparte; er wollte seine Eroberung im Fluge gemacht haben, sprach von ganzen Bataillonen, die übergetreten seien, rühmte sich, die Provinz des Südens und das ehemalige spanische Gebiet unterworfen zu haben, ingleichen alle Städte an den Meeresküsten. Er stellte Toussaint als einen düstern, verhaßten, gewaltthätigen und fanatischen Parteigänger dar, nannte ihn einen Barbaren, einen unnatürlichen Vater, der seine Kinder der Empörung aufopfere, aber jetzt nichts mehr sei, als ein flüchtiger Sklave, verfolgt von Gewissensbissen, verlassen von den Seinigen.

Als der Consul diese Botschaft näher überlegte, so schwand auch die erste Freude darüber immer mehr zusammen. Denn was hatte er anders erobert, als Aschenhaufen? Die Neger pflegten nicht, wie die in Europa Ueberwundenen, die Schlüssel ihrer Städte zu den Füßen des Siegers niederzulegen. Toussaint, den er selbst einer Deputation des Senats als einen Räuberhauptmann geschildert hatte, schien ihm innerhalb seiner Berge noch immer furchtbar. Er beschloß, die Farbigen, die den Franzosen im Allgemeinen mehr als die Schwarzen ergeben waren, auf seine Seite hinüberzuziehen. In diesem Sinne ertheilte er seinem Schwager schriftliche Verhaltungsmaßregeln; sie kamen zur unrechten Zeit, denn der Krieg nahm plötzlich eine andere Gestalt an.

Am Ufer des Artibonite nach der Seeseite, an

einem der Gebirgseingänge von Cahos hatten die Engländer während ihres Krieges mit St. Domingo ein Fort angelegt, unter dem Namen Crète-à-Pierrot. Es war mit einem funfzehn Fuß hohen Graben und einer Umzäunung von Kampecheholz umgeben. Touſſaint, der dieſes Fort als den Schlüſſel des Gebirges anſah, hatte die Vertheidigung deſſelben dem löwenherzigen Lamartinière anvertraut. Deſſalines, der die Zugänge zu demſelben deckte, ſah ſich kaum einem mächtigen Angriffe ausgeſetzt, als er ſich gegen Crête-à-Pierrot zurückzog, um dem Feinde, der ihn drängte, verfolgte und neckte, eine verderbliche Schlinge zu legen. In der Nähe des Fort warf er ſich mit ſeinen Truppen in den ringsum laufenden Graben, und die auf ſolche Weiſe bloßgeſtellten Franzoſen wurden von einem mörderiſchen Feuer empfangen, gegen welches ihre Tapferkeit und Stärke vergeblich ankämpften; ſie mußten ſich mit einem bedeutenden Verluſte an Mannſchaft zurückziehen; ein Schlag, der ſie um ſo tiefer ſchmerzte, je mehr ſie an den Sieg gewöhnt waren.

Der nach Port-au-Prince zurückgekehrte Boudet kam dem General Debelle zu Hülfe, der bei dieſem Angriffe geſchlagen, zurückgetrieben und verwundet worden war. Er ſtürzte ſich eilig auf ein Lager von Schwarzen, die, vor dem Fort aufgeſtellt, ſich dem Schlafe überließen. Sie erwachten nur zum Lärm der Flucht; Boudet verfolgte ſie mit unbeſonnener Hitze, aber wie das erſte Mal, ſtürzten ſie ſich in den Graben des Fort, welches in den Reihen der Franzoſen den

Tod verbreitete. Wer mit dem Leben davon kam, wich zurück, noch ehe der General Dugua, der Debelle ablöste, einen andern Angriff begann, welchen die Belagerten, durch den Sieg ermuthigt, mit größerer Kühnheit und Erbitterung zurückwiesen.

Auf diese verschiedenen und zur Unzeit unternommenen Angriffe, die eben so verkehrt als unglücklich waren, und wobei die Neger in der europäischen Kriegsgeschichte eine unerhörte doppelte List entwickelten, folgte der schwierige und menschenfressende Rückzug über den Artibonite; die Schwarzen setzten den Weichenden lebhaft aus ihren Hinterhalten zu und gingen häufig von der Flucht zu erneuerten Kämpfen über. Ueberall verbarg das Land Feinde, hier in einem Walde, dort hinter einem Felsen; die Freiheitsliebe erzeugte sie.

Leclerc sammelte indessen 12,000 Mann. Rochambeau, Boudet, Debelle, Hardy, Dugua, die besten Generale, stehen um Crète-à-Pierrot. Schon ist Dessalines, der bei seiner Entfernung aus dem Fort abgeschnitten wird, nicht mehr im Stande, dasselbe zu erreichen. Kaum vermag man die Ungeduld der Franzosen zu bändigen, die den Feind eine neue Redoute aufführen sehen. Um ihrer ungestümen Hitze Raum zu geben, wird ein dritter Angriff beschlossen, der eben so unglücklich als die beiden ersten ausfällt.

Der Generalkapitän schließt nun den Platz nach den Regeln der Kunst ein. Die Vertheidiger desselben verlieren darum den Muth nicht. Lamartinière, der in Port-au-Prince den Helden auf

eine so kolossale Weise gespielt hatte, fällt auch jetzt nicht aus seiner Rolle. Er erträgt mit seinen Soldaten Hunger, Durst, Krankheit und jedes äußerste Elend einer Belagerung und widersteht, so weit es menschenmöglich ist, allen Anstrengungen eines Heeres, das die Welt mit dem Ruhme seiner Thaten erfüllt hat. Nachdem das Fort von den tobenden Feuerschlünden niedergeschmettert ist, bricht er sich Bahn durch die Bajonette, welche die Wunden von fünf Generalen und den Tod von 2000 Franzosen zu rächen streben. So viel Beharrlichkeit, Kühnheit und Muth erzwang ihm selbst die Bewunderung seiner Feinde.

Während die französische Armee Crête-à-Pierrot angriff und belagerte, war Toussaint von den Höhen von Cahos jenseits der Berge geeilt, welche den Norden beherrschen. Indem er so den Krieg wieder in den Gegenden entflammte, wo man denselben für erloschen hielt, bewegte er sich bald von vorn, bald seitwärts, bald von hinten um die Franzosen, und durchbrach jetzt hier, dann wieder dort, ihre Verbindungen. Toussaint hatte Maurepas, den er wegen seiner Tapferkeit und Freimüthigkeit liebte, die Behauptung von Port-au-Prince anvertraut, dessen Hafen von zwei Batterien vertheidigt wurde. Im Angesichte der auf diesem Punkte gelandeten Franzosen ließ Maurepas die Stadt anzünden und verschanzte sich am Buge der drei Flüsse. Die Franzosen, welche Humbert befehligte, einer der schönsten und unerschrockensten Generale, griffen ihn in dieser Stellung zweimal an und wurden zweimal zurückgetrieben. Da-

durch entstand in den Bewegungen Leclerc's eine mächtige Diversion, er mußte ein Corps zur Unterstützung Humbert's abschicken. Maurepas aber, verführt durch französische Versprechungen, verließ die Sache Toussaint's und beugte seine siegreichen Waffen zum Gehorsam.

Sobald als die Rückkehr Toussaint's nach Norden bekannt wurde, ging ihm Desfourneaux, der in dieser Provinz stehen geblieben war, entgegen, und nahm ihn im Rücken. Toussaint trennte sich von einem Theile seiner Truppen und stürzte mit dem andern dahin, wo die Gefahr am größten war. Als er eben zum Kampfe schreiten wollte, wurde er aufs Bitterste überrascht, denn er erblickte Maurepas, dessen Abfall er bisher noch nicht erfahren hatte, in den feindlichen Reihen, an der Spitze des neunten Regiments von Domingo. Bei dieser grausamen Entdeckung trotzte er dem Tode, näherte sich den übergetretenen Soldaten und rief ihnen entgegen: „Wollt ihr euren General, euren Vater und eure Brüder tödten?" Die Wirkung des Donners kann nicht schneller sein, als der Eindruck dieser Worte. Die Soldaten, die ihn an dem Federbusche erkannten, der sie so oft zum Siege geführt hatte, fühlten das Blut in ihren Adern erstarren, die Waffen ruhten unbeweglich in ihren Händen, das ganze Regiment warf sich vor ihm auf die Knie, und flehte um Verzeihung wegen des begangenen Treubruchs und des vatermörderischen Widerstandes.

Die Franzosen sahen in dieser plötzlichen Umwandlung nur Verrätherei, und stellten sich zwischen

Toussaint und die knienden Schwarzen auf. Der Kampf wurde dadurch noch hartnäckiger; Toussaint, der dabei bald ums Leben gekommen wäre, und sich mit seiner geringen Mannschaft nicht länger halten konnte, führte einen Rückzug aus, durch welchen er die Franzosen, wie durch einen Sieg überraschte. Er ging auf einem Wege zurück, der sich von einer Seite an einem Abgrunde hinzog und auf der andern von krummen Abhängen beherrscht wurde, wo er zwischen der Tiefe und dem Feinde beständig dem Feuer ausgesetzt war. Kaum war er durch seinen Muth und sein Glück der stürmenden Gefahr entronnen, so kehrte er wieder gegen die Gebirge von Cahos zurück, um von hier aus auf die blutenden Trümmer der bei Crête-à-Pierrot geschlagenen Franzosen zu fallen, indem er sein Lager in ihrem Rücken aufschlug. Im Angesichte dieses verlassenen und zusammengeschmetterten Forts flog er wieder aus den Gebirgen von Cahos gegen Norden und so einen Berg mit dem andern vertauschend, wachte er von der Spitze der Felsen über die feindlichen Bewegungen.

Wenn Toussaint vor den Franzosen verschwand, so geschah es nur, um sie bald durch seine Schnelligkeit in Erstaunen zu setzen, bald durch abspringende, falsche, reißende Märsche zu täuschen, bald durch Hinterhalte zu gefährden, bald im Rücken zu necken, bald durch Schlaflosigkeit, Strapazen und Durst zu erschöpfen. Jetzt maskirte er seine Flucht hinter Wüsten und Flammen, so daß ihnen der Sieg mehr kostete, als eine Niederlage; und ein andermal fing er seine verlorene Beute in einem

Engpasse ab, indem er den Krieg durch die Macht seines Geistes über alle üblichen Regeln hinausspielte. Im Norden unterstützte Christophe, im Westen Dessalines seine Schnelligkeit, Listen und Bewegungen; jetzt sichtbar und dann wieder unsichtbar, schien er überall und nirgends zu sein. Unter dem Geläute der Glocken ließ er von der Kanzel herab seine männliche und hinreißende Beredtsamkeit ertönen; sie schildert die Gräuel der Sklaverei und die Süßigkeiten der Freiheit. Die Religion der Liebe, die nur Brüder kennt, befeuerte seine edle Wärme und das Evangelium, welches die Sklaverei verdammt, half ihm seine Armee vergrößern, die voll heiligen Eifers für ihren Gott und ihre Freiheit kämpfte. Man erfährt indessen nicht, wo sie ist, wie sie lebt, sich ergänzt, in welchen Bergen sie Waffen und Geld versteckt hält, während sie selbst alles, was um sie her vorgeht, durch gewandte Kundschafter ausspäht, von denen einige sich blind stellen, andere als Bettler verkleiden oder sonst eine sinnreiche Erfindung anwenden.

Die verschiedenen Corps der französischen Armee, die Toussaint eine Zeit lang für verloren hielten, erblickten ihn auf allen Punkten mit der Miene des Siegers, als sie von Crête-à-Pierrot zurückkehrten, um sich entweder nach dem Cap oder nach Port-au-Prince zu wenden; er beunruhigte, schlug und neckte sie in ihren Verbindungen, bei ihren Angriffen, auf ihren Märschen und Rückzügen. Der Norden, der Westen, die verheerten Ufer des Artibonite, die angränzenden Berge sind

der Schauplatz neuer Kämpfe. Toussaint verbreitet überall Schrecken und Tod. Die Capstadt, welche man in der Geschwindigkeit wieder aufbauen will, empfängt in ihren schwarzgebrannten Mauern blut-triefende, verstümmelte und aufgelöste Bataillone *).

Toussaint verfolgte sie und erschien mit ihnen vor der Stadt. Es fehlte für die Vertheidigung an Mannschaft. Die Schwarzen, die sich unterworfen hatten, stellten sich heuchelnd zum Kampfe und zerstreuten sich nachher, oder sie schlugen sich bloß nach ihrer Laune, ungewiß, ob ihnen Freiheit oder Sklaverei bevorstehe. Leclerc ließ den Ort schnell befestigen, um die Ruinen desselben zu schützen. Man lebte in diesem Kriege fast neben seinem Feinde, schlief mit ihm unter demselben Dache, aß an demselben Tische, ohne ihn zu kennen; denn es gab Schwarze, die der Sache des Consuls, und Weiße, die der Partei Toussaint's folgten. Man eilte indessen wieder zu den Waffen, die Franzosen erhielten frische Landungstruppen, sie nahmen Artilleriestücke von den Schiffen und der Matrose verließ die Segel, um auf einem andern Elemente zu kämpfen. Toussaint entwickelte nur um so mehr Kraft und Kühnheit, und die Stadt stand auf dem Punkte, in seine Hände zu fallen, als neue Verstärkungen aus Frankreich ankamen, und die schier verzweifelnden Vertheidiger wieder mit Hoffnung und Muth belebten.

Endlich merkte der Generalkapitän, mit wel-

*) Précis historique de l'expédition etc. pag. 60.

chen eigenen Gegnern er zu thun hatte, und wie unklug es war, einen Krieg fortzusetzen, in dem die Erfolge so schnell von Unfällen ausgelöscht wurden. Außerdem bot dieser Krieg mit seinen ungewohnten Gefahren dem Heere weder Belohnung noch Ruhm dar. Der Sieg, der sonst überall bereichert, zahlte hier nur durch Trümmer und Asche, und war kaum noch eine Lockung. Sollen wir an diesen wüsten Ufern, so sprachen die einen, den Preis für so viele Gefahren und Leiden finden, die uns in den verschiedenen Ländern begegnet sind? Der Consul, sagten andere, hat uns, die Genossen und Nebenbuhler seines Ruhmes, weit von unserm Vaterlande weg in einen betrübten schmachvollen Krieg verwickelt, der mit den Begriffen der Freiheit streitet. Will er, daß wir im Schatten unserer Lorbeeren die Ketten der Sklaverei auseinander wickeln sollen? Und dabei reibt uns das Klima auf, die Gluth läßt uns keine Zufluchtsstätte, der Krieg keine Rast, noch verleiht er uns Ehre.

Diese und ähnliche Klagen drangen bis zu den Ohren des Generalkapitäns, sie beunruhigten ihn lebhaft und zwar um so mehr, da das Heer an einer Krankheit litt, die immer gefährlicher um sich zu greifen drohte, und wiewohl er neuen Verstärkungen entgegensah, waren sie doch unzulänglich, um ein halbbarbarisches Volk zu zügeln, das der Gedanke an die Schrecken der Sklaverei zu einem verzweiflungsvollen Widerstande aufspannte. Er hatte zwar viele Schwarze unter seinen Fahnen, aber er konnte nicht mit Sicherheit auf ihre Treue zählen. Selbst diejenigen unter den Anführern,

welche die größte Thätigkeit und Ergebenheit zeigten, waren in ihrer Verstellung undurchdringlich und konnten nur durch wiederholte Versprechungen der Freiheit beim Gehorsam erhalten werden.

Die Farbigen schienen zwar mehr Anhänglichkeit zu beweisen, aber waren sie nicht in den übrigen Kämpfen häufig von den Schwarzen zu den Weißen, und so auch umgekehrt, übergegangen? Die furchtbaren Anführer, die Leclerc gegenüber standen, flößten ihm noch ganz besondere Besorgnisse ein; Christophe, dessen Unerschrockenheit jede Gefahr verachtete; Dessalines, dieser barbarische Achilles, dessen Muth nur noch von seiner Wildheit übertroffen werden konnte; Toussaint, der, unerschöpflich an Hülfsmitteln und Kriegslisten, ihm jedesmal entschlüpfte, um bald darauf wieder zu erscheinen, der unter den Tritten seines Heeres Feinde hervorrief, so unbegreiflich, als würden selbe von den Bergen erzeugt. In dieser Lage hielt es Leclerc für die beste Maaßregel, Friedensunterhandlungen zu eröffnen. Unter den feindlichen Anführern war Christophe derjenige, der am geneigtesten zu einem Vergleiche schien, vielleicht aus geheimer Eifersucht auf Toussaint. Leclerc knüpfte mit ihm Unterhandlungen an. Er stellte ihm vor, daß der Krieg unnütz und zwecklos sei, vermöge der Gewißheit, die er habe, daß Frankreich im Falle eines Vertrags jede Spur der Sklaverei gesetzlich abschaffen würde; daß der Ehrgeiz Toussaint's allein dem Frieden im Wege stehe; er solle sich also mit ihm dahin vereinigen, diesen auf die geheimste Weise gefangen zu nehmen. So blind diente Le-

clerc, ohne Furcht, das militärische Ehrgefühl Christophe's zu beleidigen, dem Willen des Consuls. Christophe, weit davon entfernt, sich zum Werkzeug einer so schändlichen Treulosigkeit zu erniedrigen, antwortete mit dem Nachdrucke und dem Unwillen der Tugend, daß, wenn er seinen Freund, seinen Waffenbruder, seinen Befehlshaber verhaften wolle, er dadurch zugleich Freundschaft, Ehre und Vaterland verrathen würde, und daß eine solche Meuterei in eine Seele, wie die seinige sey, keinen Eingang finden könne.

Er schloß seinen Brief mit den Worten: „Weisen Sie uns Gesetze auf, die unsere Freiheit verbürgen, und Toussaint, meine Brüder, ich, alle, so viel wir sind, wir werden uns mit Freuden in die Arme des Mutterlandes werfen. Durften wir den Worten des Consuls trauen, die er uns unter dem Geräusche des Krieges zukommen ließ?" „Entschuldigen Sie — setzte er hinzu — die Besorgnisse und die Unruhe eines Volkes, das so viel in der Sklaverei gelitten hat; bringen Sie demselben Zutrauen bei, wenn Sie wünschen, dem Jammer von St. Domingo ein Ziel zu setzen, dann werden wir das Vergangene vergessen und mit Zuversicht das Gegenwärtige und Zukünftige genießen."

Leclerc, getroffen von der Richtigkeit und der Kraft dieser Antwort, sah ein, daß mehr als je jeder Gedanke an Sklaverei aufzugeben sei, die sich nur unter andern Verhältnissen wieder herstellen lasse, indem er sich zugleich streng in jedem Punkte nach dem Willen des Consuls fügte, an den ihn seine Gemahlin Pauline unablässig erinnerte. Lei-

der ging er zuweilen in dem Bestreben, dem Herrscher Frankreichs zu gefallen, über die Schranken der Mäßigung und Klugheit hinaus. Er entschuldigte sich zugleich gegen Christophe wegen des Ansinnens, Toussaint zu verhaften, weil er den Absichten desselben weniger Rechtlichkeit zutraue, als dem Sinne Christophe's. Er sagte ferner, daß der Consul für ein Land, das er selbst nicht durch den Augenschein kenne, auch keine Gesetze habe vorschlagen können; er erklärte endlich im Angesichte des höchsten Wesens, dessen Namen man nie vergeblich anrufe, daß die Grageundl dieser Gesetze die Freiheit der Schwarzen sein solle. Im Vertrauen auf diesen Eid bequemte sich Christophe zum Gehorsam, und auch Dessalines beeilte sich, diesem Beispiele zu folgen, wenn schon mit tiefer Verstellung. Leclerc hatte seine frühere Verordnung, welche die Sklaverei aufrecht zu erhalten suchte, förmlich zurückgenommen; außerdem war allen Einwohnern St. Domingo's, von welcher Farbe sie auch sein mochten, Antheil an den Geschäften der Regierung und den öffentlichen Aemtern zugesichert worden.

So oft auch die Schwarzen von den Versprechungen der Franzosen waren betrogen worden, so schenkten sie denselben, wie schwache Kinder, doch immer wieder Glauben; freilich war ihre Lage bedenklich und wurde es mit jedem Tage durch die anhaltenden Gefechte und unerträglichen Anstrengungen nur noch mehr; der sichtbare Widerwille gegen die Fortsetzung des Vertilgungskrieges, der auf verschiedenen Punkten in offenen Ungehorsam

und Abfall ausbrach, hatte daher wohl eben so viel Theil an den friedlichen Gesinnungen, als die Ueberzeugung von der Aufrichtigkeit der französischen Verheißungen. Die schwarzen Anführer mußten den Wünschen und Hoffnungen der großen Masse nachgeben, wie schwer es ihnen auch wurde, und wie gern sie für sich selbst die Entscheidung der Waffen jeder anderen vorziehen mochten; doch hatten auch sie selbst so viel gelitten, und ein längerer Kampf versprach ihnen so wenige Vortheile, daß sie es nicht wagten, die Gelegenheit eines Vergleichs hartnäckig abzuweisen.

Toussaint, dessen Gedanken sich unruhig über die Zukunft verbreiteten, war nicht sobald von dieser Neuigkeit unterrichtet, als er auch bitterlich das Loos seines Vaterlandes beklagte. Nachdem er alle Anführer und Soldaten, die ihm zu Gebote standen, um sich versammelt hatte, eröffnete er ihnen die letzten Vorgänge. Alle schwuren, für ihn zu sterben, denn das hieße für die Freiheit sterben. Seine Befehle flogen nach allen Seiten, um den Wirkungen des Abfalles zuvorzukommen. Er konnte noch im Norden und Westen auf treue Bataillone und ergebene Strecken Landes rechnen; je weniger Hülfsmittel ihm blieben, desto mehr Gelegenheit hatte er, in dem Gebrauche derselben seine Größe zu zeigen; denn nur gemeine Seelen lassen sich von Widerwärtigkeiten niederschlagen. Das Unglück war übrigens so groß, daß es auch den tapfersten Helden erschüttern konnte, denn außer Christophe und Dessalines waren auch noch Laplume, Clervaux, die zwei Brüder Toussaint's

nebst seinem Neffen im französischen Lager. Man sagt, daß er im ahnenden Gefühle der wachsenden Gefahren noch zuletzt seine Schätze, die man auf hundert Millionen Franken angiebt, an einem geheimen Orte von den Schwarzen habe verstecken lassen, um sich für die Fortsetzung des Krieges oder die Zeit der äußersten Noth ein Hülfsmittel aufzusparen. Die nähern Umstände, unter denen er dieß Vorhaben ausgeführt haben soll, indem er, wie es heißt, sämmtlichen Mitwissern des Geheimnisses den Mund durch einen gewaltsamen Tod versiegelte, klingen zu fabelhaft, als daß sie historischen Glauben finden könnten.

Leclerc bot Alles auf, den Oberbefehlshaber der Schwarzen zu einem Vertrage zu vermögen. „Ich bin, erwiederte derselbe schriftlich, zum Niederbrennen, Verwüsten mächtig genug, auch habe ich Kraft, mein Leben, das für das Vaterland nicht unnütz gewesen ist, theuer zu verkaufen.“ Man kam sich indessen von beiden Seiten näher. Nachdem Toussaint von Leclerc dieselbe eidliche Versicherung wie Christophe erhalten hatte, schlug der Generalkapitän als Hauptbedingungen des Friedens vor, ihm die Regierung des Landes zu überlassen, so daß er selbst neben ihm nur als französischer Abgeordneter gelten wolle, außerdem sollten die Offiziere Toussaint's nach ihrem Grade in dem französischen Heere angestellt werden. Toussaint ging alles ein, was zum Vortheile seines Landes und Heeres diente, und erklärte, daß er künftig in der Zurückgezogenheit bloß sich selbst zu leben wünsche. So kam mit ihm den 1sten Mai 1802, mit

dem aufrühreriſchen Sklaven, den man früher zum Tode verurtheilt hatte, ein Vertrag zu Stande.

In Folge dieſes Vertrags, der den dreimonatlichen Krieg endigte, begab ſich Touſſaint nach dem Cap. Seine Reiſe war ein Triumphzug: von allen Seiten drängte ſich das Volk ſchaarenweiſe herbei und beugte ſich vor dem Helden einer Freiheit, die Leclerc unter den Augen Gottes hatte beſchwören müſſen. Touſſaint kam auf dem Cap an, begleitet von ſeinem Sohne Iſaak, der ein reines Herz mit eben ſo nützlichen als angenehmen Kenntniſſen vereinigte; werth, der Nachfolger eines Vaters zu ſein, mit dem er ſo manche Gefahren getheilt hatte. Die Artillerie verkündigte zu Waſſer und zu Lande Touſſaint's Ankunft. Die Einwohnwohner des Cap umdrängten ihn unter dem Rufe der Liebe und Verehrung; ſein Anblick wurde zu einem patriotiſchen Feſte.

Leclerc empfing ihn in ſeinem am Meere gelegenen Hôtel und umarmte ihn unter Freudensbezeigungen. Er rühmte ſeine Redlichkeit, ſeinen Großmuth und drückte die Hoffnung aus, durch die Verſöhnung mit ihm den Flor St. Domingo's wieder aufleben zu ſehen. Er wiederholte ſeinen früher abgelegten Eid in Gegenwart der vornehmſten Offiziere aus den beiden Heeren, welche letztere durch die Verſchiedenheit ihrer Sitte und Bildung einen merkwürdigen Gegenſatz bildeten.

Dieſem politiſchen und militäriſchen Drama fügte ſich eine rührende Scene ein, deren Entwikkelung ſelbſt ſolche Zuſchauer überraſchte, die in den Angelegenheiten der Welt keine Fremdlinge

waren. Während des Krieges hatten die Franzosen den dritten Sohn Toussaint's in ihre Hände bekommen und ihn als ein kostbares Unterpfand bewahrt. Sie ließen dieses Kind jetzt herbeiholen, es stürzte sich in die Arme seines Vaters und Bruders, und Toussaint fand jetzt einen Sohn wieder, von dem ihn der Krieg getrennt hatte. Auf die Frage Leclerc's, woher er bei längerer Fortsetzung des Kampfes Waffen würde bekommen haben, gab er die spartanische Antwort: Ich würde sie den Franzosen genommen haben. Bei dieser Zusammenkunft entwickelte Toussaint die Größe und das Gefühl eines Mannes, der vom Grunde der Seele seine Kinder, aber noch mehr als sie das Vaterland liebt. Er kehrte sogleich in die Gebirge zurück, als wollte er in der Einsamkeit seine Leidenschaft für die Freiheit verbergen und nähren.

Alles war neu und außerordentlich in diesem Gange der Begebenheiten. Ehe Toussaint von dem Schauplatze seiner öffentlichen Thätigkeit abtrat, verfügte er sich nach Marmelade, um von seinen Garden Abschied zu nehmen. Nachdem er ihnen den Frieden als einen solchen bezeichnet hatte, der nur durch einen Treubruch verletzt werden könne, ließ er sich im Lobe seines muthigen Heeres aus, und ging alle dessen im Dienste des Vaterlandes vollbrachten Großthaten durch; er fügte hinzu, daß das Andenken derselben im Laufe der Jahrhunderte nie verlöschen würde. Seine Soldaten standen um ihn mit traurigem Antlitze und zerrissenem Herzen. Er umarmte sie zum letzten Male, alle vergossen Thränen, wie sie Kriegern ziemen. Der Strom

der Volksmenge begleitete ihn, trostlos über den Verlust eines so berühmten Anführers; er sprach ihr für die Zukunft Worte des Muths ein.

So gelangte er in das herrliche und fruchtbare Thal von Enneri, um daselbst die Reize und die Ruhe des Privatlebens zu genießen; aber Tag und Nacht brütete er über Gedanken an das gemeinsame Wohl, in dem er das eigne fand. Ein so thätiger Geist konnte nicht rasten; er beschäftigte sich mit der Wiederherstellung seiner Wohnung und mit der Vertheilung von Wohlthaten. Sein Ruhm versammelte mehrere ausgezeichnete Personen um ihn. Fremde aus den entlegensten Ländern besuchten ihn; er redete in ihrer Gesellschaft von seinen Thaten mit einer Bescheidenheit, die denselben einen neuen Glanz verlieh.

Allein die Feindschaft des Consuls arbeitete in der Stille daran, ihn aus seinem häuslichen Asyle herauszureißen; sie hatte beschlossen, daß er in einem andern Erdtheile sterben und in einem gleißenden Frieden den Untergang finden sollte, dem er bisher im offenen Kampfe entgangen war.

Die schwarzen Bataillone kamen nun von den Bergen herab; die beiden Heere vermischten sich und schmolzen in einander zusammen. Die Freiheit machte jetzt diejenigen plötzlich zu Freunden, die Tags vorher der Haß der Sklaverei noch als Feinde trennte.

In der Absicht, den Frieden zu befestigen, legte der Generalkapitän die Polizeiaufsicht über die Gegenden des Nordens in Christophe's, so wie die über das Gebiet des Südens in Dessalines Hände.

Alles versprach eine glückliche Zukunft. Die niedergebrannten Städte erstanden wieder aus ihrem Schutt, die Häfen füllten sich mit Schiffen, der Handel setzte eine frische Blüthe an. Der Friede indessen, der so verschiedene Menschen, Denkweisen, Sitten, Charaktere, Länder, Physiognomien in Berührung brachte, war nur ein eilfertiger Vorbote des nahen Krieges, der die lockeren täuschenden Bande der Eintracht gewaltsam lösen sollte. Sie waren von der Freiheit geschlungen worden, die drohende Sklaverei rüstete sich, sie zu zerreißen.

Eine grausame Krankheit, die schon früher manche Verwüstungen angerichtet hatte, störte die Segnungen des kaum abgeschlossenen Friedens, und verbreitete auf der Flotte und im Meere wachsendes Elend. Sie zeigte im Wesentlichen den Charakter des gelben Fiebers, das den Europäern, die an den Küsten der neuen Welt landen, so gefährlich ist; es gesellten sich indessen zu ihr noch weit furchtbarere Symptome, denn nie war sie mit dieser Wuth in einer so furchtbaren Gestalt erschienen. Sie ergriff Menschen in voller Gesundheit, ohne daß ihr irgend ein Merkmal vorherging, wenn man nicht die Furcht dahin rechnen will, die sie einflößte. Zuweilen kam der Tod blitzschnell und diese Geschwindigkeit konnte für Glück gelten. Gewöhnlich schlich sie langsam in abgesetzten Fortschritten. Das Uebel äußerte sich zuerst im Gehirn durch heftige Schmerzen, womit sich Fieber verband, oder worauf es folgte. Brennender Durst verzehrte den Kranken, der gefolterte Magen arbeitete dem Er-

brechen entgegen; das war das schlimmste Vorzeichen. Feurige Adern, die über das feuchte oder ausgetrocknete Auge Furchen zogen, ein entflammtes Gesicht, das sich mit dunkler und harter Röthe färbte, zuweilen unruhig bewegte Ohren, verriethen den Gipfel des Uebels. Bald bedeckte dicker Schleim die stammelnde Zunge; bald behielt der Kranke den Gebrauch der Sprache und aller Sinne; dann sah er seinen Tod vor Augen. Wenn die Gewalt der Krankheit an's Herz, den Heerd des Lebens, trat, wurde das Zahnfleisch schwarz und roth von den Ausdünstungen der Eingeweide. Der Schlaf, den Zuckungen oder furchtbare Phantasiebilder unterbrachen oder störten, war schlimmer als das Wachen, und wenn der Verstand unter dem Drucke des Wahnsinnes erlag, der im Gehirn siedete, entfloh alle Ruhe.

Die Fortschritte des innerlichen Feuers waren von gelblichen Flecken bezeichnet, die sich gleichsam mit vulkanischer Entzündung über den Körper verbreiteten. Stellte sich dann nicht eine glückliche Krisis ein, so war jede Hoffnung vorbei. Der stinkende Athem steckte die Luft an, die Lippen erstarrten, das Gesicht änderte und entstellte sich, es fing an zu schwellen; die Verzweiflung sprach aus dem Auge des Sterbenden, und Klageseufzer, unterbrochen von langen Pausen, waren die einzigen Laute. Aus jedem Mundwinkel floß ein schwarzes und verbranntes Blut. Dann mischte sich unregelmäßig ein übelriechendes Blau mit den gelblichen Streifen des Körpers. Endlich kam die Erlösung des Todes unter diesen entsetzlichen Lebenskämpfen

am dritten Tage. Das gewöhnliche Ziel trat jedoch zwischen dem siebenten und achten Tage ein. Diese Kennzeichen wechselten indessen nach dem Alter, dem Temperament und den Gewohnheiten des Kranken, und führten dadurch die Kunst des Arztes häufig irre *).

Diese in ihrer Entwickelung regellose Krankheit traf mit ihren Verheerungen zuerst die Capstadt; man wollte den Entstehungsgrund derselben in dem Versäumniß der Beerdigung, in den Ausdünstungen der Moräste von Pétite-Anse und in dem Ausbleiben der Winde suchen, die von den Gebirgen aufgefangen wurden; aber diese Ursachen waren nicht die einzigen, da die Krankheit ihre Verwüstungen bis nach Port-au-Prince und anderen Orten ausbreitete, die für gesünder galten. Dieses Uebel, dessen Keim im Klima lag, hatte auch sonst mehr oder weniger geschadet, nie aber war es so furchtbar gewesen; dieß rührte gewiß eben so sehr von dem beschwerlichen, eben geendigten Kriege her, als von dem Mangel an Pflege und Schutz unter einem fremden Himmel.

Alle Gegenmittel waren umsonst; man brauchte anfänglich verschiedene Getränke, welche die Hitze des Blutes stillen sollten; China und Bäder wandte man am meisten an, da sie aber nur schwache Dienste leisteten, so versuchte man Blasenpflaster mit einem Auftrage von niedergeschlagenem Salze.

---

*) Description de la maladie etc., par Gilbert, médecin de l'armée d'expédition.

Dieſes Mittel, angerathen von den engliſchen Aerzten, verurſachte den Kranken ſchreckliche Schmerzen und half eben ſo wenig. Das Uebel ſpottete jeder menſchlichen Kunſt. Selten entkamen die, welche es anfiel, dem Tode.

Als man auf dem Cap, in Port-au-Prince und anderen Orten Heerſchau hielt, ſo betrachteten ſich diejenigen, die bisher noch von der Krankheit verſchont geblieben waren, ſchweigend; ihr militäriſcher Schmuck, der Glanz ihrer Waffen war dahin; die Langſamkeit ihrer Schritte bezeichnete ihre Beſtürzung, und dennoch konnte eine ſo grauſame Noth die angeborne und eingeübte Tapferkeit nicht aus dem ſiegreichen Antlitze verſcheuchen. Da man nur eine ſchwache Hoffnung hatte, ſich wiederzuſehen, ſo erkünſtelten einige einen tollen Frohſinn und andere nahmen Abſchied für den nahen Tod.

Die Capſtadt bot um dieſe Zeit ein in der Geſchichte menſchlicher Leiden ſeltenes Schauſpiel dar. Kaum hatte man haſtig einen Theil der von den Flammen verzehrten Gebäude wieder aufgebaut oder die Trümmer derſelben überdacht, ſo füllten ſich die Stadt nnd die Hospitäler mit Kranken und Sterbenden. Sie wurden meiſtens auf die Erde niedergelegt unter dem Mangel der dringendſten Bedürfniſſe; dazu kamen bald wüthende Stürme, bald eiskalte Regengüſſe, bald glühende Sonnenſtrahlen; es war, als ob alle Elemente ſich mit der vernichtenden Krankheit verſchwören wollten.

Mannszucht war unbekannt, der Soldat übte daſſelbe Anſehen aus, als der General, und der General erkannte keine andere Macht an, als die

seinige. Man sprach nicht mehr von Ruhm, von Kämpfen, von Heldenthaten; die Freundschaft verlor ihre Gewalt, die kriegerischen Gesänge verstummten.

Das Land, die Felsen, das Meer, gewährten nirgends Schutz gegen das reißende Uebel. Der Europäer, der an der Küste landete, hörte auf zu leben. Dasselbe Elend herrschte auf dem Meere. Alle Kriegs- und Kauffahrteischiffe waren ohne Matrosen; diejenigen, welche die Todten ersetzen sollten, sanken ihnen nach; es gab Schiffe, welche dreimal ihre Mannschaft verloren hatten. 48 Passagiere, die auf einem Schiffe von Bordeaux ankamen, starben sämmtlich bei ihrer Landung auf dem Cap. Alle Matrosen, Offiziere, Steuermänner, Kapitäne, Reisende, die ein schwedisches Schiff aussetzte, erlagen dem mörderischen Angriff der Krankheit bis auf den Schiffjungen; und was man noch bei keiner Pest erlebt hatte, geschah hier, das Schiff wurde auf öffentlichem Platze versteigert.

Neun Offiziere vom Geniewesen, die ihr Vaterland verlassen hatten, gehorsam den gebieterischen Befehlen des Consuls, athmeten an der Küste aus. Die Offiziere des Heeres flehten theilweise unter Thränen, daß man sie wieder nach Frankreich zurückschicken möchte; sie weinten Thränen des Todes, gleichviel, ob man ihnen die Bitte abschlug oder gewährte.

Als die Seuche den höchsten Grad erreicht hatte, gesellte sich zu ihren Schrecknissen die Zügellosigkeit der Leidenschaften. Da die Tugend jetzt keine Belohnungen mehr darzubieten hatte, so verlor sie

auch ihre Reize. Wenn die menschlichen Kräfte unter der Last des Elends erliegen, so stürzen sie unaufhaltsam zum Bösen hin. Einige suchten ihr Leiden im Spiel, oder in den Armen der Wollust zu betäuben. Ehebruch und Diebstahl waren ganz gemeine Verbrechen. Andere suchten ihre Schmerzen in geistigen Getränken zu ersäufen, die den Tod nur schneller herbeiriefen. Noch andere setzten der Krankheit einen halb wahren, halb erzwungenen jovialen Trotz entgegen, so daß der Ausdruck: ah, le gaillard! eine sprichwörtliche Kraft erhielt.

Pauline, die Schwester des Consuls, verharrte mitten unter diesen gräßlichen Unfällen bei ihrem üppigen Leben; sie bewohnte, um den Ansteckungen der Luft weniger ausgesetzt zu sein, ein Landhaus auf dem Abhange eines reizenden Hügels; sie hatte von demselben die Aussicht aufs Meer, unter den Genüssen des Luxus, der Weichlichkeit und der Leidenschaft; selbst der Tod von Offizieren und Generalen, die ihr gehuldigt hatten, konnte sie nicht aus ihrem süßen Taumel wecken. Bald ließ sie sich auf einem Sessel in die schönsten Gegenden tragen und brachte ganze Stunden im Anschauen der herrlichen Natur zu; bald verlor sie sich in duftende Wälder, um den Träumen ihrer wechselnden Liebe nachzuhängen, bald machte sie Spazierfahrten auf dem Meere, begleitet von Höflingen, Lustigmachern und Musikern.

Noch mehr erstaunte man, daß sie gleichsam zum Hohne der unersättlichen Krankheit Feste anstellte, bei denen Tanz, Musik und andere Annehmlichkeiten des geselligen Umganges den Zug

der Freude anführten; hier feierte sie die Siege ihres Geistes, ihrer Grazie, ihrer Schönheit, ihrer verführerischen Künste, während der Tod seine Opfer haufenweise bezeichnete und verschlang.

Da das Uebel anderswo nicht weniger wüthete, als auf dem Cap und in Port-au-Prince, so gab es keinen Tag, wo nicht auf dem Meere und auf dem Lande drei bis vierhundert Personen starben. Anfänglich beobachtete man noch die Formen der militärischen Beerdigung, später unterblieben auch diese; wer auf dem Meere endigte, fand in den Wellen sein Grab. Die Schwarzen, die den geschlossenen Frieden auf keine Weise verletzten, so groß auch bei der Schwäche und Hinfälligkeit des französischen Heeres die Versuchung zum Gegentheile war, erwiesen den Kranken alle Pflichten einer bereitwilligen und sorgsamen Gastfreundschaft und Pflege; sie selbst wurden als eingeborne Kinder des Klima's von den Angriffen der Krankheit entweder gänzlich verschont oder widerstanden derselben leichter.

Das weibliche Geschlecht gab theils aus natürlichem Mitleid, theils aus treuer Liebe, theils aus leidenschaftlichen Antrieben den Kranken große und rührende Beweise hülfreicher Pflege und wohlthätiger Aufmerksamkeit; viele Frauenzimmer, gewonnen und bestochen von den Reizen des französischen Umgangs, setzten sich dabei über alle Rücksichten der Klugheit hinweg, und wagten entschlossen Gesundheit und Leben daran, um durch ihre gefahrvollen Dienste die Leidenden zu retten.

Nach den vorliegenden Todtenregistern starben

funfzehnhundert Land- und Seeoffiziere, zwanzigtausend Soldaten, neuntausend Matrosen, ohne die dreitausend Personen im Gefolge des Heeres zu rechnen, die ihr Glück machen wollten oder Aemter suchten. Es ist merkwürdig, daß fast gar keine Kinder und Weiber umkamen, und dagegen junge kraftvolle Männer in der Regel am ersten hingerafft wurden. Unter den Todten befanden sich allein vierzehn Generale mit ihrer gesammten Umgebung; unter ihnen Debelle, der durch seine edeln Verdienste das Bedauern seiner Freunde und Feinde mit sich nahm; Dugua, ein unerschrockener und munterer Greis, der sich als Soldat an den Ufern des Nils erprobt hatte; Hardy, der unter Glück und Unglück in diesem Feldzuge immer derselbe Held geblieben war. Es kann unglaublich scheinen, daß diese Krankheit siebenhundert Aerzten und Chirurgen das Leben kostete; sie verdienen den Dank der Nachwelt wegen des Muthes, der Treue und Geduld, mit welchen sie ihre Kunst ausübten.

Dieses Uebel brachte eine große Veränderung in den Sitten des Heeres hervor; diejenigen, welche davon kamen, genasen langsam, schwer und unter Gefahren. Andere litten dergestalt an Gedächtnißschwäche, daß sie sich kaum des Vergangenen erinnerten; noch andere versanken durch das ausgestandene Elend in harte Gefühllosigkeit; alle aber sehnten sich, müde eines längeren Aufenthaltes, nach Frankreich zurück.

Bonaparte vernahm die Nachricht von dem geschlossenen Frieden mit einer Empfindung, in

die sich weit mehr Bitterkeit als Vergnügen mischte; er begriff sehr wohl, daß der Kampf nur hinausgeschoben war, und betrachtete die Waffenruhe nur als einen nothgedrungenen Waffenstillstand. Die Schwarzen hatten eben so wenig ein vollkommenes Zutrauen zu dem gegenwärtigen Stande der Dinge, sie waren der Macht der Verhältnisse gewichen, ohne daß ihr Herz darum kälter für die Unabhängigkeit und wärmer für Frankreich schlug. Leclerc fühlte sich durch den getroffenen Vergleich sehr schmerzlich gedemüthigt; auch nannte er denselben in Absicht auf Toussaint nur einen Akt der Verzeihung.

Der Untergang so vieler Tapfern betrübte den Consul, doch war seine Politik stärker als die Empfindung menschlicher Theilnahme. In einem Zeitpunkte, wo er damit umging, den Schatten der französischen Republik in das strahlende Meteor einer Monarchie unter seinem Scepter zu verwandeln, hatte die Freiheit St. Domingo's keinen Sinn für ihn; schien sie doch, wenn er sie den Schwarzen lassen wollte, eine Satyre auf die unterjochten Franzosen zu sein. Außerdem blieb der Krieg mit St. Domingo nach wie vor ein bequemer und schicklicher Ableiter, um diejenigen Krieger aus dem Mutterlande zu entfernen und in bester Form aufzuopfern, die im Bewußtsein ihres Muthes und einer großen Vergangenheit seinem eisernen Egoismus am hartnäckigsten widerstrebten. Endlich konnte er den Gedanken nicht ertragen, daß es für seinen Zweck irgend ein Hinderniß geben sollte; die Täuschung war einem Sohne des Glücks verzeih-

lich, sie hat ihm später mehr gekostet, als den Verlust von St. Domingo. Für seine Schwester Pauline, die ihm mit seltener Ergebenheit anhing und seinem Geiste und Ehrgeize fein zu schmeicheln wußte, behielt er dieselbe Zärtlichkeit bei; Leclerc hatte dagegen in seinen Augen bloß den Werth eines Werkzeuges, und dieses Werkzeug hatte in dem letzten Kampfe gar oft versagt.

Der Generalkapitän, dem die grausamen Wünsche des Consuls bekannt waren, strengte alle seine Talente und Kräfte an, um denselben nachzukommen und sie wo möglich zu übertreffen. Ohne neue Verhaltungsmaßregeln aus Frankreich abzuwarten, deren Sinn er zu errathen glaubte, griff er nach Vorwänden, um Toussaint zu Klagen zu reizen oder einen verdächtigen Schein auf ihn zu werfen. Dabei wiegte er ihn in eine falsche Sicherheit ein, indem er seinen Rath über das zweckmäßigste Lagern der Truppen einholte. Alles deutete darauf hin, daß man Toussaint seinem Vaterlande entreißen wollte. Die Garnison erwies ihm nicht mehr die sonst üblichen Ehrenbezeigungen und zwei Fregatten lagen unmeit Gonaïves vor Anker. Freunde, Verwandte, Offiziere benachrichtigten ihn heimlich von der drohenden Gefahr. Als man ihn an seine Sicherheit mahnte, erwiederte er: „Für das in Gefahr schwebende Vaterland sein Leben daran wagen, war eine heilige Pflicht; allein das Vaterland aufreizen, um das Leben zu retten, würde wenig Ruhm bringen.“ Er täuschte sich schwerlich in dem Maaße über seine Lage, als ein und der andere französische Schriftsteller zu ver-

stehen giebt; was blieb ihm aber unter dem Druck der peinlichen Verhältnisse anders übrig, als eine ruhige Miene anzunehmen? Ob er so ganz unthätig war, als er schien, ist eine andere Frage, die sich nach seinem bekannten Charakter füglich verneinen läßt. Er rechnete wahrscheinlich auf die Gunst der Zukunft und auf die Fortschritte der würgenden Krankheit, um wieder als Löwe von seinem erzwungenen Schlafe zu erwachen. Man wollte zwei Briefe an seinen ehemaligen Adjutanten aufgefangen haben, die seine treubrüchigen Absichten außer Zweifel setzen, wenn sie ächt sind. Er erkundigte sich darin besonders sehr angelegentlich nach den mißlichen Gesundheitsumständen des Generalkapitän Leclerc. Wie dem nun auch sein mag, man beschloß, sich seiner Person zu bemächtigen, und der General Pamphile de la Croix erzählt, daß Dessalines, Christophe und mehrere andere Häupter der Schwarzen, entweder aus Eifersucht oder aus Widerwillen gegen den Ausbruch eines neuen Krieges, dem Generalkapitän dringend anlagen, Toussaint von St. Domingo fortschaffen zu lassen. Bei der Parteilichkeit, die in einem solchen Falle leicht die Feder führt, ziemt dem Urtheile Umsicht und Kälte. Eine gewisse, allgemein bestätigte Thatsache ist es aber, daß Leclerc Toussaint um eine Zusammenkunft bitten ließ. Jeder sollte nach der getroffenen Verabredung eine gleiche Anzahl von Begleitern mitbringen; allein die zwanzig Mann, die Toussaint umgaben, hegten kein Mißtrauen; die des Generalkapitäns waren im Gegentheil als Helfershelfer von dem ver-

rätherischen Streiche unterrichtet, der ausgeführt werden sollte. Die beiden Generale schlossen sich ein, um gemeinschaftlich zu arbeiten; es war nicht schwer, die Schwarzen abzuhalten, die eben ihre Waffen weggelegt hatten, und in demselben Augenblick erschien der Eskadronschef Ferrari, der Adjutant Leclerc's, vor Toussaint, um ihm unter Drohungen eines augenblicklichen Todes seinen Degen abzufordern. Widerstand war unnütz: Toussaint bezwang sogar seinen Zorn. Man führte ihn nach Gouaïves und brachte ihn noch denselben Tag auf das Kriegsschiff Héros, zu dessen Befehlshaber er beim Einsteigen die prophetischen Worte sagte: „Durch meinen Sturz hat man nur den Stamm vom Freiheitsbaume der Schwarzen abgehauen, seine Wurzeln werden frisch wachsen, denn sie sind tief und zahlreich."

Der Adjutant, mit dem Toussaint den staatsverbrecherischen Briefwechsel angeknüpft haben sollte, wurde sogleich mit seiner Gattin hingerichtet; das Dunkel des Verraths zog sich durch eilfertige Beseitigung dieser Zeugen noch dichter und künstlicher zusammen. Die Briefe, auf welche Leclerc die Schuld Toussaint's begründen wollte, verriethen weder den Geist, noch den Styl ihres vermeinten Urhebers, sie schienen weit eher das schlechte Machwerk eines ungeschickten Söldlings zu seyn. Auch wurde Toussaint über den Inhalt desselben nicht nach den herkömmlichen Formen vernommen. Leclerc wünschte die Verschwörung, darum glaubte er an sie *).

*) Lettre du 7. prairial au 10, attribuée à Toussaint.

Toussaint's Familie wurde mit ihm eingeschifft, und so tief erniedrigte sich Bonaparte durch kleinliche, elende Rachsucht, daß er ihm erst in Brest die Freude einer kurzen Zusammenkunft mit den Seinigen gönnte. Die Nemesis hat diese nichtswürdige Härte später grausam an dem verbannten Bonaparte gerächt. Nach den flüchtigen Minuten des letzten Wiedersehens, das auf dem Verdeck des Hérös Statt fand, wurde Toussaint in einem Wagen, wie man ihn Verbrechern gewährt, unter sicherer Bedeckung nach dem Schlosse Jour in der Franche-Comté abgeführt. Seine Gattin und Kinder verharrten zwei Monate als Gefangene in Brest, dann brachte man sie nach Bayonne: ihr ferneres Schicksal hat Niemand erfahren können. Bei annäherndem Winter schaffte man Toussaint nach Besançon in ein feuchtes und dunkles Kerkerloch, wo er mit allen Widerwärtigkeiten der rauhen Jahreszeit zu kämpfen hatte. Die Kälte beschleunigte das Ende eines Mannes, der sein Leben unter einem brennenden Klima hingebracht hatte, und außerdem von fressendem Kummer verzehrt wurde. Er starb im April 1803. Mehr als einmal suchten Abgesandte des Consuls ihm das Geständniß seiner verborgenen Schätze zu entlocken. „Ich habe ganz andere Dinge als Schätze verloren;" das war seine einzige Antwort. Es sind von mehreren Seiten Zweifel an dem natürlichen Tode dieses seltenen Mannes laut geworden; Bonaparte hat sich gegen den schmählichen Verdacht noch auf Helena mit der unwürdigen, menschenfeindlichen Aeußerung rechtfertigen wollen, daß er

kein Interesse gehabt habe, einen elenden Neger tödten zu lassen. Diese Erklärung würde einen stärkern Eingang finden, könnte und dürfte die Welt je die Hinrichtung des Herzogs von Enghien vergessen. Es ist der Fluch jeder schwarzen That, daß man dem Urheber derselben auch dasjenige auf die Rechnung setzt, was er nicht verschuldet hat, was für sich in der Kette der Ereignisse liegt. Die Art und Weise, wie Toussaint und Bonaparte vom Leben schieden, bietet übrigens eine Parallele dar, deren tragischer Sinn keiner nähern Entwickelung bedarf *).

Zwischen der Gefangennehmung Toussaint's und seiner Abführung kehrte Rigaud aus Frankreich zurück und landete in Port-au-Prince, wohin ihn die französischen Heerführer beschieden hatten; bald folgten ihm vier bis fünfhundert seiner alten Offiziere, die sich seit dem Kriege im Süden nach Cuba zurückgezogen hatten, und seine Ankunft als ein Zeichen ihrer Zurückrufung ansahen. Die Begeisterung der Farbigen war ohne Maaß, als sie diese Tapferen wiedersahen. Die Weißen, Zeugen dieses Empfanges, fürchteten, daß in diesen Ankömmlingen ein nicht minder furchtbarer Feind aufstehen möchte, als der eben niedergeworfene war. Rochambeau insonderheit, eingenommen von allen Vorurthei-

*) Ueber die letzten Tage Toussaint's kommen interessante Nachrichten bei Metral vor, der aber seinen feurigen republikanischen Pinsel gern in poetische Farben taucht, und dadurch sein Urtheil und Zeugniß zuweilen trübt.

len des Kolonieſyſtems und der Ariſtokratie, und unwandelbar in ſeinem Haſſe gegen die Farbigen, denen er noch die Schwarzen vorzog, faßte die unruhigſten Beſorgniſſe und trug ſie auch auf den Generalkapitän über. Bald erſchien ein Befehl, zufolge deſſen Rigaud kurz nach ſeiner Ankunft wieder zur Rückreiſe eingeſchifft wurde; das Mißvergnügen der farbigen Kaſte wurde darüber heftig laut und ſeine unpolitiſche Entfernung fiel um ſo ſtärker in die Augen, wenn man ſie gegen den falſchen Schritt ſeiner Zurückberufung hielt.

Die Abführung Touſſaint's hatte die Gemüther weniger erregt. Die Eingebornen waren der Kriegsübel und der immerwährenden Anſtrengungen müde; der Wechſel des Glücks hatte dem ſchwarzen Oberanführer einen Theil von dem Zauber ſeines militäriſchen Ruhms genommen; das verbreitete Gerücht ſeiner treuloſen Feindſeligkeit, dem die Strafe unmittelbar auf dem Fuße folgte, brachte in den Gedanken und Empfindungen des Volkes eine ſchreckhafte Lähmung hervor, die das tiefere Mitgefühl gewaltſam erdrückte.

Leclerc, befreit von der Furcht, die ihm ſelbſt der unterworfene und entwaffnete Touſſaint noch eingeflößt hatte, ſchien ſich für einige Zeit mit der Aufſtellung eines Colonialſyſtems beſchäftigen zu wollen, wie es den örtlichen und perſönlichen Bedürfniſſen angemeſſen war. Er wollte jetzt die Rolle eines Geſetzgebers ſpielen, vielleicht auch darin ein Nachahmer Bonaparte's, deſſen Ehrgeiz auf gleiche Weiſe in den Geſchäften des Friedens und des Krieges zu glänzen ſtrebte. Man berief

eine Versammlung aus den reichsten und angesehensten Landeigenthümern von allen Farben; die erste Sitzung bezeichnete aber so ziemlich den Anfang und das Ende der Berathung. Dringendere Sorgen schoben die Ausführung der verschiedenen Pläne zurück und bald blieb gar keine Zeit mehr übrig, auch nur von fern daran zu denken.

Man hatte eine allgemeine Entwaffnung der Schwarzen durchsetzen wollen, sie war gescheitert an dem Widerstande einiger Anführer. Im Westen besonders, so wie im Süden, hatten sich empörerische Bewegungen gezeigt, wahrscheinlich angelegt von der englischen Politik, die aufmerksam nach jeder Gelegenheit haschte, Zwietracht zu erregen. Die wildesten Ausschweifungen begleiteten die Erfolge der Empörer unter den Befehlen der Neger Lamour und Lafortune, und leider muß man hinzusetzen, daß diese Grausamkeiten durch eine noch furchtbarere Wiedervergeltung gerächt wurden, nicht blos an den Urhebern der Verbrechen, sondern auch an Unschuldigen. Jeder, der den Franzosen nur verdächtig schien, mußte diesen Schein durch den Tod büßen; die blinde Raserei fiel sogar über Kinder und Weiber her.

So viele Missethaten der abscheulichsten Barbarei empörten unter den Schwarzen auch die treuesten Anhänger Frankreichs: der General der siebenten Halbbrigade der Colonie, Belair, ein Neffe Toussaint's und sein begeisterter Freund, konnte seine Brüder nicht länger hinopfern sehen und stand auf für sie: die gesammte Bevölkerung des Artibonite fiel ihm zu, sie zogen unter ihm in die Ge-

hirge von Cahos. Dessalines brach von St. Marc gegen diese Schaaren auf; man beargwohnte ihn, als habe er bei seinem Abmarsch die Absicht gehegt, sich mit ihnen zu vereinigen, im Fall, daß er ihre Stellung haltbar fände. Es scheint, daß dieser General bei seiner ersten Zusammenkunft mit dem Anführer der Empörer anders darüber urtheilte; denn er bemächtigte sich seiner Person durch Verrätherei und sandte ihn in Ketten nach dem Cap. Die Triebfedern dieser verworfenen Handlung waren Eifersucht und Ehrgeiz.

Es wurde ein Gericht niedergesetzt, das ganz aus Schwarzen und Farbigen bestand, um über Belair und seine mitgefangene Gattin zu entscheiden: dieses verurtheilte ihn und sie einstimmig zum Tode; die Soldaten ihrer eigenen Kaste schossen sie nieder, ohne daß ein einziger über die Erfüllung dieser schrecklichen Pflicht murrte.

Diese Schlachtopfer waren nicht die einzigen; dreihundert Schwarze vom Artibonite, die Belair gefolgt waren, ließ Dessalines umbringen, der jetzt die Weißen an den Schwarzen rächte, wie vor einigen Monaten vorher die Schwarzen an den Weißen.

Bald darauf erhob sich der Aufruhr im Norden. Sylla, ein Schwarzer, der allein zur Zeit der Abführung Toussaint's an einer Empörung gearbeitet hatte, trat von Neuem mit größerm Glück auf. Ein zweiter Macaya und Sans-Souci, ein noch geschickterer Anführer, leiteten den Aufstand in allen seinen Richtungen; der grausamste Feind war und blieb jedoch für die Franzosen die

Geißel der Krankheit, die den natürlichen Bundesgenossen der Schwarzen bildete. Ganze, erst kürzlich angekommene, Corps waren ohne Kampf von der Erde verschwunden. Die Anführer der regelmäßigen Truppen schienen indessen treu zu bleiben, und dieser Umstand war von großem Gewicht, denn die schwarzen Soldaten, gewöhnt an das Klima, konnten fast allein nur zum Kampfe mit den Empörern verwendet werden.

Bald sollte auch diese letzte Hülfsquelle versiegen und die grimmigste Feindschaft erzeugen. Der Beschluß vom 30. Floréal, der die Beibehaltung der Sklaverei in den unter Frankreich verbliebenen Colonien erklärte, vermöge des Vertrags von St. Amiens; beunruhigende Nachrichten über die Vollziehung dieses Beschlusses, die sich aus Guadeloupe und Martinique verbreiteten; eine Unterhaltung des Consuls mit dem berühmten Gregoire, bei welcher Gelegenheit jener gesagt hatte, „daß sein größter Wunsch wäre, in ganz Europa die Freunde der Schwarzen mit einem Trauerflor um den Kopf zu sehen"; und endlich die falsche oder wahre Erzählung von dem Menschenwucher, der auf St. Domingo selbst mit einigen aus Guadeloupe herübergeschleppten Farbigen getrieben worden sei; diese zusammentreffenden wirklichen oder scheinbaren Gefahren setzten alle Anführer der Schwarzen in brausende Gährung. Unter ihnen entfloh zuerst der Brigadechef Pétion, ein Mann von Kopf und Herz, dessen Abfall ein böses Vorzeichen für die Franzosen war, denn sie kannten seine Klugheit und hielten von diesem Augenblick die Partei für

gefährlich, der er gewagt hatte, sich in die Arme zu werfen.

Der Mulatte Clervaux, Präsident des Gerichts, das Belair zum Tode verurtheilt hatte, ließ sich bald darauf, den 16. September 1802, von Pétion zur Flucht bewegen und bedrohte das Cap, das den Tag vorher seinem Schutze anvertraut worden war. Die weiße Garnison des Platzes, welche die Krankheit auf 200 Mann und einige Soldaten von der Nationalgarde zusammengeschmolzen hatte, leistete tüchtigen Widerstand; aber während sie einem bewaffneten Feinde die Spitze bot, wurden mehr als zwölfhundert wehrlose gefangene Franzosen auf den nahen Schiffen theils getödtet, theils ins Meer geworfen; diese Unglücklichen, die sich auf Gnade und Ungnade ergeben hatten, waren am Morgen desselben Tages, gebunden an Händen und Füßen, auf die Rhede geschleppt worden. In der Nacht des siebzehnten Septembers ging Christophe, der, wie er selbst zu sagen beliebte, bis dahin ein „geneigter Zuschauer" des angehobenen Kampfes geblieben war, zu Clervaux und dessen Truppen über, die sich nach Grand-Rivière zurückgezogen hatten. Seinem Beispiele folgte wenige Tage nachher Dessalines, und ein dritter Abfall, der von Toussaint Brave, setzte die Macht der Franzosen an Weißen ungefähr auf 2,200 Mann herab, die letzten Trümmer eines so schönen und zahlreichen Heeres.

So standen die Sachen, als Leclerc den ersten November 1802 an den Folgen einer verzehrenden Krankheit starb, die schon seit längerer Zeit an seiner Gesundheit genagt hatte; der Kummer über

seine fehlgeschlagene, so stolz und kühn angekündigte Unternehmung kam als schleichendes Gift dazu, so daß man an kein anderes zu denken braucht, wiewohl das Gerücht davon geredet hat.

Es fehlte ihm weder Geist noch Anmuth des Betragens; das könnte man schon allein aus seiner Verheirathung mit Paulinen schließen. Er sprach mit Leichtigkeit und wußte die öffentlichen Gegenstände mit Feinheit und Klarheit zu behandeln; aber er kannte das menschliche Herz nicht und am wenigsten den sonderbaren, abweichenden Charakter der Schwarzen. Den Krieg führte er mit Thätigkeit nur zu schwankend und übermüthig; den Friedenszustand drückte er aus blinder Unterwürfigkeit gegen den starren Willen des Consuls mit Zerwürfnissen, Treulosigkeiten und Gewaltthaten.

Pauline zwang sich zu einer außerordentlichen Trauer über den Verlust ihres Gemahls, verrieth aber die eitele Schminke ihres Herzens dadurch, daß sie Humbert, einen der schönsten Männer im Heere, als Begleiter wählte. Sie kehrte mit dem einbalsamirten Leichnam über's Meer zurück. Als das Schiff im Hafen von Marseille erschien, so bezeugten die Einwohner, die sie hatten in ihren Mauern heranwachsen sehen, der jungen und reizenden Witwe, der Mutter eines Kindes, das sie neben dem Sarge bei sich hatte, und was mehr hieß, der Schwester des Consuls, ihr Mitgefühl durch schwarze Flore und Trauerguirlanden, mit denen sie den Hafen schmückten; ein pathetisches, anbefohlenes Possenspiel, das die Herzen nur leicht berührte. Das Leichenbegräbniß Leclerc's wurde

in Paris mit großem militärischen Pompe begangen; seine sterbliche Hülle erhielt einen Ehrenplatz im Pantheon, selbst die Kunst des Bildhauers mußte seinem Andenken öffentlich huldigen.

Siebente Periode.

Rochambeau folgt Leclerc als Oberbefehlshaber. — England erklärt Frankreich den Krieg. — Die Franzosen räumen St. Domingo. — Dessalines wird zum Gouverneur von St. Domingo ernannt und erhebt sich später zur Kaiserwürde. — Sein Tod.

Nach dem Tode Leclerc's ging der Befehl über die schwachen Reste des französischen Heeres auf Rochambeau über, dessen schon früher verschiedentlich gedacht worden ist. Er war von übler Gestalt, aber starkem Köperbau, sah rauh, hart und düster aus, wiewohl er Hang zum Wohlleben und zu den Ausschweifungen der Liebe hatte. Einige wollen ihm Empfänglichkeit für gesellige und selbst freundschaftliche Genüsse nachrühmen; sie rechnen vielleicht die Lustgelage dazu, denen er sich ohne Scheu und Schaam überließ. Mag es sein, daß er die Tugend für den Kreis des Privatlebens nicht ganz verachtete, daß er ihr selbst einen gewissen Werth zugestand; so hielt er sie doch in den öffentlichen Geschäften für drückenden, überflüssigen Bal-

last. Nach seinen politischen Grundsätzen und Gefühlen, die sich in der Anarchie der verschiedenen Verhältnisse mit starken revolutionären Stoffen gesättigt hatten, erlaubte er sich jede Gewaltthätigkeit, Räuberei und Grausamkeit, von der er sich die Erreichung seines Zweckes versprach; gut und recht dünkte ihm alles, was nutzte. Er suchte den Gehorsam durch die härtesten Maaßregeln zu erzwingen und die Empörung durch Schrecken zu erstikken. Das Verfahren Leclerc's schalt er zweideutig und langsam; wilde zermalmende Kraft war der Wahlspruch seiner Handlungen. Leclerc hatte sich abgearbeitet, dem Consul als Affe nachzukriechen; Rochambeau wollte ihm als Tiger zur Seite springen.

Die Herren, welche durch die Freilassung der Sklaven beträchtlich eingebüßt hatten, richteten hoffende Blicke auf ihn; sie wußten, daß er der Mann war, alles für ihren Vortheil zu thun, wenn er zugleich den seinigen dabei fand. Die Schwarzen hingegen fürchteten das Schlimmste von ihm; ohne die Metzelei in der Bai von Mancenille zu erwähnen, erinnerten sie sich noch sehr wohl, daß er sie als bloßer General mit Peitschenhieben hatte strafen lassen; das größte Schrecken verbreitete jedoch die Anrede, die er im Tone des Scherzes an ihre Töchter und Frauen bei einem Feste in Port-au-Prince richtete: „Ihr glaubtet — so sagte er zu ihnen — ihr wäret zu einem Balle eingeladen; aber ihr sollt zu eurem Begräbnisse tanzen, und ich habe die Kosten desselben übernommen.“ Der Saal war schwarz ausgeschlagen, mit Trauerflor geschmückt und mit Brandfackeln erleuchtet.

Rochambeau's Tyrannei fing nicht etwa, wie es sonst häufig geschehen ist und geschieht, mit trügerischer, lockender Güte an, sie brach vielmehr sogleich ohne Rückhalt und Schleier los, noch dazu im Geleite der Wollust. Er vergeudete einen Theil seiner Zeit an der Tafel oder auf Sopha's mit den Creolinnen, den leidenschaftlichsten Freundinnen des sinnlichen Vergnügens und den härtesten und rachsüchtigsten Gebieterinnen gegen ihre Sklaven; sie redeten mit ihm unter Scherzen, Spielen und Liebkosungen von nichts als Ketten, Peitschen, Gefängnissen und Todesstrafen. Dieser Unterricht schlug in seiner vorbereiteten Seele tiefe und starke Wurzeln.

Im französischen Heere herrschte der bitterste Unmuth, der häufig bis zur Gesetzlosigkeit stieg. Es gab Offiziere, welche die Empörung der Schwarzen geradezu gut und nothwendig nannten. Rochambeau verlangte blinden Gehorsam, und entwaffnete diese kühnen und freimüthigen Sprecher auf alle Weise, um seiner despotischen Willkühr einen unbeschränkten Spielraum zu öffnen.

Durch die frischen, herbeigekommenen Verstärkungen war die französische Macht wieder auf 20,000 Mann gestiegen, mit diesen vertrieb Rochambeau die Empörer aus dem Gebiet von Port-au-Prince, von Mole, St. Nicolas und aus den Bergen in der Nähe des Cap. Da es ihm vor allen Dingen darum zu thun war, seine Befehlshaberwürde durch irgend einen Sieg auszuzeichnen, so nahm er Fort Dauphin und Port-de-Paix weg,

ohne das ſonſt etwas Merkwürdiges vorfiel; das war aber auch das Ende ſeiner Erfolge. Die Schwarzen legten keinen beſondern Werth auf Feſtungen, die ihnen neben den Felſenſchlöſſern ihrer Berge nur winzige Vermache ſchienen. Wurden ſie auf einen Punkt zurückgetrieben, ſo brachen ſie dafür auf einem andern hervor, ſo daß ſie fortwährend an Kraft wuchſen; außerdem wurden ſie von engliſchen Schiffen mit Lebensmitteln und Waffen verſehen. Rochambeau war der Meinung, es gebe kein zuverläſſigeres Mittel, ihre Hitze zu dämpfen, als ungeheure Strafen; man muß glauben, daß er die Ausrottung aller Schwarzen beſchloſſen hatte, für den Fall, daß er ſie auf keine andere Weiſe unterwerfen könnte.

Die Meergegend des Cap wurde zum Schauplatz unerhörter Todesqualen ausgewählt. Aus Furcht, Maurepas, der zu den Franzoſen übergegangen war, möchte ſich auf die Seite der Empörer werfen, erging von Rochambeau an ihn die ſchriftliche Einladung, mit ſeiner Familie und ſeinen Truppen zu Waſſer herbeizukommen, um, zur Belohnung ſeiner geleiſteten Dienſte, den Befehl über die Capſtadt zu führen. Er war zufolge dieſes Rufes kaum erſchienen, als er nebſt ſeinen Soldaten verrathen, verhaftet und entwaffnet wurde. Rochambeau erſchöpfte ſeine barbariſche Erfindungskraft in den grauſamſten Zurüſtungen, damit Maurepas nebſt ſeinen vierhundert Schwarzen durch die Art und Weiſe ihres Todes ein recht abſchreckendes Beiſpiel geben möchten. So beſchloß man nach

kurzer Ueberlegung den Mord seiner Kinder; denn der teuflische Scharfsinn fürchtete, es könnten in ihnen Rächer des verübten Frevels aufwachsen. Maurepas wurde an den Mast eines Schiffes gebunden, der die Stelle des Galgens vertrat; die schändlichste Possenreißerei begleitete die Gräuelscene. Man setzte ihm nämlich einen alten Hut auf und heftete ihm alte Generalachselbänder mit Nägeln an, wie man sie beim Baue großer Schiffe braucht. Zugleich führte man seine Soldaten, Gattin und Kinder herbei, um sie unter seinen Augen zu ersäufen. Selbst die Henker schauderten bei diesem Anblick; es war ein Fest, bei dem auch Kannibalen erschrecken mußten. Die Bedauernswürdigen kamen sämmtlich im Meere um; stolzes Schweigen krönte würdig das Märtyrerthum der Freiheit. Maurepas wurde von den Würgern bis zuletzt aufgespart, die Verlängerung seiner Martern sollte die Furchtbarkeit derselben noch steigern. Er war ein tüchtiger und glücklicher Soldat; an Edelmuth wie an Tapferkeit gleich groß. Dem Herrn, welchem er als Sklave gedient hatte, bewahrte er eine unverbrüchliche Anhänglichkeit. Er legte bei der Beerdigung desselben seine Generalsuniform ab, um ihm mit eignen Händen ein tieferes Grab zu bereiten. Unter seinem Volke stand er als Führer in großem Ansehen, seine kriegerischen Vorzüge schmückte der Geist der Ordnung und Gerechtigkeit. Er hinterließ beträchtliche Reichthümer; sie fielen in die Hände der Plünderer. Daß er zu den Franzosen überging, war eine Schwachheit, für die er schwer gebüßt hat; aber wenig Menschen haben

die Kraft, in entscheidenden Augenblicken, dem Strom der Ereignisse zu widerstehen *).

Diese Schlächterei erfüllte das Lager der Schwarzen mit knirschender Wuth und diese stieg noch, als Rochambeau auf dem Cap fünfhundert Gefangene umbringen ließ. Man hatte an dem Richtplatz einen großen Graben gezogen, der ihnen zum Begräbniß dienen sollte. Dessalines brannte, Maurepas und seine Waffengefährten zu rächen, er stürzte wie ein Löwe gegen das Cap und nahm auf seinem furchtbaren Eilmarsch ein Corps Franzosen gefangen, welches die Zugänge der Capstadt vertheidigte. Unter Rochambeau's Augen ließ er aus Bäumen fünfhundert Galgen errichten und an jeden einen Franzosen knüpfen.

Rochambeau war kein Soldat, der bloß den Anstrengungen des Krieges lebte, er wälzte sich nebenher mit Lustdirnen und den Weibern der Colonisten in den Genüssen der Tafel und Liebe. Mehrere dieser Kreaturen hatten früher Toussaint mit Schmeicheleien und Gunstbezeigungen überhäuft, denn dieser war trotz seines Alters bei dem weiblichen Geschlecht ein glücklicher Eroberer gewesen; aber Rochambeau erhielt vor ihm noch den Vorzug, weil er sich von seinen Freundinnen als ein williges

*) Das Manifest, welches Christophe 1814 ergehen ließ, führte die oben beschriebene Ermordung Maurepas als ein Verbrechen des Generalkapitäns Leclerc auf. So sehr weichen häufig die Nachrichten selbst bei weltkundigen Thatsachen ab.

Werkzeug ihrer ausschweifenden Rache brauchen ließ, die sie vorzüglich gegen ihre Sklaven zu Hyänen machte. Während das Feldgeschrei der Freiheit in den Bergen umherdrang, galt an den Küsten unter der Losung der Sklaverei alles für Verbrechen. Wer öffentlich erschien, der wollte, so lautete die Auslegung, zu den Empörern stoßen; wer zu Hause blieb, der erwartete sie; wer Freude zeigte, der jubelte über das öffentliche Unglück; wer traurig war, der betrübte sich über die Verluste der Empörer; wer Briefe schrieb, correspondirte mit dem Feinde; wer sprach, der suchte den Aufstand zu verbreiten; wer horchte, der lauerte als Spion; wer einen Weißen nicht grüßte, beschimpfte in ihm den Herrn; die Tapferkeit hieß gefährlich, die Schwäche mitschuldig, die Unschuld listig. Man deutete die Gebehrde, das Lächeln, den Seufzer; man klagte das Stillschweigen als Verstocktheit an, und der Gedanke selbst war im Herzen, seinem letzten Zufluchtsort, unsicher.

Verschiedene Landeigenthümer klagten friedliche Sklaven aus blutgierigem Hasse als verdächtig an; Rochambeau, noch nicht zufrieden mit den bisherigen Orgien des Todes, befahl für diese neue Martern zu ersinnen. Man knüpfte sie aneinander und warf sie ins Meer; blieben sie schwimmend oben, so machte man wie zum Scherz Mordjagd auf sie. Die Hinrichtungen wechselten außerdem noch auf verschiedene Weise; bald schnitt man den vermeinten Empörern die Köpfe ab, bald beschwerte man ihre Füße mit Lasten, die sie in den Abgrund des Wassers hinabzogen, bald wurden sie auf den Schif-

fen im Schwefeldampfe erſtickt. Nachts hörte man die Küſten entlang das einförmige ſchauderhafte Geräuſch der Leichname, die von den Trabanten der Tyrannei ins Meer geſtürzt wurden. Unter dieſen Opfern befanden ſich auch Prieſterinnen, die nach dem frommen Aberglauben ihres Landes den Fetiſchen ihre Verehrung erwieſen hatten.

Die Capſtadt gab zuerſt den Schauplatz zahlreicher Hinrichtungen ab, ſie waren jedoch auch an andern Orten nicht weniger häufig; bei Port-au-Prince ſchäumte das Meer ebenfalls von Blut, in und außer den Mauern ſtanden Schaffote. Je mehr die Empörung zunahm, und ſie wurde durch die entſetzliche Rache nur noch mehr angefacht, deſto unmenſchlicher und mannigfacher hielt auch die Strafe mit ihr Schritt. Endlich ſah man auf dem Cap, in Fort Dauphin, Port-de-Paix, St. Marc, Port-au-Prince und an allen Küſten nur Peitſchen, Galgen, Kreuze, Scheiterhaufen und Soldaten, Landeigenthümer, Schiffe und Matroſen, deren Geſchäft war, Menſchen zu tödten, zu erſticken, zu erſäufen, deren einziges Verbrechen in der Liebe zur Freiheit und im Abſcheu der Sklaverei beſtand.

Häufig glänzte noch auf dem Antlitze derer, die in den Tod gingen, die Gerechtigkeit und die Kraft der großen Sache, für welche ſie ſtarben. Sie zeigten eine ähnliche Entſchloſſenheit, Entſagung und Begeiſterung, wie einſt die Märtyrer des Chriſtenthums. Chevalier, ein Anführer der Schwarzen, wankte innerlich beim Anblick der auf ihn wartenden Todesſtrafe. Ach! ſagte ihm ſeine Frau, du

weißt nicht, wie süß es ist, für die Freiheit zu sterben, und ohne sich von der Hand des Henkers berühren zu lassen, knüpfte sie sich selbst auf. Eine Mutter tröstete ihre Töchter, die weinend die Stätte des Todes betraten, mit den Worten: Freuet euch, euer Schooß wird keine Sklaven gebähren.

Diese Seelenstärke der Schwarzen unter allen Martern war so überraschend groß, daß verschiedene Weiße die Ursache derselben eher in ihrer besonderen Organisation finden wollten, als in dem Wunder der Freiheit. Sie meinten, die Fibern derselben würden so gewaltsam zusammengezogen, daß sie dadurch jede Empfindlichkeit für den Schmerz verlören. War die Rede davon, sie in die Sklaverei hinabzustoßen, so hielt man sie nicht für Menschen; sollten sie sterben, so sprach man ihnen das Gefühl des Leidens ab.

Selbst die Geschichte wurde in der Absicht, die Strafen des Todes zu schärfen, um Rath gefragt. Kinder, Weiber und Greise steckte man in Säcke, und übergab sie in diesem Zustande dem Meere oder den Flüssen; auf diese Weise kamen bei den Römern die Vatermörder um. Man erinnerte sich nicht umsonst, daß vor dreihundert Jahren auf demselben Boden die Spanier zur Verfolgung der Wilden Hunde gebraucht hatten. Man freute sich im Voraus, daß Hunde das Werk der Unterjochung vollenden würden, das bisher den Menschen mißlungen war. Rochambeau sandte ein Schiff nach Cuba ab, um daselbst eine ganze Ladung solcher künstlich im Mord aufgezogenen Bestien abzuholen.

Diese Thiere wurden systematisch zu dem Ge-

brauche abgerichtet, für welchen man sie bestimmte: eine klug berechnete Diät schärfte ihre natürliche Gefräßigkeit. War der Augenblick gekommen, wo sie durch fortgesetzte Entbehrungen hinlänglich vorbereitet schienen, so kündigte man mit einer großen Feierlichkeit den Tag, die Stunde an, wo sie auf Menschen Jagd machen sollten, denen man kein anderes Verbrechen als ihre schwarze Haut, die Mitgabe der Natur, andichten konnte. Die ganze Capstadt versammelt sich bei diesem Schauspiele, man bereitet Bankette um das Amphitheater, das sich in der Mitte eines Nonnenklosters erhebt und durch die Form der Zurüstungen stark und bitter an die mit Blut getränkten Circus der Römer erinnert; man stürzt darauf los, man drängt sich nach einem Platz. Das Zeichen wird gegeben, und das Schlachtopfer in Pomp gegen das fluchwürdige Holz fortgeschleppt; und als ob man in diesem Zustande der Vernichtung noch ein rettendes Wunder fürchte, wird es fest angebunden und so zu sagen an einen Galgen genagelt. Sogleich nekken, reizen und entflammen eifrige Treiber ihre Koppeln, indem sie dieselben der aufgestellten Beute bald näher, bald ferner bringen. Ist man versichert, daß die Wuth der Doggen aufs höchste gestiegen ist, so läßt man sie gegen den Menschen los, der ihnen zur Nahrung dienen soll. In demselben Augenblicke fallen die Hunde, die um so gieriger geworden sind, je länger man sie zurückgehalten hat, ihr Futter an, packen zugleich alle Theile des Körpers und zerstücken ihn um die Wette *).

*) Rainsford hat seinem Werke eine besondere le-

Diese Todesart wurde endlich so gemein, daß die grausame Schauluſt kein Vergnügen mehr daran fand; man begnügte sich zuletzt, diejenigen, die zerfleischt werden sollten, den um die Stadt eingehegten Hunden bloß vorzuwerfen, und wenn diese den gesättigten und vom Blute gefärbten Rachen hängen ließen, so nahm das Eisen die Reste des kläglichen Lebens hinweg.

Einige Schiffskapitäne machten eine rühmliche Ausnahme von der allgemeinen Menschenwürgerei, sie nährten die Unglücklichen auf ihre Kosten, anstatt sie, zufolge des erhaltenen Auftrags, ins Meer zu stürzen, und brachten sie auf benachbarte Inseln oder in irgend eine von St. Domingo entfernte Gegend. Keiner unter ihnen zeigte mehr Menschlichkeit als Mazard. Nicht alle Schiffskapitäne bewiesen denselben Edelmuth; manche entrissen zwar die Schwarzen dem Tode, aber nur, um sie in der Ferne als Sklaven zu verkaufen. Bei einer solchen Gelgenheit gab der Gouverneur von Porto-Rico die schöne Antwort: „Wenn es Sklaven sind, mag ich sie nicht kaufen; sind es aber freie Menschen, so habt ihr kein Recht, sie feil zu bieten.“ Auch einige französische Generale unter ihnen, besonders Allix, ehrten die Rechte der Natur; sie äußerten ihr Mißvergnügen laut und versagten unmenschlichen Befehlen den Gehorsam. Sie wur-

---

senswerthe Abhandlung über die Abrichtung und den Gebrauch dieser sogenannten Bluthunde eingefügt. Chanlotte cri de la nature, pag. 50. 51. 52. 53.

den entfernt oder auf dem Felde der Gefahr in einen gewiſſen Tod geſchickt.

Plötzlich erhob ſich der Süden, der bis dahin einer tiefen Ruhe genoſſen hatte, aufgeſchreckt durch die im Norden und Weſten verübten Abſcheulichkeiten. In dieſer Provinz wohnten vorzüglich, wie ſchon früher bemerkt wurde, viele Farbige, die große Reichthümer beſaßen und die Weißen überhaupt weniger haßten. Als ſie ſahen, daß ihnen wie den Schwarzen dieſelbe Gefahr drohte, eilten auch ſie zu den Waffen.

Es iſt eben ſo unerfreulich als überflüſſig, den fortdauernden Kampf in ſeinen einzelnen kleinen Bewegungen zu verfolgen; den zügelloſen Charakter deſſelben hat die bisherige Erzählung hinlänglich ins Licht geſetzt.

England ſah die wachſende Macht des Conſuls mit Unruhe; es hatte nur Friede geſchloſſen, um ihm auf dem Meere eine Schlinge zu legen, über welches daſſelbe unumſchränkt herrſchte. Das Unternehmen der Franzoſen gegen St. Domingo kam den Engländern ſehr zu gelegener Zeit, denn ſie ſahen vorher, daß es ſcheitern würde. Im Mai 1803 brach der Krieg zwiſchen England und Frankreich von Neuem aus; im Julius erſchien eine engliſche Eskadre an den Küſten von St. Domingo. Die Franzoſen, die im April die letzte Verſtärkung erhalten hatten, waren faſt ganz in die Capſtadt eingeſchloſſen, und ihre Lagerplätze erſtreckten ſich um dieſelbe nicht über zwei Meilen hinaus. Die Stadt wurde feſt von Deſſalines umzingelt, der den angekommenen Engländern ein

Parlementärschiff entgegensandte, um den Befehlshaber desselben einzuladen, mit ihm gemeinsame Sache gegen den gemeinschaftlichen Feind zu machen; zugleich ersuchte er ihn um Munition, woran er Mangel litt. Der englische Befehlshaber hielt sich nicht für ermächtigt, mit den Schwarzen in eine förmliche Verbindung zu treten; stand aber nicht an, mit ihnen einen freundschaftlichen Briefwechsel zu eröffnen und sich zur Einschließung des Cap anzuschicken; ein Vorhaben, das die Sache der Schwarzen wesentlich förderte. Eine der englischen Fregatten stellte sich im Osten des Stadthafens auf und kaperte nicht wenig Kauffahrteischiffe, die aus dem ehemaligen spanischen Antheile Lebensmittel einbringen wollten.

Der Muth der Schwarzen stieg mit den Gefahren ihrer Feinde; sie waren zu wachsam, als daß dieselben zu Lande noch irgend eine Unterstützung hätten heranziehen können. Rochambeau behauptete sich indessen in seiner Stellung mit einer Unerschrockenheit, wie sie eine bessere Sache verdient hätte; dabei nahm das Elend der Belagerten dergestalt zu, daß die Kriegsgeschichte nur wenige mitleidswürdigere Beispiele aufzuweisen hat. Man war gezwungen, die Anfälle des wüthenden Hungers mit dem Fleisch von Pferden, Maulthieren, Eseln und Hunden abzuschlagen.

Dieser Stand der Sache dauerte ungefähr bis gegen die Mitte des Novembers; um diese Zeit überwältigten die Belagerer einige Außenwerke und rüsteten sich darauf zu einem Sturm. Endlich mußte die Unbiegsamkeit Rochambeau's dem Zwange

der Nothwendigkeit weichen; er wußte zu gut, daß der Versuch eines Sturmes gelingen würde und fürchtete mit Recht, daß beim Eindringen des Feindes kein bewaffneter Franzose das Leben davon bringen werde: er bot also eine Capitulation an. Die Artikel derselben wurden den 19. September unterzeichnet; es war darin festgesetzt, daß die Franzosen innerhalb zehn Tagen das Cap françois und die dazu gehörigen Forts, mit der ganzen Artillerie, der Munition und den Magazinen, wie selbe vorhanden waren, räumen, sich unter kriegerischen Ehren und mit Sicherstellung ihres Privatvermögens auf die Schiffe zurückziehen und ihre Kranken oder Verwundeten in den Hospitälern lassen sollten; wogegen die Schwarzen für sie bis zu ihrer Genesung sorgen wollten, dann sollten sie auf neutralen Fahrzeugen nach Frankreich zurückgebracht werden.

Diese Bedingungen waren in der That günstiger, als die Umstände erwarten ließen. An demselben Tage, wo sie abgeschlossen wurden, sandte Rochambeau zwei Offiziere zu dem Befehlshaber der englischen Eskadre mit Vorschlägen über die Räumung des Cap; die angebotenen Vergleichspunkte wurden verworfen; man bestand auf anderen; Rochambeau fand sie unannehmbar: er schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß die Jahreszeit die Behauptung der umliegenden Gegenden erschweren und ihm dadurch Gelegenheit zum Entschlüpfen gegeben würde.

Die Schwarzen pflanzten ihre Fahne den 30. November auf die Mauern des Cap und auf ver-

schiedene Forts; nun schickte der englische Commodore, der die Franzosen keine Anstalten zum Abzuge aus dem Hafen treffen sah, einen seiner Kapitäne ab, um sich von dem Verhalten Rochambeau's und seiner Truppen zu unterrichten. Bei seinem Eintritt in den Hafen wurde er an Bord des Schiffes geführt, auf dem sich Rochambeau befand; dieser bat ihn, die französische Eskadre unter englischen Schutz zu nehmen, und zu verhüten, daß die Schwarzen dieselben nicht mit glühenden Kugeln in den Grund schössen, wie sie gedroht hatten und wozu sie sich auch schon vorbereiteten. Diese Bitte wurde den Franzosen gewährt, und nach augenblicklicher Abfassung und Unterzeichnung einiger Artikel, erhielt Dessalines die unmittelbare Weisung, daß alle im Hafen befindlichen Schiffe sich den englischen Waffen ergeben hätten, und daß er so lange nicht auf sie feuern sollte, bis der Wind, der damals heftig und zwar gerade von Norden wehte, sich günstig für die Abfahrt geändert haben würde. Dessalines erhob gegen diese Forderungen Schwierigkeiten. Bald nach dem Vergleich trat für die Franzosen der erwünschte Wind ein; die drei Fregatten und siebzehn kleinen Fahrzeuge, welche die französische Seemacht am Cap ausmachten, gingen unter Segel, nach den festgesetzten Bedingungen unter französischer Flagge, hierauf feuerten sie eine Ladung ab, zogen die Flagge ein und ergaben sich.

Noch war eine Abtheilung Franzosen im Besitz des Mole, unter dem Befehle des Generals Noailles; der englische Commodore forderte ihn auf zu

capituliren. Er wich mit der Versicherung aus, daß er noch auf fünf Monate Lebensmittel habe. Indessen räumte er die folgende Nacht, am zweiten December, den Platz. Von sechs Schiffen, auf denen sich seine Mannschaft befand, entkam allein die Brigg, welche der General bestiegen hatte; die anderen fünf nahmen die Engländer und führten sie nebst den von Rochambeau ausgelieferten nach Jamaika.

So endete diese jammervolle Unternehmung, die den Franzosen in weniger als zwei Jahren mehr als 60,000 Menschen kostete; es waren allein funfzehnhundert höhere Offiziere und gegen 800 Gesundheitsoffiziere umgekommen. Die Schwarzen hatten über 12,000 Mann verloren; ein Augenzeuge aus der französischen Armee sagt aus, daß über 4,000 derselben durch Meuchelmord unter dem Schwerte des Henkers, unter dem Feuer der Musketen oder in jenen Ersäufungsfesten umkamen, durch welche Carrier in Nantes auf die fluchwürdigste Weise unsterblich geworden ist.

Der Consul, welcher die Klagen des Unglücks nicht liebte, hörte noch weniger auf sie. Er klagte nach seiner Gewohnheit das Meer, das Klima, die Krankheiten an und erklärte, daß ihm der Sieg nur durch die Macht der Elemente hätte entrissen werden können. Diese Entschuldigung war gegründet; daß er aber diese feindseligen Kräfte bei seinem Angriffe so ganz aus der Rechnung gelassen hatte, als müsse sich selbst die Natur vor seinem Namen fürchten; daß er so weit gegangen war, Männern wie Vincent, die es wagten, ihn an die augen-

scheinlichen Gefahren zu mahnen und davor zu warnen, zürnend und strafend den Rücken zu kehren; das ist und bleibt eine von jenen verderblichen Launen, zu denen ihn das Gefühl seiner falschen Allmacht nur zu oft hingerissen hat. Doch auf einem gewissen Punkte ist es schwer, Maaß zu halten; hätte Napoleon sich selbst bezwingen können, so wäre er nie Kaiser der Franzosen geworden; in der Geschichte der Menschheit würde er aber vielleicht höher stehen.

Die Zeit, die zwischen der Einstellung der Feindseligkeiten und der Abreise der Franzosen verfloß, wandten die Schwarzen zu Vorbereitungen für den neuen Zustand der Dinge an. Die erste Machthandlung, die Dessalines als Oberbefehlshaber ausübte, denn auf diesen Posten war er jetzt erhoben, mehr durch die Macht der Umstände, als durch freie Wahl, bestand in einem Aufrufe an die Einwohner von Cap français, um die Besorgnisse zu zerstreuen, denen sie bei der bevorstehenden Veränderung Raum gaben. Er sagte ihnen, daß der geführte Krieg von keiner Seite in Beziehung mit den Landeigenthümern der Colonie gestanden und daß derselbe gleichmäßig die Ruhe der Einwohner von allen Farben habe sichern sollen. Er erklärte, daß er unter den gegenwärtigen Umständen ein gleiches Betragen beobachten werde, indem er zugleich bemerkte, daß die Behandlung der Einwohner aller Klassen in Jérémie, Cayes, Port-au-Prince ein gewisses Unterpfand seiner Redlichkeit und seiner Ehre sei. Er lud diejenigen ein, die Lust hatten, ihr Vaterland zu verlassen, da zu bleiben,

unter der Versicherung, daß sie unter seiner Regierung Schutz und Sicherheit finden würden; er kündigte ferner an, daß alle diejenigen, die gesonnen wären, dem französischen Heere zu folgen, es ungehindert thun könnten.

Den Tag vor Räumung des Platzes erschien ein anderer Aufruf, unterzeichnet von Dessalines, Christophe und dem Mulatten Clervaux.

„Im Namen der Schwarzen und Farbigen."

„Die Unabhängigkeit von St. Domingo wird hiermit öffentlich erklärt. Im wiedererlangten Besitze unsrer ursprünglichen Würde haben wir unsere Rechte gesichert; wir schwören, sie niemals an irgend eine Macht der Erde abzutreten. Der schreckliche Schleier des Vorurtheils ist zerrissen; sey es für immer! Wehe dem, der die blutigen Stücke desselben wieder vereinigen möchte!"

„Ihr Eigenthümer von St. Domingo, die ihr in fremden Gegenden umherirrt, wir verbieten bei der Bekanntmachung unserer Unabhängigkeit Niemanden unter euch, wo ihr auch sein möget, wieder zu seinem Eigenthume zurückzukehren! weg mit diesem Gedanken! Wir wissen sehr wohl, daß mehrere unter euch ihren alten Irrthümern entsagt, die Ungerechtigkeit ihrer ausschweifenden Forderungen abgeschworen und das gute Recht der Sache anerkannt haben, für welche unser Blut seit zwölf Jahren geflossen ist. Die Personen, welche uns diese Gerechtigkeit gewähren, werden wir als Brüder behandeln: mögen sie für immer auf unsere Achtung und Freundschaft rechnen; mögen sie zu uns zurückkommen; der Gott, wel-

cher uns beschützt, der Gott der freien Menschen, untersagt uns, unsere siegreichen Waffen gegen sie zu kehren. Was diejenigen betrifft, die, verhärtet im tollen Stolze, eigennützige Sklaven einer strafwürdigen Anmaßung, blind genug sind, sich für den wesentlichen Auszug der menschlichen Natur zu halten, die da versichern, daß sie der Himmel zu unsern Herren und Tyrannen erschaffen hat; mögen diese nie dem Boden von St. Domingo nahen: wenn sie kommen, so werden sie Ketten und Verbannung finden. Mögen sie bleiben, wo sie sind, und gepeinigt von einem nur zu sehr verdienten Elende, erdrückt von der Achtung gerechter Menschen, deren sie lange gespottet haben, ihr Leben fortführen, unbeklagt und unbemerkt."

„Wir haben geschworen, ohne alle Gnade mit denjenigen zu verfahren, die es wagen sollten, zu uns von Sklaverei zu reden: wir werden unerbittlich, vielleicht selbst grausam gegen die Truppen sein, die, in Vergessenheit der Sache, für welche sie seit 1789 gekämpft haben, aus Europa herüber kommen dürften, um unter uns Tod und Sklaverei zu verbreiten; nichts wird uns als Opfer zu theuer, nichts Menschen unausführbar sein, denen man das erste aller Güter entreißen will. Müßten wir Ströme von Blut vergießen, müßten wir, um unsere Freiheit zu retten, sieben Achtel der Erdkugel in Feuer setzen, wir werden uns unschuldig glauben vor dem Richterstuhle der Vorsehung, welche die Menschen nicht geschaffen hat, um sie unter einem harten und schimpflichen Joche seufzen zu lassen."

„Wenn bei den vorhergegangenen Bewegungen einige Landeigenthümer, über die wir uns nicht zu beklagen hatten, Opfer der Grausamkeit der Soldaten oder Landbebauer geworden sind, weil diese, verblendet durch die Erinnerung der erlittenen Uebel, nicht im Stande waren, die guten und menschlichen Landeigenthümer von den unempfindlichen und grausamen zu unterscheiden; so klagen wir mit allen edlen Seelen über ihr bejammernswürdiges Loos, und wir erklären vor der Welt, was auch übelgesinnte Leute sagen mögen, daß diese Mordthaten gegen den Wunsch unserer Herzen vorgefallen sind. Es war unmöglich, zumal in der Crisis, welche die Colonie heimsuchte, diesen Scheußlichkeiten zuvorzukommen oder ihnen Einhalt zu thun. Diejenigen, die auch nur einen schwachen Vorgeschmack von der Geschichte haben, wissen, daß ein Volk, sei es noch so wohl geordnet, wenn es die Beute bürgerlicher Unruhen wird, sich allen Arten von Ausschweifungen überläßt, und daß das Ansehen der Anführer, zu schwach in einer Zeit der Umwälzung, nicht alle Schuldige bestrafen kann, ohne sich unausgesetzt neue Schwierigkeiten zu erschaffen. Allein die Morgenröthe des Friedens läßt uns das Licht einer weniger stürmischen Zukunft erblicken; jetzt, wo die Ruhe des Friedens den Zerrüttungen eines fürchterlichen Kriegs gefolgt ist, muß ganz St. Domingo eine neue Gestalt gewinnen und seine Regierung wird die der Gerechtigkeit sein."

„Gegeben im Hauptquartier zu Fort-Dauphin, den 22. November 1803."

Im Besitze der Freiheit beschlossen die Schwarzen, den Namen, welchen ihre Insel den europäischen Eroberern verdankte, zu vertilgen, und dafür ihren alten Namen Hayti wieder ins Leben zu rufen. Dieß wurde in den letzten Tagen des Jahres 1803 entschieden. Am ersten Januar des folgenden Jahres unterzeichneten die Generale und Anführer des Heeres im Namen des Haytischen Volkes eine förmliche Unabhängigkeitserklärung und entsagten durch einen feierlichen Eid Frankreich für immer, indem sie sich selbst der Nachkommenschaft und der Welt zuschworen, eher zu sterben, als sich von Neuem der europäischen Herrschaft zu unterwerfen. Zu gleicher Zeit ernannten sie Johann Jacob Dessalines auf Lebenszeit zum Generalgouverneur, mit der Gewalt, Gesetze zu geben, über Krieg und Frieden zu verfügen und seinen Nachfolger zu ernennen.

Die neue Regierung ermunterte sogleich die nach den vereinigten Staaten von Nordamerika geflüchteten Neger und Mulatten zur Rückkehr. Bei den ersten Unruhen hatten viele reiche Landeigenthümer die Insel verlassen und sich nach dem Festlande gewendet, nicht ohne ihre Sklaven, von denen sie aber die Noth bald losriß; es fehlte ihnen an Mitteln zur Rückkehr in ihr Vaterland. Dessalines erließ einen Aufruf, durch welchen er den Kapitänen der amerikanischen Schiffe die Summe von 40 Dollars für jeden eingeborenen Schwarzen oder Farbigen anbot, den sie nach Hayti zurückbringen würden. Der bekannte Charakter des Dessalines verbietet, diesen Schritt als eine Handlung reiner

Menschlichkeit anzusehen; seinem Heere that eine Ergänzung noth, und die männliche Bevölkerung, erschöpft durch den Krieg, legte ihm das Gesetz auf, diesen Ausgewanderten alle Häfen des Landes zu öffnen.

Der Generalgouverneur griff noch zu einer ganz anderen Maaßregel: in den Unterhandlungen mit einem englischen Geschäftsführer von Jamaika trug er der Regierung desselben außer anderen Handelsvortheilen an, die Negerschiffe in die Häfen einzulassen und Großbritannien das ausschließende Vorrecht des Sklavenhandels auf Hayti einzuräumen. Er wollte nämlich aus diesem Menschenwucher Soldaten und nicht Sklaven ziehen; ein amerikanischer Reisender, der sich über diesen Gegenstand verschiedentlich mit ihm unterhalten, erzählt, daß Dessalines, gegen den er sein Mißfallen darüber äußerte, weil ein solches Verfahren den schändlichen Sklavenhandel an der afrikanischen Küste aufmuntere, sich mit der Bemerkung vertheidigte, es würde jährlich dieselbe Menge von Menschenopfern ausgeführt, möge er dafür oder dagegen stimmen, und er erleichtere noch obendrein das Loos dieser Unglücklichen, indem er aus ihnen Soldaten mache und sie von der Sklaverei befreie, die ihrer in den westlichen Colonien warte.

Als das Cap von den französischen Truppen geräumt wurde, war den französischen Einwohnern die Erlaubniß und die Gelegenheit gewährt worden, mit ihren bewaffneten Landsleuten abzugehen; allein die Gefahr eines Versuchs, ihr Geld und bewegliches Eigenthum in Gegenwart der englischen

Eskadre, die den Hafen einschloß, mitnehmen zu wollen, hatte sie fast alle zum Dableiben bestimmt, und so waren sie wider ihren Willen der Treue oder vielmehr der Willkür des Generalgouverneurs überlassen. Man wußte, daß fast alle diejenigen Weißen, die Christophe bei seinem Rückzuge vom Cap mitgenommen hatte, nach Abschluß des Friedens zwischen Leclerc und den Schwarzen in Sicherheit zurückgekehrt waren: man hatte erfahren, daß sie während der ganzen Zeit ihrer Abwesenheit von Toussaint und seinen Unterbefehlshabern gut behandelt worden waren. Toussaint war nicht mehr; man kann aber mit Grund annehmen, daß die Hoffnungen der weißen Einwohner von Cap français und der anderen Inselgegenden nicht würden betrogen worden sein, wäre nicht Dessalines der Nachfolger dieses Anführers gewesen.

Man kennt die geheimen Absichten des Generalgouverneurs nicht, die ihn bewogen, der weißen Bevölkerung Sicherheit und Schutz zu versprechen; indessen waren kaum einige Wochen vergangen, so sann er auf die Zerstörung derselben. Sobald als er zum Generalgouverneur auf Lebenszeit ernannt war, ließ er einen Aufruf ergehen, in dem er mit Bitterkeit alle Verbrechen der Franzosen aufrührte und gegen sie die Rache der Schwarzen aufbot.

„Es ist nicht genug — sagte er bei dieser Gelegenheit — die Barbaren aus unserm Lande vertrieben zu haben, die es seit Jahrhunderten mit Blut überströmten; auch die bisherige allmälige Unterdrückung jener Parteien reicht nicht hin, die sich durch das

Trugbild von Freiheit verblenden ließen, welches Frankreich ihnen vorhielt; man muß durch eine letzte Handlung des Volksansehens das dauernde Reich der Freiheit in dem Lande, das unser väterliches Erbtheil und unsere Eroberung ist, sichern; man muß der unmenschlichen Regierung, die uns in einer entehrenden Erstarrung festhalten wollte, die Hoffnung benehmen, uns von Neuem in Fesseln zu legen. Die Generale, welche unsere Anstrengungen gegen die Tyrannei geleitet haben, sind mit ihrem Werke noch nicht zu Ende. Der französische Name verbreitet noch Trübsinn auf unserm Gebiete, und alles erinnert uns an die Grausamkeit dieses barbarischen Volkes. Unsere Gesetze, Gewohnheiten, Städte, Alles trägt das Gepräge Frankreichs. Was sage ich? es wohnen noch Franzosen unter uns! wann werden wir, Opfer unserer Leichtgläubigkeit und Duldsamkeit, überwunden nicht durch französische Waffen, sondern durch die listige Beredtsamkeit ihrer öffentlichen Wortführer, wann werden wir endlich müde werden, mit ihnen dieselbe Luft einzuathmen? Was haben wir mit diesen Blutmenschen gemein? Ihre Grausamkeit, verglichen mit unserer Mäßigung, ihre Farbe gegen die unsrige gehalten, die Weite des Meeres, das uns von ihnen trennt; unser Klima, das sie dem Tode weiht, alles sagt uns deutlich, daß sie nicht unsere Brüder sind, daß sie es nie sein können und daß, wenn sie Zuflucht unter uns finden, sie als Anstifter neuer Verwirrungen und neuer Spaltungen auftreten werden. Bürger, Männer, Frauen, Kinder und Greise, werft die Augen um euch her;

durchlauft die ganze Ausdehnung dieser Insel; sucht ihr auf ihr eure Weiber, eure Gatten, eure Brüder, eure Schwestern: was sage ich? sucht ihr auf ihr Säuglinge? was ist aus ihnen geworden? Statt dieser herzergreifenden Opfer erblickt das erschreckte Auge nur ihre Meuchelmörder, blutbefleckte Tiger, deren Gegenwart euch eure Unempfindlichkeit und eure zögernde Rache vorwirft. Was säumt ihr, die Manen derselben zu befriedigen? Glaubt ihr, daß eure Asche friedlich neben euern Vätern ruhen kann, wenn ihr die Tyrannen nicht vertilgt? Wollt ihr zu ihnen hinabsinken, ohne sie gerächt zu haben? Nein, ihre Gebeine würden die eurigen zurückstoßen. Und ihr, wakkere Leute, tapfere Krieger, die ihr unempfindlich für eure besonderen Leiden, durch Verschwendung eures Blutes die Freiheit wieder aufgeweckt habt, wisset, daß dadurch nichts gethan ist, wenn ihr den Völkern nicht ein fürchterliches aber gerechtes Beispiel der Rache gebt, die ein tapferes Volk nimmt, das seine Freiheit wieder errungen hat und entschlossen ist, sie zu behaupten. Laßt uns diejenigen schrekken, die damit umgehen möchten, sie uns wieder zu rauben und fangen wir mit den Franzosen an. Zittern müssen sie, wenn sie unseren Küsten nahen, wo nicht vor der Erzählung ihrer begangenen Grausamkeiten, wenigstens vor der Furchtbarkeit unsers gefaßten Entschlusses; opfern wir jeden Franzosen dem Tode, der es wagen wird, dieses Land der Freiheit durch seine Gegenwart zu besudeln."

„Sklaven — laßt dieses unselige Beiwort der französischen Nation, sie hat verdient, nicht mehr

frei zu sein. Was uns betrifft, laßt uns einen andern Weg einschlagen. Ahmen wir den Völkern nach, die, auf die Zukunft blickend, und aus Furcht, der Nachwelt ein Beispiel von Feigheit zurückzulassen, lieber ihr Leben daran setzten, als daß sie sich aus der Liste freier Völker streichen ließen; hüten wir uns zu gleicher Zeit, daß nicht der Geist des Proselytismus unser Werk zerstöre. Friede mit unsern Nachbarn; aber verflucht sei der französische Name; Frankreich ewiger Haß! Das sind unsere Grundsätze. Schwört also unabhängig zu leben, den Tod allem vorzuziehen, was euch unter das Joch zu beugen sucht; schwört, die Feinde unserer Unabhängigkeit unablässig zu verfolgen."

Im Monat Februar machte die Regierung einen weniger heftigen Aufruf bekannt, dem man nichts vorwerfen kann, als den Bruch der versprochenen Amnestie. Sie schrieb eine gerichtliche Untersuchung gegen die Urheber und Mitschuldigen der unmenschlichen, unter Leclerc und Rochambeau kalt verübten Metzeleien vor: mehr als 60,000 Schwarze, so besagte der Aufruf, in welchem die Uebertreibung aus dem Gefühle der Rache sprach, waren ersäuft, erstickt, aufgehängt oder erschossen worden.

Die Einwohner und das Heer waren im Allgemeinen dergestalt zur Mäßigkeit geneigt, daß alle diese Aufreizungen, die in Erinnerung der letzten Mißhandlungen in jedem andern Lande würden ein allgemeines Bluthad erregt haben, gänzlich bei einem Volke ihre Wirkung verfehlten, das des Krieges und Blutvergießens müde war und nur nach der Ruhe des Friedens verlangte.

Nachdem Deſſalines einige Zeit vergebens daran gearbeitet hatte, das Volk zum Werkzeug ſeiner blutdürſtigen Entwürfe zu machen, entſchloß er ſich zuletzt, dieſelben durch militäriſche Hülfe auszuführen: er wandte ſich gegen die Städte, wo Franzoſen zurückgeblieben waren, und dieſe Unglücklichen, von denen einige durch beſondere Verwendungen gerettet wurden, deren Grund ihnen höchlich zur Ehre gereichte, mußten unter Aufſicht und unter dem Befehl des Oberbluthundes über die Klinge der Truppen ſpringen, die er zu dieſem ſchrecklichen Dienſte beſtimmt hatte.

Dieſe Schlächterei dauerte unausgeſetzt unter derſelben Verfahrungsweiſe und unter demſelben Gehorſam fort. Man hatte Sorge getragen, daß die auf der Inſel wohnhaften Fremden, die keine Franzoſen waren, nicht in ihren Untergang verwickelt wurden.

Auf dem Cap, wo dieſe tragiſche Scene in der Nacht des 20. April Statt fand, wurde des Abends aus Furcht eines Fehlgriffes eine ſtarke Wache vor die Häuſer aller Amerikaner ausgeſtellt, mit dem Befehl, Niemand, wer es auch ſein möchte, einzulaſſen, ſelbſt keinen ſchwarzen General ohne Einwilligung ſeines Gebieters, und dieſer Befehl wurde ſo pünktlich vollſtreckt, daß einige dieſer bevorrechteten Perſonen, die den Franzoſen einen Zufluchtsort eingeräumt hatten, in die Lage kamen, ſie bis zum Ende der Metzelei ſchützen zu müſſen.

Die franzöſiſchen Prieſter, Wundärzte und einige andere, die während des Krieges Menſchlichkeit gegen die Neger gezeigt hatten, ungefähr der

zehnte Theil der Gesammtmasse, wurden verschont. Das Morden war übrigens allgemein: weder das Geschlecht noch Alter fand Gnade; auch konnte die den Amerikanern gewährte persönliche Sicherheit ihr Gefühl gegen die Schauder dieser Nacht unmöglich schützen. In kurzen Zwischenräumen hörten sie die Axt gegen die Thür irgend eines benachbarten Todesopfers schlagen und selbe aufbrechen: unmittelbar darauf folgte durchdringendes Geschrei, dann bedeutungsvolles Schweigen, und wenige Minuten darauf vernahm man den Tritt der Soldaten, die auf ein anderes Haus zugingen, um das Werk des Mordes zu erneuern.

Hier eine erschütternde Thatsache, um den Charakter des Dessalines zu bezeichnen, dessen Grausamkeit mit seiner Treulosigkeit wetteiferte.

In den öffentlichen Blättern erschien ein Aufruf, der erklärte, daß die Verbrechen der Franzosen nun hinlänglich die verdiente Rache gefunden hätten; zugleich wurden alle diejenigen, die dem Blutbade entkommen waren, aufgerufen, auf dem öffentlichen Platze zu erscheinen, um daselbst Sicherheitskarten zu empfangen. Die armen Uebriggebliebenen, welche früher die Gefahr vorausgesehen und vermieden hatten, kehrten jetzt in schwacher Anzahl aus ihren Schlupfwinkeln zurück und kamen auf dem öffentlichen Platze zusammen. Aber statt den versprochenen Schutz zu erhalten, wurden sie sogleich auf den Richtplatz abgeführt und erschossen. Den Bach, welcher durch die Stadt des Cap français fließt, röthete im buchstäblichen Sinne ihr Blut.

Diese Maaßregeln der Rache hatten durchaus nicht die allgemeine Stimme für sich, selbst die Waffengefährten des Dessalines waren größtentheils dagegen. Die Mißbilligung Christophe's war bekannt, obschon das Interesse seiner eigenen Erhaltung ihn abhielt, offen dagegen einzuschreiten. Telemaque, ein Schwarzer, und ein anderer Offizier waren nicht so klug: sie ließen ihren Abscheu laut reden. Man bestrafte sie auf der Stelle, indem man sie zwang, mit eigenen Händen zwei in dem Fort aufbehaltene Franzosen zu erdrosseln.

Uebrigens gab sich Dessalines keine Mühe, die Verantwortlichkeit wegen der ausgeübten und befohlnen Frevel auf andere zu wälzen. In dem folgenden zu Ende Aprils an die Einwohner von Hayti gerichteten Aufrufe rühmt er sich ihrer großthuend, und macht mit Stolz die Ueberlegenheit seines Geistes über die engen Rücksichten geltend, die sich etwa diesem großen Schlage der Strenge widersetzen möchten, und indem er die Nothwendigkeit und Gerechtigkeit desselben zu beweisen sucht, nimmt er zugleich die Miene an, sein System als Gegensatz zu dem des Toussaint aufzustellen, unter der Beschuldigung, es habe diesem Anführer, wo nicht Festigkeit, doch Treue gegen seine Kaste gemangelt. Jener Aufruf lautet also:

„Die gräßlichsten, bis dahin unerhörten Verbrechen, welche die Natur könnten schaudern machen, sind von den Franzosen begangen worden."

„Endlich hat die Stunde der Rache geschlagen und die unversöhnlichen Feinde der Menschenrechte haben die ihnen gebührende Strafe empfangen."

„Mein über ihre Köpfe erhobener Arm hat lange mit seinen Streichen gezögert. Bei diesem von der göttlichen Gerechtigkeit herbeigerufenen Zeichen haben eure streng bewaffnten Hände mit Erfolg die Axt gegen den Baum der Sklaverei und des Vorurtheils geführt. Vergebens hatte ihn die Zeit und noch mehr die höllische Politik der Europäer mit dreifachem Erze umgeben; ihr habt ihm diese seine Umhüllung genommen und sie auf euer Herz gelegt, und ihr seid wie eure Feinde grausam und mitleidslos geworden."

„Wie ein übertretender Strom, der alles auf seinem Wege zertrümmert, hat eure rächende Wuth alles niedergerissen, was sich ihrem ungestümen Fortsturze entgegenstellte. Mögen sie alle umkommen, die Tyrannen der Unschuld, die Unterdrücker des Menschengeschlechts!"

„Und ach! seit mehreren Jahrhunderten unter ein eisernes Joch gekrümmt, ein Spielzeug für die Leidenschaften, die Ungerechtigkeiten der Menschen und die Launen des Schicksals, verstümmelte Opfer der französischen Lüste, würden wir, nachdem wir noch einmal mit unsern Arbeiten diese unersättlichen Presser bereichert hätten, mit einer beispiellosen Geduld und Entsagung, würden wir diese gottlästernde Horde von Neuem nach unserer Zerstörung haben trachten sehen, ohne Unterschied des Geschlechts und des Alters; und wir, die sie kraft- und muthlose Menschen nannten, wir hätten in ihre Brust nicht den Dolch der Verzweiflung getaucht: wo ist irgend ein Haytier in solchem Grade niedrig gesinnt und seines Stammes unwürdig,

daß er nicht glauben sollte, er habe durch die Vertilgung dieser blutdürstigen Tiger die Beschlüsse des Himmels erfüllt? Wenn es einen giebt, laßt ihn entfliehen; die Natur reiße ihn in ihrem Unwillen aus unserm Schooße. Laßt ihn seine Schande weit von uns mitschleppen: die Luft, welche wir athmen, kann seinen empfindungslosen Organen nicht zusagen; es ist die Luft der Freiheit, rein, hehr und siegreich!

„Ja, wir haben diesen Menschenwürgern Krieg um Krieg, Verbrechen um Verbrechen, Schmach um Schmach vergolten. Ja, ich habe mein Vaterland gerettet, ich habe Amerika gerächt! Das Geständniß, welches ich im Angesichte des Himmels und der Erde ablege, ist mein Stolz und mein Ruhm: was gilt mir die Meinung, die meine Zeitgenossen und die künftigen Geschlechter über mein Betragen fällen werden? Ich habe meine Pflicht gethan, ich selbst billige mein Verhalten, das ist mir genug."

„Allein die Erhaltung meiner unglücklichen Brüder und das Zeugniß meines Gewissens sind nicht meine einzige Belohnung. Ich habe zwei Menschenklassen gesehen, dazu da, um sich zu lieben, zu helfen, sich gegenseitig zu schützen, zusammengemischt und verbreitet über einen und denselben Erdtheil, die um Rache schreien und sich um die Ehre des ersten Streiches streiten: Schwarze und Gelbe (Mulatten), welche die treulose Politik der Europäer so lange zu entzweien gesucht hat, ihr, die ihr jetzt vereint seid und nur eine Familie ausmacht, es war ohne Zweifel nothwendig, daß eure

vollkommene Vereinigung mit dem Blute eurer Mörder versiegelt wurde. Dieselben Drangsale haben auf euren geächteten Häuptern gelastet, dieselbe Kampflust, eure Feinde nieder zu schlagen, hat euch ausgezeichnet. Dasselbe Schicksal ist euch vorbehalten und eure gemeinschaftlichen Interessen werden euch künftig unzertrennlich verbinden. Bewahrt diese köstliche Eintracht, diese glückliche Verbindung; sie ist das Unterpfand eures Glücks, eurer Freiheit, eurer Erfolge; sie macht das Geheimniß der Unüberwindlichkeit aus."

„Um diese Vereinigung zu befestigen, ist es nothwendig, euch an die gegen unser Geschlecht verübten Abscheulichkeiten zu erinnern. An das vorher überlegte Würgen der gesammten Bevölkerung der Insel mit kaltem Blute, beschlossen in der Stille des Kabinets! Die Ausführung dieses entsetzlichen Vorhabens wurde mir schamlos angetragen, als sie bereits von den Franzosen war angefangen worden, mit der Ruhe und Heiterkeit einer Haltung, die an solche Verbrechen gewöhnt ist."

„An das geplünderte und verwüstete Guadeloupe, an die noch vom Blute seiner Kinder rauchenden Trümmer, an die Weiber und Greise, die das Schwert niedergemacht hat! An Pelagius selbst, das Opfer ihres Treuebruchs, nachdem er sein Vaterland und seine Brüder niederträchtig verrathen hatte! An den braven und unsterblichen Delgresse, der mit dem Fort in die Luft flog, dessen Vertheidigung er den Ketten vorzog, die auf ihn warteten! Großherziger Krieger! dein edler Tod, weit davon entfernt, unsern Muth zu schwächen, wird nur

dazu dienen, in uns den Entschluß zu stärken, dich zu rächen oder dir zu folgen. An das klägliche Schicksal unserer in Europa zerstreuten Brüder, und an den fürchterlichen Vorläufer des Todes, an diesen auf Martinique verübten schrecklichen Despotismus! Unglückliches Volk, könnte ich dir zu Hülfe eilen und deine Ketten brechen! Ach! eine unübersteigliche Schranke trennt uns; aber vielleicht wird sich ein Funke des Feuers, welches uns entflammt, in deinem Herzen entzünden, vielleicht wirst du beim Geräusch dieser Revolution, plötzlich aufgeweckt aus deiner Schlafsucht, mit den Waffen in der Hand, deine heiligen und unverletzlichen Rechte zurückfordern."

„Nach dem furchtbaren Beispiele, welches ich gerechter Weise gegeben habe und welches die göttliche Gerechtigkeit früh oder spät, hinweg über die gemeine Schwäche, auf das Land der starken Geister herabsendet, zur Zerstörung und zum Schrekken der Bösewichter, zittert, tyrannische Usurpatoren, ihr Geißeln der neuen Welt, unsere Dolche sind geschärft, eure Strafe ist vor der Thür! Sechszigtausend Mann, gerüstet, abgehärtet zum Kriege, brennen, im Gehorsam gegen meine Befehle, den Manen ihrer meuchlings ermordeten Brüder ein neues Opfer darzubringen. Laßt dieses Volk kommen, wenn es unsinnig und rasend genug ist, mich anzugreifen. Schon erhebt sich bei seiner Ankunft der zürnende Genius von Hayti drohend aus dem Grunde des Weltmeeres; er empört die Wogen, reizt die Stürme auf und zerstreut und zerstört mit seiner mächtigen Hand die Flotten; die Gesetze der

Natur beugen sich vor seiner furchtbaren Stimme, Uebel, Pest, Hungersnoth, Feuer, Gift stehen zu seinen Befehlen. Aber warum zählen auf die Hülfe des Klima's und der Elemente? Habe ich vergessen, daß ich einem Volke gebiete, dessen Muth die Hindernisse zurückwirft und durch Gehorsam wächst! Lasset sie kommen, die menschenwürgenden Horden! Ich erwarte sie festen Fußes und ruhigen Blicks. Ich werde ihnen frei die Küste und die Orte überlassen, wo Städte gestanden haben; aber wehe denen, die unsern Bergen näher kommen, es wäre besser für sie gewesen, der Abgrund des Meeres hätte sie verschlungen, als zerrissen zu werden von den wüthenden Händen der Kinder von Hayti."

„Unaufhörlicher Krieg bis zum Tode der Tyrannen! das ist mein Wahlspruch! Freiheit, Unabhängigkeit, das ist unser Feldgeschrei."

„Generale, Offiziere, Soldaten, ich bin, verschieden von meinem Vorgänger, dem ehemaligen Befehlshaber Toussaint Louverture, dem Versprechen treu geblieben, das ich euch ablegte, als ich die Waffen gegen die Tyrannei ergriff, und so lange ich lebe, werde ich meinen Eid halten. Niemals wird ein Colonist oder ein Europäer den Fuß auf dieses Gebiet setzen unter dem Namen eines Herrn oder Eigenthümers. Dieser Entschluß wird künftig die Hauptgrundlage unserer Verfassung bilden."

„Wenn einst andere Anführer nach mir durch Befolgung eines völlig entgegengesetzten Betragens ihr Grab und das ihrer Landsleute bereiten, dann werdet ihr nur den Willen des Schicksals anzukla-

gen haben, das mich hat verhindern wollen, meine Mitbürger frei und glücklich zu machen. Möchten meine Nachfolger an dem Plane fortarbeiten, den ich für sie entworfen habe; er enthält das bestbegründete System zur Befestigung ihrer Macht, und dieß ist die größte Huldigung, die sie meinem Andenken gewähren können."

„Da es meiner Würde und meinem Andenken Eintrag thut, die Unschuldigen für die Verbrechen der Schuldigen zu bestrafen, so hat eine Handvoll Weißer, empfehlungswerth durch die Gesinnungen, die sie von jeher bewiesen und außerdem darauf vereidet, mit uns in den Wäldern zu leben, meine Gnade erfahren. Ich befehle, daß man sie leben läßt und daß man sie nicht mißhandelt."

„Ich empfehle von Neuem und ich gebiete allen Generalen der verschiedenen Landesabtheilungen, Hülfe, Ermunterung und Schutz zu gewähren allen neutralen oder verbündeten Völkern, die auf dieser Insel Handelsverbindungen anknüpfen wollen."

Ein Amerikaner, der sich mit Dessalines oft über das Blutbad vom 30. April unterhalten hat, erzählt, daß der letztere als Entschuldigung die Nothwendigkeit anführte, die ihn drängte, seine Truppen durch Blutrache an den Meuchelmördern ihrer Väter, Kinder und Freunde zufrieden zu stellen. Um seine Soldaten zur Belagerung von Cap français zu ermuthigen, hatte er ihnen die Plünderung der Stadt und den Untergang ihrer Bewohner angelobt; sie hatten darüber ge-

murirt, daß dieses Versprechen nicht schnell genug war in Erfüllung gegangen.

Eine kleine Abtheilung Franzosen war im Besitz der Stadt St. Domingo geblieben, die Spanier auf der Ostküste der Insel, von denen die neue Regierung zur Zeit der Räumung des Caps war anerkannt worden, hatten seit diesem Augenblicke unter dem Einflusse ihrer Priester den Schwarzen den versprochenen Gehorsam aufgesagt, und die Sache der Franzosen zu der ihrigen gemacht. Der erste Gegenstand, welcher die Aufmerksamkeit des Dessalines nach dem Blutbade des Aprils beschäftigte, war die Unterwerfung der Spanier und die Vertreibung der Franzosen aus ihrem letzten festen Platze. Er durchflog die ganze Küste, untersuchte alle militärische Punkte und verstärkte überall, wo es ihm nöthig schien, die aufgestellten Posten.

Wenige Tage nach dem Anfange der kriegerischen Bewegungen richtete er an die Einwohner des ehemaligen spanischen Antheils einen Aufruf; er beschuldigte sie der Verrätherei und lud sie zur Beobachtung ihres letzten Vertrags ein. Er that ihnen seine Ankunft an der Spitze siegreicher Legionen kund, drang auf ihre Unterwerfung durch Versicherungen des Schutzes und der Gunst, und drohte, ihre Untreue und ihren Widerstand mit den fürchterlichsten Züchtigungen zu strafen.

„Noch einige Minuten und ich werde den Rest der Franzosen unter dem Gewicht meiner Allmacht erdrücken. Spanier, ich wende mich an euch, weil ich euch zu retten wünsche, ihr könnt, wiewohl schuldig des Abfalls, euer Dasein noch sichern und

meine Gnade bereit finden, euch zu schonen; es ist noch Zeit dazu übrig, schwört euern Irrthum ab, der euch ins Verderben stürzen kann, zerreißt die Bande, die euch an meine Feinde knüpfen, wenn ihr wollt, daß euer Blut sich nicht mit dem ihrigen mischen soll. Ich räume euch vierzehn Tage ein, von dem Datum dieser Weisung, um mich von eurer letzten Willensmeinung in Kenntniß zu setzen und damit ihr euch unter meinen Fahnen vereinigen könnt. Ihr wißt, was ich thun kann und was ich gethan habe; denkt an eure Erhaltung. Empfangt das heilige Gelübde, welches ich ablege, niemals etwas gegen eure Sicherheit oder persönlichen Vortheile zu unternehmen, wenn ihr die Gelegenheit ergreift, euch als würdige Kinder von Hayti zu zeigen."

Den 14. Mai ging Dessalines über den Mole von Port-de-Paix und über Gouaïves vom Cap francais ab, beschäftigt an verschiedenen Orten, den Unbilden des Krieges abzuhelfen und überall Ordnung herzustellen, wo die Dazwischenkunft und das Ansehen des Oberbefehlshabers nothwendig waren. Nachdem er die Provinzen im Westen und Süden durchzogen hatte, ging er auf die von den Spaniern besetzten Gegenden mit einer Zuversicht los, die nichts zu rechtfertigen schien.

Seine frischen Grausamkeiten, dem Aufrufe zum Trotz, in welchem er versprach, nie das Interesse der Spanier anzutasten, hatte ihnen nur Abscheu eingeflößt; auch durften sie nicht, wie die Europäer, gegen den Einfluß des Klima's kämpfen, an welches ihr Geschlecht längst gewöhnt war. Die

Sklaverei bestand zwar noch in diesem Theile der Insel; aber die Zahl der Sklaven war weit schwächer, als die der freien Grundbesitzer, und übrigens hatten diese, wie jene, einen angeerbten Haß gegen die übrigen Inselbewohner eingesogen.

Dessalines belagerte die Stadt St. Domingo, ohne Vorahnung ihres tapfern Widerstandes. Während der Belagerung verstärkte eine französische Eskadre die Garnison des angegriffenen Platzes. Der schwarze Oberbefehlshaber, der wenig Hoffnung auf einen schnellen Erfolg baute, hob die Belagerung auf und kehrte zurück, ohne irgend einen von den Zwecken seiner Unternehmung erreicht zu haben.

Seiner Rückkehr nach Port-au-Prince folgte bald darauf die friedliche Umwälzung, die für einige Monate aus dem Staate von Hayti ein Kaiserreich schuf und auf den Thron desselben die erste obrigkeitliche Person dieser ehemaligen Republik erhob.

Alle Truppen der Garnison begaben sich den 8. September 1804 auf das Marsfeld, genau Nachmittags um zwei Uhr, sie stellten ihre Bataillone in Vierecken auf.

Die öffentlichen Lehrer und ihre Zöglinge, eine Abordnung von Handwerkern, welcher ein Handwerker an der Spitze vortrat, eine Abordnung der Landbauer, eine des fremden und eine andere des einheimischen Handels, jede unter Anführung eines ihrer vorzüglichsten Mitglieder; die Gerichtspersonen und endlich alle bürgerliche und militärische Behörden bildeten das Gefolge des neuen Kaisers, der auf dem Marsfelde von Port-au-

Prince auf einem Throne oberhalb einer Erhöhung gekrönt wurde, ohngefähr drei Monate früher, als Bonaparte dieselbe Scene vor den Augen des alten Europa wiederholte. Die Weihung der Kirche fehlte bei dieser Krönung eben so wenig, als bei der nachfolgenden in Paris: die Geistlichkeit von Hayti begrüßte Dessalines zuerst als Kaiser, und der erste Gebrauch, den dieser fromme Monarch von seiner Gewalt machte, bestand darin, daß er dem Himmel ein öffentliches Dankfest darbrachte, unter dem Absingen eines Te Deum an demselben Tage, und daß er dabei nach der Weise Toussaint's zuerst mit der stärksten Stimme seines Reiches einfiel.

Die Einführung der Kaiserwürde auf Hayti und der Wille des Volks, welche dieselbe auf Dessalines übertrug, wurden außerdem durch eine neue Verfassung bestätigt.

Diese Verfassung war von 23 Männern erörtert worden, deren Namen ihr voranstanden; sie lautete in ihrem Anfange also:

„In Gegenwart des höchsten Wesens, vor dem alle Menschen gleich sind und der darum so viele Geschöpfe auf der Oberfläche der Erde verbreitet hat, damit sie seinen Ruhm und seine Macht offenbaren durch die Verschiedenheit seines Werks."

„Und in Gegenwart aller Völker, die uns so lange und so ungerechter Weise als zurückgesetzte Wesen betrachtet haben, erklären wir, daß diese Verfassung der freie Ausdruck unsres Herzens und Willens ist."

Der vorbereitende Abschluß erklärte das hay-

tische Reich für frei, unumschränkt und unabhängig; er sprach ferner aus, und zwar für immer, die Abschaffung der Sklaverei, die Gleichheit der Stände, dieselbe Gültigkeit derselben Gesetze für Alle, die Unverletzbarkeit des Eigenthums, den Verlust des Bürgerrechts im Falle der Auswanderung und die Aufhebung dieser Rechte zufolge eines Bankerotts; die Ausschließung aller Weißen, wie sie nur sein möchten, von dem Rechte, irgend ein Besitzthum zu erwerben, jedoch mit Ausnahme derjenigen, die eingebürgert waren, sowohl für ihre Kinder als ihre Verwandten; die Annahme des allgemeinen Namens der Schwarzen für alle Unterthanen von Hayti, von welcher Farbe sie auch wären. Außerdem wurde erklärt, daß Niemand verdiene, ein Haytier zu sein, der nicht ein guter Vater, guter Sohn, guter Gatte und besonders ein guter Soldat sei. Die Eltern durften ihre Kinder nicht enterben und jeder Bürger war verpflichtet, irgend ein mechanisches Gewerbe zu treiben.

Das eine und untheilbare haytische Reich theilte man in zehn militärische Departements, jedes unter den Befehlen eines Generals; jeder dieser Befehlshaber war unabhängig von den übrigen und mußte schriftlich an das Oberhaupt der Regierung berichten, der außer dem Kaisertitel auch noch den Namen eines Oberbefehlshabers des Heeres annahm. Der letzte Artikel der Verfassung besagte, daß Dessalines, der Rächer und Befreier seiner Mitbürger, berufen wäre, den allgemeinen Geschäften vorzustehen, und daß er unter dem Namen Johann Jacob I. regieren würde.

Dem neuen Kaiser wurde der Titel Majestät beigelegt, eben so seiner Gemahlin: ihre Personen galten für unverletzlich, die Krone sollte durch Wahl ertheilt werden; der Kaiser hatte aber das Recht, unter einer gewählten Anzahl von Kandidaten seinen Nachfolger zu bezeichnen; eine jährliche und lebenslängliche Rente war der Kaiserin als Witthum und den von Sr. Majestät anerkannten Kindern ausgesetzt. Die Söhne des Monarchen mußten durch alle Grade im Heere dienen. Jeder Kaiser, der sich ein bevorrechtetes Corps unter dem Namen einer Ehrengarde zulegen würde, sollte zufolge dieses Schrittes als im Kriege mit dem Volke betrachtet und vom Throne gestoßen werden, so daß dieser dann an einen der Staatsräthe fallen sollte, gewählt von der Mehrheit seiner Regierungsgenossen.

Der Kaiser hatte das Recht, Gesetze abzufassen, anzunehmen und bekannt zu machen, die öffentlichen Beamten zu ernennen und zu entlassen, die Einnahmen und Ausgaben des Staates und das Schlagen der Münze zu ordnen, über Krieg und Frieden zu entscheiden, Verträge abzuschließen, nach seinem Dafürhalten die bewaffnete Macht zu vertheilen; ihm allein stand ferner die Begnadigung der Verbrecher oder die Minderung ihrer Strafen zu.

Die Divisions- und Brigadegenerale sollten einen Theil des Staatsraths ausmachen. Außerdem sollte ein Finanzminister darin Sitz haben, beauftragt mit den Geschäften des Innern, ferner

ein Kriegsminister als Vorsteher des Seewesens und ein Staatssecretär.

Jedermann konnte seine Streitigkeiten auf dem Wege der Güte und durch Schiedsrichter schlichten lassen.

Jede Gemeinde sollte einen Friedensrichter haben, dessen Befugniß sich aber nur über Angelegenheiten unter 100 Dollars erstreckte, mit dem Rechte der Berufung an den Richterstuhl des Distrikts. Die militärischen Verbrechen unterlagen den Aussprüchen eines besonderen Rathes.

Keine herrschende Religion war als solche gestattet, die Freiheit der öffentlichen Gottesverehrung war ausgesprochen. Der Staat durfte sich nicht mit dem Unterhalte irgend einer religiösen Stiftung befassen.

Ueber die Staatsverbrechen sollte durch einen vom Kaiser ernannten Rath gerichtet werden; alles den weißen Franzosen zugehörige Eigenthum wurde als Gut des Staats angesehen; alle Häuser der Bürger waren für unverletzlich erklärt.

Die Ehe wurde als eine reine bürgerliche Handlung aufgestellt, und die Scheidung war in gewissen Fällen erlaubt.

Die Verfassung war der Obhut der Obrigkeit, der Väter und Mütter, der Bürger und Soldaten anvertraut, und allen ihren Nachkommen, allen Freunden der Freiheit, den Menschenfreunden aller Länder als ein leuchtendes Beispiel der Güte Gottes anempfohlen, der im Gange seiner ewigen Beschlüsse ihnen die Gelegenheit gegeben habe, ihre

Ketten zu brechen und sich zu einem freien, bürgerlich geordneten Volke zu gestalten.

Mehre französische Geschichtschreiber können nicht müde werden, diese Verfassung als ein Muster zu preisen; sie finden darin manche Bestandtheile ihrer eigenen gesellschaftlichen Einrichtungen und diese Berührungspunkte reichen hin, um ihre einseitige Vorliebe und Bewunderung zu begreifen. Die Bestimmungen, welche die Macht des Kaisers innerhalb gewisser Gränzen festzuhalten suchten, waren zwar von den vornehmsten Einwohnern und den bedeutendsten Staatsbeamten ausgegangen; allein was konnte dieser schwache Zügel mit seinen papiernen Formen gegen die Eingriffe eines Mannes vermögen, dessen erstes und höchstes Gesetz unbedingte Willkür war? Ein Gesellschaftsvertrag der Bürger mit einem Tyrannen ist wie ein Vergleich zwischen Lamm und Wolf. Außerdem trägt dieser Verfassungsentwurf viel zu deutlich die Spuren jener oberflächlichen Allgemeinheit, die von Erfahrung, Geschichte und den besonderen Bedürfnissen und Verhältnissen absieht, und für das Verschiedenste nur einen und denselben Normalleisten hat. Das größte Uebel dieses Staatsverbandes lag aber wohl in der gefährlichen Frühreife, die er mit Anmaßungen einer falschen Aufklärung ausstellte; die wahre, dauerhafte Grundlage der Religion und Erziehung fehlte ihm, denn wo die Regierung aus Kargheit, oder was noch schlimmer ist, aus Gleichgültigkeit sich von der heiligen Pflicht entbindet, die geistige und sittliche Bildung des Volkes durch einen verhältnißmäßigen finanziellen

Aufwand zu befördern; wo dieser Mangel an Theilnahme wohl gar für das Zeichen einer fortschreitenden Staatsweisheit gilt; da ist es auch um den eigentlichen Kern der öffentlichen Wohlfahrt und Kraft gethan, und wie sehr auch einige Zeit der Schein das Gegentheil lügt, der innere Wurm bricht zuletzt doch durch. Dessalines trieb die Franzosen mit allen Geißeln der blutigsten Rache aus dem Lande und merkte nicht, daß er sie durch die ihnen theilweise nachgemachten, abgestohlenen Verfassungskünste wieder als stille Gäste zur Rückkehr einlud.

Die Lage der Landbebauer blieb dieselbe wie unter Toussaint: ihr Lohn betrug den vierten Theil des Ertrags und dieser Ertrag war bedeutend; man hatte die Peitsche und alle körperlichen Strafen abgeschafft. Trägheit wurde als ein Verbrechen angesehen, aber nur mit gefänglicher Haft bestraft und man schätzte die Frohnarbeit zur Zeit der Sklaverei nur auf zwei Drittel gegen die Summe derjenigen Arbeit, die unter der neuen Regierung herauskam.

Es war festgesetzt, daß die schwarzen Landbebauer nur in denjenigen Abtheilungen arbeiten sollten, bei welchen sie zuerst verwendet worden waren; hatten sie aber Gründe zum Wechsel, so ertheilte ihnen der Kommissär oder Offizier des Distrikts die Erlaubniß dazu. Die meisten Besitzungen befanden sich als confiscirt in den Händen der Regierung; sie wurden jedoch gegen eine jährliche Rente verpachtet und diese Rente richtete sich im Allgemeinen nach der Anzahl der Landbebauer und nicht

nach der Fläche des Bodens. Die Mulatten und Quarteronen, die eine gesetzmäßige oder ungesetzmäßige Verwandtschaft mit den ehemaligen weißen Eigenthümern nachweisen konnten, wurden als Erben für die Besitznahme ihrer Güter zugelassen. Die Quarteronen oder Kinder der Weißen und Mulatten waren sehr zahlreich.

Da die Zuckerpflanzungen durch den Krieg gänzlich zerstört und die nöthigen Gebäude für die Einsammlung dieses Produkts noch nicht wieder hergestellt waren, so fiel auch der Gewinn an Zucker sehr mittelmäßig aus. Das Haupterzeugniß bestand in Kaffee und man berichtet, daß 1805 mehr als 30,000,000 Pfund erzeugt wurden; das ist ungefähr soviel als die Ladung von 50 gewöhnlichen Schiffen.

Die 1805 angestellte Zählung der Einwohner unter der Herrschaft des Kaisers Dessalines ergab etwa eine Bevölkerung von 380,000 Seelen; man darf noch gegen 20,000 hinzufügen, die zerstreut, oder aus anderen Gründen abwesend, in jener Summe nicht mit begriffen waren. Von diesen 400,000 Menschen machte das erwachsene männliche Geschlecht nur einen geringen Theil aus; es hatte bei den vorhergegangenen Metzeleien außerordentlich gelitten; das Land bauten größtentheils Weiber. Die Ehe, die man nach den Gebräuchen der römischen Kirche einging, herrschte fast allgemein; man unterzog sich den Pflichten dieses Standes im Ganzen auf eine löbliche Weise, trotz des bösen Beispiels, welches der Kaiser gab.

Das regelmäßige Heer bestand in 15,000 Mann,

davon betrug die Cavallerie 1,500; ihre Kriegszucht war gut, eben so ihre Bewaffnung, die Bekleidung desto schlechter. Die Uniform war blau mit rothen Aufschlägen.

Alle dienstfähige Mannschaft wurde im Geschäfte der Waffen viermal des Jahres mehrere Tage hindurch geübt.

Nach der Vertreibung der Franzosen trug Dessalines Sorge dafür, daß nicht fernere Auswanderungen die Bevölkerung der Insel verringern möchten; es wurden die strengsten Strafen verfügt, sowohl gegen die Auswanderer als gegen diejenigen, die ihnen bei ihrer Entweichung behülflich gewesen waren.

Es war nicht genug an der Wachsamkeit über die Erhaltung der Bevölkerung; weit zahlreichere Kriegshaufen als diejenigen, die man ihnen zur Vertheidigung entgegen zu stellen hatte, konnten beim nächsten Frieden zwischen Frankreich und England aus Europa ankommen. Der Kaiser setzte mit den vornehmsten Anführern einen Vertheidigungsplan fest, dessen Ausführung im Falle der Noth alsdann durch ein Gesetz gesichert werden sollte.

Bei den ersten Vorzeichen eines Angriffs sollten die Küstenstädte zerstört werden, das schwarze Heer wollte man hierauf in die Forts zurückziehen, die auf vortheilhaften Punkten im Innern des Landes angelegt waren.

Diese Punkte hatte man glücklich gewählt und stark befestigt; die Artillerie des Cap, die hauptsächlich aus zahlreichen bronzenen Kanonen bestand,

war in diese Forts geschafft worden, wo sich ebenfalls große Vorräthe von Kriegsmunition befanden. Die Abhänge der Höhen und der sie umgebenden Schluchten war mit Pisangen, Ignamen und andern fruchtreichen Bäumen bepflanzt, so daß die Garnison ihren Unterhalt fand, ohne daß sie über die Schußweite ihrer Kanonen hinaus zu gehen brauchte; auch fehlte es nicht an Wasser in den Umgegenden dieser Posten, die einander oft so nahe standen, daß es unmöglich war, ihre Linie zu überflügeln und sie auf allen Punkten zugleich anzugreifen.

Ungeachtet dieser sorgsamen Anstalten und des Anscheins vom Kriege war man weit davon entfernt, die Erziehung zu vernachlässigen; fast in allen Distrikten gab es Schulen, und da die Neger sahen, welchen Vortheil diejenigen unter ihnen genossen, die nicht ohne Erziehung waren, so lag ihnen der Unterricht ihrer Kinder sehr am Herzen, und die meisten unter diesen konnten wenigstens lesen und schreiben.

Beim Ausbruche des Aufstandes 1791 war der Kaiser Johann Jacob Sklave bei einem schwarzen Eigenthümer, der Dessalines hieß und dessen Namen er annahm. Dieser Mann lebte noch 1805 auf dem Cap und war Augenzeuge von der Thronbesteigung seines ehemaligen Dieners. Er war Töpfer und pflegte zu sagen, daß der Kaiser von jeher ein verzwackter Hund, aber ein guter Arbeiter gewesen sei. Dessalines hegte für ihn eine große Zuneigung und machte ihn zu seinem obersten Kellermeister.

Er antwortete denen, die ihn fragten, warum er denselben nicht einen ehrenvollern Posten gegeben habe, daß kein anderer dem alten Manne, der ein großer Liebhaber des Weins sei und für sie beide trinke, so viel Vergnügen gemacht haben würde; denn Dessalines, obschon er auf der Insel den reichsten Keller besaß, bediente sich bei seinen Mahlzeiten fast nur des Wassers.

Dieser Kaiser konnte nicht lesen, hatte indessen gelernt, seinen Namen zu unterzeichnen; seinem Vorleser hörte er mit großer Aufmerksamkeit zu. Man erzählt, daß, als er einst eine Rede des vortrefflichen Menschenfreundes Wilberforce über den Sklavenhandel hätte vortragen hören, er sogleich Befehl gab, selbe in der Zeitung des Cap abzudrucken.

Dessalines war von kleinem aber starkem Körper, beseelt von großer Thätigkeit und einem unbezähmbaren Muthe.

Man meint, er sei Toussaint an militärischen Talenten überlegen gewesen; das größere oder geringere Verdienst ausgezeichneter Feldherren läßt sich schwer unterscheiden; oft giebt bloß die Verschiedenheit der Lage den scheinbaren Ausschlag. Sonst stand Dessalines in jeder Rücksicht tief unter dem unglücklichen Toussaint. Er flößte weniger Achtung als Furcht ein; doch war er offen, umgänglich und großmüthig; der letzte Vorzug ist aber kaum einer zu nennen, wenn man die Gewaltschritte bedenkt, die er sich gegen fremdes Eigenthum erlaubte. Er zeichnete sich durch seltsame Launen aus, eine Wirkung seiner persönlichen Ei-

telkeit: bald war er mit Stickereien und andern Zierathen bedeckt und prächtig gekleidet, und oft erschien er öffentlich in dem schlechtesten Anzuge. Noch auffallender und lächerlicher war es, daß er in seinem Ehrgeize für einen vollendeten Tänzer gelten wollte; er hatte immer einen Tanzmeister bei sich, der ihm in Augenblicken der Muße Unterricht gab; man konnte ihm keine angenehmere Artigkeit erweisen, als wenn man ihm sagte, daß er gut tanze, wiewohl er sich sehr ungeschickt zu dieser Uebung anließ, in welcher die Neger sonst zu glänzen pflegen.

Er hatte Töchter von seiner ersten Gattin, aber keine Söhne. Seine letzte Frau war die Geliebte eines reichen Pflanzers gewesen, auf dessen Kosten sie eine vorzügliche Erziehung erhalten hatte. Sie war eine der schönsten und vollkommensten Negerinnen Westindiens, von sanften Sitten, durch deren Macht sie mehr als einmal die natürliche Wildheit des Dessalines zügelte; unglücklicherweise gelangen ihre Versuche der Milde nicht immer.

Einige Zeit hindurch ließ der Kaiser seine Grausamkeit nur an den Weißen aus, bald fiel er aber auch über seine eigene Kaste her. Seine unruhige Herrschbegierde gab sich dem heftigsten Argwohn hin, sein Gewissen mochte ihm zuweilen sagen, welches Schicksal er verdiene; um seine Macht gegen die Gefahr und Möglichkeit eines Angriffs von Seiten der Unzufriedenen sicher zu stellen, verhängte er über mehrere seiner Unterthanen, selbst über seine Offiziere, den Tod ohne alle gerichtliche Form: und jede Anstrengung, seine ehrgeizigen

Besorgnisse zu vertilgen, führte nach dem natürlichen Gange der Sache nur zu einer Vermehrung derselben. Er trieb seine rasenden Launen und Gräuel zuletzt so weit, daß die Anführer des Heeres nicht umhin konnten, sich untereinander zu verschwören, um ihn unversehens den 17. Oktober 1806 zu überfallen. Bei dem Versuche der Flucht oder des Widerstandes, denn die Erzählung weicht davon ab, erhielt er einen Säbelhieb, der seinem Leben ein Ende machte, und damit auch der Regierung, welcher er in jeder Beziehung höchst unwürdig gewesen war. Seine politische Wirksamkeit bestand in einer ununterbrochenen Reihe von Verbrechen; sein Privatleben aus einem Morast von Ausschweifungen.

„Er war — so erklärte ein öffentlicher Aufruf einige Tage nachher — ein Blutigel, der alle reiche Leute umbringen ließ, die ihm die mindeste Unruhe erregen konnten. Der öffentliche Schatz mußte jährlich 20,000 Piaster für jede seiner Freundinnen liefern und er unterhielt deren nicht weniger als zwanzig. Die von diesem Tiger eingeführte Verfassung war lediglich die Frucht seines Geizes und seiner Wildheit. Soldaten, ihr werdet von nun an gekleidet und besoldet werden, Grundbesitzer, ihr werdet Beschützung finden.“

Achte Periode.

Parteikämpfe um die Herrschaft zwischen Christophe, Pétion und Rigaud. — Christophe ordnet eine neue Verfassung an. — Offener Wiederausbruch der Feindseligkeiten zwischen Christophe und Pétion. — Christophe wird als König von Hayti gekrönt. — Lage der Insel bei der Thronbesteigung Ludwig des achtzehnten. — Anerkennung der Unabhängigkeit Hayti's.

Der Tod von Dessalines hatte unter dem Volke, das seines Schergenamtes müde war, eine allgemeine freudige Bewegung hervorgebracht; Christophe, nach der Austreibung der Franzosen der zweite Mann im Heere, fand keine sonderliche Schwierigkeiten, sich der höchsten Gewalt zu bemächtigen.

Heinrich Christophe, ein Kreole aus der Insel Granada, war 1791 bei der Revolution auf St. Domingo Sklave, lange Zeit ein vertrauter Freund und treuer Anhänger Toussaint's, mit dem er eine gewisse Uebereinstimmung des Charakters gehabt haben soll; bekannt als ein ausgezeichnetes militärisches Talent, genoß er um diese Zeit noch den Ruf der Menschlichkeit und des Wohlthuns: als guter Gatte, guter Vater beobachtete er die Pflichten der Moral und Religion, und ein englischer Beobachter bemerkt bei der Schilderung dieses Anführers, daß er ein Lebemann wäre, der in seinem Keller vortreffliche Weine hätte, wovon er einen

freien, aber doch mäßigen Gebrauch mache. Wenn es gilt, den Charakter öffentlicher Personen darzustellen, solcher zumal, die sich später auf eine schlimme Seite geworfen haben; so läßt man sich oft durch die frühern bessern Züge, die oberflächlich hervorschimmern, zu einem übergünstigen Urtheile verleiten; vielleicht hat Christophe in dieser Hinsicht manche Aehnlichkeit mit Nero. Was jemand thut oder sagt, wenn er in sittlicher Gala erscheinen will, hat für den Menschenkenner keinen sichern Gehalt; dieser entdeckt auch in dem späteren Verhalten Christophe's gegen Toussaint geheime Winke genug, die ihm für das Lob der unverbrüchlichen Anhänglichkeit nüchterne Behutsamkeit empfehlen. Die französischen Schriftsteller verwechseln gar leicht Manieren mit Sitten und den Firniß mit der Zeichnung. Der Deutsche verlangt mit Recht eine gründlichere Darstellung, die aber in Absicht auf Christophe einer sorgfältigeren Sichtung bedarf, als hier anzustellen erlaubt ist.

Er vertauschte beim Antritte seiner Herrschaft den pomphaften Titel eines Kaisers gegen den Namen eines Regierungshauptes von Hayti. Hierauf trug er Sorge für die Ermunterung des Ausfuhrhandels; den 24. Oktober 1806 erschien ein Aufruf, der den neutralen Völkern Sicherheit und Schutz versprach.

Er blieb jedoch nicht lange der einzige Erbe der durch den Tod des Dessalines erledigten Herrschaft; der Mulatte Pétion, der nach Clervaux unter der Kaiserregierung den dritten Platz und zugleich den Posten eines Generalgouverneurs von Port-au-

Prince eingenommen hatte, trat als Mitbewerber auf.

Erzogen in der Militärschule von Paris, galt er für einen unterrichteten Mann, von sanften Sitten und verbindlichen Manieren. Er war der geachtetste Offizier des Genieweſens in der schwarzen Armee, und Christophe selbst hielt seine militärischen Talente hoch; er liebte die schönen Künste und besaß ausgebreitete Kenntnisse in der Literatur.

Jeder der beiden Nebenbuhler suchte sein Recht in den Waffen; den ersten Januar 1807 kam es zu einer Schlacht auf den Feldern von Cibert; Pétion wurde aufs Haupt geschlagen und zur Flucht gezwungen.

Christophe verfolgte ihn bis zu den Thoren von Port-au-Prince; und in der Hoffnung, seinen Sieg vollständig zu machen, belagerte er diese Stadt, von der er sich aber bald unverrichteter Sache wieder zurückzog.

Er begründete seine Macht leicht in den nördlichen Gegenden der Insel; auch hatte sie der Erfolg seines ersten Feldzugs zu stark befestigt, als daß er durch die Unternehmungen seines Wettkämpfers im Süden gestürzt werden konnte.

Er versammelte indessen auf dem Cap einen aus Generalen und den vornehmsten Bürgern bestehenden Rath, und dieser beschloß den 17. Febr. 1807 eine neue Verfassung, welche jedes auf dem Gebiete von Hayti befindliche Individuum für frei erklärte, wodurch also die Sklaverei für immer vertilgt wurde. Die Regierung wurde einer ersten Magistratsperson anvertraut unter dem Titel und

in der Eigenschaft eines Präsidenten und Generalissimus der Land- und Seemacht. Dieser Posten war von lebenslanger Dauer und der Präsident hatte das Recht, seinen Nachfolger zu wählen, aber nur unter den Generalen. Dieselbe obrigkeitliche Person leitete auch im Kriege und Frieden die auswärtigen Angelegenheiten. Der Staatsrath bestand aus neun Mitgliedern, unter denen wenigstens sechs Generale seyn mußten: er war eine berathende Behörde. Die Erneuerung der Staatsräthe hing vom Präsidenten ab.

Die katholische Religion sollte als Religion des Staats angesehen werden, unter freier Ausübung jedes andern Cultus. Man errichtete in jedem Bezirke Schulen und jeder Haytier war von seinem sechszehnten bis funfzigsten Jahre zum Kriegsdienste verbunden.

Ein Hauptgrundsatz dieser Verfassung sprach von Seiten der Regierung den Willen aus, nie die Colonien der anderen Nationen zu beunruhigen und außer Hayti keine Eroberung zu versuchen. Diese Erklärung war nothwendig, weil sich sonst England aus Besorgniß für die Ruhe seiner Besitzungen der Gründung des gefährlichen Nachbarstaates widersetzt haben würde; eben diese Erklärung ging ferner nothwendig aus der Ansicht hervor, an England einen Vertheidiger des im Norden gebildeten Staats zu gewinnen, gegen Frankreich und den Feind im Süden.

Schon bot England willfährig die Hände zur Unterstützung Christophe's und seiner Partei, denn die Herrschaft Pétion's setzte Jamaika, den süd-

lichen Küstennachbar von Hayti, in Gefahr; diese Furcht erwachte um so lebhafter, je mehr England der Zeiten dachte, wo Toussaint mehrmals mit diesem drohenden Entwurfe umgegangen war. Die Verschwörung, welche eine Verbindung der Mißvergnügten auf der englischen Insel mit denen auf Hayti bezweckte, war von Christophe im Februar des Jahres 1807 entdeckt worden; die englische Regierung hatte den Dienst der Anzeige durch die Einräumung verschiedener Handelsvortheile belohnt.

Es kam zu mehreren Treffen; bald hatte Christophe, bald Pétion die Oberhand. Viele Gegenden und Städte wurden im Laufe der Zeit von den beiden Parteien eingenommen und wieder verlassen. St. Marc, Arcahaye, Gouaïves, Port-de-Paix waren der Schauplatz furchtbarer und hartnäckiger Kämpfe; besonders rang man mit der größten Anstrengung um den Mole von St. Nicolas. Christophe schloß diesen Platz, den ein Theil von dem Heere Pétions inne hatte, unter seiner persönlichen Anführung enge ein, und nach einer regelmäßigen Belagerung von 32 Tagen ergab sich die Besatzung auf Gnade und Ungnade; sie wurde den Truppen des Siegers einverleibt. Nach dieser Begebenheit (1810) verabschiedete Christophe viele Soldaten des Belagerungsheeres und kehrte nach Cap français zurück.

Seit zwei Jahren wurde Spanien, bloßgestellt dem verrätherischen Einbruche der Franzosen, von allen Schrecken der Anarchie zerrissen. Die Spanier machten den Franzosen auf Hayti mit

großem Vortheile und nicht geringer Hartnäckigkeit das 1795 abgetretene Land ſtreitig. Chriſtophe hatte dieſen heftig entzündeten Krieg als ein Bindemittel zwiſchen ſeiner Partei und dem Oſten von St. Domingo zu benutzen verſucht und in dieſer Abſicht Hülfstruppen und Munition abgeſandt, um den gewünſchten Ausgang ſchneller zu entſcheiden. Von einer anderen Seite unterſtützten die Engländer die Unternehmungen, welche gegen die Trümmer der franzöſiſchen Macht auf St. Domingo gerichtet waren. Im November 1809 nahm eine engliſche Eskadre die Stadt Samana und die im Hafen befindlichen Schiffe; die franzöſiſchen Truppen wurden zu Gefangenen gemacht, die Schiffe fortgeführt und der Platz den Spaniern übergeben. Im Julius 1810 kam eine engliſche Flotte von Jamaika unter dem Befehle des General Carmichael, um zur Unterwerfung der Stadt St. Domingo mitzuwirken, auf welche die Franzoſen zuletzt allein noch beſchränkt waren.

Barquier, Gouverneur der Stadt, erklärte ſich anfänglich für den Widerſtand; als aber der General Carmichael ernſthafte Anſtalten zum Sturm getroffen hatte, verlangte der Anführer der Belagerten zu capituliren. Die Beſatzung durfte mit Bewilligung aller militäriſchen Ehren abziehen. Die Offiziere wurden auf ihr Ehrenwort nach Frankreich geſchickt, die Soldaten blieben als Gefangene zurück. Nach der Räumung nahmen die Spanier wieder Beſitz von ihrer Hauptſtadt, welche acht Jahre in franzöſiſcher Gewalt geweſen war.

Im Frühling 1811 vertauschte Christophe den Titel des Präsidenten gegen den des Königs. Der im Cap français versammelte Staatsrath forderte, wie es heißt, diese Veränderung, sie war indessen wohl mehr das stille Werk Christophe's, wiewohl der öffentlich gefaßte Beschluß das Gegentheil behauptete. So kam die haytische Königswürde an die Person und Familie Christophe's.

Zu gleicher Zeit führte der Staatsrath einen Erbadel ein, auf welchen alle Personen Anspruch hatten, die irgend ausgezeichnete Verdienste besaßen in der Magistratur, dem Heere, den Wissenschaften oder schönen Künsten.

Auf diese Grundlage bauete der Staatsrath einen constitutionellen Vertrag, indem er der Person und Familie Christophe's die Königswürde zuerkannte, außerdem verschiedene Staatsbeamte erwählte und noch andere Zusätze der Verfassung von 1807 beifügte, wie sie die späteren Veränderungen in der Regierungsform zu erheischen schienen. Bald darauf erschien die öffentliche Bekanntmachung dieses Vertrages. Hier folgt ein Auszug der Verfassung von 1807 nebst dem Verfassungsentwurfe, der jene 1811 näher bestimmte.

„Die unterzeichneten Bevollmächtigten, beauftragt mit dem Machtausflusse des haytischen Volkes, gesetzmäßig zusammenberufen von Sr. Excellenz, dem Oberbefehlshaber des Heeres, und durchdrungen von der Nothwendigkeit, ihre Committenten in den Genuß der heiligen, unverjährbaren, unveränderlichen Menschenrechte zu setzen, verkündigen in Gegenwart und unter dem Schirme des

Allmächtigen, die in dem gegenwärtigen constitutionellen Abschlusse enthaltenen Gesetze.

Erster Titel. Vom Stande der Bürger.

1) Jede auf dem Gebiete von Hayti befindliche Person ist frei, im ganzen Umfange des Wortes.

2) Die Sklaverei ist für immer auf Hayti abgeschafft.

3) Niemand hat das Recht, das Asyl eines Bürgers zu verletzen, noch mit Gewalt in seine Wohnung einzudringen, ohne Befehl der obern und befugten Behörde.

4) Alles Eigenthum steht unter dem Schutze der Regierung. Jeder Angriff auf das Eigenthum eines Bürgers ist ein Verbrechen, welches der Strafe des Gesetzes unterliegt.

5) Das Gesetz bestraft den Meuchelmord mit dem Tode.

Zweiter Titel. Von der Regierung.

6) Die haytische Regierung besteht: aus einer obersten Magistratsperson, mit dem Titel und in der Eigenschaft eines Präsidenten und Generalissimus der Land- und Seemacht; jede andere Benennung ist für immer auf Hayti geächtet.

Die haytische Regierung nimmt den Namen „Staat von Hayti" an, und wird unter diesem anerkannt.

7) Die Verfassung bestimmt den Oberbefehlshaber Henry Christophe zum Präsidenten und Generalissimus der haytischen Land- und Seemacht.

8) Der Titel des Präsidenten und Generalissimus hat lebenslange Dauer.

9) Der Präsident hat das Recht, seinen Nach-

folger zu wählen, aber nur unter den Generalen und zwar auf die folgende vorgeschriebene Weise: Die Wahl ist insgeheim zu treffen und wird in einem versiegelten Paket ausgefertigt, welches nur der zu diesem Zwecke feierlich versammelte Staatsrath öffnen darf.

Der Präsident wird alle nothwendige Vorsichtsmaßregeln ergreifen, um den Staatsrath, welchem das Paket übergeben wird, in gehörige Kenntniß zu setzen.

10) Die bewaffnete Macht und die Verwaltung der Finanzen stehen unter der Leitung des Präsidenten.

11) Der Präsident hat die Macht, mit fremden Völkern Verträge abzuschließen in Betreff der Handelsverhältnisse und der Sicherstellung der Unabhängigkeit des Staats.

12) Er kann über Krieg und Frieden verfügen, um die Rechte des haytischen Volkes aufrecht zu erhalten.

13) Er hat gleichfalls das Recht, die Mittel nachzuweisen, die zur Begünstigung und Vermehrung der Bevölkerung dienen.

14) Er schlägt dem Staatsrathe die Gesetze vor, welche dieser nach ihrer Abfassung und Annahme dem Präsidenten zur Bestätigung vorlegt, ohne welche sie keine Kraft der Vollziehung haben.

15) Die jährliche Besoldung des Präsidenten ist auf 40,000 Dollars festgesetzt.

Dritter Titel. Vom Staatsrathe.

16) Der Staatsrath faßt neun Mitglieder in

ſich, welche der Präſident wählt und worunter wenigſtens zwei Dritttheile Generale ſind.

17) Das Geſchäft des Staatsraths beſteht im Empfange der Geſetzvorſchläge des Präſidenten, in der zweckdienlich befundenen Abfaſſung derſelben; in der Feſtſtellung der Abgaben, und der Art und Weiſe, ſelbe einzunehmen, in der Beſtätigung der von dem Präſidenten abgeſchloſſenen Verträge und in der Beſtimmung des Verfahrens bei den Werbungen für's Heer. Ihm wird die jährliche Rechnung über die Einnahmen und Ausgaben, ſo wie über die Hülfsquellen des Landes vorgelegt.

Der vierte, fünfte und ſechſte Titel handeln von den Beſoldungen der Generaloberaufſeher der Finanzen und des Innern, ſo wie von denen des Staatsſekretärs und der Gerichte.

Siebenter Titel. Von der Religion.

Die Regierung erkennt allein die katholiſche, apoſtoliſche römiſche an. Die Ausübung der anderen Religionen iſt geduldet, aber nicht öffentlich.

Achter Titel. Von der öffentlichen Erziehung.

In jeder einzelnen Landesabtheilung ſöll eine Centralſchule errichtet werden, nebſt beſonderen Schulen in den untergeordneten Bezirken.

Neunter Titel. Von der Gewährleiſtung für die benachbarten Colonien.

Die haytiſche Regierung erklärt ſich gegen die übrigen Mächte, die Colonien in der Nachbarſchaft beſitzen, zu dem Entſchluſſe, dieſe auf keine Weiſe zu ſtören.

Das haytiſche Volk macht außerhalb ſeiner In-

sel keine Eroberungen und beschränkt sich auf die Behauptung seines Gebietes.

Nach diesen neun Hauptstücken folgen einige allgemeine Anordnungen, unter denen die vorzüglichsten darauf hinausgehen, daß jeder Haytier in dem Alter von funfzehn bis sechszehn Jahren zu den Waffen gerufen werden kann, wenn die Sicherheit des Staates es verlangt; daß die Regierung den fremden Kaufleuten Sicherheit der Person und des Eigenthums verbürgt; daß die Ehescheidung scharf verboten ist, und daß der Ackerbau, der als die älteste, edelste und nützlichste Beschäftigung aufgeführt wird, Ermunterung und Schutz erhält.

Constitutionelles Gesetz des Staatsrathes für die Einführung der Königswürde auf Hayti.

Erste Akte.

Von der höchsten Gewalt.

Erster Artikel. Der Präsident Henry Christophe wird unter dem Namen Heinrich zum König von Hayti erklärt.

1) Dieser Titel geht mit seinen anhaftenden Prärogativen und Vorrechten erblich auf die männlichen und gesetzmäßigen Abkömmlinge der Familie in gerader Linie über, nach dem Rechte des Alters, mit Ausschluß der weiblichen Sprößlinge.

2) Alle Verhandlungen des Königreichs werden im Namen des Königs unter dem königlichen Siegel kund gethan und bekannt gemacht.

3) In Ermangelung einer männlichen Nachkommenschaft in gerader Linie geht die Thronfolge auf denjenigen Prinzen der Familie über, der dem

Könige am nächsten verwandt oder seiner Würde nach der älteste ist.

4) Fehlt es an einem muthmaßlichen Erben, so steht es dem Könige frei, nach seinem Gutbefinden die Kinder eines haytischen Prinzen zu adoptiren.

5) Sollte noch männliche Nachkommenschaft nach dieser Adoption geboren werden, so überwiegt ihr Recht auf die Thronfolge das der adoptirten Kinder.

6) Beim Ableben des Königs und bis zur Anerkennung seines Nachfolgers werden die Angelegenheiten des Königreichs von den Ministern und dem Rathe des Königs besorgt: ihre Entscheidungen gehen aus von der Mehrheit der Stimmen; der Staatssekretär führt das Protokoll über die Berathschlagungen.

Zweite Akte.

Von der königlichen Familie.

7) Die Gemahlin des Königs ist erklärte Königin von Hayti.

8) Die Mitglieder der königlichen Familie werden den Titel Prinzen und Prinzessinnen führen: sie heißen königliche Hoheiten und der muthmaßliche Thronerbe Kronprinz.

9) Die Prinzen wohnen dem Staatsrathe bei, wenn sie das nothwendige Alter erreicht haben.

Die Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt können sich nicht ohne Einwilligung des Königs verheirathen.

11) Der König trifft die Anordnungen für sei-

nen Palast auf eine Weise, die ihm der Würde der Krone angemessen dünkt.

12) Auf Befehl des Königs werden in den Gegenden des Königreichs, die er dazu nach seinem Gutbefinden ausersieht, Paläste und Schlösser angelegt.

Dritte Akte.

Von der Regentschaft.

13) Der König ist minderjährig bis zum Ablaufe von funfzehn Jahren; während seiner Minderjährigkeit wird ein Regent des Königreichs ernannt.

14) Der Regent muß wenigstens fünf und zwanzig Jahre alt sein und wird unter den Prinzen ausgewählt, die dem Könige am nächsten verwandt sind (mit Ausschluß des weiblichen Geschlechts), oder in Ermangelung dieser, unter den Großwürdenträgern des Königreichs.

15) Wenn vermöge königlicher Vorherbestimmung kein Regent ernannt ist, so wird die allgemeine Rathsversammlung einen wählen auf die im vorigen Artikel vorgeschriebene Weise.

16) Der Regent wird bis zur Volljährigkeit des Königs alle mit der königlichen Würde verknüpfte Gerechtsame ausüben.

17) Er kann kein Friedensbündniß, keinen Handelsvertrag abschließen, noch zu einer Kriegserklärung schreiten, als nach reifer Ueberlegung und im Sinne der allgemeinen Rathsversammlung; die Meinungen werden durch Mehrheit der Stimmen entschieden, und sind diese sich gleich, so behauptet

diejenige Seite das Uebergewicht, welche die Ansicht des Regenten theilt.

18) Der Regent kann weder die Großwürden des Königreichs, noch die Generalstellen bei der Land- oder Seemacht vergeben.

19) Alle Verhandlungen der Regentschaft ergehen im Namen des minderjährigen Königs.

20) Die Aufsicht über den minderjährigen König wird seiner Mutter, oder, in Ermangelung dieser, dem von dem verstorbenen König bezeichneten Prinzen anvertraut.

21) Der Regent kann eben so wenig als seine Abkömmlinge gewählt werden, um die Aufsicht über den minderjährigen König zu führen.

Vierte Akte.

Von dem großen und dem Privatrathe.

22) Der große Rath besteht aus den Prinzen von Geblüt und aus den vom Könige ernannten Prinzen, Herzogen und Grafen, deren Zahl eben derselbe bestimmt.

23) Der König hat im Rathe den Vorsitz und nimmt er denselben nicht persönlich ein, so bezeichnet er einen von den Würdenträgern des Königreichs, um seinen Platz auszufüllen.

24) Den Privatrath wird der König wählen aus den Großwürdenträgern des Königreichs.

Fünfte Akte.

25) Die Großoffiziere des Königreichs sind die Großmarschälle von Hayti: sie sind nach ihrem Verdienste aus den Generalen jedes Ranges zu wählen.

26) Die Stellen der Großoffiziere des Königreichs dauern auf Lebenszeit.

27) Wenn einer von den Großoffizieren des Königreichs auf Befehl des Königs oder wegen Körperschwäche außer Thätigkeit gesetzt wird, so behält er dessenungeachtet seinen Titel, Rang und die Hälfte seiner Besoldung.

Sechste Akte.

Von den Ministern.

28) Der König wählt und bezeichnet vier Minister; den Kriegs- und Marineminister, den Minister der Finanzen und des Innern, den Minister der auswärtigen Angelegenheiten und den Justizminister.

29) Die Minister sind Mitglieder des Raths und haben eine berathende Stimme.

30) Die Minister correspondiren unmittelbar mit dem König und empfangen seine Befehle.

Siebente Akte.

Von den Eiden.

31) Der König legt bei seiner Thronbesteigung oder beim Antritte seiner Volljährigkeit auf das Evangelium in Gegenwart der hohen Behörden des Königreichs einen Eid ab.

32) Der Regent schwört, ehe er die Geschäfte der Regierung übernimmt, unter derselben feierlichen Form.

33) Die vornehme Geistlichkeit, die Großoffiziere, die Minister und der Staatssecretär legen den Eid der Treue in die Hand des Königs ab.

Achte Akte.

Von der Form der Bekanntmachung.

34) Die Bekanntmachung aller Verhandlungen der Regierung fängt mit folgender Formel an:

„Wir, von Gottes Gnaden und durch das constitutionelle Gesetz des Staats, König von Hayti, entbieten Allen für jetzt und künftig unsern Gruß."

Und alle öffentliche Verhandlungen führen den Schluß:

„Wir entbieten und verordnen Gegenwärtiges, unterzeichnet mit unserm Siegel an alle Gerichtshöfe, Tribunale und Verwaltungsbehörden zu richten, zum Eintragen in ihre Register, zur Befolgung und zur Wachsamkeit über die Befolgung im ganzen Königreiche; der Justizminister ist mit der Bekanntmachung beauftragt.

35) Die Vollziehungsgeschäfte bei den Urtheilen der Gerichtshöfe und Tribunale werden folgendermaßen abgefaßt.

Wir, von Gottes Gnaden und durch das constitutionelle Gesetz des Staats, König von Hayti, entbieten Allen für jetzt und künftig unsern Gruß.

Darauf folgt die Abschrift des Urtheils oder Beschlusses:

„Wir entbieten und verordnen allen Gerichtsdienern und den Beamten, die man dazu auffordern wird, besagtes Urtheil in Vollziehung zu bringen, eben so allen Procuratoren bei den Tribunalen, zu dem Ende hülfreiche Hand anzulegen; allen Befehlshabern und Beamten der öffentlichen Gewalt mit kräftiger Unterstützung einzuschreiten, wenn sie auf dem Wege des Gesetzes dazu aufge-

fordert werden. Zur Beglaubigung ist das gegenwärtige Urtheil von dem Präsidenten des Gerichtshofes und dem Secretär desselben unterzeichnet worden.

Verfügt durch den Staatsrath von Hayti auf Cap-Henry den 28. März 1811, im achten Jahre der Unabhängigkeit.

Unterzeichnete: Paul Romain, der ältere, Andreas Vernet, Toussaint Brave, Jean-Philippe Daux, Martial-Besse, Jean-Pierre Richard, Jean-Fleury, Jean-Baptiste Juge, Etienne Magny, Secretär.

Alle diese Gesetze und Maaßregeln betreffen weit mehr die äußern Förmlichkeiten, als daß sie den lebendigen Geist einer gesunden Verfassung an den Tag legen; sie zeigen übrigens, wie leicht sich das constitutionelle Phrasenspiel nachäffen läßt.

Der Krieg zwischen Christophe und Pétion dauerte fort, ohne daß es zwischen ihnen zu einem entscheidenden Ausschlage kam; die beiden kämpfenden Parteien schwächten sich gegenseitig und versprachen dadurch eine leichte Beute des gemeinschaftlichen Feindes zu werden. Es dauerte lange, ehe die beiden Nebenbuhler den geringen Erfolg ihrer kriegerischen Anstrengungen und die ihrer gemeinschaftlichen Sicherheit drohende Gefahr wahrnahmen, die aus einer längern Fortsetzung der Feindseligkeiten nothwendig hervorgehen mußte. Sie legten endlich, wie mit beiderseitiger Uebereinkunft, die Waffen nieder, und beschränkt auf das Gebiet, welches jedem das Loos des Kriegs im Augenblick dieses stillen Waffenstillstandes angewiesen

hatte, beschäftigten sie sich hauptsächlich mit dem innern Zustande ihrer Staaten. Christophe's Königreich trennte sich von der Republik, an deren Spitze Pétion stand, ungefähr gegen die Mitte des westlichen Inseltheils durch Arcahaye, die Kette des Mont-terrible, den großen Boucan, die Gebirge von Pensez-y-bien und durch Mirebalais. Der Lauf des Artibonite bezeichnete die Grenze in dem Theile, der am weitesten gegen die ehemaligen spanischen Besitzungen vorging. Die Grenze bildete ungefähr eine 10 Meilen breite Linie zwischen den beiden Staaten, und alles Land, welches sie umfaßte, blieb absichtlich unbebaut liegen und war ein fast undurchdringlicher Wald geworden und eine natürliche Wehr, die mit jedem Tage einem bewaffneten Durchzuge größere Schwierigkeiten entgegenstellte.

Pétion und die vornehmsten Häupter der Farbigen hatten ihr Theil zum Tode des Dessalines beigetragen. Den 21. Oktober 1806, drei Tage später, als Dessalines in der ihm gelegten Schlinge umgekommen war, hatten sie einen Aufruf ergehen lassen, in welchem Christophe provisorisch zu dessen Nachfolger ernannt wurde. Dieser Oberbefehlshaber haßte gleich Dessalines die Farbigen; man gab ihm sogar Schuld, bei dem Tode des Mulatten Clervaux und einiger Anführer seiner Kaste, die plötzlich in den letzten Tagen der Kaiserregierung starben, seine Hände eingemischt zu haben. Eben derselbe ergriff Maßregeln, um die Mulatten von einander entfernt zu halten; er konnte sie aber nur halb durchsetzen, denn als die constituirende Ver-

sammlung in Port-au-Prince zur fest entschiedenen Wahl des Staatsoberhauptes zusammen gekommen war, so ernannte sie den 27. December 1806 Pétion zum Präsidenten der haytischen Republik und traf zugleich Beschlüsse über die Verfassung derselben.

Die Schlacht, welche darauf am ersten Tage des nächsten Jahres auf dem Felde von Cibert*) zwischen den beiden Nebenbuhlern vorfiel, hatte, wie schon früher anderswo bemerkt wurde, den Präsidenten Pétion genöthigt, sich in Port-aux-Crimes einzuschließen; denn so nannten die Anhänger Christophe's Port-au-Prince. Später, gegen das Ende des Jahres 1807, hatte die Empörung des Negers Johann Baptiste Perrier, auch Gauman oder Goman genannt, den Bezirk von Jérémie und einen Theil des Südens zu Christophe's Partei hinübergezogen.

Der General Rigaud war 1810 aus Frankreich entwichen, wo man ihn seit 1803 festgehalten hatte; er kam aus den vereinigten Staaten den siebenten April, mitten in der Nacht, in Cayes an. Man beschuldigte damals die französische Regierung, die Entweichung dieses im Süden von St. Domingo angebeteten Heerführers begünstigt zu haben, in der Hoffnung, durch sein Wiedererscheinen Spaltungen auf der Insel zu erregen. Pétion nahm anfänglich seinen alten General mit Begeisterung auf und ernannte ihn zum Befehlshaber über die Provinz des Südens; bald aber wurde er eifersüchtig auf die Beweise der Anhänglichkeit, welche Rigaud auf seinem Posten erhielt. Es erfolgte ein

*) Vergl. Seite 134.

Bruch zwischen den beiden Häuptern, und einige Wochen hindurch theilte sich die französische Partei von St. Domingo in drei stark gesonderte Regierungen; die des Nordens und des nördlichen Gebiets auf der Westseite stand unter Christophe; die der mittäglichen Gegenden im Westen unter Pétion und endlich der Süden unter Rigaud.

Glücklicher Weise dauerte die Trennung zwischen den beiden Häuptern der Mulatten nur kurze Zeit; Christophe hatte bei der Nachricht derselben auf Port-au-Prince losgehen wollen. Ein Vereinigungsvertrag, der in Miragoane unterzeichnet wurde, brachte die beiden Befehlshaber der Farbigen gegen den schwarzen Präsidenten in die Waffen, der ihre Verbindung schnell genug erfuhr, um sich ohne Schwertschlag zurückzuziehen.

Nach Entfernung der Gefahr erwachte der Haß zwischen den beiden Mulatten von Neuem. Denn 1811 empörten Pétion und Goman, die sich endlich vereinigt hatten, die Besatzung von Cayes gegen Rigaud, während Christophe an der Befestigung seiner Macht in den ihm unterworfenen Gebiete arbeitete und sich die Königskrone aufs Haupt setzte. Rigaud, kräftig unterstützt von seinem Lieutenant Borgella, der die Empörer in die Flucht jagte, überlebte diesen letzten Angriff auf seine Macht nur um einige Tage, und starb auf dem Landsitze Laborde, nachdem er den Mulatten Borgella zu seinem Nachfolger ernannt hatte.

Dieser blieb nicht lange im ruhigen Besitze seines Erbes: Pétions Politik rief Uneinigkeit zwischen dessen Generalen hervor, und diese innern

Kämpfe drohten dem Westen und Süden eine nahe Unterwerfung, als ein unerwarteter Angriff von Christophe die Streitenden durch das Interesse der gemeinsamen Vertheidigung unter dieselben Fahnen zusammenführte. Schon war ein Theil von der Flotte des schwarzen Königs auf die Seite der Republikaner übergetreten, doch ohne Vortheil für Pétion, denn die meisten Schiffe, die zu ihm hatten stoßen wollen, waren von einer englischen Fregatte erreicht und genommen worden. Um sich zu rächen, überschritt Christophe zum letzten Male die Grenze seines Königreichs gerade in der Zeit, wo sich Pétion im Süden der Insel befand: allein dieser Anführer hatte in Port-au-Prince einen alter ego, den farbigen General Boyer zurückgelassen, seinen Secretär und Freund, der ihm später in der Regierung gefolgt ist. Anfänglich war dieser außer Stande, den königlichen Truppen Einhalt zu thun und Christophe an der Belagerung von Port-au-Prince zu hindern: indessen fühlte er sich bald darauf durch Vereinigung mit Borgella stark genug, die Belagerer auf ihr eigenes Gebiet zurückzutreiben.

Während Christophe den Krieg im Westen führte, hatten die Mißvergnügten im Norden sich zum Umsturze seiner Macht verschworen: Boyer's Erfolge, so glaubten sie, würden schnell über das Daseyn des Königthums entscheiden, allein die Unschlüssigkeit Pétion's, wo nicht seine Politik, die in dem Versuche der Machterweiterung die Gefahr des Verlustes erblickte, waren Ursache, daß es nicht zu weiteren Unternehmungen kam. Die-

ser Krieg war der letzte zwischen den beiden eifersüchtigen Staaten und seit dem Ende desselben ist bis 1814 nichts von Bedeutung auf Hayti vorgegangen, das einen Platz in der Geschichte verdient. Hier bietet sich daher ein schicklicher Ruhepunkt dar zu einem allgemeinen Ueberblick der Regierung und des Hofes von Hayti.

Bald nach der Krönung Christophe's, am zweiten Juni 1811, in Cap français, das von dieser Zeit an Cap Henry getauft wurde, machte der Graf de la Limonade, Sekretär des Königs, ein Werk über die Thronbesteigung seines Gebieters bekannt, das sich nach seinem Ton und Gehalt nicht unwürdig an ähnliche Erzeugnisse europäischer Reichshistoriographen reiht *). Ein kurzer Abriß der Begebenheiten seit dem Tode des Kaisers Johann Jacob bis zur Durchsicht der Verfassung steht als Einleitung an der Spitze; angefügt ist eine Ode über die Einnahme des Mole von St. Nicolas unter der Anführung Christophe's; der Verfasser, der sich nicht genannt hat, verräth Schwung und Leichtigkeit.

Dem oben mitgetheilten Verfassungsentwurfe folgten verschiedene Edikte, unter denen die merkwürdigsten sind: 1) das vom 5. April, welches einen Erbadel mit Titeln, Einkünften und Lehen

*) Der vollständige Titel desselben lautet: Relation des glorieux événements, qui ont porté leurs Majestés royales sur le trône d'Hayti, suivie de l'histoire du couronnement et du sacre du Roi Henry I. et de la Reine Marie Louise.

einführte; ein anderes, erlassen in demselben Monate, schuf vier Prinzen, acht Herzoge, zwei und zwanzig Grafen, sieben und dreißig Barone und vierzehn Ritter; 2) ein Edikt vom siebenten April gründete in der Capstadt den Sitz eines Erzbischofs, ernannte den Erzbischof zum Großalmosenier des Königs und verordnete außerdem für Gouaïves, Port-au-Prince und Cayes drei Suffraganbischöfe (Port-au-Prince und Cayes waren um diese Zeit in Pétion's und Rigaud's Gewalt); ein Edikt vom 13. April 1811 bestimmte das große Costüme des Adels nach den verschiedenen Ordnungen desselben; 4) ein Edikt vom 30. April gründete den königlichen und militärischen Orden St. Henry, versah ihn mit 300,000 Franken jährlicher Einkünfte und setzte die Zahl der Mitglieder auf 16 Großkreuze, 32 Commandeurs und 250 Ritter fest; 5) ein Edikt vom Monat Mai betraf das Haus und die Familie des Königs, und zählte zu dem Ende verschiedene Großoffiziere, 9 Gouverneurs der Paläste und 7 Gouverneurs der Schlösser, 14 Kammerherren, 14 Pagen, 5 Ceremonienmeister, Waffenherolde u. s. w. auf.

Eine flüchtige Erörterung des königlichen Almanachs für das Jahr 1814 giebt den vollständigsten Begriff von der Regierung und dem Hofe Christophe's. Er fängt an mit einem Verzeichnisse der herrschenden Herkömmlichkeiten, dahin gehören unter andern die Tage der katholischen Heiligen, die Feste aller Kirchenpatrone auf königlichem Gebiete, ferner sieben Nationalfeste: das erste betrifft die Unabhängigkeit von St. Domingo, das zweite

die Gründung der Monarchie, das dritte die Krönung des Königs und der Königin, das vierte, fünfte und sechste die Geburtstage des Königs, der Königin und des Kronprinzen, das siebente die Feier des Ackerbaues.

Hieran schließt sich eine kurze Skizze über das Königreich Hayti. Die Grundsätze des Feudalsystems, heißt es, sind in demselben unbekannt; die Titel des Erbadels, des königlichen und militärischen Ordens St. Henry werden dagegen als Belohnungen angegeben, welche diejenigen erhalten, die ihr Leben dem öffentlichen Wohle oder der Vertheidigung des Vaterlandes und des Königs weihen.

„Die Gesetzgebung besteht in einem Codex einfacher, klarer, genauer Gesetze, die den Sitten, den Gebräuchen und dem Charakter des Volkes angemessen sind."

„Ein besonderer Codex beschäftigt sich mit dem Ackerbau, eine Erscheinung ohne Beispiel bei den übrigen Völkern; er bestimmt die gegenseitigen Pflichten der Eigenthümer, der Pächter und der Landbebauer, die Polizei in den Pflanzungen, den Gewinn und die Zubereitung der verschiedenen Erzeugnisse des Bodens; mit einem Worte die gesammte Landwirthschaft von Hayti; die Grundsätze dieses Codex sind von der Gerechtigkeit, der Billigkeit und der Menschlichkeit diktirt."

„Die Ehe wird geehrt, begünstigt und ermuntert; kein unverheiratheter Haytier erhält irgend einen ausgezeichneten Posten. Die Scheidung wird nicht geduldet."

„Man ermuntert die fremden Kaufleute, sich

auf Hayti niederzulassen; der König ist sogar geneigt, sie aus seinem Vermögen zu unterstützen, vielen hat er bereits wichtige Hülfsleistungen erwiesen."

Darauf folgt das „rothe Buch" oder der Hofkalender von Hayti. Das erste Kapitel trägt die Ueberschrift: „Königliche Familie" und berührt die besonderen Gebräuche in Betreff Sr. Majestät des Königs Heinrich, Ihrer Majestät der Königin Marie Luise, und ihrer vier Kinder, nämlich zweier Söhne und zweier Töchter.

Das zweite Kapitel enthält die Namen und Titel der Großoffiziere des Staats, des Generaloberſten der haytischen Garden, des Großmarschalls von Hayti, des Ministers und Staatssekretärs der auswärtigen Angelegenheiten, des Erzbischofs, des Großalmoseniers des Königs, des Oberceremonienmeisters.

Das dritte Kapitel handelt von den Aufenthaltsorten des Königs, der Königin, des Kronprinzen, der königlichen Prinzessinnen und der königlichen Haustruppen. Es werden neun Paläste und achtzehn Schlösser angegeben. Einer der Paläste heißt: Sans Souci und eines der Schlösser: Le chateau des Délices de la reine. Ferner eine Bestimmung der gewöhnlichen Anzahl der Kammerherren, der Sekretäre, der Bibliothekare, der Pagen, der Palastgouverneure, der Aerzte, der Chirurgen. Die Haustruppen bestehen aus einem Generalstabe, einem Corps reitender Artillerie, zwei Compagnien Gardes-du-Corps, drei Eskadronen Chevaux

Jégers und einem Infanterieregimente von fünf Bataillonen.

Das fünfte Kapitel liefert eine Liste des großen Staatsraths und des Privatraths. Der große Staatsrath bildet zugleich den obersten Gerichtshof in Angelegenheiten vornehmer Verbrecher und öffentlicher Beamten, die der Veruntreuung angeklagt sind. Er schreitet ferner gegen Verschwörer ein und ist zugleich rücksichtlich der untern Behörden das Oberapellationsgericht.

Das sechste Kapitel giebt Rechenschaft von dem königlichen und militärischen St. Henry-Orden.

Das siebente Kapitel schildert die verschiedenen Staatsdepartements, den Geschäftskreis des Staatssekretärs, der Kanzlei, des Kriegs- und Marinedepartements, des Departements der Finanzen und des Innern, das der Justiz und des Großadmirals.

Das achte Kapitel handelt von der Geistlichkeit. Die römisch-katholische Religion wird auf Hayti allein anerkannt und öffentlich ausgeübt. Unter dem Erzbischofe, der von dem Erzbischof zu Palermo geweiht ist, stehen ein Kapitel, ein Seminar und ein Collegium. Jedem der drei Bischöfe ist ein Kapitel nebst einem Seminar beigegeben mit dem Genusse beträchtlicher Einkünfte.

Das neunte Kapitel führt die Ueberschrift: „militärische Organisation des Königreichs" und enthält ungefähr funfzig Seiten. Die Liste der Landmacht spricht von funfzig Bataillonen, zur Seemacht werden zwei Viceadmiräle, zwei Divisionschefs, zwei Schiffskapitäne, vier Fregattenkapitäne u. s. w. gezählt.

Das zehnte Kapitel bezeichnet die Intendanten des Finanzwesens, die Aufseher der Gärten, der Gewässer, Wälder und Gebäude, die Direktoren der Münze, die Oberaufseher des Gewichtes und des Maaßes.

Das elfte Kapitel giebt die Justizeinrichtung an, die Liste des obersten Gerichtshofes, der Advokaten und Rechtskandidaten der höhern Gerichtshöfe, der Richter und Beamten der Admiralität und des kirchlichen Forums, der Notare, der Aufseher und Auktionatoren.

Das zwölfte Kapitel setzt die Postverordnungen auseinander.

Das dreizehnte Kapitel unter der Aufschrift: „Oeffentlicher Unterricht", geht auf den Zustand der Schulen, welche der König gegründet hat, deren Professoren und Lehrer er besoldet, unter Austheilung von Preisen an die ausgezeichnetsten Zöglinge.

Das vierzehnte Kapitel unter der Ueberschrift: „Schöne Künste", enthält die Liste der königlichen Akademie der Musik und der königlichen Mahler.

Das funfzehnte Kapitel liefert ein Verzeichniß der königlichen Schauspieler, und das sechszehnte zählt die Personen auf, denen die Gestüte und Schäfereien untergeben sind.

Das Ganze schließt mit der Schilderung der Hofetikette, den Ceremonien bei den Präsentationen und Audienzen u. s. w.

Neunte Periode.

Schritte der französischen Regierung, um sich mehr oder weniger in das frühere Verhältniß zu setzen. — Gegenmaßregeln der haytischen Regierungen. — Tod des Königs Christophe; bald darauf stirbt auch Pétion, an dessen Stelle Boyer tritt. — Unter ihm vereinigt sich ganz Hayti zu einer Republik. — Frankreich erkennt im Fortgange der Unterhandlungen die volle Unabhängigkeit Hayti's gegen eine Entschädigungssumme an. — Blick auf die bestehende Verfassung.

Unter der Kaiserregierung war Frankreich gezwungen worden, vergeblich auf die Wiedereroberung St. Domingo's zu hoffen. Stärkere Interessen, nebst der Unmöglichkeit, während des Krieges zwischen England und Napoleon eine Flotte auszusenden, hatten das noch immer obschwebende Vorhaben eines neuen Angriffs von einer Zeit zur andern unausführbar gemacht.

Als Napoleon zum ersten Male auf die Regierung verzichten mußte, glaubten die ehemaligen Colonisten, daß der Friede, welcher mit der Restauration eintrat, ihnen auch das Verlorene wiederbringen würde: es wurde bei der Kammer der Deputirten ein Gesuch eingegeben und tausend verschiedene Entwürfe, die sich mit der Wiedereroberung St. Domingo's beschäftigten, theils auf dem

Wege der Unterhandlungen, theils durch Waffengewalt; tausend Verwaltungspläne, worunter die meisten die originelle Krankheitsspur der alten Vorurtheile trugen, durch welche Frankreich früher den Verlust der Insel verschuldet hatte; tausend solche politische Seifenblasen flogen von allen Seiten in die Luft. Die Kammer übergab das an sie gerichtete Gesuch einer Commission, bei welcher der General Desfourneaux, der seit 1791 bis 1803 fast in allen Kriegen gegen die Schwarzen mitgefochten hatte, zum Berichterstatter ernannt wurde. Das Gutachten der Commission wurde bald öffentlich bekannt. Die Handelsvortheile, welche Frankreich aus dem Besitze der Insel gezogen hatte, waren darin übertrieben, und nicht richtiger sah es mit den vorgeschlagenen Maaßregeln aus, welche die Colonie unter Frankreichs Hoheit zurückführen sollten. Die Regierung hatte sich keine authentische Aufklärung verschaffen können, hinsichtlich der Stimmung der Anführer, die neben einander auf Hayti herrschten; dessenungeachtet begründete der Berichterstatter auf die vorgebliche Kenntniß ihres Charakters die Ueberzeugung, daß sie ohne Schwierigkeit die Oberhoheit Frankreichs anerkennen würden, und für diesen Fall bat er den Monarchen, diesen und den andern Befehlshabern, welche der Bericht bezeichnete, das Ansehen und alle die Vortheile des Glücks zu verbürgen, welchen sie der Gunst der Umstände zu danken hatten; da es endlich möglich wäre, daß der gehoffte Erfolg ausbliebe, so ersuchte man die Regierung in Unterwürfigkeit, zugleich eine hinreichende Land- und

Seemacht abzusenden, um die Colonie in Besitz zu nehmen.

Der Berichterstatter schlug schließlich der Kammer vor, bei der höchsten Gewalt auf Gesetze anzutragen für die innere Verwaltung von St. Domingo, so wie auf eine Vorschrift der Aufführung für die Schwarzen, die entweder schon Hayti bewohnten, oder erst künftig dahin kommen würden; endlich sollten die bürgerlichen und politischen Rechte aller Eigenthümer in der Colonie festgesetzt werden, von welchen Farben sie auch sein möchten.

Dieser Bericht erregte unter den ehemaligen Colonisten ein allgemeines Freudengeschrei, sie rechneten nicht bloß auf die Wiedererlangung ihrer Grundstücke, sondern auch des beweglichen Menschengutes, welches dieselben ehedem bestellte. Es war in der That ziemlich unvernünftig, zu meinen, daß die in dem Berichte ausgesprochenen Maaßregeln günstige Folgen haben könnten; dazu kam, daß England, welches gegen Frankreich mit bedeutenden Forderungen im Rechte war, die unmittelbare Aufhebung des Sklavenhandels verlangte; unglücklicherweise verschob man die Ausführung dieses gesetzlichen Abschlusses noch fünf Jahre hinaus. Man hoffte, daß dieser Termin hinreichen würde, um den Sklavenbestand in den haytischen Pflanzungen mit einigen Ladungen Afrikaner vollzählig zu machen.

Bald mußte man die chimärische Hoffnung aufgeben, welche der Sinn des Berichtes schmeichelnd gepflegt hatte, daß nämlich die Häupter der Regierung auf St. Domingo mit Vergnügen die Ober-

hoheit Frankreichs anerkennen und sich derselben unterwerfen würden; daß die muthige Bevölkerung dieser Insel, die noch das Schwert in der Hand hielt, welches sie gegen das schönste feindliche Landungsheer geführt hatte, einer französischen Eskadre die Erlaubniß geben würde, ihr die Stunden und Bedingungen der Arbeit vorzuschreiben, und den Pflanzern mit ihren Peitschen und Stöcken wieder Besitzungen anzuweisen, die gleich den Nationalgütern in Frankreich neue Herren gefunden hatten, welche eben so entschlossen waren, selbe zu behaupten und zu vertheidigen, als diejenigen sein mochten, denen die Charte so eben ihr altes Eigenthum zugesichert hatte.

Der folgende Brief entwickelt besser als jede geschichtliche Darstellung den sittlichen Zustand des Königreichs Hayti, sowie der nördlichen Bevölkerung unter den gegenwärtigen Umständen. Es waren dem Könige Christoph durch einen in London wohnhaften Franzosen Mittheilungen, jedoch ohne offiziellen Charakter, gemacht worden; der Graf de la Limonade, Minister der auswärtigen Angelegenheiten von Hayti, antwortete darauf folgendermaßen:

„Mein Herr,"

„Ihre Briefe vom 21. März und vom 5. April sind mir nebst ihren Duplikaten durch die englische Brigg le Vigilant, Kapitän Flanagan, die den 19. Mai im Hafen des Cap Henry eingetroffen ist, übermacht worden, so wie le Bedfort, Kapitän Hackfield und le Smolensk, Kapitän Jowsey, die

gestern angekommen sind, mir Ihre Zeitungen und andere Papiere mitgebracht haben."

„Ich habe diese Briefe dem Könige überreicht, der sie mit voller und verdienter Aufmerksamkeit hat vorlesen hören."

„Die Nachrichten, die Sie uns von den großen Ereignissen in Europa und besonders in Frankreich mittheilen, sind dem Könige sehr angenehm gewesen. Se. Majestät, die sorgfältig dem Faden der Begebenheiten gefolgt ist seit dem Rückzuge von Moskau und den Bewegungen in Deutschland, hatte daraus geschlossen, daß Napoleon ohne Hülfe einer allgemeinen Bewaffnung Frankreichs seinen zahlreichen Feinden nicht würde die Spitze bieten können, die um so furchtbarer erschienen, je mehr ihnen die Erfahrung sagte, daß sie langwierige Streitigkeiten beizulegen hatten, und daß ihr Dasein und die Ehre ihrer Throne auf dem Spiele stand."

„Das, was Se. Majestät vorausgesehen hatte, ist zum Theil in Erfüllung gegangen durch den Sturz des unversöhnlichen Weltfeindes; indessen wird die allgemeine Ruhe gefährdet bleiben so lange als Napoleon lebt."

„Se. Majestät erblickt neue Bürgschaften für die Sicherheit des Königreichs in den menschenfreundlichen Grundsätzen, welche die europäischen Regierungen, wie es scheint, anzunehmen wünschen. Dessenungeachtet hat eben dieselbe, seit der Vertreibung der Napoleonschen Trabanten vom haytischen Boden, keinen Augenblick versäumt, um sich auf den Krieg und den hartnäckigsten

Widerstand, im Falle eines Angriffs, gefaßt zu halten."

„Die Vertheidigungsmittel sind noch erhöht worden durch die vollständige Dienstbefähigung der Truppen, die Verproviantirung der Festungen und andere Mittel, zu denen man neuerlich geschritten ist, seitdem die Friedensunterhandlungen zwischen Napoleon und England unter Oestreichs Vermittelung eröffnet worden sind; von denen uns hier Kunde durch die Zeitschriften zugekommen ist, und besonders durch die verschiedenen Dokumente und kostbaren Nachrichten, die Sie uns mitgetheilt haben, und durch welche Se. Majestät sich in den Stand gesetzt sieht, alle erforderlichen Maßregeln zu ergreifen."

„Aber wenn die Politik einerseits Se. Majestät zur Ergreifung der nothwendigen Vorsichts- und Sicherheitsmaßregeln geführt hat, so ist andererseits auch der Flor des Ackerbaues die unablässige Sorge der Regierung gewesen, wie Sie sich hier durch die außerordentliche Menge von Lebensmitteln überzeugen können, die aus den Häfen dieser Insel abgegangen sind."

„Sie müssen aus den verschiedenen Akten der Regierung Sr. Majestät seit Ihrer Thronbesteigung bemerkt haben, daß dieselbe nie das französische Volk mit den Gewalten verwechselt hat, die an der Unterdrückung Hayti's arbeiteten; eben dieselbe hat fortwährend dem ruhigen Handelsverkehre Sicherheit, Schutz und Erleichterung angeboten in derselben Zeit, wo sie entschlossen war,

alle Feinde zurückzuweisen, die es wagen möchten, uns in die Sklaverei zurückzustürzen."

„Sie können, mein Herr, erklären, und Sie sind gegenwärtig dazu ermächtigt, daß Se. Majestät mit Vergnügen diejenigen französischen Schiffe zulassen wird, die nach den Formen des Gesetzes für die Häfen von Hayti bestimmt sind; sie sollen, gleich den Unterthanen der mit uns befreundeten Mächte, welche mit uns friedlichen Handel treiben, behandelt und beschützt werden, wofern sie sich pünktlich den Gesetzen des Königreichs fügen. Sie können den französischen Kaufleuten diese Versicherung ertheilen und diese Erklärung im Wege der Journale zur Oeffentlichkeit bringen."

„Eine neue Ordnung der Dinge beginnt: Se. Majestät überläßt sich der tröstenden Hoffnung, an Frankreich eine gerechte und menschenfreundliche Regierung zu finden, die in der Ueberzeugung, daß Gewalt unzulänglich ist, um uns wieder in die Sklaverei zurückzuführen, nicht vergessen wird, daß wir nie aufgehört haben, ihren unversöhnlichsten Feind zu bekämpfen vom Anfange seiner Regierung bis zu seinem Sturze, und daß wir niemals den Vorschlägen Gehör schenken mochten, womit seine Geschäftsführer von allen Seiten uns entgegen kamen."

„Se. Majestät schmeichelt sich, daß sie menschliche Gesinnungen bei einem Monarchen antreffen wird, der in der Schule des Unglücks gewesen ist."

„Allein bei der Ungewißheit über das Verhalten, welches der neue König gegen uns zu behaupten gesonnen ist, können wir weder irgend einen

Weg noch Schritt einschlagen, wozu Sie uns einladen, bis wir bestimmt von den königlichen Absichten unterrichtet sind."

„Es gebührt Ihnen, mein Herr, der Sie mit einer grenzenlosen Anhänglichkeit und Treue so standhaft die Interessen des unglücklichen Monarchen vertheidigt haben, dem Sie dienen; und der Sie durch so viele Bande an die Sache des Königs Heinrich geknüpft sind und die Entwürfe Englands kennen; es gebührt Ihnen, den Weg zu bahnen, auf welchem sich die beiden Mächte über ihre gegenseitigen Interessen, so wie über ihre Unterthanen, verständigen können."

„Demzufolge dürfen Sie nicht zweifeln, daß Se. Majestät alle gerechte und vernünftige Vorschläge, die man etwa thun will, günstig anhören wird, und daß sie bereit ist, einen beglaubigten Repräsentanten aufzustellen, um ihre und ihres Königreichs Interessen erörtern zu lassen."

Die Gesinnungen und Absichten der südlichen Einwohner stimmten mit denen im Norden zusammen. Die Regierung hatte amtlich entschieden, daß man bei dem ersten Anzeichen eines Angriffes alle Städte in Brand stecken und Alles zerstören würde, was nicht ins Gebirge fortgeschafft werden könnte. Die Arsenale waren mit Lunten angefüllt, um sie nöthigenfalls jeden Augenblick anzuzünden. Diese politischen Maßregeln, erörtert im Rathe, waren kraft des fünften Artikels der Verfassung vom 30. Mai 1805 beschlossen worden; er lautete im Grundtexte: „Beim ersten Kanonenlärmschuß werden die Städte verschwinden und die Nation

wird aufstehen." Dazu gesellte sich das noch frische Andenken an den großen Brand von Moskau, dessen zerstörende Flammen Rußland von der Herrschaft Frankreichs und ganz Europa vom Soldatendespotismus befreit hatten.

Der folgende Brief, datirt von Port-au-Prince, ist nicht weniger interessant, als der eben mitgetheilte; er wurde den ersten August 1814 von einem dort ansässigen Engländer an einen seiner Landsleute gerichtet.

„Das gegenwärtige Schreiben soll Ihnen einen Begriff von unserer Lage und unsern Besorgnissen geben, seitdem die letzte Umwälzung auf dem Festlande vorgegangen ist. Ich kann meine Blicke nicht ohne Entsetzen auf die Blut- und Mordscenen richten, mit denen man für den Fall umgeht, daß die Franzosen diese Insel mit einem Angriffe heimsuchen sollten. Das Volk würde, wenn man nach seinem gegenwärtigen Gefühle urtheilen darf, keinen Vorschlag mit Geduld anhören, der den Grundsätzen der Unabhängigkeit zuwiderliefe. Ich habe mit dem Präsidenten Pétion mehrere Jahre hindurch in enger Verbindung gestanden und ich kann Ihnen versichern, daß ich nie einen liebenswürdigeren und tugendhafteren Mann gekannt habe. Er ist der Abgott des Volkes und das Zutrauen auf ihn hat keine Grenzen."

„Er würde aber lieber seine ganze Macht einbüßen, ehe er sich das Vorhaben unterschieben ließe, diese Colonie an Frankreich zurückgeben zu wollen. Die eingezogenen Nachrichten sprachen von einem Angriffe im Monate December. Die Regierung

hat amtlich bekannt gemacht, daß man beim Erscheinen des Feindes sogleich die Städte in Brand stecken und Alles zerstören soll, was den Feinden vortheilhaft sein könnte. Zu gleicher Zeit hat sie uns mit der Hoffnung getröstet, uns alle unsere Verluste und ausstehende Schulden zu vergüten, sobald der Feind würde von der Insel vertrieben sein und die Finanzen sich wieder geordnet hätten."

„Es gewährt in der That ein schauderhaftes Schauspiel, alle die Vorkehrungen zu sehen, die man trifft zur Zerstörung der Städte und alles desjenigen, was sich nicht ins Gebirge bringen läßt. Die Zeughäuser sind mit Brandfackeln angefüllt, die beim ersten Signal angezündet werden sollen, und wenn man sich auf dem Stadthause nach den Vertheidigungsmitteln erkundigt, so lautet die Antwort: „„Sehet auf Moskau; wäre Moskau nicht zerstört worden, so würde Napoleon noch immer der Tyrann von Europa sein.""

„Ich gestehe, daß ich diese Ansicht für gründlich halte; was mich betrifft, so hoffe ich, mich mit meinem Vermögen weit von hier zu entfernen, um nicht einen Augenzeugen bei den tragischen Auftritten abzugeben, die im Werke sind. Die beiden Parteien Pétion's und Christophe's können über 60,000 Mann ins Feld stellen; die Soldaten sind zu Gefahren und Strapazen abgehärtet. Ich kann Ihnen versichern, daß ich bei der Belagerung dieser Stadt in ganzen Regimentern Handlungen der Tapferkeit bemerkt habe, die den besten europäischen Truppen Ehre machen würden. Alle Forts und Festungen in den Gebirgen sind mit Munition

und Lebensvorräthen aus der umliegenden Gegend versehen. Dieß ist gegenwärtig der Zustand von Hayti; dieß sind die Zubereitungen, womit man sich zur Menschenvertilgung anschickt, und Alles dieß geschieht nach der Anordnung des aufgeklärtesten und tugendhaftesten Mannes der gesammten Bevölkerung. Meine Seele versinkt in Schmerz, wenn ich daran denke. Die Absicht, so viele Menschenarbeiten zerstören zu wollen, ist nicht menschenfreundlich und von keiner leichten Ausführung. Einige Monate werden entscheiden, ob die schönste Gegend Amerika's eine unfruchtbare Wüste oder ein blühender Staat sein soll."

Indessen sandte Malouet, Minister der Colonien, im Laufe des Junius drei Commissäre nach Westindien ab, mit dem Auftrage, der französischen Regierung in Beziehung auf die Lage St. Domingo's und auf die Maßregeln der Anführer Aufschluß zu geben. Die Wahl, die man in diesen Commissären getroffen hatte, war nicht von der Art, daß sie die haytische Regierung über die beabsichtigten Folgen derselben beruhigen konnte; die drei Commissäre waren Daurion-Lavaysse, de Medina und Draverman; der erste war unter Robespierre Mitglied des Wohlfahrtsausschusses gewesen; der zweite hatte auf St. Domingo in Toussaint's Heere gedient und den Truppen Leclerc's einen wichtigen, ihm anvertrauten Posten übergeben.

Die erhaltene Weisung schrieb ihnen vor, sich unverzüglich nach Jamaika oder Portorico zu begeben; sie wandten sich nach England und reisten

in einem Paketboot von Falmouth nach Jamaika ab, wo sie gegen Ende des August ankamen.

Den 6. September knüpfte Lavayſſe, als Haupt der Commiſſion, ſein Geſchäft an, indem er von Kingston aus an den Präſidenten des Südens den erſten Brief ſchrieb, der ohne Wirkung und anfänglich auch ohne Antwort blieb.

Den 1. Oktober richtete derſelbe Geſchäftsführer einen andern Brief an Chriſtophe; dieſes Sendſchreiben, welches eine ſeltſame Miſchung von Schmeicheleien und Drohungen enthielt, rief von Seiten des Staatsraths eine Adreſſe in den ſtärkſten Ausdrücken und eine Antwort des Staatsſekretärs Prezeau hervor, die dem franzöſiſchen Commiſſär alle Hoffnung nahm, ſein Unternehmen auszuführen.

Den 24. September, nachdem er achtzehn Tage gewartet hatte, erhielt er von Pétion eine Einladung, ſich nach Port-au-Prince zu begeben; bei ſeiner Ankunft in dieſe Stadt ſtellte er an das Oberhaupt der Republik folgende Forderungen auf:

1) Daß der Präſident die Oberhoheit Frankreichs anerkennen und bekannt machen ſollte;

2) daß der Präſident und die übrigen Einwohner, dasjenige nachahmend, was in Frankreich beim Sturze Napoleons geſchehen ſei, eine proviſoriſche Regierung unter dem Machtgebote Frankreichs bilden ſollten;

3) daß ſie die weiße Fahne aufpflanzen ſollten.

Zur Vergeltung dieſer Folgſamkeit verſprach Lavayſſe dem Präſidenten und ſeinen Genoſſen eine ehrenvolle Auszeichnung und Belohnungen; er ver-

Gnade Gott, daß sie Verdacht der Zauberey, die Verurtheilt der Ursache, warum jemand krank, und die Heilung von Gott, oder Teufelswerke ist, gleich, und das Verbrechen beyder Theilungen gleich, oder Unterschied, die keinen ist.

Da nun jetzo die meisten Orte Deutschlands Exempel der Hexerey, und Zauberey sind, Exempel, welche noch vor hundert Jahren, da man die Unschuld Mode zu Unterthanen gemacht, so sehr verschrien waren, daß sie selbst Verbrechen, und Strafe verdienten, so ist die Ursache an dem Uebel nicht weit zu suchen.

Primary Ursache verschiedene sind gewiß. Die Predigten sind eine Anlage zum Wunder und Aberglauben, und wenn der Prediger es thun erinnert, daß die Teufelische Beschwörungen und verdammte Zauberey Gottes Werk, die Heilen aber natürliche Mittel, Gottes Werke sind, so können sie doch nicht, bey den meisten Zuhörern eine Ueberzeugung, daß Gott, und der Teufel gleiche Macht haben, die Wunder der Zauberey, und göttliche Werke, gleich sind, und gleiche Kraft haben, hervorbringen.

Der zweite Grund, warum die allgemeine Verblendung der teutschen Gemüther in Ansehung der Hexen-Processen noch nicht gehoben ist, ist ein Irrthum, der Gelehrten Theologen und Juristen. Die Predigten stehen beym Gemeinen Manne, und Bauer, wie Gesetzgebungen, und so wie er handelt. Eine Gesetzmäßige Ordnung, bey der peinlichen Process, scheint von dem Mann

Schweden, Dänemark, Rußland, Preußen, Frankreich und beiden Sicilien, Spanien und den Niederlanden, ist an die Stelle der Verfassungen, welche sie ehemals hatten, welche drei oder vier Jahrzehnte, ja über mehrere Jahrhunderte, ihren Völkern, wenigstens einen Schein von Freiheit und einige Garantien gegen Willkühr und Despotismus zugesichert haben.

Namentlich hatte Deutschland, um unter den einzelnen Bedingungen zu verschwinden, in seinen Verfassungen, die man ihm in den letzten Jahren des vorigen und des sechzehnten Jahrhunderts gegeben hatte, eine Garantie.

Diese in Wahrheit, der Gesetzlosigkeit von Souveränen, war in seinen Folgen um so fühlbarer, und mußte um so mehr auffallen, da Charte auf Charte, Verfassung auf Verfassung, seit den 22. November 1814 auf neue Souveränetäten, die vor wenigen Jahren, kaum jene im Grunde so, als sie waren, in Europa, in seinem neuen Staatensystem, selbst die alten seine Grundsätze durch Anerkennung Lügen straften.

Der 30. Januar 1815 war der Monitteur amtlich von der Existenz Frankreichs unter Ludwig XVIII.

Der Wiener Congreß, der am 1. Januar 1815, seine Berathungen, durch den Einzug der in Frankreichen Gefangenen entlassenen Heere vergrößert, welche der Herzog Dalmatien-Carnot, den Januarius aus seinem Namen, in Hermannstadt am 1. Oktober verlassen, Januar als die gegenwärtige Regierungsform von St. Domingo anerkannt hat, — der Congreß, — beide Parteien: Gesinnung und Form, Sache, Satz, Aussagungen über den Besitzstand der Völker ertheilen

hen und dieselben der Regierung zu übergeben, war auf keine Weise zu Mittheilungen ermächtigt, die dem Gegenstande der Sendung so stark zuwiderliefen; der König hat darüber sein tiefes Mißvergnügen bezeigt und befohlen, diese seine Mißbilligung zur Oeffentlichkeit zu bringen.

Der Minister u. s. w. Bennot."

Die ehemaligen Colonisten schmeichelten sich indessen zu sehr mit goldenen Träumen, als daß sie so schnell die Hoffnung aufgegeben hätten, zu welcher sie von Malouet waren verlockt worden. Sie hatten sich so eben durch die Erfahrung überzeugt, daß der Weg der Unterhandlungen zu keinem glücklichen Ergebniß führen konnte; sie befaßten sich also von Neuem mit dem Gedanken der Eroberung. Ihre Partei übte damals einen großen Einfluß auf die Berathungen des französischen Kabinets aus, und ungeachtet der Protestation in Betreff der friedlichen Absichten des Ministeriums, von welchem Daurion und de Medina beauftragt worden waren, traf man Anstalten zur Rüstung einer Macht, die im Frühling 1815 unter Segel gehen sollte.

Eine Begebenheit, die ganz gegen die gemachte Rechnung eintrat, vereitelte von Neuem die Entwürfe der Colonisten. Ehe die Expeditionsflotte noch auslaufen konnte, durchschnitt Bonaparte das Mittelmeer zwischen der Insel Elba und dem Meerbusen Juan; 20 Tage nachher langte er in Paris an, und den 29. März verfügte er die Abschaffung des Negerhandels, für welchen die auseinander getriebene Regierung sich noch bis 1819 die vorrechtliche Ausübung ausgemacht hatte. Bonaparte

kann, zufolge Kapitel XXVIII. des Zivilrechts, gegen diese Verordnung nur von Denjenigen, die durch diese Verordnung benachtheiligt werden, Einsprache gethan und über diese Einsprache von dem Bezirksgerichte entschieden werden, ein Rekurs an das Appellationsgericht, und von diesem an das Obergericht eingeleitet werden.

Dieses Gesetz soll in allen Gemeinden des Kantons, wo Gemeindsgüter sind, in Vollziehung gesetzt werden.

Die Gemeindsgüter sollen in Zukunft nicht mehr verloost, sondern in Gemeindsnutzungen verwandelt werden.

Diese Nutzungen sollen in Zukunft nicht mehr in Geld, sondern in Naturalien bestehen.

Die Gemeindsn

allein auch diese List verfehlte ihren Zweck. Man brachte ihre Mittheilungen zur Oeffentlichkeit und sie mußten darum nicht weniger nach Frankreich zurückkehren, ohne daß sie ihre seltsam überkommene Vollmacht durch irgend eine andere Thatsache hatten an den Tag legen können; denn als sie sich in dem republikanischen Theile der Insel zeigten, wurden sie von Pétion eben so entschieden zurückgewiesen. Dieser Anführer hatte rund heraus erklärt, daß er weder sie noch irgend einen andern fremden Geschäftsführer annehmen würde, wenn derselbe nicht vorläufig ermächtigt wäre, die Unabhängigkeit Haiti's anzuerkennen.

Pétion war 1815 auf die vier nächsten Jahre wieder zum Präsidenten erwählt worden, noch vor dem Ablaufe dieser Zeitfrist legte er, lebenssatt, gequält von körperlichen Schmerzen und aus Furcht, die Verzehrung der physischen Kräfte möchte auch seine sittlichen angreifen und dadurch das Schicksal des ihm anvertrauten Volkes gefährden, Hand an sich selbst, oder vielmehr, er ergab sich dem Tode. Nachdem er sieben Tage hindurch keine Nahrung genossen hatte, starb er den 29. März 1818 in einem Alter von 48 Jahren, weniger 4 Tage; als seinen Nachfolger hatte er Johann Peter Boyer bezeichnet, der seit geraumer Zeit sein zugeordneter Gehülfe in der Sorge für das öffentliche Wohl gewesen war.

Alexander Pétion gehörte als Mulatte zu den Quarteronen, war der Sohn eines reichen Colonisten von Port-au-Prince und einer freien Mulattin. Er griff gleich bei den ersten Unruhen zwi-

scheit den Farbigen und Weißen zu den Waffen, und zeichnete sich unter den Schreckensscenen der folgenden Kämpfe eben so sehr durch seine Menschlichkeit, als durch seinen kriegerischen Muth aus. Unter der Dictatur Toussaint's folgte er den farbigen Anführern und hielt sich besonders zu Rigaud, unter dessen vornehmste Offiziere er gehörte; er schiffte sich mit diesem Anführer zu gleicher Zeit ein, als die Wegnahme von Cayes und Jacmel jeden Widerstand unnütz gemacht hatte; bei seiner Rückkehr trat er mit dem Range eines Obersten in das Heer, welches Leclerc befehligte, und trug als solcher zu dem Ausrufe der Unabhängigkeit Hayti's bei, als Rochambeau durch den Tod des Generalkapitäns an die Spitze des Heeres kam, der seine Gewalt auf alle ersinnliche Weise mißbrauchte. Von dieser Zeit war Pétion ein Mann vom ersten Range auf der politischen Bühne Hayti's. Dieser allgemeine Blick auf seine ruhmvolle Laufbahn ist die einfachste Todtenfeier des gesegneten Menschenfreundes.

Johann Peter Boyer, geboren in Port-au-Prince, und um einige Jahre jünger als Pétion, war schon Bataillonschef in der Legion Egalité, als die contrerevolutionäre Partei die Engländer auf Hayti rief. Damals erklärte er sich für die französischen Commissäre Polverel und Santhonax, mit ihnen zog er sich auch nach Jacmel zurück. Während des Krieges im Süden bekämpfte Boyer, unter Rigaud's Befehlen, den ehrgeizigen Toussaint-Louverture, und folgte seinem nach Frankreich flüchtenden Generale, seitdem sich der südliche

Theil von Hayti der Macht des schwarzen Oberbefehlshabers unterworfen hatte. Er schloß sich 1802 der Expeditionsarmee an, so wie alle Farbigen, die eine wahrhafte Anhänglichkeit oder die Rücksicht auf persönliche Vortheile an die Partei Frankreichs gefesselt hielt. Nach dem Tode Leclerc's schlug er sich auf die Seite Pétion's, dem er treu blieb bis zum Tode desselben. Als erwählter Nachfolger Pétion's beharrte er mit Wärme in dem Regierungssysteme, das er früher hatte mit schaffen helfen. Die Geschichte seiner Präsidentschaft hat keinen wesentlichern Gegenstand, als die Verbesserungen in den öffentlichen Geschäften, und jene Begebenheiten, die, nachdem die Republik des Königreichs und der östliche, seit dem Sturze Napoleons wieder spanisch gewordene, Theil zu einem Ganzen vereinigt sind, endlich das Mutterland vermocht haben, auf dem Wege des Rechts die Unabhängigkeit einer Colonie zu erklären, die sich bereits seit zwanzig Jahren und zwar für immer thatsächlich von der französischen Obergewalt losgerissen hatte.

Seit dem Julius 1820 waren Gerüchte über die Gefahr des Königthums im Norden von Hayti bis nach Europa hinüber gedrungen: man sprach von einer wirklichen oder angeblichen Verschwörung, die sieben Großwürdenträger Christophe's angestiftet haben sollten, um eine Republik zu errichten, die der im Süden ähnlich wäre. Eine noch weit größere Neuigkeit verbreitete sich bald darauf: man versicherte, daß der König Heinrich I. in den ersten Tagen jenes Monats gestorben sey, und daß seine

Familie dieses Ereigniß verberge, um eine Revolution zu vermeiden, die dem Kronprinzen Viktor Henry die Nachfolge entreißen könnte. Man weiß jetzt mit Bestimmtheit, daß Christophe noch im Anfange des Oktobers 1820 lebte; indessen hielt ihn ein Anfall von Lähmung in dem Schlosse Sans-Souci, seinem Lieblingsaufenthalte, zurück. Ungefähr um diese Zeit diente der königliche Befehl, welcher einen von den Soldaten geliebten Obersten degradirte, der Besatzung von St. Marc als Gelegenheit oder Vorwand zu einer Empörung. Der General, welcher die Besatzung befehligte, wurde nebst dem Obersten, der seinen degradirten Vorgänger ersetzen sollte, im ersten Ausbruche der aufrührerischen Bewegung umgebracht, und man sandte ihre Köpfe an den Präsidenten Boyer, unter dem Verlangen des Beistandes und Schutzes.

Bei der Kunde des Aufruhrs schickte Christophe am 6. Oktober den 12,000 Mann, die sich auf dem Cap befanden, den Befehl zu, auf St. Marc zu marschiren; aber schon hatten sich die Soldaten nebst ihren Anführern gegen ihn erklärt. Dem verlassenen Könige blieb nur die Garde übrig, die seine Person umgab; er sandte sie gegen die Rebellen des Cap, nachdem er von seiner Sänfte aus Musterung über sie gehalten und jedem Einzelnen vier Dollars geschenkt hatte. Diese Truppen brachen mit der lebhaftesten Begeisterung von Sans-Souci auf, noch ganz besonders angefeuert durch die versprochene Plünderung der Capstadt. Auf halbem Wege stießen sie mit den Aufrührern zusammen, die, unter dem Geschrei: Es lebe die Frei-

heit! auf Sans-Souci losgingen. Sei es nun, daß dieses Geschrei mächtig an ihr Herz schlug, oder daß sie sich von der Fruchtlosigkeit jedes Widerstandes überzeugten, genug, die Garde ging zu den königlichen Soldaten über und drang mit ihnen gegen die Wohnung des Königs vor, zu dessen Vertheidigung sie aufgebrochen war. Das Gerücht ihres Abfalles langte noch vor ihr selbst an. Sobald Christoph diese Umkehr der Dinge erfahren hatte, zog er sich in sein Zimmer zurück und gab vor, der Ruhe zu bedürfen. Hierauf ließ er seine Gemahlin und Kinder kommen, die sich um das Bett stellten, auf welchem er saß. Er wandte sich mit einigen Liebkosungen an seine Töchter, forderte Wäsche, warf auf seinen Sohn einen Blick des Schmerzes, und ohne weiter ein Wort zu sagen, deutete er seiner Familie an, sich zu entfernen. Man brachte ihm Wasser, er wusch sich Arme und Hände, als ob er sich reinigen wollte, wechselte die Kleider, wand ein Tuch um den Kopf und schickte die Dienerschaft aus seiner Nähe weg. Diese hatte noch nicht die Thür zugemacht, als ein Pistolenschuß sie zurückrief. Christophe war nicht mehr. Die Kugel hatte ihm das Herz durchbohrt, er war rücklings auf sein Bett niedergesunken. Seinen Leichnam trugen Soldaten fort, denen das Vertrauen der Königin einen Ort bezeichnet hatte, wo sie ihn hinbringen sollten; allein wenige Tage darauf fand man den haytischen König, halb von den wilden Thieren verschlungen, in der Nähe eines Waldes, wo man ihn unbegraben hingeworfen hatte. Nach seinem Tode stellte sich der General

Paul Romain an die Spitze des Staates und rief die Republik aus, während eine andere Partei sich für Christophe's Sohn erklärte. Am funfzehnten Oktober traten der Norden und der Nordwesten von Hayti zu einer Republik zusammen und wählten Paul Romain zum Präsidenten. Die Häupter dieser Regierung theilten Boyer die constituirende Akte der getroffenen Einrichtung mit. Dieser schickte sie ungelesen zurück und verweigerte jeden Beistand, so lange der Staat im Norden von der Republik des Südens abgesondert bleiben würde. Dieser Zustand der Trennung dauerte nicht lange. Den 21. Oktober nahm Boyer Besitz von Gouaïves, ohne auf Widerstand zu stoßen; den 22. marschirte er gegen das Cap, wo Tags vorher die vornehmsten Einwohner schon insgesammt Anstalten zu seinem Empfange getroffen hatten. Den 23. hielt er mit 22,000 Mann seinen Einzug. Den 26. wurde er zum Präsidenten ausgerufen. Der folgende Aufruf, unterzeichnet vom General Paul Romain und seinen vorzüglichsten Anhängern, war den 21. desselben Monats bekannt gemacht worden.

„Republik Hayti.
Freiheit, Gleichheit, Unabhängigkeit.
Zuschrift an das haytische Volk."

„Bürger und Soldaten, die unterzeichneten Obrigkeiten und Generale kündigen euch mit der lebhaftesten Freude an, daß von jetzt an auf Hayti nur eine einzige Regierung und eine einzige Verfassung besteht."

„Bürger, Soldaten, der Friede ist da, es giebt

keinen Krieg mehr unter uns. Alle Haytier sind Brüder und Verbündete. Der Präsident Boyer und sein Heer werden unverzüglich in dieser Stadt eintreffen, um den Segen des Friedens und der Brüderschaft zu empfangen und zu geben. Bereitet euch, sie mit der wahrhaften Begeisterung aufzunehmen, woran man die rechten Haytier erkennt. Wohlan, laßt uns tausendmal die Losungsworte des vaterländischen Heils wiederholen: Es lebe die Republik Hayti! Es lebe die Unabhängigkeit! Es lebe Freiheit und Gleichheit! Es lebe der Präsident! Gegeben auf dem Stadthause des Cap den 21. Oktbr. 1821, im siebzehnten Jahre der Unabhängigkeit Hayti's."

Christophe hatte ein Alter von 53 Jahren, als er starb. Er war ein Mann von reinen Sitten, jedoch weit mehr in der frühern, als in der spätern Zeit; die Kälte seiner Mittheilung ließ in seinem Geiste mehr Tiefe vermuthen, als er wirklich besaß. Die englischen und französischen Schriftsteller sind uneinig über seinen Charakter. Die ersten, deren Volk und Handel er begünstigte, haben ihn nicht nur als einen Mann von großem Genie dargestellt, sondern auch als einen König, der sich ganz besonders mit einer unparteiischen Verwaltung der Gerechtigkeit beschäftigt habe: die andern haben in ihm nur den blutdürstigen Tyrannen sehen wollen und deßhalb auch die Ursache seines Unterganges in den Ausschweifungen seiner Grausamkeit gesucht. Vielleicht liegt die Wahrheit auch hier, wie so oft, in der Mitte, und bedenkt man, daß die höchste Anstrengung der Herrscherkraft nothwendig

war, um die ſtreitenden Elemente einigermaßen in Schranken zu halten, ſo darf man Chriſtophe wegen ſeiner gefährlichen, unnatürlichen Lage eher bedauern als verwünſchen; wiewohl er darum keinesweges von dem Vorwurfe empörender Gewaltthätigkeit freizuſprechen iſt. Sein Kopf verſagte, wo es auf einen ſtrengen, fortgeſetzten Zuſammenhang von Gedanken ankam; ſein Wille war deſto hartnäckiger und mächtiger. Man mußte anfänglich für ihn unter Touſſaint die Ernennung zum General auswirken; kaum aber ſtand er auf einer Höhe, wo er nur Ein Haupt gegen tauſend Untergeordnete über ſich hatte, ſo ließ er der Kraftfülle ſeines Charakters freien Lauf. Als er zur Oberbefehlshaberwürde und ſpäter zum Throne berufen wurde, fand er ſich zwiſchen die Ausübung der unbedingten Gewalt geſtellt, die er behaupten mußte und zwiſchen die Nothwendigkeit, das ihm anvertraute Volk zur geſellſchaftlichen Bildung zu erheben. Dieſe Stellung war falſch. Unwiderſtehlich gedrängt, durch den Handel die materielle Kraft ſeines Reiches zu vermehren, und deſſen ſittliches Vermögen durch die Erziehung zu entwickeln, und zwar zu derſelben Zeit, wo er den freigewordenen Schwarzen eine Arbeitslaſt auflegte, wie ſie dieſe in den Tagen des eiſernen Joches gedrückt hatte, und wo er die ſonſt gewöhnliche Peitſche der Peiniger durch den Stock der Diſtriktsaufſeher erſetzte, verſammelte er von allen Seiten das Licht der Aufklärung um ſein verwildertes Volk. Die Folge war unvermeidlich; der Unterricht trug ſeine Früchte gegen den Despotismus; Chriſtophe unterlag und

der ehemalige französische Antheil der Insel bildete fortan nun einen einzigen Staat unter dem Namen und der Form einer Republik.

Der Präsident Boyer kündigte diese Vereinigung den 26. Oktbr. in folgendem Aufrufe an:

„Haytier, der Tag der Zwietracht und Spaltungen ist dem Tage der Versöhnung und Einigkeit gewichen und dieser Tag ist der angenehmste meines Lebens. Kinder derselben Familie, seid ihr alle versammelt im Schatten desselben heiligen Freiheitsbaumes. Die Verfassung des Staats wird auf ganz Hayti anerkannt vom Norden bis zum Süden, vom Osten bis zum Westen. Die Republik zählt auf ihre Bürger als auf Männer, die sich ihrem Dienste und ihrer Unabhängigkeit geweiht haben."

„Ich will euch nicht an die Geschichte eurer Mißgeschicke erinnern; man muß nur daran denken, um sich ähnliche in Zukunft zu ersparen. Als wir die Waffen ergriffen, um die Sklaverei zu vertilgen, der wir seit Jahrhunderten unterworfen waren; als wir unser Blut vergossen und dem Vaterlande die größten Opfer darbrachten, stellten wir uns nicht vor, daß wir die Beute jener ehrgeizigen Menschen werden sollten, die bei Revolutionen das öffentliche Wohl aus den Augen verlieren, um auf ihre eigne Vergrößerung zu sinnen."

„Ihr kennt Männer, deren unseliger Ruhm nur Uebel auf das Volk gehäuft und den eignen Familien nur den Fluch ihres Namens als Erbtheil gelassen hat. Ihr seht jetzt das Gemälde

der heillosen Regierung Christophe's, der bei seinen Handlungen bloß dem Eigensinne folgte."

„Die Verfassung der Republik, das Werk der Repräsentanten aus allen Departements, hat eine sichere Wehr gegen den Despotismus aufgestellt; wenn sie seit vierzehn Jahren diejenigen beglückt hat, die treu an ihr hingen, so wird sie auch die Wohlfahrt derjenigen befördern, die von Christophe in der Irre herumgeführt worden sind; aber um dahin zu gelangen, ihr Haytier, müssen wir jeder besonderen Anmaßung entsagen, und, verschmähend alle Vortheile, die aus Ränken und Begünstigungen entspringen, unsere Gebühr gemeinschaftlich entrichten."

„Vergessen wir nicht die braven Patrioten, die nie aufgehört haben, gegen den Despotismus zu kämpfen. Auch diejenigen, die bei den letzten Ereignissen dem Volke zur Wiedererlangung der Freiheit geholfen haben, sind der öffentlichen Dankbarkeit werth. Ich bedaure, daß den 18ten dieses Monats Blut geflossen ist; mein Befehl, den ich am 17ten durch einen Expressen nach dem Cap schickte, zur Schonung des jungen Christophe und einiger Offiziere, die sich in der Ausführung barbarischer Machtgebote ausgezeichnet haben, ist nicht zur rechten Zeit eingetroffen."

„Haytier, ich fordere von euch feierlich Vergessenheit des Vergangenen; öffnet eure Herzen dem Zutrauen und eilt, im Einklange mit der Regiegierung zu handeln, um die Volksunabhängigkeit zu befestigen."

„Der Präsident von Hayti, dem die Sorge

für die öffentliche Ruhe, so wie für's Eigenthum anvertraut ist, wird nichts sparen, um seine Pflicht zu thun. Mögen die Bürger seinem Beispiele folgen und die Wunden des Bürgerkriegs werden bald vernarben!"

„Haytier, laßt uns dem höchsten Wesen danken, das unsere Vereinigung erlaubt hat, laßt uns dasselbe bitten, uns Gedanken des Friedens und der Weisheit einzugeben, damit wir unsern Kindern ein gesichertes Dasein und ein freies und unabhängiges Vaterland zurücklassen. Es lebe die Republik und die Verfassung!"

Die Revolution, welche jetzt das Königreich im Norden mit der Republik des Südens vereinigt hatte, blieb nicht ohne Einfluß auf das Schicksal der spanischen Besitzungen im Osten Hayti's: schon rissen die in dem europäischen Mutterlande vorgefallenen Begebenheiten die Trümmer der Colonie von einer Seite zur andern. Der Aufstand in dem spanischen Amerika und die Erfolge der Independenten entschieden vollends und wohl noch mehr als die Nachbarschaft einer glücklichen, aufblühenden Republik den Untergang der spanischen Macht in diesem Theile der Colonie. Die Symptome ihres bevorstehenden Sturzes hatten sich auf Hayti schon seit dem Ende des Jahres 1821 kundgegeben. In den ersten Monaten 1822 begab sich eine Commission von Notabeln zum Präsidenten Boyer in Port-au-Prince. Bald darauf kam es zu einer Unternehmung gegen den spanischen Antheil. Das dazu verwendete Heer drang ruhig vor und bemächtigte sich ohne Schwert-

schlag aller der Krone Spanien zugehörigen Städte. Die Verfassung der Republik wurde vom Cap Tiburon bis zum Cap Tugano eingeführt, die ganze Insel bildete von jetzt an nur einen einzigen Staat.

Die ehemaligen Colonisten reizten durch ihre Zurückforderungen die französische Regierung unablässig zu Ansprüchen gegen die Colonie; man wagte sich indessen nicht mehr an ernsthafte Eroberungsgedanken; man beschränkte sich auf Unterhandlungen. Seit der Restauration war kein einziges Jahr verflossen, ohne daß nicht Abgeordnete von beiden Seiten über den Ocean hin und her gekommen wären; aber keine der angeknüpften Unterhandlungen kam zu Stande, weil Frankreich vor der Anerkennung der Unabhängigkeit von Hayti auf die Uebergabe eines militärischen Punktes bestand und die republikanische Regierung bei ihrem Anerbieten einer Entschädigungssumme für die Einlösung der gut oder schlecht begründeten Rechte des Mutterlandes auf die Colonie jede Ausgleichung zurückwies, die nicht eine vollständige Sicherheit gäbe über den thatsächlichen Besitz des Rechts, das zur Anerkennung kommen sollte.

Die letzte dieser fruchtlosen Unterhandlungen fand 1824 Statt; im Anfange des Sommers gingen 3 Commissäre von Hayti nach Frankreich ab, um mit dem Ministerium über die Anerkennung ihrer Regierung in Erörterungen einzugehen. Die ersten Zusammenkünfte zwischen den Sachführern der französischen Regierung und den haytischen Abgeordneten, die man anfänglich nach Strasburg geschickt hatte, um die öffentliche Meinung über

ihre Schritte irre zu leiten, wurden in geheimnißvolles Dunkel gehüllt. Die haytischen Commissäre schifften sich gegen Ende des August in Havre ein, und den 6. Oktober meldete eine Bekanntmachung des Präsidenten Boyer den geringen Erfolg der übernommenen Bemühungen. Die Bekanntmachung, welche die drohenden Entwürfe Frankreichs durchblicken ließ, beruhigte zugleich die Gemüther hinsichtlich der Besorgnisse, welche der wirkliche Angriff etwa einflößen konnte. Um dieselbe Zeit feierten die auf Hayti wohnenden Engländer durch Feste die unpolitische Maßregel, welche ihnen auf Kosten Frankreichs alle Handelsvortheile auf der reichsten Insel der Antillen zusicherte. Der Präsident hat den Gang verschiedener Unterhandlungen öffentlich 1824 mit einer Kürze und Klarheit auseinander gesetzt, daß sein Bericht mehr als jeder andere gehört zu werden verdient. Er mag selbst reden.

„Alle Völker haben ihre glorreichen und verderblichen Revolutionen gehabt, zufolge der Ursachen, aus welchen jene entsprangen. Die einen haben ihren Glanz politischen Stößen zu verdanken, die andern sind erschüttert worden und dadurch in Verfall gerathen. Diese, zu verderbt, um unter Stürmen die nationale Kraft unversehrt zu bewahren, haben ihre Freiheit verkauft und sich unter eine schmähliche Dienstbarkeit gebeugt; jene im Gegentheil, bewaffnet mit edler Entschlossenheit, haben das Joch der Fremde abgeworfen und sich unabhängig gemacht. Es hat der göttlichen Vorsehung gefallen, uns in die Reihe

der letzteren zu stellen: wir werden beharrlich alle unsere Kräfte aufbieten, um vor der Welt die nicht unzweideutigen Zeichen ihres höchsten Willens zu rechtfertigen."

„Die haytische Nation, siegreich hervorgegangen aus dem Kampfe, worin sie das Bedürfniß der Wiedereroberung ihrer unverjährbaren Rechte verwickelt hatte, aufgeklärt durch die Lehren der Erfahrung, hatte keinen anderen Ehrgeiz, als die Grundlagen ihrer Regierung auf Einrichtungen zu bauen, denjenigen ähnlich, die einem berühmten Volke den Beifall der Welt verdient haben."

„Von dieser Zeit an sah sie ein, daß sie, um der Höhe ihrer Bestimmung entgegenzugehen, den Flor des Ackerbaues begünstigen, die eigne Bildung beschleunigen und den Handel in ihre Häfen herbeirufen müsse. Es wurden demnach alle Völker, die mit unserer Republik in gegenseitiges Verkehr treten wollten, zugelassen und beschützt. Frankreich selbst hatte sich nicht sobald mit dem übrigen Europa ausgesöhnt, dessen Flotten ihm das Meer verschlossen, als es Mittel suchte, an den Vortheilen dieser Verhältnisse Theil zu nehmen. Zu gerecht, um dem Monarchen, der auf den Thron seiner Väter gestiegen war, die Schuld eines seiner Regierung vorhergegangenen Angriffs anzurechnen, ließen wir dem Handel dieser Macht gewähren, aber unter maskirter Flagge. Diese Form der Zulassung war für die allgemeine Sicherheit nothwendig."

„So war die Lage von Hayti, als gegen das Ende des Oktobers 1814 der General Dauxion

Lavayſſe, ausgerüſtet mit Verhaltungsmaßregeln von Hrn. Malouet, Miniſter Seiner allerchriſtlichſten Majeſtät im Departement des Seeweſens, in dieſem Hafen landete. Seine Vorſchläge waren eben ſo lächerlich, als das Ziel ſeiner Schritte treulos. Jene wurden verworfen und das Volk war auf ſeiner Hut. Es iſt wahr, daß Seine allerchriſtlichſte Majeſtät die Befugniß dieſes Geſchäftsführers abgelehnt hat; allein es war uns damals erlaubt, Machtſchritte für authentiſch zu halten, die mit dem Siegel des Miniſters verſehen waren und die dieſer wohl angeſtanden haben würde, abzuläugnen."

„Zwei Jahre ſpäter, in derſelben Zeit, als Hayti ſich mit der Durchſicht der Grundakte ſeiner Wiedergeburt beſchäftigte, ſahen wir auf der Fregatte Flora eine zweite Deputation ankommen, die, obwohl ſie unmittelbar von Sr. allerchriſtlichſten Majeſtät ausging, dennoch kein beſſeres Schickſal hatte, weil die Anſprüche noch immer dieſelben waren."

„Ungeachtet dieſer Verſuche, die wohl geeignet waren, in dem Volke Mißtrauen gegen die Entwürfe eines Kabinets zu erregen, welches darauf beſtand, die Colonie in den Zuſtand der Sklaverei zurückzudrücken, genoß der franzöſiſche Handel darum nicht weniger in ſeinen Verbindungen mit Hayti eine ununterbrochene, vollkommene Sicherheit."

„Da die Korreſpondenz, zu welcher die beiden eben beſprochenen Sendungen Anlaß gegeben haben, ſchon von meinem Vorgänger öffentlich be-

kannt gemacht worden ist, so werde ich mich nicht über diese erste Epoche der diplomatischen Geschäfte zwischen Frankreich und der Republik verbreiten. Es bleibt mir jetzt nur übrig, die Unterhandlungen darzustellen, deren Faden man glaubte mit mir wieder anknüpfen zu können: ich werde die amtlichen Mittheilungen beifügen, die sich darauf beziehen."

„Die Vereinigung des nördlichen Gebietes mit der Republik im Süden rief neue Anträge hervor, die mir Hr. Aubert du Petit-Thouars von Seiten des Staatsrathes Esmangart überbrachte, welcher sich während der Sendung des Vicomte de Fontanges, zu welcher er gehörte, durch Aeußerung liberaler Grundsätze die Achtung der haytischen Regierung erworben hatte. Hr. Aubert kündigte mir an, daß Se. allerchristlichste Majestät sich entschieden hätte, unsere Unabhängigkeit anzuerkennen und sich auf das Recht der Oberlehnsherrlichkeit beschränken wolle, unter Entschädigungen für Abtretung des Gebietes und Eigenthums."

„Meine Antwort war bestimmt, und indem ich selbst den Schatten eines Protektorats ablehnte, willigte ich ein, als das einzige Mittel, das zum Ziele führen konnte, noch einmal das Anerbieten einer vernünftig angesetzten Entschädigung auf die Bahn zu bringen, die mein Vorgänger bereits dem General Lavaysse angeboten, dieser aber beseitigt hatte. Dieser Antrag von meiner Seite wurde in Vergessenheit gestellt, ungeachtet der mir von Hrn. Aubert gegebenen Versicherung, daß man nur mei-

nem Entschlusse entgegensehe, um zur endlichen Entscheidung zu schreiten."

„Es ist bemerkenswerth, daß jedes Ereigniß, welches das Gedeihen der Republik förderte, stracks die Abschickung irgend eines Geschäftsführers nach sich zog, dessen Sendung jedesmal an den Zurücknahmen des französischen Kabinets scheiterte."

„Kaum hatten die Bewohner des Ostens ihren festen Willen erklärt, mit uns nur ein einziges Volk zu bilden und zu dem Ende den Wunsch nach einer Verfassung ausgeführt; so nahte sich mir Hr. Liot mit vertraulichen Noten von Seiten des Marineministers, des Marquis von Clement-Tonnerre. Diese Noten hatten zum Zweck, mich zu einem Formalitätsverfahren zu vermögen: da seine Regierung, so sagte er, fruchtlos die ersten Schritte gethan hätte, so wünsche sie, daß ich meinerseits die Initiative einschlagen möchte."

„Ich hatte nicht vergessen, daß die Sendung des Generals Lavayssе eben so ministeriell, wie die des Hrn. Liot, durch eine förmliche Gegenerklärung war zurückgenommen worden; ich wußte gleicherweise, woran ich mich wegen der Beweggründe des Mißlingens zu halten hatte, das diesem Antrage zum Vorwande diente; um aber einen neuen Beweis meiner versöhnlichen Gesinnungen zu geben und in der Meinung, daß demjenigen, der diese Unterhandlung nachsuchte, die geheime Betreibung derselben angenehm sein würde, glaubte ich sie in keine bessere Hände, als in die des Generals Boyé legen zu können, der seit einiger Zeit hier war."

„Dieser General, der mit Recht meine Achtung und mein Zutrauen besitzt, reiste im Mai 1823 ab, von mir mit Vollmachten versehen, die den endlichen Abschluß eines Handelsvertrags bezweckten, auf der Grundlage der Anerkennung der Unabhängigkeit Hayti's. Es erregt Erstaunen, daß der von dem Herrn Marquis Clermont-Tonnerre zu einer Besprechung mit dem General bestimmte Unterhändler keine hinlänglich ausgedehnte Befugniß gehabt hat, um meine Vorschläge anzunehmen; denn nach allem, was seit 1814 betrieben worden war, mußte das französische Kabinet eine bestimmte Ansicht haben, sowohl von unserm Entschlusse, als von den Forderungen, deren Festhaltung von unserer Seite Frankreich gewärtigen konnte. Wie dem nun auch sein mag, diese Unterhandlung, welche das Ministerium laut aller seiner Wünsche herbeigerufen hatte, scheiterte (wird man es glauben?) an Umtrieben, die man von der Natur und Weise der vom General Boyé vorgeschlagenen Entschädigung hernahm."

„Hr. Esmangard erklärte gegen mich in seinem Briefe vom 27. August und 26. Oktober 1823, wie sehr er es bedaure, daß die dem General Boyé aufgetragene Sendung mißlungen sei; er maß die Ursache davon der Wahl meines Geschäftsführers und dem Unterschiede bei, welchen er zwischen den von mir am 10ten Mai 1821 aufgestellten und den vom General Boyé überreichten Vorschlägen fand. Da er indessen nicht verzweifelte, eine Angelegenheit, die ihm so sehr am Herzen lag, endlich aufs Reine zu brin-

gen, so drang er in mich, einen andern Geschäftsführer zu senden, dem vermöge seiner Stellung das Ergebniß der Unterhandlung nicht gleichgültig sei und der meine ersten Vorschläge wieder aufnähme, indem er mir versicherte, daß die Regierung des Königs, die nur gerechte, gemäßigte, kurz solche Bedingungen verlange, wie ich selbst gewünscht hätte, stets bereit sein würde, auf diese Grundlagen einzugehen, Grundlagen, deren Annahme nach seiner Ansicht nichts gegen sich hätte, die, wie er meinte, alle Ansprüche ausglichen, und denen er ohne Zweifel nicht vermocht hatte, eine Folge zu geben in der kurzen Zwischenzeit, die seit meiner Depesche vom 10. Mai 1821 bis zum Tage der Conferenz mit dem General Boyé, im August 1823 verflossen war."

„Diesen zwei Briefen des Herrn Esmangard folgte bald ein dritter, den er mir den 7. November 1823 schrieb, um mir Hrn. Laujon als einen Mann zu bezeichnen, der sein ganzes Vertrauen habe, und um mir seinen heißen Wunsch zu melden, nächstens zum Abschlusse des Vertrags mitzuwirken, der allen Ungewißheiten ein Ziel setzen sollte. In der That landete auch Hr. Laujon in Port-au-Prince, einige Tage nach der Bekanntmachung meines Zurufs vom letztverflossenen sechsten Januar; er übergab mir eine Note in Form von Verhaltungsvorschriften. Nachdem Hr. Esmangard in dieser Note daran erinnert hatte, daß es nicht in seiner Gewalt gestanden, den Bruch der Brüsseler Unterhandlung

zu hindern, fügte er hinzu, er freue sich des Glaubens, daß ich auf die Maßregeln zurückgehen würde, die ich ihm in der Depesche ausgedrückt hätte, die ihm von Hrn. Aubert zugestellt worden sei. Gestützt auf diese Behauptung, lag mir Hr. Laujon an, mich zur Absendung eines Geschäftsführers nach Frankreich zu bestimmen, indem er mir betheuerte, daß die Regierung des Königs von diesem Schritte die Form der Unabhängigkeitserklärung von Hayti abhängig mache, nach den Grundlagen vom 10. Mai 1821."

„So viel Beharrlichkeit von Seiten des Hrn. Esmangard, im Verfolgen des großen Beendigungswerkes, bestimmte mich, ihm auf seinen letzten Brief durch eine Depesche vom 4. Februar 1824 zu antworten und ihm zu melden, daß ich, willfahrend dem Wunsche seiner Regierung, zu dem Ende eine Botschaft mit den nöthigen Vollmachten nach Frankreich senden würde. Demzufolge schifften sich den ersten letztverflossenen Mai die Bürger Larose, Senator, und Rouanez, Regierungsnotar am Bord der Handelsbrigg Julius Thales ein, versehen mit meinem Beglaubigungsschreiben vom 28. April 1824 und mit meinen Verhaltungsmaßregeln von demselben Datum, die jeden Zweifel abschnitten über die Bedingungspunkte des Vertrags, den jene abschließen sollten, so wie über die unerläßliche Form einer Anerkennung, und zwar kraft königlicher Verordnung, unserer unbedingten Unabhängigkeit von jeder fremden Herrschaft, von jeder Art von Oberlehnsherrlichkeit, selbst von jedem Schutze irgend einer Macht, kurz, jener Un-

abhängigkeit, in deren Genusse wir seit zwanzig Jahren sind."

„Ich stand nicht an, zu glauben, daß ich mir zu der Absendung der Bürger Laroſe und Rouanez Glück wünschen dürfe; noch waren ſie nicht an ihrem Bestimmungsorte angekommen, als ich nacheinander durch verschiedene Fahrzeuge zehn Briefe erhielt, in welchen die Herren Esmangard und Laujon mir ihre Ungeduld erklärten wegen des Ausbleibens der Person, die meine Vorschläge überbringen sollte. Aber durch ein unbegreifliches Mißgeschick, welches die französische Regierung immer wieder von der Annäherung ablenkt, die ſie unausgesetzt thätig zu wünschen scheint; durch ein System von Winkelzügen, das ihr nicht erlaubt, im Augenblicke des Abschlusses bereits eingegangene Vorschläge anzunehmen, oder welches dieselbe auf Ansprüche zurückbringt, die ſie aufgegeben hatte, um sich eine Gelegenheit zu verschaffen, die Vollmacht meiner Geschäftsführer als unzulänglich zu bezeichnen, blieb die Sendung der Bürger Laroſe und Rouanez gleich den vorhergehenden ohne Ergebniß. Sie sahen sich also in die Nothwendigkeit versetzt, ihre Päſſe zur Rückkehr in die Republik zu fordern; ſie ſind bei uns den 4ten dieſes Monats angekommen."

„Ihr Verhalten hat meiner Erwartung entſprochen. Es wird, wie ich nicht daran zweifle, auch die Billigung des Volks erhalten. Die mir abgelegte Rechenschaft soll den offiziellen Aktenstücken angehängt werden, die ich angekündigt habe."

„Hier iſt die Auseinanderſetzung von Thatſachen,

die ich dem Richterstuhle der öffentlichen Meinung übergebe. Hayti wird im Stande sein, zu beurtheilen, ob seine erste Obrigkeit das ihr von derselben zugewandte Vertrauen gerechtfertigt hat, nicht weniger die Welt, auf welcher Seite Redlichkeit war. Ich beschränke mich auf die Erklärung, daß die Haytier nie von ihrem ruhmvollen Entschlusse abweichen werden. Sie werden mit Festigkeit den Ausgang der Begebenheiten abwarten; und sollten sie noch einmal in die Lage kommen, einen ungerechten Angriff zurücktreiben zu müssen, so wird die Welt auch noch einmal Zeuge sein ihrer Begeisterung und ihrer Thatkraft in Vertheidigung der Volksunabhängigkeit."

„Nationpalast von Port-au-Prince, den 18. Oktbr. 1824, im 21. Jahre der Unabhängigkeit Hayti's.

„Boyer,
als Präsident.

Der Generalsekretär
B. Inginac."

Die Unterhandlungen waren sonach gänzlich abgebrochen, als im August 1825 eine telegraphische von Brest datirte Depesche ankündigte, daß die Unabhängigkeit Hayti's von Frankreich anerkannt sei, und daß die Regierungsbehörden mit Ehrerbietung und Dankbarkeit die Verordnung Sr. Majestät Karls X. entgegen genommen hätten, durch welche der König seinen Rechten auf Hayti gegen eine Entschädigung von 150 Millionen Franken entsage, die unter sämmtliche entgüterte Colonisten ver-

theilt werden sollten. Diese Begebenheit lebt noch in einem zu frischen Andenken, daß die nähern Umstände derselben nicht von einem besonderen Interesse sein dürften. Die amtliche Zeitung von Hayti läßt sich darüber folgendermaßen aus:

Sonntags den dritten Julius, 10 Uhr Vormittags, zeigte die Schiffswache die Signale einer Fregatte und zweier Fahrzeuge an. Man war weit von dem Gedanken entfernt, sie für Schiffe Sr. allerchristlichsten Majestät zu halten. Um zwei Uhr Nachmittags ankerten sie auf der großen Rhede, und nun erkannte man in den Fahrzeugen eine Fregatte, eine Brigg und eine Goelette unter französischer Flagge; am Fockmaste wehte die haytische Flagge. Der Oberst Boisblanc, der die Aufsicht über die Bewegungen im Hafen führt, begab sich ans Ufer und traf ein Fregattenboot mit der Parlementairsflagge, in welchem ein Offizier war als Ueberbringer von Depeschen für die Regierung. Der Oberst Boisblanc nahm die Papiere, und das Boot kehrte gegen die Fregatte zurück. Nach dem Empfange dieser Papiere ließ Se. Excellenz, der Präsident von Hayti, den Brigadegeneral und Generalsekretär Inginac rufen und gab ihm den Auftrag, auf den Brief zu antworten, den Herr Baron Mackau, Schiffskapitän und Befehlshaber der Fregatte Circe, an dieselben gerichtet hatte, des Inhalts, daß er von Sr. allerchristlichsten Majestät bei der haytischen Regierung mit einer durchaus friedlichen Sendung beauftragt sei, von welcher er für das Land die größten Vortheile hoffe. Der Generalsekretär ließ noch denselben

Abend durch einen seiner Adjutanten dem Herrn Baron Mackau am Bord der Fregatte Antwort zukommen. Er meldete ihm schriftlich, daß er mit aller der Achtung empfangen werden würde, die man dem Monarchen schuldig sei, der ihn abgesandt habe. Es wurden augenblicklich Befehle gegeben für die Aufnahme des Hrn. Baron Mackau und seines Gefolges. Den folgenden Tag, den vierten des laufenden Monats, stieg der geehrte Abgesandte Sr. allerchristlichsten Majestät ans Land und fuhr hierauf in das Hôtel des Generalsekretärs, von wo sich der Herr Baron nach einer mehr als zweistündigen Besprechung mit Letzterem in die Zimmer zurückzog, die für ihn bestimmt waren. Sobald als der Generalsekretär Sr. Excellenz Bericht abgestattet hatte über die Unterredung mit dem Hrn. Baron, ernannte der Hr. Präsident drei Commissäre (den Obersten Frémont, den Senator Rouanez und den Generalsekretär), um Kenntniß von der Sendung des Hrn. Baron einzuziehen, und mit ihm über den großen Gegenstand, die Anerkennung der Unabhängigkeit Hayti's, zu unterhandeln. Die Herren Commissäre und der Herr Abgesandte hatten den 4ten des Abends eine Conferenz, welche mehrere Stunden dauerte, und den 5ten schritten sie gegen Mittag zu einer neuen, die sich bis 4 Uhr Nachmittags verzog. In diesen beiden Conferenzen wurden die Interessen der zwei Regierungen von beiden Seiten mit Ergebenheit und Vaterlandsliebe vertheidigt. Den Abend desselben Tages hatte Se. Excellenz, der Präsident von Hayti, die erste Unterredung mit dem Herrn

Baron Mackau. Den 7ten berief Se. Excellenz um Mittag im Nationalpalaste den Staatssekretär, den Großrichter, den Generalsekretär, die in der Hauptstadt anwesenden Senatoren und Generale, den Generalschatzmeister, den Dekan des Cassationstribunals und verschiedene bürgerliche und militärische Beamten zusammen, um ihre Meinung über die gemachten Anträge zu ermitteln. Denselben Abend kam es zwischen ihm und dem Herrn Baron von Mackau zu einer neuen Conferenz. Den 8ten meldete Se. Excellenz, der Präsident von Hayti, dem Herrn Baron in einem Briefe, daß die Regierung der Republik, zufolge der von ihm gegebenen Erklärungen, die königliche Verordnung annehme, welche unter gewissen Bedingungen die volle und gänzliche Unabhängigkeit der haytischen Regierung anerkenne. Sogleich wurde die Brigg le Rusé, unter den Befehlen des Fregattenkapitäns Luneau, zu der in unsern Gewässern befindlichen Flotte abgefertigt, welche die Contre-Admirale Jurieu de la Gravière und Grivel befehligten, um ihnen den Abschluß der Unterhandlungen anzukündigen, und den Abend desselben Tages wurde die Goelette Sr. allerchristlichsten Majestät, genannt la Bearnaise, unter den Befehlen des Schiffslieutenants Derville nach Frankreich abgeschickt, um die Nachricht der endlichen Ausgleichung hinzufördern.

Jetzt kam es zum Beschlusse über die Förmlichkeit des Gutheißens und der Annahme der Verordnung im Senate an dem festgesetzten 11ten des Monats.

Als am 11ten zu der angezeigten Stunde Herr

Baron Mackau und die Herren Admiräle und Offiziere der Eskadre vor dem Hafen sich ans Land begeben hatten, in der Ordnung, welche die Ergänzung zum Programm festsetzte, begrüßt von dem General Thomas und den Generalen in seiner Begleitung, ging der Zug vom Quai ab, um sich in den Senat zu verfügen, wo der eingetretene Herr Baron Mackau das Wort nahm und folgende Rede sprach:

„Meine Herren vom Senate,

„Der König hat mir befohlen, zu Ihnen zu kommen und Ihnen in seinem Namen den edelmüthigsten Vertrag anzubieten, den die gegenwärtige Epoche als Beispiel aufstellt. Sie werden, meine Herren, in demselben finden, daß der königliche Gedanke Sr. Majestät sich nicht weniger auf den ungewissen Zustand der Haytier, als auf die Interessen seiner eigenen Unterthanen gerichtet hat."

„Ohne Zweifel haben die hohen Tugenden Ihres Präsidenten, meine Herren, das Interesse eines Prinzen, der zugleich der Stolz seines Vaters und Frankreichs ist, einen großen Einfluß auf den Entschluß Sr. Majestät ausgeübt! Doch es reichte hin, daß eine Gelegenheit vorhanden war, Gutes zu thun, und ein Verein von Menschen, um das Herz Karls X. zur lebhaften Theilnahme zu bewegen."

„Gott wird, meine Herren, diese aufrichtige und große Versöhnung segnen, er wird erlauben, daß sie anderen Staaten zum Beispiel dient, die noch von Uebeln zerrissen werden, über welche die Menschheit seufzt."

„Auch ist uns die Hoffnung verstattet, daß wir in der neuen wie in der alten Welt alle Herzen offen finden werden für diese Liebe, die uns unsere Väter vermachten, von denen sie unsere entfernteste Nachkommenschaft gegen diese erhabene Dynastie Frankreichs erben wird, die, nachdem sie das Glück unseres Landes entschieden hat, auch die Wohlfahrt dieses neuen Staates hat gründen wollen."

Hierauf legte er die königliche Verordnung auf die Tafel des Präsidenten des Senats nieder.

Der Präsident des Senats erhob sich und antwortete dem Herrn Baron Mackau folgendermaßen:

„Mein Herr Baron,

„Wir empfangen mit Verehrung die Verordnung Sr. allerchristlichsten Majestät, vermöge welcher die Anerkennung der Unabhängigkeit Hayti's förmlich ausgesprochen ist und deren feierliche Akte zu überreichen Sie beauftragt worden sind."

„Es gebührte einem Sprößlinge des edlen und alten Geschlechts der Bourbons, auf das Werk unserer Wiedergeburt das Siegel zu drücken: nach so mühseligen und grausamen Drangsalen hat endlich Karl X., der verdientermaßen der allerchristlichste heißt, das erworbene Recht anerkannt, und beruft diese junge Nation, Platz zu nehmen unter den alten Völkern."

„Danken wir dem Ewigen. Ruhm dem erhabenen Monarchen, der, Lorbeeren verschmähend, die Blut beflecken würde, das Antlitz Sr. Majestät lieber mit dem Oelzweige des Friedens kränzen wollte!"

„Vereinigen wir unsere Wünsche, um seinen

vielgeliebten Sohn zu segnen, dessen Stimme der Ruf durch Verkündigung von Tugenden bis zu uns hat herüber schallen lassen."

„Wünschen wir dem Herrn Baron Mackau Glück, daß er seine ehrenvolle Sendung so würdig erfüllt hat; der Name seines Monarchen, der des Dauphin und sein eigener werden mit unauslöschlichen Zügen in den Jahrbüchern Hayti's verzeichnet bleiben."

Nach dieser Anrede las einer der Staatssekretäre laut und vernehmlich die königliche Verordnung vom letztverflossenen 17ten April vor, welche die volle und gänzliche Unabhängigkeit Hayti's anerkennt. Darauf wurde dieser feierliche Akt in die Register des Senats eingetragen und einer Commission aus den Senatoren, Daumec, Pitre und Rouanez übergeben zur Beförderung an den Präsidenten von Hayti. Die Freudenrufe: Es lebe Karl X.! der Dauphin Frankreichs! Frankreich! Hayti! der Präsident von Hayti! die Unabhängigkeit! hallten von allen Seiten des Saales wieder; nach der öffentlichen Genehmigung der königlichen Verordnung wurde die Sitzung aufgehoben und der Zug begab sich in den Palast der Nation. Am Fuße der Treppe wurde der Abgesandte Sr. Majestät, die Herren Admirale und die Deputation des Senats von dem Contreadmiral Panayoti, Generaloffizier im Dienste des Palastes, empfangen und von den diensthabenden Adjutanten in den Generalsaal geführt, wo sich Se. Excellenz der Präsident von Hayti befand, umgeben von den großen Reichsbeamten. Nach den gegenseitigen Höflichkeitser-

weiſen, und als die vornehmſten Perſonen des Zuges auf den für ſie beſtimmten Lehnſtühlen Platz genommen hatten, erhob ſich der Senator Daumec, der die königliche Verordnung, eingelegt in eine prächtige ſammetne Kapſel, in Händen hielt und eine den Umſtänden angemeſſene Rede ſprach. Hierauf nahm ſeine Excellenz folgendermaßen das Wort:

„Wie ſüß iſt es für mein Herz, bei der feierlichen Annahme der Verordnung Sr. Majeſtät Karls X., die förmlich die volle und gänzliche Unabhängigkeit der haytiſchen Regierung anerkennt, die Freilaſſung eines Volkes verſiegelt zu ſehen, das durch ſeinen Muth und ſeinen Entſchluß die Schickſale verdient, welche ihm die Vorſehung aufbewahrte; eines Volkes, an deſſen Spitze berufen zu ſein mir ſo hochrühmlich iſt!“

„Wenn die Haytier durch ihre Standhaftigkeit und Rechtlichkeit die Achtung der Unparteiiſchen unter allen Nationen verdient haben, ſo gebührt es ſich, hier eine glänzende Huldigung dem unſterblichen Ruhme darzubringen, welchen durch dieſen denkwürdigen Akt der Monarch Frankreichs der Verherrlichung ſeiner Regierung hinzufügt: Möge das Leben dieſes Machthabers zum Wohle der Menſchheit lang und glücklich ſein!“

„Seit zwanzig Jahren erneuern wir jedes Jahr den Eid, unabhängig zu leben und zu ſterben; künftig werden wir einen für unſer Herz theuren Wunſch hinzuſetzen, den der Himmel hören wird: daß gegenſeitig vertrauensvoller und gerader Sinn für immer die Uebereinſtimmung befeſtigen mögen,

die sich zwischen den Franzosen und Haytiern gebildet hat."

Der Herr Baron Mackau stand auf und wendete sich an Se. Excellenz, den Präsidenten von Hayti, mit folgenden Worten:

„Mein Herr Präsident,

„Der König wußte, daß in einem fernen Lande, das sonst von seinen Staaten abhängig war, ein berühmtes Regierungshaupt lebe, das seinen Einfluß und sein Ansehen nur braucht, das Unglück zu mildern, den Krieg nutzloser Strenge zu entheben und besonders die Franzosen mit seinem Schutze zu bedecken."

„Der König hat mir gesagt, gehen Sie zu diesem berühmten Manne, bieten Sie ihm Frieden an, für sein Land, für Segen und Glück. Ich habe gehorcht; ich habe das Regierungshaupt gefunden, welches mir mein König bezeichnete, und Hayti hat unter den unabhängigen Nationen seinen Rang eingenommen."

Der Herr Präsident nahm hierauf noch einmal folgendermaßen das Wort:

„Mein Herr Baron,

„Meine Seele ist bewegt bei dem Ausdrucke der eben geäußerten Gesinnungen. Es ist mir rühmlich und zugleich genugthuend, dasjenige zu vernehmen, was Sie mir bei dieser ernsten Feierlichkeit von Seiten Sr. Majestät des Königs von Frankreich erklären. Alles, was ich gethan habe, ist nur das Ergebniß der festen Grundsätze, die nie wechseln werden."

„Ich empfinde eine wahrhafte Zufriedenheit, unter diesen Umständen Ihnen bezeugen zu können,

wie sehr ich mir zu der Gunst des Standpunktes Glück wünsche, der mich die ehrenvollen Eigenschaften hat schätzen lehren, welche Sie auszeichnen."

Nach dem Schlusse dieser Anrede trug der Präsident dem Staatssekretär auf, die Verordnung Sr. Majestät vorzulegen und hierauf die an den Herrn Baron von Mackau ausgestellte Bescheinigung über die Zustellung der von ihm überbrachten königlichen Verordnung. Nach Annahme dieser Bescheinigung wurde das verabredete Zeichen gegeben, und unmittelbar darauf salutirten die Schiffe der französischen Eskadre vor dem Hafen die haytische Flagge als eine solche, die einer unabhängigen Nation angehört. Sogleich salutirte auch das Fort Alexander, alle Forts der Linie und die Küstenwachen auf der Rhede die königliche Flagge Frankreichs unter den schon oben angeführten Freudenrufen.

Der Zug begab sich in die Stadtkirche, um daselbst das Te Deum anstimmen zu hören.

Die ofterwähnte königliche Verordnung lautet nach ihrem wörtlichen Inhalte:

„Karl u. s. w."

Nach Ansicht des 14ten und 17ten Artikels der Charte:

„gesonnen, für dasjenige zu sorgen, was das Interesse des Handels, die Unfälle der ehemaligen Colonisten und der ungewisse Zustand der gegenwärtigen Inselbewohner in Anspruch nehmen, haben wir verordnet und verordnen Folgendes:

„Die Häfen des französischen Theils von St. Domingo werden dem Handel aller Völker offen stehen."

„Die in diesen Häfen erhobenen Gebühren, sowohl von den Fahrzeugen als von den Waaren, sowohl bei der Einfahrt als beim Abgange, werden für alle Flaggen gleich und übereinstimmend sein, mit Ausnahme der französischen Flagge, die als Begünstigung nur die Hälfte dieser Gebühren entrichten wird."

„Die gegenwärtigen Einwohner des französischen Theils von St. Domingo werden an die Kasse der Depots und Niederlagen Frankreichs in fünf gleichen Zeiträumen von Jahr zu Jahr, so daß der erste auf den 31sten Decbr. 1825 fällt, die Summe von 150 Millionen Franken abliefern, zur Entschädigung der ehemaligen Colonisten, welche eine Schadloshaltung fordern."

„Wir gewähren unter diesen Bedingungen durch gegenwärtige Verordnung den jetzigen Einwohnern des französischen Theils von St. Domingo die volle und gänzliche Freiheit ihrer Regierung."

„Die gegenwärtige Verordnung soll unter dem großen Siegel ausgefertigt werden."

„Gegeben in Paris im Schlosse der Tuilerien, den 17. April im Jahre der Gnade 1825 und im ersten unserer Regierung."

Karl.

Man hat diese Verordnung verschieden beurtheilt, man hat die Zulänglichkeit der Gewalt in Frage gezogen, aus welcher sie hergeflossen ist: man hat sie als unzeitig dargestellt und besonders als ein böses Beispiel für die Inselkolonien, Nachbarn einer schwarzen, wie ein Leuchtthurm errichteten Republik, auf einem Meere, das überall von Wohn-

plätzen schwarzer Sklaven besäet ist. Es soll hier nicht untersucht werden, ob es für die Angelegenheiten der Menschheit und vielleicht selbst der Politik besser gewesen wäre, wenn man das entgegengesetzte Beispiel aufgestellt und die Neger unter die Ruthe der Zwingherren zurückgeführt hätte, um die Wiederherstellung des Negerhandels und die Ewigkeit der Sklaverei einzuweihen; es bleibe ebenfalls unerörtert, ob in rechtlicher Hinsicht die gegenwärtigen Einwohner des alten St. Domingo den verdrängten Colonisten mehr schuldig sind, als diese selbst den Spaniern vor dem Landesabtritte, vermöge des Ryßwicker Friedens schuldig zu sein glaubten; es sei gleichfalls dahingestellt, ob die zahllosen Gräuelthaten der entfesselten Sklaven nicht mit Wucher vergolten worden sind, während der Besitznahme Rochambeau's und seiner Doggen, die er mit Menschenfleisch nährte: es genügt an der lauten Anerkennung, daß die den 8ten Julius in Port-au-Prince öffentlich zugesagte Unabhängigkeit Hayti's in der Politik einen großen Schritt bezeichnet, einen bedeutenden Sieg über noch mächtige Vorurtheile und eine weite Laufbahn, die sich für die Zukunft in den beiden Welten der Gesittung öffnet. Es war ohne Zweifel zu wünschen, daß man eine eitele Etikette vergessen und daß die französische Regierung auf einem geraden Wege nicht den Schein angenommen hätte, zu geben, was sie nicht besaß, und zu belohnen, als es unterhandelte. Diese diplomatischen Formen, die Ueberbleibsel glücklich vergessener Gebräuche werden bald unter ihrer eigenen Last zusammensinken, man darf nicht

zweifeln daran. Das junge Amerika hat gegenwärtig auch seine Diplomatik. Seit Kurzem hat die neue Welt von der alten Welt mit Gutem und Bösen beschenkt, derselben auch viel gelehrt und zurückgegeben.

Die Geschichte Hayti's findet für jetzt den natürlichsten Abschluß mit der anerkannten Unabhängigkeit der Insel. In dem Maaße, als man sich der Zeit nähert, wo man schreibt, lassen sich Menschen und Begebenheiten weniger gültig beurtheilen, und es ist unklug, bei Allem, was der gegenwärtige Augenblick hervorbringt, mehr als die einfache Darstellung der Thatsachen geben zu wollen.

Ende.

Digitized by Google

Allgemeine

Historische Taschenbibliothek

für

Jedermann.

Drei und zwanzigster Theil.

Geschichte von Columbia.

Erstes Bändchen.

Dresden.
P. G. Hilscher'sche Buchhandlung.
1828.

Die

Geschichte von Columbia.

Durch

Dr. Ernst Münch,

Großherzogl. Badenschem Professor an der Universität zu Freiburg im Breisgau.

Erstes Bändchen.

Dresden.
P. G. Hilscher'sche Buchhandlung.
1828.

Digitized by Google

Inhalt
des ersten Bändchens.

Erster Abschnitt.
Von den Zeiten der Entdeckung Amerika's bis zur Französischen Revolution.

Erstes Kapitel.
Die Entdeckungsfahrten von Kolumbus, Ojeda, Amerig Vespucci, Bastidas, Balboa, Quesada und Benalcazar. Die erste Gestalt und Kolonisation des entdeckten Festlandes. - - - - Seite 1-13.

Zweites Kapitel.
Die Anstrengungen des Bartolomeo de las Casas für die Indianer der Inseln und des Festlandes. Don Juan d'Ampuez. Die Welser. - - - 13-26

Drittes Kapitel.
Die Bevölkerung von Columbia zur Zeit der Entdeckung. - - - - - - - - - - 26-33

Viertes Kapitel.
Die Kolonialregierung und die neue Bevölkerung von Columbia, während der spanischen Herrschaft. 34-42

Zweiter Abschnitt.

Von der Revolution bis zur Befestigung der Freiheit von Columbia.

Erstes Kapitel.

Die Rückwirkungen der nordamerikanischen und der französischen Revolution auf die südamerikanischen Kolonien. Die Philanthropie von Europa thätig für die Unabhängigkeit der Kolonien. Erste Revolutionsversuche. Narino. Miranda. - - S. 42 - 49

Zweites Kapitel.

Die Anfänge und Fortgänge der Revolution von Venezuela und Neu-Granada. - - - 49 - 62

Drittes Kapitel.

Miranda's zweites Auftreten in Venezuela. Das große Erdbeben. Gegenrevolution der Royalisten. 62 - 76

Viertes Kapitel.

Don Simon Bolivar. Zustand der Republik bei dessen Erscheinen. Erneuerung des Freiheitskampfes. 76 - 85

Fünftes Kapitel.

Don Simon Bolivar befreiet Venezuela. Aufstand der Neger. Zweite Gegenrevolution. Abermalige Katastrophe der Republikaner, bis zu Don P. Morillo's Ankunft. - - - - - - 85 - 93

Sechstes Kapitel.

Die Ereignisse von Venezuela und Neu-Granada von Morillo's Ankunft bis zum Aufstand Arismendi's auf Margarita. - - - - - - 94 - 103

Siebentes Kapitel.

Neue Gegen-Revolution und Ereignisse in Venezuela bis zum Aufstande des Piar. Arismendi. Bolivar. Paez. Brion. - - - - 103 - 113

Vorwort.

Die Geschichte vom Zustand einer Reihe von Völkern des vierten Welttheils, während und nach der Periode europäischer Entdeckungen; von den Gräueln spanischer und französisch-englischer Tyrannei, von dem verzweiflungsvollen Kampfe der Eingebornen sowohl, als der spätern Kolonisten für Gleichheit der Menschenrechte und für bürgerliche Freiheit, endlich von dem fürchterlichen Siege so beharrlicher und preiswerther Anstrengungen, — diese Geschichte gehört gewiß zu den merkwürdigsten und allgemein anziehendsten Parthien dieser historischen Bilderhalle. Bereits sind einige Abtheilungen, von andern Gelehrten bearbeitet, aus dem großen Cyklus geliefert worden; nehmlich: die Geschichte der vereinigten Staaten von Nord-Amerika und die des Freistaates Haiti. Nunmehr soll auch die Darstellung der Schicksale der übrigen jungen Republiken folgen, welche aus den verschiedenartigen Bestandtheilen der ehemaligen spanischen Kolonien sich gebildet haben, nehmlich: Columbia, Peru, Buenos-Ayres, Chili, Mejiko, Guatelema und Bolivia; ferner die Geschichte des konstitutionellen Kaiserreiches Brasilien und der theokratischen Republik des Doktors Franzia, Paraguay. Ein Ueberblick auf die noch unbefreiten Eilande des Meeres der Antillen, Cuba und Porto-Rico, schließe das Ganze.

Als Quellen und Materialien für die Geschichte von Columbien sind vorzugsweise benützt worden:

Bartolommeo de Las Casas sämmtliche Werke, nach der franzöſ. Sammlung und Ueberſetzung von Antonio Llorente;
Robertſons Geſch. von Amerika, 2 Bde.;
Bericht eines Süd-Amerikaners über die erſten Jahre der Süd-Amerikaniſchen Revolution, (deutſch, in der Minerva von Archenholz und Bran.)
Memoires du Général Morillo. Paris, 1826.
Rivinus Atlantis. 1826 — 1828.
Allgem. und Neue Polit. Annalen;
Venturini's Chronik des 19. Jahrhund.;
Ueberlieferungen von H. Zſchokke;
Lallement, Histoire de la Colombie. Paris, 1827, vor kurzem erſt erſchienen.

Indem der Verfaſſer dieſes Werkchens es übernahm, in einer Anzahl Bändchen eine kleine hiſtoriſche Skizze der großen Amerikaniſchen Revolution zu ſchreiben, iſt er ſeinem frühern Plane einer Geſchichte von Nord- ſowohl als Süd-Amerika und ihrer Revolution nicht ganz treulos geworden. Doch dürfte dieſes ſchwierige Unternehmen wohl das Werk einer ſpätern Zeit und zwar dann erſt werden, wenn des Verfaſſers dermalige Hauptaufgabe: die Geſchichte des Hauſes Oranien vollendet ſeyn wird.

München.

Erſter Abſchnitt.

Von den Zeiten der Entdeckung Amerika's bis zur Franzöſiſchen Revolution.

Erſtes Kapitel.

Die Entdeckungsfahrten von Kolumbus, Ojeda, Amerig Veſpucci, Baſtidas, Balboa, Queſada und Benalcazar. Die erſte Geſtalt und Koloniſation des entdeckten Feſtlandes.

Bereits hatte der Entdecker der Inſeln des vierten Welttheils den Undank der Könige und den Hohn der Thoren für das große Werk ſeines Lebens zum Lohne geärndtet. Die Mittelmäßigkeit und die Kabale begannen der Frucht unbeſchreiblicher Mühſal ſich zu bemächtigen, und induſtriöſe Abenteurer die Verdienſte des genialſten Mannes jener Zeit ſich zuzueignen. Aber der Mann von Geiſt und Kraft arbeitet nicht für den vergänglichen, oft kaum beachtenswerthen Beifall dieſes Geſchlechtes von Geſtern, ſondern für eine höhere Beſtimmung und für die Unſterblichkeit. Criſtobal Colon, oder wie wir mit dem gangbaren Na-

men Kolumbus ihn fortan nennen wollen, war durch alle Vorgänge am argwöhnischen Hofe zu Madrid und unter seinen eigenen treulosen Leuten von der Idee nicht abgebracht worden, das feste Land von Westindien müsse dennoch in der von ihm eingeschlagenen Richtung aufgefunden werden. Nachdem er auf seiner dritten Reise, im Jahre 1498, die Insel Trinidad entdeckt, stieß er wirklich zum erstenmale auf festes Land, südöstlich von den Antillen, bei der Mündung des Orenoko. Der Ort wurde sofort Paria genannt.

Kolumbus steuerte längs Cumana, besuchte die Insel, welche einen Kanal von acht Luegas bildet und nannte sie Margarita, die Perleninsel. Durch die Schrecken der Natur und den Aberglauben seiner Leute sah er sich jedoch auf seiner neuern Entdeckungsfahrt nicht minder, als auf den frühern, gehemmt, und kehrte mit unmuthiger Seele nach Hayti = Hispaniola zurück.

Der nach Spanien gesandte Bericht über die Ergebnisse dieser Fahrt ermuthigte den Ojeda, einen so kühnen als erfahrnen Seemann aus Kolumbus Schule, und der auch einer der ältesten Begleiter des berühmten Entdeckers gewesen war, das Begonnene, nach dem Fingerzeige des Meisters, rühmlich fortzusetzen. Eine Anzahl reicher Kaufleute und beherzter Abenteurer wurde für das Projekt einer neuen Entdeckungsreise unschwer gewonnen. Der Florentiner Amerigo Vespucci und der Spanier D. Juan de la Casa gehörten zu den vorzüglichsten derselben. Ojeda ward als Befehlshaber der kleinen Flottille anerkannt, welche noch im Mai des Jahres 1499 auslief.

Die Fahrt ging glücklich vor sich; sie erreich-

ten die von ihrem Vorgänger beschriebenen Punkte und verfolgten seine Entdeckung bis zum Cabo de la Vela. Bevor sie jedoch über die Landspitze von Gallinas hinaus segelten, gaben sie dem Golfe, in dem sie einige Zeit verweilt, den Namen Venezuela, oder Klein-Venedig, da der Anblick, der auf Pfähle zerstreut hingebauten Indianerhütten eine Art Erinnerung an die Lage jener stolzen Meerstadt unwillkührlich hervorrief.

Der Ruhm dieser Entdeckung des Festlandes von Venezuela, welche jedoch die frühere Kolumbo's blos vervollständigt und um 200 Luega's weiter ausgedehnt hat, wurde aber nicht Ojeda, ihrem Urheber, selbst zu Theil, sondern einem der Männer, welcher hiebei eine blos untergeordnete Rolle gespielt. Amerigo Vespucci, voll heftigen Ehrgeizes, und voll Begierde sich geltend zu machen, verfaßte in Eil einen Reisebericht über das Ganze und schickte ihn, angefüllt mit unanständigen Prahlereien und augenscheinlichen Uebertreibungen an den Hof, welcher in seiner sattsam bewährten gemeinen Gesinnung eine Art Schadenfreude darüber fühlte, daß die beiden Männer des Verdienstes die Früchte ihrer Anstrengungen nicht genießen sollten. Man unterstützte deßhalb in der Folge sehr eifrig die Verfälschung der Geschichte und den Irrthum der öffentlichen Meinung über den wahren Entdecker der Terra firma und Amerigo Vespucci erlebte, wie vor und nach ihm tausend Eindringlinge in den Tempel der Unsterblichkeit mehr, das ungeheure Glück, daß nach seinem Namen der ganze neuentdeckte Welttheil genannt wurde, bis in neuesten Zeiten, durch den Willen

des Hauptbefreiers der größern Hälfte des Welttheils, zum mindesten ein Theil den Namen des ersten Entdeckers erhielt.

Zwei Jahre später (1501) entschloß sich ein reicher Kaufmann, Rodrigo de Bastidas, mit Juan de la Casa gemeinschaftliche Sache zu machen. Auch ihr Unternehmen krönte das Glück, und zwar mit bedeutend größerm Erfolge als das frühere. Nachdem sie die Küsten bis zur Landspitze von Zamba befahren, gelangten sie in die große Bucht Caramari, welche sie jedoch in Anbetracht der wunderbaren Aehnlichkeit der Lage mit der, jener alten spanischen Seestadt fortan Carthagena nannten.

Von da an dehnt sich die westwärts, zwischen dem Meer der Antillen und dem großen Ozean, in einer Länge von ungefähr hundert Luega's, jedoch blos in einer Breite von achtzehn bis sechzig Luega's, der Isthmus von Panama, bei welchem der genuesische Seefahrer, um mich so auszudrücken, aus dem Wege gegangen war. Die nördlichen Küsten desselben entdeckte er auf seiner vierten Reise i. J. 1503. Der Fluß Bethlehem, Porto bello, Bastimentos und mehrere andere Landspitzen dieser Gegend erhielten von ihm ihre Benennungen. Kolumbus durchstrich Darien, Panama, Veragua; überdies gaben ihm die Eingebornen die interessantesten Aufschlüsse. Allein, ganz voll von seiner vorgefaßten Idee, daß er nur wenige Tagereisen entfernt von China sich befinde, suchte er unaufhörlich die Molukken auf. Man konnte sagen, im Erstaunen über sein eigenes Genie, verläugnete er die Größe desselben, seinem Jahrhunderte zu Gefallen. Ein Irrthum

dieser Art, welcher eigentlich in der mangelhaften Kenntniß seines Zeitalters lag, hätte wider Wissen und Willen ihn zu bedeutenden andern Entdeckungen führen können. Allein das Geschicke stritt wider ihn auf dieser Fahrt. Schwere Leiden verkümmerten ihm dieselbe, und sie sollte hienieden seine letzte werden. Er starb zu Valladolid im Jahre 1506. *)

Ferdinand der Katholische, halb froh über den Tod eines Mannes, an dem er so schnöden Undank verübt, theilte die neu entdeckten Küsten und Länder nunmehr in zwei Statthalterschaften ab, nehmlich in Neu-Andalusien und Gold-Kastilien; erstere, womit Ojeda bekleidet wurde, begriff alles vom Cabo de la Vela bis Darien; die andere, welche man Nicuessa, einem kastilischen Hofmann übertrug, erstreckte sich westlich bis zum Vorgebirg Gracias-a-dios. Mit einer ziemlich bedeutenden Anzahl Leute und Schiffe und mit vielen neuen Vollmachten von Madrid aus versehen, unternahmen die Beiden im Jahre 1509 ihre vielverheißende Fahrt.

Die Eingebornen in dem entdeckten Theile von Amerika waren von ihrem Köhlerglauben an die höhern Vorzüge der Europäer mittlerweile zurückgekommen. Da sie die Göttlichkeit dieser furchtbaren Gäste zeither nur in Verbrechen und Thorheiten gefühlt, und ihre alten Sitten und Götter, ihre persönlichen und Eigenthumsrechte täglich mehr gefährdet sahen, so erwachte in ihnen endlich der Trieb der Selbsterhaltung, welcher stärker als alle übrigen Rücksichten ist. Und ob auch

*) Lallement, Hist. de la Colombie.

Tausende von ihnen durch die Feuerschlünde und die Musketen der Spanier dahingestreckt wurden, so hatten diese doch deß keinen Gewinn. Die vergifteten Pfeile der Indianer fanden ebenfalls ihr Ziel: die Zahl der europäischen Krieger minderte sich mit jedem Tage; Lebensmittel und Munition gebrachen. So durchirrten sie die ungeheure Strecke des Gebietes, welches man ihnen auf der Karte angewiesen hatte, ohne irgendwo dauernde Niederlassungen gründen zu können; denn stets kamen die Eingebornen wieder und zerstörten mit rächerischer Wuth was aufgebaut worden als Grundlagen neuer Zwinger der Knechtschaft. So sah denn der Ueberrest der Entdecker sich gezwungen, nachdem selbst Ojeda und Nicuessa Opfer ihrer Anstrengungen geworden, nur mit dem Unterschiede, daß jener es ruhmvoll, dieser aber es schimpflich ward, mitten unter den fürchterlichsten Stürmen auf ihren Schiffen schleunige Rettung zu suchen.

Aber die Ehre dieser Heerfahrt wurde durch den Nunez de Balboa gerettet, einem Jünglinge von kühnem Geiste und hoher Gesinnung. Er hatte zu Ojedas und Bastidas vertrautesten Begleitern gehört, und keine ihrer Erfahrungen war ihm entgangen. Es brannte in ihm das Feuer des Verlangens nach gleichem Ruhme. Schnell sammelte er deßhalb die Trümmer der beiden Entdeckungsfahrten, und vereinigte beide angeblichen Statthalterschaften auf eigene Verantwortlichkeit zu einer einzigen. Durch ihn wurde in jenen Tagen Santa Maria Antiqua auf Darien gegründet, die erste europäische Stadt auf dem Festlande von Amerika. Doch bestand sie nur bis zur Erbauung von Panama.

Die reichen Sendungen, welche Balboa nach Spanien schickte, verschafften ihm mehr, als alle Gründe und Denkschriften, für das Vergangene volle Rechtfertigung, für die Zukunft Vertrauen, und zu neuen Entdeckungen Beistand. Der Geiz seiner Leute bei einer Theilung von Goldkörnern und andern Kostbarkeiten geoffenbart, gab den kräftigsten Impuls. Balboa stieß, zürnend über den elenden Streit, der wegen einiger Körner mehr oder weniger entstanden war, die Wage und den Goldhaufen um, und forderte die feilen Gesellen auf, mit ihm nach einem Lande zu ziehen, wo ihr Ehrgeiz und ihre Habsucht volle Befriedigung finden würden. Darüber allgemeiner Jubel und rascher Entschluß. Zweihundert der Beherztesten schwuren ihm zu, und Balboa schlug die Richtung nach der Gegend ein, wo nach seinem klaren Geiste dieses Land der Schätze nothwendig liegen mußte.

Der Weg dahin mochte nicht viel über dreißig Meilen betragen, aber er ging durch Völkerschaften, deren Kaziken entweder mit Waffengewalt besiegt oder in Güte gewonnen werden mußten.

Balboa versuchte meist das letztere Mittel, damit sein Rückzug ihm gesichert, ja theilweise selbst Beistand zum Weiterrücken von Seite der Eingebornen geleistet würde. Endlich am 29. Herbstmond am Festtage des heil. Michael, kam er in das Südmeer, an der Ostküste des Golfes von Panama. Er nahm feierlich Besitz davon im Namen des Königs von Spanien, und gab der Bucht, wo er gelandet, den Namen des Erzengels, unter dessen wahrscheinlichem Schutze die Fahrt ihm so sehr gelungen war.

Aber der Neid und die Niederträchtigkeit hatten bereits inzwischen am Hofe zu Madrid ihr Bestes gethan. Statt den entschlossenen, geistvollen Mann königlich zu belohnen und für fernere Unternehmungen zu unterstützen, rüstete man eine neue sehr beträchtliche Fahrt aus, welche 15 Schiffe, mehrere tausend Mann Kriegsvolk und eine Menge Priester und Edelleute, darauf aber auch Gesindel aus verschiedenen europäischen Ländern zählte.

Don Pedro Arias d'Avila, bekannter unter dem Namen „Pedrarias" wurde zum Oberstatthalter von Neu-Andalusien und Gold-Kastilien ernannt, und führte den Oberbefehl über die Flotte. Er hatte Vollmachten von unbestimmter Natur gegen Balboa und dessen Entwürfe. Man beschuldigte den feurigsten Anhänger der Interessen seines Vaterlandes hochverrätherischer Umtriebe. Französische Geschichtschreiber gefielen auch nachmals sich sehr in dem Gedanken, Balboa als Republikaner, seine Feinde aber als Ultras ihm gegenüber zu stellen.

Der Meerbusen von Darien wurde ohne irgend einen merkwürdigen Zufall erreicht. Pedrarias beschloß, durch List sich des Mannes zu versichern, dessen Ruhm und Einfluß groß genug waren, um ihn auf dem Schauplatz seiner Thätigkeit gegen gewaltsamen Angriff zu schützen. Auch durfte das Ansehen der Krone nicht durch offenbaren Bürgerkampf vor den Eingebornen auf das Spiel gesetzt werden. Als die Abgeordneten des Oberstatthalters Balboa trafen, war er Anführer von 450 Mann voll Ergebenheit und Treue an seine Person und sein Glück.

Obgleich man nun Balboa für eine Zeitlang

noch, oder vielmehr blos zum Scheine die Befehlshaberstelle ließ, so war doch Pedrarias sein Herr und Richter. Nachdem ersterer bereitwillig gegen die Verfügungen des Hofes, aber nicht ohne das lebhafteste Mißvergnügen seiner Leute, die Statthalterschaft an den Nachfolger abgegeben hatte, begann dieser sogleich eine Art Untersuchung wegen allerlei Unregelmäßigkeiten, welcher Balboa sich schuldig gemacht haben sollte, einzuleiten. Für eine Regierung von so niedrigem Schlage, wie die spanische, fand sich freilich mehr als genug Stoff, um in einer Lage wie diejenige von Balboa, wo auf buchstäbliche Vorschrift und die Steifheit spanischer Etikette nicht stets ängstliche Rücksicht genommen werden konnte, hie und da zu sündigen. Es giebt im Leben ungewöhnlicher Geister, welche die Zwecke des Genius der Menschheit zu fördern berufen sind, Augenblicke, wo nur der eigene, von jeder andern Macht unabhängige Wille und nicht die enggemessene Vollmacht des gemeinen Knechtes entscheidet. Pedrarias, der nie etwas anderes als den todten Buchstaben des Gehorsams gekannt, und dessen Herz überdies vom Neide über die Verdienste Balboa's zerfressen war, verurtheilte, geringfügiger Kleinigkeiten willen, denselben zu einer sehr starken Geldbuße.

Dieser Schimpf traf den edlen Mann um so empfindlicher, als er ihm gerade da zugefügt wurde, wo er bisher nur Unterwürfigkeit von Seite der ihm Gefolgten, und Ehrfurcht von Seite der Eingebornen genossen hatte. Die Zwiste zwischen beiden Männern nahmen täglich einen ernsthafteren Charakter an. Durch sie und durch eine fürchterliche Seuche, welche kurz nach Pedraria's Lan-

dung ausgebrochen war, ward die Ansiedlung von St. Maria beinahe gänzlich zerstört, um so mehr, da auch die Kaziken und die Völkerschaften der Runde, über das wüste Wesen der neuen Ankömmlinge aus Spanien aufgebracht, allenthalben wo Gelegenheit sich bot, über sie herfielen und ihrer viele erschlugen.

Eine vernünftige Ansicht der Dinge hätte den Statthalter und seine Leute belehren sollen, daß man eigener Unvorsicht und unabwendbarem Zufall dies Unglück einzig und allein zuzuschreiben habe; allein Pedrarias benutzte die Sache, um den unglücklichen Zustand der Kolonie als eine Folge von Balboa's unüberlegten Maßregeln hinzustellen, ja selbst um die früher an den Hof gesandte Schilderung von dem Aufblühen der neuen Pflanzung förmlich Lügen zu strafen. Durch geheime Depeschen dieser Art entwaffnete er die kräftigen Beschwerden seines Nebenbuhlers wider die Thorheit des Regimentes auf der entdeckten Terra firma.

Nichts destoweniger kam der Hof Fernando's des Katholischen durch allerlei Nachrichten und Muthmaßungen wenigstens zum Theil, in's Klare. Man überzeugte sich von dem schweren an Balboa begangenen Unrecht, und bestallte ihn daher, in einer Anwandlung von Schaam, da die oberste Stelle schon besetzt war, als Adelantado, oder Lieutenant des Statthalters, in sämmtlichen Ländern an der Südsee, mit vielen Vorrechten und ausgedehnten Vollmachten. Dem Oberstatthalter selbst empfahl man kräftige Unterstützung Balboa's bei allen fernern Unternehmungen desselben. Allein die Kraft des hochherzigen Mannes war gebrochen, und jeder Schritt fand,

durch die stets geschäftige Kabale seines Feindes, unübersteigliche Hindernisse. Umsonst kam durch Vermittlung des Bischofs von Darien eine Art Aussöhnung zwischen den Beiden zu Stande, und ein Ehebündniß Balboa's mit Donna Maria, der Tochter des Pedrarias sollte dieselbe besiegeln; aber selbst am Hochzeittage des einzigen Kindes brütete der Unversöhnliche Verderben für seinen Eidam, und das innige Verwandtschaftsverhältniß, in welches er freiwillig sich zu demselben begab, diente zur Zeit blos noch als Schleier, das auserkorne Opfer zu bedecken.

Nach unsäglichen Schwierigkeiten erhielt Balboa endlich die Ermächtigung, wiederum auf Entdeckungen auszugehen, und Pedrarias verstand sich sogar zu einer ärmlichen Beihülfe. Allein kaum hatte Ersterer einige ruhmvolle Fortschritte gemacht und zu ferneren Unternehmungen sich gerüstet, als er von seinem Schwiegervater Befehl zu schleuniger Rückkehr erhielt. Pedrarias von Eifersucht und Haß verzehrt, fürchtete, Balboa sinne darauf, sich unabhängig von ihm zu machen, und beschloß nun um jeden Preis seine Ermordung unter irgend einer gesetzlichen Firma. Er lud ihn zu einer Unterredung nach Acla ein. Kaum dort angekommen, wurde Balboa auf Befehl des Oberstatthalters verhaftet uvd eine Untersuchung wider ihn, als doppelten Hochverräther an der Majestät des Königs und der Gewalt des Statthalters, eingeleitet. Nach einem höchst tumultuarischen Verfahren, welches die Beisitzer des Blutgerichtes selbst nicht ganz billigten, erklärte man den Bezüchtigten des Todes schuldig, und, taub gegen die Stimme der Natur, gegen die Bitten der ganzen Kolonie,

ja selbst gegen die Vorstellungen der verführten, in ihrem Gewissen aber jetzt beängstigten Richter, ließ Pedrarias das Urtheil öffentlich vollziehen. Unter dem Vorwande des sehr ungesunden Klima's dieser Gegend, beschloß der feige Tyrann, welchen einigermaßen hier die Rachegeister verfolgten, die Kolonie nach der gegenüberstehenden Seite des Isthmus zu verlegen. Es wurde der Grund zur Erbauung der Stadt Panama gelegt. Aber es verliefen noch beinahe sieben Jahre, bis durch Pizarro das Werk ausgeführt wurde.

Ohngefähr um eben diese Zeit versuchte man auch Niederlassungen im Norden zu gründen. Die wenigsten hatten jedoch langen Bestand. In des Spaniers Gefolge waren stets der Mord, der Fanatismus und die Verwüstung. Zwei einzige Häfen dienten damals noch im Meer der Antillen als Landungspunkte für die Flotten: Cumana und Santa Martha. Erst nachdem durch die Pizarro und Almagro das Reich der Inka's gefallen, behaupteten sich die Spanier auch in den Provinzen des heutigen Columbia fest.

Eine gefahrenreiche aber ruhmvolle Fahrt bestand im Jahre 1536 der tapfere Krieger Quesada, welcher mit seinem berühmten Namensverwandten von Toboso und dem Baskischen Helden der Autodafés in neuesten Zeiten nichts als den Namen gemein hatte. Er übersetzte mit seiner Flotille, die zu St. Martha ausgelaufen war, den breiten Magdalenenstrom, und entdeckte, nach einer Fahrt von mehr als 150 Meilen die glücklichen Gefilde von Cundinamarca zwischen den beiden Cordilleras. Muthvoll bestanden sie den ziemlich geordneten und verzweiflungsvollen Widerstand

der Eingebornen, und zogen in den Hauptort ein, aus welchem in der Folge die Hauptstadt Columbia's, Santa Fé de Bogota geworden ist.

Der Sieger befleckte den Ruhm der Eroberung durch Mißbrauch des Sieges. Es fehlte sehr wenig, so hätten ihn mit all seinem Volk die ergrimmten Eingebornen erwürgt. Zu seiner Rettung erschien Benalcazar, einer der Gefährten Francisco Pizarro's, welcher in einer, von der seines Anführers verschiedenen, Richtung auf Abenteuer und Entdeckungen ausgegangen war. Beide Männer vereinigten sich in Cundinamarca, wo sie zufällig auf einander gestoßen, zu gemeinschaftlicher Besitznahme der südlichen Provinzen der Cordilleras. Sie erhielten den Namen Neu-Grenada. Auf den Trümmern der alten Hauptstadt erhob sich Santa Fé de Bogota (1538).

Zweites Kapitel.

Die Anstrengungen des Bartolomeo de las Casas für die Indianer der Inseln und des Festlandes. Don Juan d'Ampuez. Die Welser.

Sechshundert Meilen längs der Nordküste von Paria bis Veragua, desgleichen die 13 Meilen langen Ufer des Südmeers vom Golfe Panama's bis zu dem von Guayaquil, endlich die fruchtbaren Cordilleras-Gegenden waren im Besitze der spanischen Monarchen. Aber im Innern noch blieben die Eingebornen unbezwungen. Ihre Cla-

nos trotzten allen Anstrengungen der spanischen Kriegsknechte. Nur der erfinderische Bekehrungseifer der Missionäre fand dahin einen Weg. Der Geist der meisten dieser Menschen war düster und wild; sie brachten den unglücklichen Flüchtlingen, welche durch gleißende Worte des Friedens aus sichern Freistätten herausgelockt worden waren, mit der Lehre von der Freiheit aller Menschen zugleich die Fesseln spanischer Knechtschaft, und das Gesetz des Lebens nnd der Liebe wurde für Amerika die Loosung zum Mord und zur Verwüstung.

Nicht alle jedoch theilten dieses grausame System, und die meisten waren mehr die freiwilligen Werkzeuge einer höchst schändlichen Taktik der Statthalter und Häuptlinge unter den Entdeckungs-Horden, als die böswilligen Urheber der Gräuel jeder Art, welche man sich gegen die unglücklichen Indianer erlaubte. Ja viele dieser Missionäre traten als die Anwälde der mißhandelten Menschheit, der Unschuld und Ebenbürtigkeit, ja selbst der Kulturfähigkeit der Indianer auf, und weigerten sich jedes fernern Zuges im Geleite von Kriegsknechten. Blos mit Kruzifixen bewaffnet, wagten sie sich in die unwirthlichsten Gegenden, trotzten allem Ungemach, ja selbst den Gefahren des Todes, um die Eingebornen christlichem Glauben und europäischer Gesittung zu gewinnen.

Vor allen zeichnete sich ein in Europa sonst in mannigfacher Hinsicht verhaßter, und durch sein blutiges Handwerk, die Handhabung des Ketzergerichtes, sattsam gebrandmarkter Mönchs-Orden, jener der Dominikaner aus; und vor allen leuchtete, in der Geschichte dieser gräuelvollen Zeit ein wunderbares Sternbild, Bartolo-

mão de las Casas voran. In St. Domingo und auf dem Festlande war das barbarische System der Repartimientos aufgekommen, nach welchem die Eingebornen geradezu als geborne Sklaven, unter ihre Ueberwinder vertheilt werden sollten. Diese Handlung wurde, als dem Christenthum und dem Naturrechte widerstreitend, von einzelnen Mönchen mit großem Nachdruck auf öffentlicher Kanzel gerügt. Die Klagen der Behörden bei den Vorgesetzten dieser Individuen fruchteten nichts, da jene ebenfalls dieser Ansicht huldigten.

Dagegen ermuthigte die zwischen den Dominikanern und den Franziskanern seit längerer Zeit herrschende Eifersucht diese Letztern, des schlechten Handels sich anzunehmen, und die Vertheidigung desselben dadurch zu begründen, daß sie ohne Scheu erklärten: die Herrschaft Spaniens über die Kolonien könne ohne jenes also hart getadelte System durchaus nicht gefestigt werden. Der Streit wurde mit so großer Lebhaftigkeit fortgeführt, daß die Dominikaner sogar allen Besitzern von Sklaven die Lossprechung ihrer Sünden und den Genuß des Abendmahles verweigerten; es partheiete sich selbst das Mutterland hin und wieder. Der König, unsicher und schwankend, übergab einem Ausschuß seines geheimen Rathes und einer Junta der berühmtesten Gottes- und Rechtsgelehrten die Entscheidung der wichtigen Frage. Diese fiel zu Gunsten der Indianer aus, welche man für ein freies, zum Genuß aller Natur-Rechte befugtes Volk erklärte.

Die Krone war mit dieser Entscheidung nur halb zufrieden. Der eigene Vortheil und die Hab-

sucht verdrängten alle Rücksichten der Ehre und der Menschlichkeit. Der geheime Rath des Königs sprach demnach auf einmal wieder von Ermächtigungen zur bisherigen Behandlungsart der amerikanischen Eingebornen, mittelst einer apostolischen Bulle von den innern Rechtsgründen für das Besitzthum der Kastilischen Monarchie in der neuen Welt, von der Rechtfertigung der Sklaverei der Indianer durch göttliche und menschliche Gesetze, endlich von den Bedingungen der Nothwendigkeit, die Eingebornen der entdeckten Länder durch strengen Gehorsam dem wahren Glauben zu gewinnen. Don Fernando el Catholico gab diesem Gutachten gern Gesetzeskraft. Er selbst, indem er den Dominikanern Schweigen auferlegte, ging mit gutem Beispiele voran, und obgleich er schonliche Behandlung der Indianer ernstlich empfahl, schenkte er mehrern verdienten Höflingen eine Anzahl als Sklaven.

Die Prophezeihungen der Dominikaner von den schlimmen Wirkungen dieses Schrittes bestätigten sich nur zu bald. Die Eingebornen erlagen zu Tausenden als Opfer tyrannischer Behandlungen ihrer Gebieter, und nach wenigen Geschlechtern war die ganze Rasse mit dem Untergange bedroht. Vor allen war der oberste Leiter der Repartimientos, Don Rodrigo d'Albuquerque, ein erfindungsreicher Quäler der unglückseligen Geschöpfe.

Die Dominikaner, durch das Geschehene in ihrer Anwaldschaft für die Indianer mehr gekräftigt als entmuthigt, erhoben von Neuem ihre Stimme mit Macht, und lieferten aus ihrer Mitte den edlen Bartolomeo de las Casas aus

Sevilla, welcher die Grundfehler der europäischen Politik gegen die Amerikaner aus eigener Anschauung, während mehrerer Reisen, kennen gelernt hatte. In einer Reihe von Schriften, mündlichen Vorträgen und Hin- und Herreisen führte er die Sache der Bedrängten mit einem Muth und einer Standhaftigkeit, die ihm eine bleibende Stelle unter den Wohlthätern des Menschengeschlechtes sichern. Da König Ferdinand zu frühe für seine Reue starb, versuchte er alles Gethane bei dessen Nachfolger und Enkel, Karl V. wieder. Ximenes, die Seele der neuen Regierung bis zu des Königs Ankunft in Spanien, ging ganz in Las Casa's Ansichten ein. Der General der Hieronymiten — beide streitenden Orden, als persönlich betheiligt, wurden ausgeschlossen — Las Casas zum „Beschützer der Indianer" ernannt, drei erfahrne Staatsmänner und der Rechtsgelehrte Zuazo prüften an Ort und Stelle selbst die Beschwerden und die Gegengründe, die Stimmung und die Fähigkeiten des Volkes, und die Verhältnisse und Bedürfnisse seiner Peiniger. Dieser Sicherheitsausschuß mit Ausnahme des Las Casas, fühlte Mitleid mit der Lage der Indianer; aber die harte Nothwendigkeit, der Vortheil der Krone und der Pflanzer schienen das anerkannte Menschenrecht zum Opfer zu fordern. Man beschränkte sich deßhalb dahin, die ihrem Schicksale überlassenen unter den Schutz von Gesetzen zu stellen, welche aber, in so weiter Entfernung von dem Sitze der Regierung, zu jeder Stunde unbedenklich übertreten werden mochten.

Las Casas ward in seinen Gesinnungen keineswegs erschüttert. Seine bittern Klagen über die

Repartimientos, über den Aufsichtsrath und die Wütherei der Kolonisten ertönten aufs neue. Kaum entging er dem Grimme dieser Letztern. Er kehrte nach Europa zurück, und betrieb bei dem jungen Könige persönlich das große Werk seines Lebens, die Befreiung der Indianer. Man nahm Veränderungen in der Kolonialverwaltung vor, berief den Aufsichtsrath zurück, und prüfte nochmals die wichtigen Vorschläge des kühnen Dominikaners, welcher dem Zorne so vieler reichen und mächtigen Räuber und ihrer Familien getrotzt (1517). Allein in der Hauptsache geschah doch auch diesmal wiederum nichts Wesentliches, das Loos der Eingebornen zu erleichtern. Die Verzweiflung über dasselbe und so manche fruchtlose Anstrengung erweckte nun endlich in Las Casas einen Gedanken, welcher, trotz der edeln Quelle aus der er geflossen kam, dennoch eine unübersehbare Summe von Jammer und Verbrechen über einen andern Welttheil gebracht hat. Um die Lieblinge seines Herzens zu retten, schlug er vor, eine Anzahl Neger an der afrikanischen Küste, mit denen die Portugiesen schon längst einen sehr einträglichen Handel getrieben hatten, anzukaufen, und dieselben, welche stärker gebaut und den strengen Arbeiten der europäischen Niederlassungen gewachsener seyen, für die Emporbringung derselben zu verwenden. Dieser Vorschlag fand Beifall und die Ausführung erhielt nachmals einen leider nur zu fürchterlichen Umfang (1517).

Uebrigens wirkte auch dieses Mittel nicht gleich Anfangs nach Wunsch, und Las Casas verfiel auf einen zweiten Vorschlag, dessen Verwirklichung

uns wiederum auf einen Theil des Gebietes von Columbia zurückführt.

Las Casas, welcher dem Hauptübel in den Kolonien tiefer auf den Grund sah, als die meisten andern, glaubte, daß mit Feldbebauern und mit Ackersleuten mehr, als bisher, mit beutelustigen Edlen und mordgewohnten Kriegsknechten ausgerichtet werden könnte. Er forderte den Staat auf, für einen solchen Kern zu Emporhebung der Kolonien bedacht zu seyn, und die Auswandrung für diesen Zweck aufzumuntern. Allein der Bischof von Burgos vereitelte alle seine Bemühungen, trotz des Schutzes welchen Gievres und seine Genossen des niederländischen Ministeriums, von der Gründlichkeit dieser Ansicht überzeugt, ihm angedeihen ließen.

In der großen Trostlosigkeit seines Gemüthes, wiewohl in seinem Streben immer noch unerschüttert, verfiel Las Casas auf den Gedanken, auf dem noch unbebauten Festlande eine eigne Kolonie zu gründen und sein so menschenfreundliches als staatskluges System sodann, unabhängig von der Willkühr spanischer Statthalter und Soldaten, in derselben durchzuführen. Voll von diesem Gedanken, bewarb er sich demnach um Verleihung des noch unbesetzten Gebietes, welches längs der Seeküste vom Meerbusen Paria bis an die Ostgränze der Landschaft St. Martha sich erstreckt. Dort wollte er sich mit einer aus Feld- und Arbeitsleuten und aus Priestern bestehenden Kolonie niederlassen. Er erbot sich, binnen eines Zeitraums von zwei Jahren 10,000 Eingeborne der Kultur zu gewinnen, und dieselben in allen Gewerben des geselligen Lebens so vollständig zu unterrichten, daß die Früchte ihres Fleißes dem Könige ein Ein-

kommen von 15,000 Dukaten abwerfen sollten. Er hoffte auch die Bildung dieses Landstriches nach zehn Jahren so weit zu bringen, daß das Einkommen bis auf 60,000 Dukaten jährlich sich steigern sollte. Nur machte er die Bedingung, daß kein einziger Seemann und kein einziger Soldat sich in diesem Bezirke jemals sollte niederlassen dürfen, eben so sollte auch keinem Spanier gestattet seyn, ohne seine, Las Casas, Erlaubniß denselben zu betreten. Er beschloß sogar, die Leute, welche er mitnehmen würde, in eine ganz andere, als die spanische Tracht, zu kleiden, damit die Eingebornen sie für ein von demjenigen Volke verschiedenes ansähen, durch welches sie so viele Drangsale erlitten. Aus diesem bloßen Abriß seines Entwurfes geht hervor, daß Las Casas sich von der Art, die Indianer zu behandeln, ohngefähr dieselben Begriffe gemacht; wie diejenigen waren, nach welchen in späterer Zeit die Jesuiten bei ihren wichtigen Unternehmungen in einem andern Lande ebendesselben Welttheiles, in Paraguay, verfuhren. Er glaubte, wenn die Europäer sich die Ueberlegenheit zu Nutze machten, welche ihnen ihre größere Geistesbildung gewährte, so könnten sie den Amerikanern nach und nach Geschmack an den Bequemlichkeiten des Lebens, woran es ihnen noch fehlte, beibringen, sie zu den Künsten und Gewerben einer bürgerlichen Lebensart gewöhnen, und zu allen Geschäften fähig machen (1518) *).

Dieser Vorschlag fand, wie zu erwarten war, an dem Bischof von Burgos und dem Staatsrath von Indien die heftigsten Gegner, und in Spa-

*) Robertson, B. I.

nien selbst war für seine Ausführung nichts auszurichten. Zum Glück herrschte zwischen der spanischen Regentschaft und den niederländischen Ministern heftige Eifersucht. Diese verschaffte, mit Hülfe der Letztern, Las Casas den Sieg. Sein Entwurf wurde für sehr gründlich erklärt, und demselben der Befehl ertheilt, ihn ins Werk zu setzen. Doch schränkte man das ihm zugeschiedene Land auf dreihundert englische Meilen, längs der Küste von Cumana, ein. In das Innere des Landes durfte er übrigens so weit gehen, als ihm belieben und zu Erreichung seiner Zwecke nothwendig scheinen würde (1519).

Der allgemeine Tadel, womit die spanisch-colonistische Parthei diese Entscheidung belegte, erregte in Karl V. endlich Zweifel in deren Zweckmäßigkeit, besonders da auch der kürzlich erst aus Amerika zurückgekehrte Bischof von Darien entgegengesetzter Meinung war. Er beschloß, die Sache nochmals näherer Prüfung zu unterwerfen, und beide Partheien, mit Gründen und Gegengründen einander gegenüber, anzuhören, und zwar in einer öffentlichen Versammlung. „Zu dieser feierlichen Audienz — Robertson möge hier für uns reden, — ward ein eigener Tag bestimmt. Der Kaiser erschien mit außerordentlicher Pracht, und setzte sich auf einen Thron im großen Saale des Palastes, von seinen vornehmsten Hofleuten umgeben. Don Diego Kolumbus, Admiral der Indier, wurde berufen dabei zu erscheinen. Der Bischof von Darien wurde zuerst aufgefordert, seine Meinung mitzutheilen. In einer kurzen Rede bedauerte er die verderbliche Verheerung von Amerika durch das Aussterben so vieler seiner Be-

wohner. Er gestand, daß man solches gewissermaßen der übergroßen Strenge und dem unbesonnenen Verfahren der Spanier zuschreiben müsse; doch erklärte er auch wieder: alle Eingebornen der neuen Welt, die er selbst entweder auf dem Festlande oder auf den Inseln gesehen, schienen ihm ein Geschlecht von Menschen, welches, seiner geringern Fähigkeit willen, zur Dienstbarkeit bestimmt sey, und welches man unmöglich anders, als unter beständiger Aufsicht eines Meisters der Bildung und Sittung gewinnen könne."

„Las Casas vertheidigte sein System mit mehr Eifer und Ausführlichkeit. Voll Entrüstung verwarf er den Wahn, daß irgend ein Geschlecht von Menschen zur Dienstbarkeit geboren sey, als gottlos und unmenschlich. Er versicherte, die Seelenkräfte der Amerikaner seyen an und für sich selbst nicht so gering, sondern blos unangebaut. Sehr leicht könnten sie in den Grundsätzen der Religion unterrichtet werden, und auch den Fleiß und die Künste lernen, die sie zu den mannigfaltigen Geschäften und Pflichten bürgerlichen Lebens tüchtig machen würden. Schon die Sanftmuth und Furchtsamkeit ihrer Natur machten sie also gelehrig und dienstfertig, daß man gewiß sey, durch eine liebreiche Behandlungsweise sie leiten und bilden zu können. Er versicherte ferner, daß seine Absichten bei dem fraglichen Entwurf durchaus rein und uneigennützig seyen, und obgleich die Krone Kastilien bei Verwirklichung seines Planes unberechenbare Vortheile ziehen werde, so habe er doch für sich selbst noch nie eine Belohnung begehrt, und würde auch niemals eine solche annehmen." —

Das Ergebniß dieser öffentlichen Verhandlung fiel, nach Besiegung der noch obschwebenden Bedenklichkeiten, zu Gunsten des Las Casas aus. Man beschloß zum mindesten den Versuch zu wagen. Der Anwald der unglücklichen Indianer wurde mit der Landschaft Cumana belehnt, und erhielt volle Ermächtigung, darin eine Kolonie nach seiner besten Einsicht anzulegen. Der Erbfeind der Wohlfahrt des Menschengeschlechts trat aber auch jetzt noch feindlich den Bemühungen des Unverzagten entgegen und erschwerte sie auf jede Weise, besonders als es um Anwerbung der Ackerbauer sich handelte. Kaum Zweihundert vertrauten seinem Glücksstern. Las Casas aber hoffte Alles von seinem Genius und dem Schutze der Vorsehung in einer so heiligen Sache.

Noch im Jahre 1520 lichtete er die Anker, und steuerte zuerst gen Porto-Rico. Hier ließ er einen Theil seiner Leute und begab sich mit dem andern nach Hispaniola, um mit allerlei Bedürfnissen sich vorerst zu versehen, und mit den dortigen Spaniern sich über mehrere Punkte zu verständigen. Bald erfuhr er, daß ein Zug nach Cumana, dem künftigen Schauplatz seiner Wirksamkeit, von dem Statthalter der Insel beschlossen worden sey, um die Ermordung zweier fanatischen Missionäre durch gänzliche Verwüstung jener Landschaft und Ausrottung ihrer Bewohner zu rächen. Umsonst suchte Las Casas, der bei seiner Rückkehr nach Porto-Rico der Mordflotte begegnete, sie zu Aenderung ihres Vorhabens zu bewegen. Der Haß der Pflanzer von Hispaniola wider den Apostel einer lästigen Philanthropie und die Hoffnung auf neuen Zuwachs von Sklaven machten jede andere

Rücksicht weichen. Der Befehl gegen die Eingebornen von Cumana ward mit ächtspanischer Unmenschlichkeit vollzogen. Eine große Zahl starb eines martervollen Todes; ein anderer Theil ward als Sklave hinweggeschleppt; ein dritter sah in fürchterlichen Schluchten und unzugänglichen Wäldern dem Hungertode entgegen. Er sammelte und tröstete die Geängstigten so gut er's vermochte und legte eine kleine Kolonie an, der er den Namen Toledo gab. Allein gänzliche Entblößung von Lebensmitteln und Mangel an andern Bedürfnissen nöthigten ihn zu einer zweiten Reise nach Hispaniola. Während er dort, mit beinahe fruchtlosem Erfolg an die harten Herzen seiner Landsleute sprach, machten die bei Toledo und auf andern Punkten hausenden Cumaner, im Grimme über die Zerstörung ihres Vaterlandes und die Ermordung ihrer Brüder, sich auf, tödteten eine Zahl Spanier und zwangen andre zur Flucht nach Cubagua. Vom Meerbusen Paria bis zur Gränze von Darien wurde längere Zeit hindurch kein Europäer mehr gefunden.

Der Gram über das mißlungene Werk seines Lebens verzehrte Las Casa's Herz. Den Klugen und Niederträchtigen, den Seelenhändlern und Rechtsmördern nunmehr ein Spottbild, appellirte er an das Urtheil der Nachwelt und erwartete, in die einsame Zelle von Neuem verschlossen, die Auflösung nach der Welt, wo alle Menschen freie Kinder eines Vaters sind.

Nach diesen großartigen Bestrebungen Las Casa's müssen wir nunmehr des fernern Kolonialversuches von Juan de Ampuez vom Jahre 1529 erwähnen, welcher durch den mit mehrern Häupt-

lingen der Eingebornen geschlossenen Vertrag eine friedlichere Wendung nahm. Die Stadt Coro, jedoch erst in der Folge durch Caraccas Nachbarschaft bedeutend, verdankte diesen Tagen ihr Dasein.

Leider fehlte es in kurzer Zeit wiederum nicht an feindseligen Elementen aus Europa. Der Kaiser fühlte sich den berühmten Welsers zu Augsburg um großer Summen willen, die er von ihnen geliehen, verpflichtet. Die Vielheit und die Größe seiner Unternehmungen hatten seine Kassen geleert und seine Einkünfte erschöpft; und dennoch drängte es ihn zu neuen Darleihen. Begierig hörte er darum auf den Vorschlag seines Ministeriums, jenen Kaufleuten ganz Venezuela zu verpfänden, die fernere Eroberung des noch nicht besessenen Landes denselben zu übertragen, und selbst die Ernennung aller Verwaltungsbeamten ihnen zuzugestehen. Dieser Schritt war verderbenvoll für die neue Kolonie. Die Welsers schlossen mit andern Kaufleuten und Abenteurern, nicht nur aus Teutschland sondern aus verschiedenen Nationen, Unterverträge, verpachteten denselben einzelne Theile des ihnen überlassenen Gebietes oder beauftragten sie mit Durchführung ihrer Rechte und mit der Verwaltung der betreffenden Aemter. Die habsüchtigen Miethlinge hausten aber nun ganz im Geiste der Pflanzer von Domingo, auf das gräßlichste in jenen Gegenden, welche kaum von frühern Verheerungen sich erholt hatten. Bald sah alles wieder einer Wüste ähnlich. Karl V., von Schaam erfüllt und dem Ruf der Ehre niemals unzugänglich, eilte, den schimpflichen Vertrag wieder aufzuheben (1530). Nach und nach kam wenigstens die Ruhe der Knechtschaft und einige

Früchte gedeihten in der schwülen Sonne des spanischen Despotismus, der durch eine bestimmte Organisation und durch besondre Gesetze, wenn auch nicht die Wohlfahrt der Untergebenen, doch sein eigenes Interesse in Bewahrung der Kolonie vor den Ausschweifungen statthalterischer Willkühr und kriegsknechtischer Zerstörung zu befördern suchte.

Drittes Kapitel.

Die Bevölkerung von Columbia zur Zeit der Entdeckung.

Das Ländergebiet, welches nun durch den Gesammtnamen „Columbia" bezeichnet wird, wies zur Zeit der europäischen Entdeckung eine Menge kleiner Völkerschaften auf, welche in Sitten, Neigungen und Sprache zwar von einander unterschieden waren, aber dennoch im Hauptcharakter mehr oder minder sich glichen. Ihr physisches Aussehen wird uns also geschildert:

Der Kopf dick, die Figur rund, mehr breit als lang und ein wenig convex; die Stirne platt und der Hirnschädel erhaben; die Augen tief, von mittlerer Größe und ohne Ausdruck; die Nase dünn; die Lippen dick; die Zähne stark, der Mund aufgeschlitzt; die Backenknochen hervorragend. Es zeichnete sich ferner aus durch schwarze und sehr lange Haare, welche ihre Farbe bis ins Greisenalter behielten; durch dünngesäeten Bart, durch Kupferfarbe in den Gebirgen und Bräune in den Ebenen, durch einen breiten Leib und kleine krumme Beine. Die Eingebornen im Innern des Landes besaßen nicht die Kräftigkeit der Küstenbewohner.

Doch war das absichtlich ausgebreitete Vorurtheil von ihrer trägen Unbeholfenheit nothwendig, um die durch den Sklavendruck erzeugte Niedergeschlagenheit und Erschlaffung der Nation anständig zu bemänteln.

Die Karaiben, welche gleich im Anfange der Bekanntschaft der Europäer mit Amerikanern, in vielen Punkten eine Ausnahme machten und durch ihre Entschlossenheit Achtung, wenn auch durch ihr Anthropagisches System Grausen erweckten, unterschieden sich auch in physischer Hinsicht mannigfach von ihren südamerikanischen Brüdern. Sie fanden sich auf Inseln und zum Theil noch auf der Terra firma vor, und schienen wirklich ein von allen übrigen verschiedenes Geschlecht zu seyn. Die Karaiben selbst hatten eine Art Geschichte und leiteten ihren Ursprung von dem Festlande her, nehmlich von der mächtigen Nation der Galibis in dem südamerikanischen Guiana, in Paria und Cumana. Irgend ein bedeutendes Ereigniß zwang ihre Altvordern zur Auswanderung. Sie rotteten auf ihrer Fahrt die Ureinwohner der benachbarten Inseln aus und setzten sich in ihre Verlassenschaft zu Erben ein. Von daher rührt auch ihr Beiname „Banaren", d. h. Leute von Jenseits des Meeres. Ihre Sprache war sehr gemischt, ihr Volkscharakter kriegerisch, ihr Benehmen im Familienleben hart und grausam.

Die Gesammtzahl der damaligen Bevölkerung von Columbia kann man auf 15 Millionen angeben. Die Meeresufer, die Felsen, die Buchten bildeten unter den verschiedenen Völkerschaften die Gebietgränzen. Ihre Kriege wurden auf Leben und Tod geführt. Die Gefangenen wurden meist

von dem Sieger den Göttern geschlachtet, und nicht selten dienten sie bei dem Triumphfeste denselben zur Speise. Die Kunst der civilisirten Barbaren, Werkzeuge der Vernichtung durch Raffinement noch schmerzhafter, tödtlicher, und in der Wirkung allgemein zerstörender zu machen, fand sich auch bei diesen rohen Eingebornen vor: sie vergifteten ihre Pfeile. Waren die Brunnenvergifter und die Bereiter des schwedischen Trankes im dreißigjährigen Kriege, waren die Mordbrenner Ludwigs XIV. in der Pfalz und in Böhmen, ja waren die Pflanzer von Hispaniola und die Eroberer von Peru selbst gesitteter, als die Barbaren von Guiana und Californien? Aber freilich, es geschah hier alles für ein System, und die Menschenjagd selbst ist nunmehr in ein System gebracht worden, auf welches der Europäer in seiner neuesten Geschichte mit der meisten Bewundrung und Verehrung blickt.

Die Lebensart jener Völkerschaften von Columbia war dem damaligen Kulturzustande angemessen. Wohnungen und Werkzeuge verriethen deren rohe Anfänge. Die Jagd, der Fischfang, Kräuter und Wurzeln lieferten die Nahrung. Kaum bedeckten Zweige oder Thierfälle Einigen die Blöße des Körpers; Andere liefen gänzlich nackt herum; doch fehlte es den Eitlern, Reichern, Mächtigern, nicht an, meist geschmacklosen, Zierrathen. Kein Menschengeschlecht auf Erden ist, auch nicht im Zustande tiefster Armuth und Erschlaffung, von jener Leidenschaft frei. Festliche Tänze und Lieder befeuerten ihre Krieger zum Streite, verherrlichten den Ueberwinder, oder drückten ihre Huldigungen gegen den großen Geist und die Götzen

ihrer Einbildungskraft aus. Viele derselben unterschieden sich, rücksichtlich des moralisch-ästhetischen Werthes, in nichts von den Festen und Gebräuchen der neuesten Nachkömmlinge ihrer spanischen Ueberwinder. Der veränderte Name des Idols thut in den Jahrbüchern der Menschheit und in der Geschichte der Philosophie nichts zur Sache.

Die Nothwendigkeit führte auch diese Völkerschaften zu einer bestimmten bürgerlichen Ordnung. Jeder Stamm oder jedes Geschlecht stand unter den Befehlen eines Häuptlings, welchem jedoch blos persönlicher Muth die Würde sicherte. Er führte seine Leute in die Schlacht und sprach für sie in gemeinschaftlicher Berathung über Nationalangelegenheiten. Der größte Theil führte ein nomadisch-unstetes Leben; nur einzelne Stämme, von den Andern darüber sehr gehaßt, fühlten Neigung zu beharrlichen Sitzen, und zum Mais- und Manioc-Anbau und zur Wollenverarbeitung. Von beiden Arten haben sich, da sie zu Hunderten beim Vordringen der räuberischen Spanier sich ins Innere der Gebirge zogen, nach dreihundert Jahren noch Ueberreste gefunden, welche nun, unter dem Schutze gesetzlicher Freiheit, ihre Abstammung nicht länger zu verläugnen genöthigt sind.

Im Schooße der Cordilleras hatte sich vor den Entdeckungsfahrten der Europäer eine Art Bildung verbreitet, welche manche volksthümliche Eigenschaften aufzuweisen gehabt haben mochte, und welche, bei gehöriger Pflege, im Geiste ächten Christenthums und klassischer Kultur (welche beide doch in jenem Jahrhundert so glänzende Triumphe erlebten) dem rastlos schaffenden Menschengeist neue Bahnen und Richtungen hätte weisen mö-

gen. Aber der mordgierige Spanier stürmte mit dem ganzen Ungestüm seiner afrikanischen Natur wider diese Pflanzungen an, und zerstörte sie, ohne Untersuchung, was davon, zum Frommen der künftigen Verbindung zwischen beiden Welttheilen, brauchbar sich zeigte oder nicht. Die Hierarchie der „Zippas" in Cundinamarca erregt unsere ganz besondere Neugier. Es war eine Art Feudal-Regierung. Die verschiedenen einzelnen Häuptlinge fügten sich einem obersten Fürsten. In Bogota, bereits einem bedeutenden Orte, dorfähnlich gebaut, war der Hof desselben. Außer ihm gab es noch einige andere starkbewohnte Orte, darunter Tunja, als der vorzüglichste genannt wird. Ein Tempel aus Steinen und Metall ragte zu Sogamosa empor, geheiligt der Sonne, als dem mächtigsten Gotte. Alle diese Denkmale Süd-Amerika's aus der vor-europäischen Epoche wurden von der Brutalität des spanischen Kriegsvolkes, ohne irgend eine Ehrfurcht für Erinnerungen der Geschichte, ohngefähr um dieselbe Zeit eben so zertrümmert, wie die Denkmale des klassischen Alterthums und die Werke des päbstlichen Mittelalters von ihren Landsleuten, unter Anführung des Herzogs von Bourbon, zu Rom.

Daß die Eingebornen dieser Gegenden, zumal aber das Volk der „Moscas" der Kultur nicht unzugänglich war, bewiesen Säulen, Meridiane, Kalender und Götzenbilder, wenn auch alle sehr unförmlich und abenteuerlich. Es offenbarte sich zum mindesten der Trieb des Schaffens, und die Ahnung des Höhern, welche in der Kunst liegt. Der Feldbau hatte schon größere Fortschritte als bei andern südamerikanischen Stämmen ge-

wonnen. Ihre Tracht aber zeichnete sich durch mehr Anstand und Geschmack aus. Die Häuptlinge unterschied von den Gemeinen ein bereits aufkeimender Luxus. Der Kultus ihrer Gestirnreligion trug einen sanftern Charakter als bei vielen andern Nationen. Die Menschenopfer wurden vom „Bochica" verschmäht. Er begnügte sich dafür mit Vögeln, welche ihm geschlachtet wurden. Die Priester waren es hier, welche der Menschlichkeit zuerst das Wort geredet und den grausamen Gebrauch früherer Zeiten verdrängt hatten. So standen sie denn in dieser Hinsicht, moralisch gewerthet, höher als die Priester Spaniens vom 13ten bis zum 19ten Jahrhundert, welche den Gott der Christen durch meuchelmördrische Glaubensgerichte und Auto-da-fé's zu verherrlichen wähnten, und den Ideen der vorgeschrittenen Zeit zum Hohn, den anthropophagischen Kultus einer unglücklichen Nation neuerdings aufzudringen sich erkühnen.

Außer den „Moscas" fand sich in Cundinamarca noch ein anderes merkwürdiges Volk vor, nehmlich das der „Muzos", welches aber mit jenem in unaufhörliche Feindseligkeiten verwickelt war. Dieses Volk kannte weder Götter noch Götterdienst. Blos der „Ari" beschäftigte ihre Einbildungskraft. Er saß am Magdalenenstrom in undurchdringlicher Einsamkeit, und formte Menschenbilder, die er in den Strom warf. Daraus wurden Männer und Weiber, wie in der hellenischen Mythologie aus den Steinen Deukalions und Pyrrha's. Diese Menschen waren frei geboren, und hatten weiter für nichts zu sorgen, als für ihren Unterhalt und ihre Vertheidigung.

Dennoch besaßen die verheiratheten Frauen das sonderbare Recht, ja die Verpflichtung, während des ersten Monats ihrer Vereinigung, die Männer zu schlagen. Vielleicht sollte dadurch das große Mißverhältniß der spätern Alleinherrschaft in etwas aufgewogen werden, und die Gatten einen lehrreichen Wink erhalten, in nachmaliger Züchtigung ihrer Weiber, welche bei vielen andern amerikanischen Völkern oft an's Grausame gränzte, Ziel und Maas zu beobachten.

Die Quelle der hellen und freien Begriffe jener hier aufgezählten südamerikanischen Stämme war Peru, wo die Inkas ein so mildes als geistvolles Religionssystem seit Jahrhunderten ausgebildet hatten. Doch war dieses mächtige Reich bereits in drohender Stellung gegen die Unabhängigkeit der Cundinamarker.

Die Ankunft der Spanier machte allen Zwisten der Nationen dieser Hemisphäre zu gleicher Zeit mit ihrer Unabhängigkeit ein Ende. Ihre Kriegsknechte, von blutdürstigen Anführern und Priestern noch mehr entflammt, zeigten weder Menschengefühl noch Treue. Vergebens lieferten die Kaziken ihre Schätze aus, und stellten Geiseln und Hülfstruppen. Man erwürgte sie unter nichtigen Vorwänden, alsbald nach empfangenem Raub. Ganze Haufen von Eingebornen wurden von Felsen heruntergestürzt, durch Kanonen- und Flintenschüsse zerschmettert, oder durch abgerichtete Hunde langsam zu Tode gehetzt und auf den Straßen zerfleischt, nachdem man doch ihnen zuvor eidlich Sicherheit geschworen hatte.

Um das Maas des Gräuels noch zu füllen, wurden die, welche man am Leben zu erhalten

gedachte, von ihren Familien weggerissen und nach den Bergwerken zu martervoller Arbeit geschleppt. Die meisten aber, weil sowohl ihre Körperkonstitution als das Klima und die Lebensweise derselben widerstritten, erlagen nach kurzer Pein, und wollte der Heißhunger der Spanier nach Gold und Edelsteinen einige Befriedigung erhalten, so sah er sich genöthigt, wie früher nach Hispaniola, also auch jetzt nach Venezuela und Neu-Granada die stärkern Neger zu verpflanzen. So wurde zwar an einem andern Menschengeschlecht ein himmelschreiendes Unrecht verübt; aber die körperliche Beschaffenheit desselben trotzte den Anstrengungen der Tirannei, und erhielt von der ewigen Vorsicht die erhabene Bestimmung, den Rest der amerikanischen Ureinwohner zu retten, ja, vereint mit denselben, die Ketten dieses Welttheiles zu zerbrechen. Vielleicht daß Amerika dem Afrikaner dereinst diese Dienste dadurch lohnt, daß es, im Verlaufe der Jahrhunderte, und mittelst der schnell sich drängenden Wechsel der Völkerschicksale, auch die Ketten der Schwarzen daselbst löst, von wo der Sklavenhandel in so schauerlicher Blüthe drei Jahrhunderte lang getrieben worden ist. Von Amerika wird die Sonne der Kultur einst für alle unterjochten Brüder tagen, und die einzige Rache für die lange Unterdrückung dürfte wohl seyn, daß dem Mörder der Freiheit andrer Welten, die seinige, die ein allgemeines Grab vielleicht nach wenigen Jahrhunderten aufnimmt, wiederum zurückerfochten wird.

Viertes Kapitel.

Die Kolonialregierung und die neue Bevölkerung von Columbia, während der spanischen Herrschaft.

Nachdem die Unterdrücker des Würgens müde, die Gegenstände ihres Fanatismus gefallen und die Schätze nach und nach erschöpft waren, stellte sich ein friedlichrer Zustand der Dinge ein. Die Indianer erhielten vom Mutterland, wenigstens für einzelne Fälle, bestimmte Gesetze. Um aber allen Gewinn aus den Kolonien ausschließlich zu ziehen und den Austausch politischer Ideen gänzlich zu hindern, führte man das strengste Isolirsystem gegen alle übrigen Handelsnationen ein. Die ganze Staatsmaschine der Verwaltung drehte sich um ein paar einfache egoistische Grundsätze; die Niederdrückung jedes geistigen Aufschwungs in den Eingebornen war der vorzüglichste darunter.

Die meiste Sorgfalt verwendete Spanien auf seine Küsten. Die daselbst erbauten Städte, welche die Landungs- Vereinigungs- und Haltpunkte der ganzen Kolonial-Herrschaft bildeten, wurden stark befestigt, da man gegen künftige Angriffe der Portugiesen, Holländer und Engländer auf der Hut seyn mußte. So vertheidigten demnach Santa Martha, Coro, Porto Cabello, La Guayra und Cumana die Nordküsten; das schön aufblühende Carthagena den Westen, Porto Bello aber und Panama den Norden und Süden des Isthmus. Der Hafen von Guyaquil aber nahm die Schiffe auf, welche vom großen Ozean herkamen.

Verschiedene andere große Städte im Innern des Landes erhoben sich gleichfalls, entweder neugegründet, oder aus den Trümmern der altamerikanischen Dörfer: so Caraccas und Maracaibo, welche bald zu ungewöhnlichem Wachsthum sich emporarbeiteten. In der Mitte von Granada Santa Fé de Bogota. So, durch die Cordilleras geschützt, Quito, Popayan und Zippaquira.

Alle diese Städte wurden in Form eines Kreuzes gebaut, dessen Centrum die Hauptkirche aufnahm. Eine Menge Klöster von verschiedenen Orden erfüllten bald, wie im Mutterland, die Straßen. „Der spanische Charakter — sagt Lallement mit Recht — bleibt sich überall getreu: eine hoffärtige Frömmigkeit und gesellschaftliches Elend, die Offenbarung großartiger Ideen und Unwissenheit in allen Mitteln zur Ausführung, endlich der Sieg der Trägheit über das Gefühl des Wohlseyns." — *)

Während die Seestädte sich durch den Handel zu einiger Blüthe erhoben, blieb den südlichen blos der Gewinn aus den Bergwerken. Santa Fé de Bogota und Popayan besaßen jedes eine Münze.

„Der Ackerbau — wir lassen hier Lallement (welches meist Raynal und Robertson benutzte) sprechen — der Ackerbau unterschied sich im Allgemeinen in drei Zweige, in den europäischen, in den Kolinial- und in den eingebornen Ackerbau. Der erste beschäftigte sich mit unsern Früchten und Getreidearten; der zweite mit Zucker und Kaffee, erhob sich zu einer bedeu-

*) Hist. de la Colombie.

tenden Wichtigkeit; die Erzeugnisse des dritten waren Tabak, Cacao, Indigo und Baumwolle. Das Hornvieh und alle Hausthiere Europa's vervielfältigten sich in diesen Gegenden mit einer erstaunenswerthen Fruchtbarkeit. Bald zeigten sich die Bedienung und die Ernährung der Menschen als die geringsten Vortheile ihrer Zucht; die Wolle und die Haut dagegen für den Handel höchst beträchtliche Einkünfte."

„Die mechanischen Künste würden den aus der Agrikultur gezogenen Gewinnst noch vermehrt haben, wäre man nicht gezwungen gewesen, sich auf die Verarbeitung von bloß rohen Stoffen zu beschränken. Allein das Mutterland zeigte sich unerbittlich gegen jede andere Verarbeitung, aus welcher eine Nebenbuhlerschaft der Kolonien mit ihm hätte entstehen mögen. Weit unterschieden von demjenigen Spanien, welches man nach Karl V. sah, besaß es damals noch Manufakturen, welche in großer Ausfuhr Europa versahen. Seine überseeischen Reichthümer setzten es in den Stand, mit dem übrigen Europa einen Tauschhandel zu unterhalten, welcher es in den Stand setzte, seine Völker in Amerika mit allen Gegenständen des Bedürfnisses und des Luxus zu versehen, und um sie zugleich isolirt und abhängig zu erhalten, fügte sie dem Monopol zugleich ein Prohibitivsystem bei, welches eine der Grundlagen seiner Politik bildete. Es war den Kolonien ausdrücklich untersagt, sich einem solchen Anbau oder einem Bergwerke zu widmen, wobei unter ihnen irgend eine Nebenbuhlerschaft hätte entstehen können. So war der Weinbau, welcher in Lima hätte gedeihen mögen, für Quito vorgeschrieben, und Neu-Granada

ſtand von ſeinen Silberminen ab, um jene von Mexiko zu begünſtigen. Die Trägheit und die Armuth waren dem Boden wie den Einwohnern förmlich befohlen. Mitten auf fruchtbaren, von zahlreichen Heerden durchzogenen Ebenen ſah der Eigenthümer all dasjenige für ſich allein zu Grunde gehen, was eine ganze Völkerſchaft ernährt haben würde, wenn man nur dem Verkehr und dem Gewerbfleiß geſtattet hätte, ſo viele Reichthümer fruchtbar zu machen. Jedes Handelsgeſchäft mit einem Fremden war bei Todesſtrafe verboten *).

Allein dieſe drückenden Feſſeln der Induſtrie und des Handels wurden dennoch durch den ausgebreiteten Schleichhandel, durch die Kriege und Verträge mit andern Handelsnationen und durch die in ſtarken Fortſchritten ſich zeigende Dürftigkeit der Finanzen des Mutterlandes auf mannigfache Weiſe erleichtert oder umgangen. Die ungewöhnliche Härte in allen Maßregeln pflanzte Haß und Widerſtand gegen deren Urheber. Die in Amerika eingewanderten Spanier wurden nach und nach ſelbſt zu Eingebornen, mit vielen, denjenigen ihres alten Vaterlandes entgegengeſetzten Anſichten und Richtungen. Ein eigenes National-Intereſſe erzeugte und verbrüderte ſich, wiewohl mit dieſen zur Zeit noch kein Bündniß gedenkbar war, wider ihren Wiſſen und Willen mit den Reſten der Ureinwohner und der Bevölkerung von verſchiedenen Farben. Umſonſt daß der Deſpotismus der Statthalter und der Inquiſitoren die angeblichen Rechte der Krone ängſtlich bewahrten, und jeden Gedanken politiſcher Freiheit erſtickten:

*) Hist. de la Colombie.

der Geist der Zeit, welcher von Nordamerika's Ufern über das Weltmeer gesegelt war und den Todesschlaf des alten Europa gestört hatte, drang von diesem zurück nach dem Süden der neuen Welt und vollendete hier sein riesengroßes Werk.

Die Periode der Knechtschaft sah also in Columbien fünf Hauptklassen der Bevölkerung, widerstreitende Elemente des künftigen Zustandes der Dinge. Die Chapetons, oder die ausgewanderten Spanier, die Kreolen, die Mestizen und Mulatten, und endlich die Neger. Erstere waren im Alleinbesitz der hohen Staatsämter und blickten mit Verachtung auf alle übrigen Volksklassen herab. Die zweite Abtheilung, bestehend aus Leuten von spanischen Eltern, aber in Amerika geboren, bekleidete die niedern Staats- und Kirchenstellen. Sie zeichnete sich durch ungewöhnliche Geistesträgheit und gänzlichen Mangel an Thatkraft aus. Doch kam durch Jünglinge aus reichen Familien, welche in Europa ihre Studien betrieben hatten, nach und nach einige Aufklärung in diese Klasse, und die Kenntnisse einzelner geheimen Verbindungen wurden, zu Ende des 18ten Jahrhunderts, Gemeingut des Ganzen. Die Möncherei widerstritt mit besonderm Nachdrucke allen freiern Regungen. Unter Mestizen verstand man die von einem Spanier und einer Indianerin, unter Mulatten die von einem Spanier und einer Negerin Erzeugten. Beide theilten längere Zeit die Verachtung, welche Neger und Indianer in gleichem Maße traf. Doch verschmolzen sich nach einer Reihe von Geschlechtsaltern ihre Züge mit denen der Kreolen und sie nahmen deren Rang und Einfluß ein, wiewohl

mit weit mehr Recht, da in ihnen größere Rührigkeit des Körpers und des Geistes erfunden wurde.

Ein klägliches Loos war lange Zeit hindurch der vierten Abtheilung oder den Negern, zugefallen, welche die Minderzahl der Bevölkerung gebildet. Die härtesten Arbeiten und die schimpflichsten Dienste wurden von ihnen gefordert. Aber dieses Loos milderte sich gleichwohl im Verlaufe der Zeit. Viele Neger erhielten von der Großmuth durch ihren Fleiß reichgewordener Pflanzer Begünstigungen; viele sogar die Freiheit. Sie traten hierauf in die Rechte der Kreolen und der Mestizen und Mulatten ein. Die Verachtung, welche er selbst früher erlitten, wendete er in vollem Maß den kupferfarbigen Menschen zu.

So waren es denn die ursprünglichen und legitimen Eigenthümer des amerikanischen Bodens, welche von der Ungerechtigkeit der Europäer am schlechtesten bedacht und in die letzte Klasse geworfen wurden. Diese Parias von Neuspanien hatten größtentheils erst durch eine Ordonanz Karls V. vom Jahre 1542 die Menschenrechte erhalten. Sie waren als glebae adscripti, jedoch mit gewissen Schutzprivilegien, zwischen den Staat und den Pflanzern vertheilt. Gegen einen jährlichen Kanon erhielten die Indianer der Letztern bestimmte Bezirke zum Anbau und bildeten eigene Dörfer. Das Gesetz schirmte sie, dem Buchstaben nach, gegen das Uebermaas der Verwendung; aber die persönliche Verwendung des jeweiligen Herrn entschied. Nach der Zahl solcher Eingebornen welche „Encomiendas" hießen, wurden die Abgaben der Pflanzer geregelt.

Die Indianer der Krone erfreuten sich einer

anständigen Behandlung. Sie lebten in zahlreichen Dörfern, nach eigenen Gesetzen, unter Kaziken, wie in ihrer frühern Zeit, jedoch scharf bewacht von den spanischen Behörden. Sie zahlten eine jährliche Steuer an den Staat, jedoch nur vom 18ten bis zum 50sten Jahre. Der Eigennutz übte diese Milde in Anbetracht der körperlichen Schwäche jener Eingebornen. Ein Mehreres würde sie, wie ihre Väter, zu Grunde gerichtet haben.

In den Städten waren die Gesetze und Ordnungen, rücksichtlich der vorgenommenen moralischen Entmannung, durch ihre priesterlichen Gewaltherren um alle geistige Entwicklung gekommen.

Noch eine fernere Gattung von Eingebornen findet sich vor, welche, vermöge ihrer mehr kriegerischen Stimmung und nomadischen Lebensart von den Spaniern niemals besiegt worden ist. Die Goajiros, 50 Meilen von Rio-Hacha und im Osten von Santa Martha hausend, hatten augenblicklich den Aufforderungen einer Horde von Missionaren sich gefügt und eine Art Herrschaft derselben angenommen. Als aber im Jahre 1766 ein Eingeborner, auf Befehl eines Priesters, wegen unerlaubter Verbindung, mit Ruthen gestäupt wurde, empörte sich das Nationalgefühl des ganzen Stammes. Man erwürgte die eingedrungenen Fremdlinge und zündete ihre Wohnungen an. Mit den Waffen in der Hand wurde sofort die Freiheit gegen jeden Angriff behauptet, und besonders gegen die Schiffe der Engländer und Spanier ein unerbittliches Strandrecht, und ein Piratensystem gegen mehrere Provinzen Columbiens und der benachbarten Inseln, ausgeübt. Diese Stellung haben die Goajiros wie auch einige andere Stämme

von Eingebornen noch heutiges Tages nicht ganz aufgegeben: noch haben die Carthagena und Maracaibo von ihrer Nachbarschaft Manches zu befürchten.

Die gegenwärtige Generation der Indianer bietet auch nach beendigtem Joche, wie wir bereits angedeutet, wenig Hoffnung dar. Sie sind mitten in ihrem Entwicklungsgange von den Entdeckern gestört und durch das von diesen angenommene System um ihre Geschichte und Erinnerungen gebracht worden. So träumen sie denn wahrscheinlich noch längere Zeit ihr Pflanzenleben fort, zu welchem die Knechtschaft unter Spanien gewaltsam sie getrieben hat, bis physische und geistige Anlagen durch irgend eine glückliche Mischung von Kräften wiederum erstärkt seyn werden.

Günstigere Aussichten erwecken die Zambos, hervorgegangen aus der Verbindung zwischen Indianern und Negern. In körperlicher Hinsicht übertreffen sie diese Beide; in geistiger aber stehen sie unter Mestizen und Mulatten. Man hat nicht ohne Grund sie mit den neu-arabischen Stämmen verglichen, von wegen ihres bösartigen, unsteten, räuberischen und ausschweifenden Wesens. Doch ist, wenn auch meist zum Bösen, Kraft in ihnen vorhanden, welche zum Guten benützt werden kann *). Aus derselben Verbindung, wiewohl edlern Wesens, sind die Claneros her-

*) Auch mit den Mainotten haben sie in verschiedenen Punkten einige Aehnlichkeit, wiewohl diesem letztern Volke von dem Scharfsinn und dem Verstande seines Urstammes sehr vieles geblieben ist, was ihn über jenen indianischen-afrikanischen erhebt.

vorgegangen, friedliche Hirten und Ackerbauer, ob sie gleich auch den Kampf zur Vertheidigung ihres Besitzthums keinesweges scheuen.

Die Bevölkerung dieser verschiedenartigen Volksrassen betrug, um dem Leser eine Uebersicht hier zu geben, mit Ausnahme der herumirrenden nicht leicht zählbaren Stämme: 650,000 Weiße, 900,000 Mulatten, 670,000 Mestizen, 160,000 Neger und 620,000 Indianer, im Ganzen nicht viel über 3 Millionen. Die durch Leidenschaften jeder Art aus einander gerissene Masse ward blos durch die Macht des Aberglaubens zusammengehalten, welcher alle in gleichem Maaße huldigten.

Zweiter Abschnitt.

Von der Revolution bis zur Befestigung der Freiheit von Columbia.

Erstes Kapitel.

Die Rückwirkungen der nordamerikanischen und der französischen Revolution auf die südamerikanischen Kolonien. Die Philanthropie von Europa thätig für die Unabhängigkeit der Kolonien. Erste Revolutionsversuche. Narino. Miranda.

Drei große Hebel setzten die Masse der Bevölkerung von Südamerika überhaupt und die von Columbia insbesondre, vor allen andern, in Bewegung: zuerst die Politik Englands, welches nach ausschließlicher Meerbeherrschung strebte, und Spa-

nier, Franzoſen und Holländer, die einzigen noch vorhandenen Nebenbuhler oder Theilnehmer mit ihrem Kolonialſyſtem zu vernichten ſtrebte; hierauf die Wendung, welche der Freiheitskampf der Nordamerikaner genommen und endlich der verhängnißvolle Gang der franzöſiſchen Revolution. Als vierten mächtigen Hebel, welcher freilich mit letzterm ſo ziemlich zuſammenfällt, konnte man auch den Sieg der Philoſophie zu Ende des 18ten Jahrhunderts, betrachten.

Die vielen Verluſte zur See, welche die Spanier durch Engländer und Franzoſen erlitten, und darunter auch die durch die Flibuſtiers einigermaßen zu rechnen ſind, hatten ihre Seekräfte und Finanzmittel außerordentlich erſchöpft. Schon durch das Bewußtſein der Ohnmacht des Mutterlandes war das alte Anſehen des Mutterlandes bei den Chapetons und Kreolen ſehr geſchwächt. Durch die amerikaniſche Revolution wurden dieſelben zu ernſterm Nachdenken über ihren eigenen Zuſtand, zur genauern Berechnung ihrer Kräfte und zur feſten Hoffnung ähnlichen Gewinnes von politiſcher Selbſtſtändigkeit beſtimmt. Die Philoſophie, welche das ſchwerſte Hinderniß, die Vernichtung des alten Aberglaubens und der kraſſeſten Unwiſſenheit, zu beſeitigen hatte, war, trotz aller Mauthverbote und inquiſitoriſchen Maßregeln, in zahlreichen Exemplaren der Werke jener Männer des Tages über den Ozean gedrungen, welche zuerſt die Amerikaner ſtaatsrechtlich, philoſophiſch, moraliſch und hiſtoriſch über ihre Lage, Rechte und Ausſichten belehrt. Während Rouſſeau und Montesquieu mit der Leuchte der Philoſophie und dem Senkblei des Rechtes lebendig vor ihrem

Geiſte ſtanden, entwaffnete die Satyre Voltaire's und Diderot's durch ſchimmernden Witz den Fanatismus Torquemada's; ſelbſt die Spanier der neuen Welt fingen an, die Macht des Ridicülen zu fürchten und ihrer Unwiſſenheit vor der öffentlichen Meinung ſich zu ſchämen. Als Frankreich das Beiſpiel Amerika's wiederholt und alle alten Verhältniſſe des europäiſchen Staatenſyſtemes erſchüttert hatte; als Spanien zu einer untergeordneten Rolle herabgeſunken war, und vor den Republikanern zitterte; als es, ohnehin durch Aranda und Florida Blanca zur Bildung des übrigen Europa's gleichſam verführt und den Ideen der neuen Zeit ſelbſt nicht mehr unempfänglich geworden; da war bereits der Verluſt ſeiner Kolonien vorläufig entſchieden, und es handelte ſich blos um den Termin von einem Jahrzehent früher oder ſpäter.

Die Ariſtokratie der Chapetons und der Kreolen fiel zuerſt von dem Mutterlande ab; die untergeordneten Stämme mußten ſie, zum Behufe gleichen Ungehorſams, zu ſich heraufziehen. Die Ariſtokratie beſchloß demnach, wiewohl unfreiwillig, doch politiſch richtig, einen Theil des alten Alleinbeſitzes mit denjenigen zu theilen, durch deren Arm das Ganze mit erſtritten werden mußte. Ohne ſolche Zugeſtändniſſe würde aller Vortheil auf Seite des Mutterlandes geblieben ſeyn, indem jene Kaſten gewiß ſodann ſich an daſſelbe angeſchloſſen hätten. Gefühle und Geſinnungen demnach, welche man viele Geſchlechter hindurch mit Gewalt und Kunſt unterdrückt hatte, wurden jetzt von den Bedrängern ſelbſt geweckt. Den Impuls mußte der nächſte beſte politiſche Vorfall geben. In den Geiſtern lag das Werk des Abfalls vorbereitet.

Die Unmündigkeit der spanischen Politik reichte diesen Impuls selber dar und half die Absichten der auf Neuerung sinnenden Partei befördern. Der Haß wider England trieb im Unabhängigkeitskriege der Nordamerikaner das Kabinet von Madrid dazu, seine alten Grundsätze in Betreff der Kolonien zu verläugnen und die Häfen von Columbien den französischen Flotten zu öffnen. Auf ihnen gingen feurige Verfechter von Freiheitsideen nach dem Norden. Die Spanier, ihre Verbündeten, brachten gleiche Grundsätze zurück. „Stolz darauf, den fremden Despotismus bekämpft zu haben, brachten sie den Haß gegen den einheimischen Despotismus mit zurück.“ *) Die Inkonsequenzen der Tyrannei sind in manchen Perioden die einzigen Rettungsanker der Freiheit der Nationen gewesen.

Wie in den vereinigten Staaten, also auch in Columbia gab im Jahre 1781 eine Zollauflage die Loosung zum ersten, thätlichen Widerstand. Dies geschah zu Socorro, zwischen Tunja und Pamplona, im Norden von Santa Fé. Die Bevölkerung jener Stadt weigerte sich durchaus, die Taxe zu bezahlen, welche auf den Verkauf von Kleiderwaaren gelegt worden war. Als die Behörden Zwang anwandten, griff sie zu den Waffen und marschirte auf die Hauptstadt los. Diese würde wahrscheinlich unterlegen seyn, wenn nicht das religiöse Vorurtheil der Autorität schnelle Hülfe geleistet hätte. Der Erzbischof von Bogota beschwichtigte durch fromme Anreden den Sturm und bewirkte den Abzug der Empörer. Die Einwohner von Socorro büßten den kühnen Schritt

*) Lallement, Hist. de la Colombie.

dadurch, daß der zehnte Theil von ihnen nach den ungesundesten Gegenden des Vice-Königreiches verpflanzt wurde. Zum Lohn für den geleisteten Dienst erhielt der Prälat die Oberstatthalterliche Würde.

Allein die erste Scheu der Kolonisten war durch jenen Auftritt nun doch überwunden; man harrete blos günstiger Gelegenheit zu noch verwegenerer That. Die Gesinnung eines großen Theiles offenbarte sich deutlich in den Tagen, als die Erklärung der Menschenrechte, von den Stellvertretern der französischen Nation feierlich ausgesprochen, nach Amerika gelangte. Uebersetzt und vermehrt, ging das merkwürdige Aktenstück in vielen tausend Exemplaren herum, und eine so starke Gährung zeigte sich allenthalben in Columbien, daß man bereits sich veranlaßt sah, zwei der feurigsten Verfechter republikanischer Grundsätze, Narino und Zea aus Santa Fé de Bogota, in Fesseln nach Spanien abzuführen.

Narino täuschte seine Wächter, entfloh nach England, und wußte Pitt für den Plan der Befreiung Südamerika's zu gewinnen. Aber er gerieth bei seiner Rückkehr nach Neu-Granada im Jahre 1796, woselbst die besprochenen Entwürfe nunmehr ausgeführt werden sollten, aufs neue in Ketten. Der Hof und seine Statthalter wurden wachsamer; aber die Werkzeuge der Gewalt selbst, Offiziere und Soldaten, ließen sich durch die gefesselten Märtyrer politischer Grundsätze, die sie hüten sollten, zu Aehnlichem verführen. Ein neuer gefährlicher Plan für Gründung einer Republik wurde von solchen Feuerköpfen aus Guayra und Caraccas entworfen; Gual, Cortes y Cam-

pomanes, España und Andere ſtanden an der Spitze; die Verſchwörung war weit verzweigt und bereits in den niedern Klaſſen gewurzelt. Aber auch dießmal wurde der Abſolutismus durch Verrätherei von Theilnehmern an dem Komplotte oder die Vielheit der Mitglieder gerettet. Blutige Strafen folgten auf die Entdeckung (1797).

Allein die Geſinnung änderte ſich nicht, war auch gleich mehrmal die That geſcheitert. Die meiſten Urheber waren glücklich entronnen, und bearbeiteten von ihren Zufluchtſtätten aus, die öffentliche Meinung unaufhörlich. Auch reizte ihr Beiſpiel Andere mehr, als daß es ſie abgeſchreckt hätte.

Nach Verlauf von ungefähr fünf Jahren ſchien ein gemeinſamer Kampf des Mutterlandes und der Koloniſten wider die Eingebornen den Dingen eine neue Wendung geben zu wollen. Eine Verſchwörung der Indianer war zu Guamota in Quito wider das Leben aller Weißen angezettelt. Chapetons und Kreolen waren gleich bedroht. Schon verbreiteten ſich Mord und Brand in ihren Niederlaſſungen, da viele Gebirgsſtämme mit den Aufgeſtandenen Bündniſſe eingegangen waren. Aber die Revolution nahm, aus Mangel an Einheit des Planes und an zuſammenwirkender Kraft, ſchnell ein Ende. Die nicht Ertödteten flehten die Gnade der Sieger an.

Dieſer Vorfall hatte für einen Augenblick die Unabhängigkeitsverſuche der Koloniſten in den Hintergrund geſtellt, da wider einen gemeinſamen Feind geſtritten werden mußte. Nachdem aber die Gefahr vorüber, erſchien ein ausgezeichneter Mann an der Spitze der Nationalparthei von Carrac-

cas mit neuen, tiefangelegten Planen zur Freiheit. Miranda, in der Hauptstadt Venezuela's selbst geboren, zuerst Kämpfer für die Unabhängigkeit Nordamerika's, sodann uneigennütziger Hofmann der nordischen Semiramis, später Feldherr der Republikaner Frankreichs, trachtete, klugen Sinnes, vor allem das Kabinet von St. James zur Wiederaufnahme früherer Entwürfe für die Kolonien von Südamerika zu bewegen.

Leider waren die großen politischen Ereignisse vom Jahre 1800 — 1805 diesen Entwürfen unübersteigliche Hindernisse. Englands volle Kraft mußte sich unaufhörlich gegen den Gewalthaber des Festlandes bewegen; darum gingen zwei Heerfahrten, die nach Venezuela bestimmt waren, wiederum hinter sich.

Miranda, am Beistande der Fremden verzweifelnd, beschloß seiner eigenen und seiner Landsleute Kraft allein nun zu vertrauen. Er sammelte seine geringen Geldmittel, raffte was er an geflüchteten Patrioten vorfand, zusammen, setzte sich mit den in Nordamerika Verweilenden in Einverständniß, und wagte keck im Jahre 1807 an den Küsten von Caraccas eine Landung.

Die ersten Augenblicke zeigten sich dem Vorhaben günstig, wiewohl das ganze Befreiungsheer nicht über 500 Streiter zählte. Eine überlegene Zahl Königlicher wurde durch sie in die Flucht getrieben, Vela de Coro genommen und eben so eine Reihe von andern kleinen Plätzen. Ein begeisterter Aufruf forderte alle Republikaner zum Kampfe für die Unabhängigkeit auf. Aber nun trat plötzlich Schwanken ein. Das Volk in der Mehrzahl wußte sich noch nicht in die plötzliche

Veränderung zu finden. Die Geldmittel waren zu dürftig. Die Truppen der Autorität ernannten sich und schlugen die fernern Angriffe ab. Miranda wurde zur Rückkehr gezwungen. Er hoffte auf das baldige Erscheinen eines glücklichern Zeitpunktes. Und er blieb nicht aus. Die Ereignisse auf der pyrenäischen Halbinsel entzündeten die ganze verborgene Brandmasse der Kolonial-Revolution, und nach mörderischem Streite während einer Reihe von Jahren ward das Kleinod der Freiheit durch den größten Helden der neuen Zeit nicht nur für Columbia, sondern durch die natürliche Wechselwirkung der Dinge für den gesammten neuen Welttheil errungen.

Zweites Kapitel.

Die Anfänge und Fortgänge der Revolution von Venezuela und Neu-Granada.

Das Betragen der Südamerikaner beim Ausbruch der spanischen Revolution war höchst loyal zu nennen, wenn man anders nicht annehmen will, daß die Angewöhnung der Knechtschaft und die moralische Ohnmacht sie verhindert, den günstigen Augenblick zu Abstreifung ihrer Fesseln zu ergreifen. Wie bei einzelnen Menschen, also auch bei ganzen Völkern, erhalten die Werke der Nothwendigkeit nicht selten den Glanz der Tugend. Kaum hatten die verschiedenen Junten, deren unglückseliger Widerstreit die Operationen des Befreiungskampfes lähmte, im Mutterland sich gebildet, als sie hintereinander, durch Sendlinge und Aufrufe,

ihre Macht auch von den Kolonien anerkannt zu sehen trachteten. Die Junta von Sevilla war die erste gewesen, welche im Namen Fernando's VII. zu den Amerikanern redete.

Das Volk wurde durch die Nachrichten von dem Umschwung der Dinge im alten Europa nicht wenig aufgeregt. Sein erstes Gefühl leitete es aber nicht zu seinen eigenen Leiden, Bedürfnissen und Rechten hin, sondern es erwog blos, was das vertriebene Königshaus, ob durch eigene oder fremde Schuld, erlitten, was die Ehre der Gesammtmonarchie in beiden Hemisphären gebot, und welche Rechte der Gewaltherr der Franzosen treulos entzogen. Aber das erste Gefühl war dennoch ein Gefühl des Widerstandes und des Hasses. Es erzeugte bald das glühendere, heiligere der Freiheit.

Im Gegensatz mit dieser Volksstimmung befanden sich die meisten Unterkönige und Statthalter der süd- und mittelamerikanischen Provinzen. Mit alleiniger Ausnahme des Mexikanischen, schienen sie sämmtlich sehr geneigt, der neuen Ordnung der Dinge zu huldigen. Die Knechte der absoluten Gewalt haben keine Treue noch Begeisterung, sondern dienen jeder Zeit dem neu aufgehenden Gestirn, welches durch seine Strahlen ihre Armuth übergoldet. Die Treue ist nur bei freien Männern, für den durch Gesetzlichkeit und Vaterlandsliebe gestützten Thron.

Napoleon hatte einen Rath von Indien zu Leitung der Amerikanischen Angelegenheiten eingesetzt, die Staatthalter der verschiedenen Provinzen bestätigt und die Anerkennung der zu Bayonne erzwungenen Abtretungen begehrt. Al-

lein das Volk verbrannte in wilder Wuth seine Aufrufe und vertrieb geradezu seine Sendlinge. Die Erscheinung eines Gewaltboten von König Don José mit vielen neuen Befehlen und Vollmachten zu Caraccas, im Heumond des Jahres 1808, erregte einen allgemeinen Aufstand. Das Volk umringte drohend den Pallast des Statthalters und forderte die Ausrufung Don Fernando's VII. Es wartete nicht ab, bis die Behörde die nöthigen Einleitungen dazu getroffen, sondern verkündigte sich selbst den Liebling seiner Gedanken zum künftigen Beherrscher. Des Infanten Bild, verziert und beleuchtet, prangte unter den Fenstern des Stadthauses. Der Unterhändler rettete nur durch schleunige Flucht sein Leben. Auch auf dieser wurde er durch eine Schaar von mehreren hundert Bewaffneten noch verfolgt.

Gleichwohl weigerte sich der Generalkapitän Casas, die in dem Hafen liegende französische Fregatte an den Befehlshaber der englischen Station auszuliefern, indem er läugnete, daß Spanien im Krieg mit Frankreich begriffen sey. Er drohte auf den Fall, daß englischer Seits ein Gewaltstreich dennoch versucht werden würde, mit Widervergeltung.

Die Sachen konnten jedoch in diesem Zwischenzustande nicht länger bleiben; auf die eine oder die andre Weise mußte gehandelt und das Schicksal der Kolonien entschieden werden. Die Noth führte auf den Gedanken eigener Verwaltung nach dem Beispiel der spanischen Landschaften, ohne jedoch den gesetzmäßigen Oberbehörden und dem Nationalverbande sich entziehen zu wollen. Es wurden deßhalb zu Carraccas Versamm-

lungen der angesehensten Einwohner gehalten, in welchen eine Bittschrift zu Stande kam, darin man die Einsetzung einer Junta forderte. Mehrere Personen von hohem Adel standen an der Spitze und unterzeichneten die Schrift. Allein der Generalkapitän, in seinen Grundsätzen bereits mehr als zweideutig, auf die Ungeschmälertheit seiner Macht eifersüchtig, und die Begebnisse künftiger Zeit durchschauend, erklärte solches Ansinnen für hochverrätherisch und legte die Urheber des Schrittes in gefängliche Haft.

Während dieser Zeit waren in Buenos-Ayres, in Meriko und Peru ähnliche Bewegungen entstanden. Der Kampf der Oberhäupter eröffnete jedesmal das Schauspiel; der Wirrwarr der Junten des Mutterlandes erzeugte ähnlichen in den Kolonien. In mehrern Königreichen und in einzelnen Landschaften und Städten bildeten sich Junta's bald mit, bald ohne Ermächtigung der Statthalter. Zu La Paz, in der Audiencia von Charcas, wo bereits eine Versammlung mit Freiheitsversuchen aus eigener Machtvollkommenheit, die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten der Provinz ergriffen, begann noch im Anfang des Jahres 1809 Bürgerblut zu fließen. Die Parthei der Patrioten erlag der Uebermacht des Generals Goyeneche, und die gefangenen Anführer wurden schimpflich erwürgt.

Das Beispiel von La Paz ward in Quito nachgeahmt. Eine Junta, unter dem Vorsitz des Marquis de Selva Alegre bemächtigte sich der Verwaltung dieser bedeutenden Provinz von Santa Fé de Bogota. Dadurch aufgeschreckt und allgemeine Auflösung der bisherigen Ordnung befürch-

tend, berief der Unterkönig von Neu-Granada, Don A. Amar die vornehmsten und begüterten Einwohner von Santa Fé de Bogota zu einer Versammlung zusammen, um sich mit ihnen über die nothwendigsten Maßregeln zu besprechen. Allein diese erklärte sich alsbald, den Schritt der Patrioten von Quito billigend und nachahmend, ebenfalls zur Junta von Santa Fé de Bogota und führte gleich Anfangs eine sehr kernhafte in diesen Gegenden ganz ungewöhnliche Sprache. Amar, welchem blos darum zu thun gewesen war, die Gesinnungen der einflußreichsten Bürger kennen zu lernen, trieb die Versammlung, ächtkriegsknechtisch, mit Bajonetten auseinander.

Dasselbe geschah auch zu Lima und in einigen andern Städten von Peru. Das Andenken treulos erwürgter Patrioten wurde nachmals in Caraccas auf das Festlichste gefeiert.

Noch bis zu Anfang des Jahres 1810 hatten alle diese politische Veränderungen den Charakter der Loyalität und der Treue gegen das Mutterland getragen; das Revolutionäre in der Art und Weise konnte mit der Noth der Zeit, mit der Isolirung von Spanien, mit der Unkunde von Verhältnissen und Ereignissen, endlich auch mit dem Mangel an Vertrauen in die Gesinnungen der Statthalter entschuldigt werden. Sämmtliche Junta's hatten das Ansehen der Central-Junta von Sevilla anerkannt. Der Gedanke an Unabhängigkeit Amerika's von Spanien war wohl in wenig Einzelnen, durchaus jedoch nicht in der Mehrzahl des Volkes zur Reife gekommen. Allein das Benehmen des Mutterlandes und seiner Organe war

ganz dazu geeignet, die nothwendige Frucht der Verhältnisse zu zeitigen.

Die vielen Widersprüche in den Befehlen der Central-Junta und die vielen spanischen Beamten, welche von Zeit zu Zeit über Meer geschickt wurden, vereitelten die Wirkungen jenes prunkvollen Aufrufes, wodurch den Amerikanern die Gleichstellung mit den Bürgern des Mutterlandes verheißen worden war. Die wenige Geneigtheit, an der ungeheuern Reihe von Fehlern im Gesetzgebungs- und Verwaltungswesen der Kolonien, auch nur einige gut zu machen, ließ schlechte Aussichten in der Zukunft hoffen, selbst dann, wenn der Feind von Außen bezwungen und Amerika treu geblieben wäre.

Hintereinander kamen nun die Kunden von Napoleons Einzug in Madrid, von der Flucht der Central-Junta nach Andalusien, von der Entzweiung der Volkshäupter und von den sich drängenden Unglücksfällen der spanischen Nation. Noch erschütterte dies alles wenigstens die äußere Treue der Amerikaner nicht. Noch wurden Geldsummen zur Fortsetzung des Kampfes nach Europa gesendet, und alle Verordnungen der verschiedenen Junten im Namen Don Fernandos VII. und seiner Stellvertreter ausgefertigt. Aber einen ganz erstaunlichen Eindruck bewirkte der Aufruf der neuen Junta von Cadix, welche an die Stelle der verhaßten und unnationalen von Sevilla, sich selbst eingesetzt und mit Hülfe der einflußreichen Kaufleute und der Maurerlogen jener Seestadt sich die Anerkennung verschafft hatte. Er lautete entscheidend für Amerika und Spanien.

Eingestanden waren somit alle Irrthümer,

Thorheiten und Gräuel früherer Zeit; die Ungerechtigkeit des Besitzes, im Grundsatze wie in der Ausübung, aller Welt dargethan. Umstände mannigfacher Art mehrten das längstgesäete Mißtrauen. Es begann die Ueberzeugung in den Köpfen der Denkendsten zu wurzeln: das die spanische Monarchie für das Haus Bourbon verloren und den Franzosen zur Beute geworden sey. Den Amerikanern stehe jedoch noch ein Weg der Selbsthülfe offen, welchen die Spanier durch ihr eigenes Beispiel ihnen vorgezeigt. Dasselbe Mittel der Gewalt, welches den Welttheil vor einigen Jahrhunderten in die Gewalt der Europäer gebracht, welches der Invasion der Franzosen und dem Aufstande der Spanier zur Grundlage gedient, könne auch ihnen zur Freiheit verhelfen. Man beschloß dasselbe für den größten aller Zwecke zu versuchen.

Erst ging noch eine Zeitlang der Gewalt List voran. Man hütete sich, bestimmte Erklärungen zu geben, welche verfänglich seyn konnten. Man schien die Rechtmäßigkeit des Ansehens der Junta von Cadix zu bezweifeln und setzte den Namen des gefangenen Königs den öffentlichen Handlungen und Schriften vor, im sichern Bewußtsein, daß dieser lästige Zierrath leicht dann zu jeder Stunde weggeworfen werden könnte, so man nur erst die Freiheit faktisch errungen habe.

Die Sprache der Einwohner von Caraccas wurde von nun an kühner und entschiedener. Sie beschlossen, eine unabhängige Verwaltung sich zu geben und ihren bisherigen Statthalter, Don Emparont, einen blinden Anhänger des Mutterlands und jedweglicher aus demselben hervorge-

gangener und im Besitze sich behauptender Gewalt in Schatten zu stellen. Der Ayuntamiento von Caraccas, verstärkt durch viele Männer, denen Talent, Reichthum, Geburt und Vaterlandsliebe besonderes Ansehen gab, erklärte sich zur obersten Junta, bekleidet mit vollständiger Regierungs-Gewalt. Der Marquis de Casa-Leon war ihr erster Vorsitzer, nachdem der nach Kriegsthaten mehr denn nach Magistratswürden begierige Don Manoel Cagigat die Stelle ausgeschlagen hatte. Die Unterstatthalter sämmtlicher Landschaften, welche zum Generalkapitanate von Caraccas gehörten, wurden abgesetzt. Ein Gleiches wiederfuhr den Mitgliedern der Audiencia. Sie wurden überdieß nach Porto Rico und den vereinigten Staaten eingeschifft und mußten Urphede schwören. Der Generalkapitän, welchen man mit Sorgfalt vor Mißhandlungen schützte, erlitt ein gleiches Loos. Alles geschah ohne irgend eine der Ausschweifungen, welche sonst wohl Gewaltschritte dieser Art zu begleiten pflegen. Die Manifeste und Verordnungen trugen sämmtlich noch den Namen des Königs. Man verhieß den Spaniern auch ferner allen möglichen Beistand in ihrem Kriege wider die Franzosen. Der Junta von Cadix dagegen geschah keine Erwähnung mehr.

Santa Fé de Bogota folgte diesem Beispiel noch in Julius 1810. Der alte Landesname Cundinamarca verdrängte den von den Spaniern aufgedrungenen. Sendlinge und Schriften bearbeiteten die noch schwankenden Gemüther in allen Bezirken. Die Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten wurde von Staatssekretären, unter Oberleitung der Junta besorgt.

Nach den vereinigten Staaten gingen Don Goa Voliber und Don José Ypera als Gesandte ab und fanden freundliche Aufnahme. Zwei andere trug die englische Kriegsbrigg Wellington nach London, wo Wellesley zuvorkommend auf ihre Anträge horchte, und Miranda, der Flüchtling, zu muthiger Fortsetzung des Begonnenen vermahnte.

Die Regentschaft von Cadix wurde durch die Nachricht von den Ereignissen zu Carraccas und ihren Rückwirkungen nach andern Provinzen auf das heftigste entrüstet. Sie ordnete alsbald eine Blokade der Stadt an, verhängte strenge Untersuchung und schleunige Bestrafung der vermessenen That an. Auf den Fall gutwilliger Unterwerfung verhieß sie allgemeine Amnestie (31. August 1810). Den meisten Unwillen hatte eine Zuschrift der Junta suprema von Caraccas an die Regentschaft erregt, worin derselben die Gründe des von den Amerikanern eingeschlagenen Verfahrens und der Verwerfung ihres Ansehens entwickelt, und die durch alle Provinzen vorherrschenden Gesinnungen für Unabhängigkeit von Spanien geschildert wurden. Die Patrioten der Halbinsel konnten sich noch nicht zum Gedanken erschwingen, daß die Amerikaner gleich ihnen ein Recht zur Freiheit hätten und desselben würdig wären. Eben so schwebte ihnen der politische Gewinn durchaus nicht vor, welcher durch anständigen Vergleich mit Völkern, die nach dem Gesetze der moralischen Nothwendigkeit doch einmal der väterlichen Gewalt entlassen und zur politischen Selbstständigkeit manumittirt werden mußten, ihnen selbst erwachsen dürfte. Lieber wollten sie daher ihre gegen

den übermächtigen Feind so höchst nothwendigen Streitkräfte durch Theilung derselben für einen unübersehbaren Kampf jenseits des Weltmeeres zersplittern, als ihr Vaterland, von der jugendlichen Macht dankbarer Brüder unterstützt, in kürzerer Zeit und auf die glorreichste Weise befreien.

Beinahe alle Partheien vereinigten sich daher im alten Uebermuth des Europäers gegen die Bewohner anderer Welttheile. Während Rüstungen zu kriegerischer Gewalt nachdrücklich betrieben wurden, sparte man weder Spöttereien und Sophismen, weder Aufrufe noch Denkschriften, noch Bestechungen und Sendlinge, um die Aufgestandenen unter sich selbst zu entzweien, die Verbindung unter den einzelnen Provinzen zu verhindern und ihre Kraft zu lähmen. Ja es ging der Haß so weit, daß man selbst mit dem Hofe von Rio-Janeiro wegen der Ansprüche der Königin auf das Recht der Regentschaft während der Abwesenheit Don Fernando's, unterhandelte. In den Verhandlungen der Kortes kannte die Leidenschaftlichkeit keine Gränzen mehr, und dieselben Männer, welche in so mannigfacher Hinsicht die Achtung von Europa sich erwarben, nöthigten dem Freunde der Humanität und Freiheit ein gerechtes Erstaunen ab. Das Gut, für welches die edelsten Spanier so ruhmvoll stritten, sollte ihnen allein zu Theil werden. Sie erhoben sich nicht über den beschränkten Standpunkt der Nationalität. Dieses ist es daher auch, was zu zwei verschiedenen Malen und unter veränderten Umständen die Kortes von Cadix gestürzt und Spanien dem Verderben nahe gebracht hat. Schwer rächt die Geschichte den Wi-

derſpruch der Grundſätze bei Einzelnen wie bei Nationen.

Nachdem die oberſte Junta zu Caraccas der unangenehmen Gegenwart des General-Kapitäns und der übrigen Oberbehörden ſich entledigt hatte, gewann ſie durch Auszeichnungen und vermehrten Sold die Herzen des Kriegsvolkes, und durch Zugeſtändniſſe mancher Rechte an bisher mißhandelte Volksklaſſen, auch die Herzen von Tauſenden, welche als Sklaven ſich nichts, als Bürger nun alles ſich fühlten! Sie ſchaffte in einer ihrer erſten Sitzungen die den Kreolen ſo verhaßte Gewerbſteuer, genannt die „Alcavala," ab. Die Indianer erfreuten ſich einer ähnlichen Begünſtigung, hinſichtlich des bisher bezahlten Tributes, oder Schutzgeldes. Verſchiedene andere Feſſeln, welche Handel, Gewerbfleiß und Ackerbau ſeither gedrückt und den Verkehr mit den übrigen Völkern der gebildeten Welt gehemmt hatten, wurden gelöſet. So ſah die neue Welt zum erſtenmal Freihäfen, den Schiffen aller befreundeten Nationen eröffnet. Man rechnete hierbei, was dieſe kommerziellen Fortſchritte und Verbeſſerungen betraf, auf die beſondre Zufriedenheit und Unterſtützung Englands. Es war auch dieſer Staat der erſte, welcher die wohlthätigen Folgen jener Kriſis für ſeinen, durch Napoleons vertilgende Kontinental-Maßregeln im innerſten Leben gefährdeten, Handel empfand. Und es ward hiemit ſelbſt unter dem damaligen Tory-Miniſterium der Grund zu jener politiſchen Freundſchaft gelegt, welche unter dem Wigh-Miniſterium Herrn Georg Cannings in ihrer ganzen Geſtalt ſich kund gab und die europäiſche Diplomatik für eine Zeitlang ganz außer Faſſung brachte.

Die meisten übrigen Landschaften von Venezuela stellten sich, aufgemuntert durch Caraccas unter eigendsgebildete Provinzial-Junta's. Nur Maracaybo hörte den Ruf der Freiheit nicht. Leider mischte sich der Ehrgeiz mittelmäßiger Naturen gleich Anfangs auf dieselbe Art in die Sache, wie damals, als im Mutterlande von verschiedenen Versammlungen der Stellvertreter König Ferdinands und der spanischen Nation Gehorsam gefordert und verweigert wurde. Mehrere einzelne Junten, welche bereits durch Abgeordnete das Ansehen der Junta Suprema von Caraccas anerkannt hatten, nahmen ihren Beschluß bald wiederum zurück. Andere verstanden sich schon von Anfang niemals dazu, und begehrten, dem Föderativsysteme, nach dem Vorbild Nord-Amerika's, huldigend, die Einberufung eines National-Kongresses.

Inzwischen versuchte die Regentschaft von Cadix alle Schritte, um den Abfall der Kolonien von Spanien, welchen sie, trotz der erneuerten Versicherungen ihrer Anhänglichkeit an die Sache des gefangenen Königs, im Hintergrunde sah, zu verhindern. Der getreue Befehlshaber Maracaybo's, Don Miyares, welcher die Sendboten der Ober-Junta in Bande gelegt hatte, ward zum General-Kapitän von Venezuela ernannt. Mit ihm verband sich ein einflußreicher Unterhändler der Kortes, Don Nikolaus Cortavarria, welcher durch allerlei Ränke das Volk mit der neuen Regierung zu entzweien suchte. Aber der Enthusiasmus für Freiheit hatte bereits über jede andere Rücksicht gesiegt. Man spottete aller Aufforderungen zum Gehorsam, und die bittern Ausfälle im Nationalkongreß der Spanier zu

Cadix wurden mit gleich heftigen Deklamationen gegen die Thorheit und Tyrannei der angeblichen Regenten des Mutterlandes erwiedert. Man hatte die Amerikaner in ihren tiefsten Gefühlen verwundet; das Geständniß der Entbehrlichkeit europäischer Vormundschaft war bereits mehr als zu sehr ausgesprochen worden. Je zuversichtlicher die Kortes in Bildung ihrer neuen Verfassung und Gesetzgebung verfuhren, desto kühner wurde auch das Benehmen der Kolonisten. Die Kortes sagten feierlich dem unbeschränkten Königthume ab: die Junta's von Venezuela den konstitutionellen Reformatoren, welche das Königthum ja doch, nach der Meinung vieler Staatsmänner, zum Schattenbilde gemacht.

Bald wurde nicht mehr allein mit Manifesten gekämpft. Die Anhänger der Regentschaft, ihren Vollmachten gemäß, rüsteten sich zu offenbarer Gewalt. Man befürchtete zu Caraccas einen Ueberfall des neuen General-Kapitäns. Die Ober-Junta entsandte wider ihn den Marquis del Toro. Mit mehrern tausend Mann rückte derselbe, um dem Gegner zuvorzukommen, in das Gebiet von Coro ein, woselbst, durch die Anstrengungen des Miyares, bereits eine Gegen-Revolution wider die Junta eingeleitet worden war. Er unterdrückte ihren Ausbruch; er drang in's Innere von Maracaybo und schreckte bereits die Hauptstadt. Aber der Feldherr der Unabhängigen hatte in seinem Operationsplan so bedeutende Blößen gegeben, daß der Feind nicht säumte, sie zu benutzen, alle Zufuhr und Verstärkung ihm abschnitt, und ihn auf das fürchterlichste in die Enge trieb.

Nicht ohne die größten Schwierigkeiten bewerkstelligte der Marquis seinen Rückzug.

Die revolutionäre Regierung hatte, wenn auch nicht den Sieg, doch eine achtunggebietende Stellung behauptet. Es war bei jeder Krisis dieser Art, ein unschätzbarer Gewinn — die Bekanntschaft mit dem Feinde geschlossen worden. Man brannte vor Begier, das Versäumte bei der nächsten Gelegenheit glänzend einzuholen.

Drittes Kapitel.

Miranda's zweites Auftreten in Venezuela. Das große Erdbeben. Gegenrevolution der Royalisten.

Bald nach diesem Ereigniß, noch zu Ende des Jahres 1810, erschien der berühmte General Miranda, von der Junta umsonst gehindert, auf dem heimathlichen Boden wieder. Dieser große Patriot, welcher nicht nur einem Theile von Amerika, sondern dem gesammten Festlande schon vier Jahre früher seine Freiheit zu erwirken gewünscht, war als erklärter Feind aller fernern Verbindung mit Spanien, dem damals noch behaupteten politischen System der Unabhängigen von Caraccas unwillkommen. Sie ahneten, daß sein Geist die Mehrzahl nach sich ziehen werde, und seine Ueberlegenheit beleidigte den kurzsichtigen Blick geringerer Naturen, welche bereits bei ihren Mitbürgern es zu einer Art Berühmtheit gebracht hatten. Gleich nach seiner Ankunft zu Caraccas erfuhr er deßhalb mehrfachen Widerspruch und feindselige Begegnung. Uebrigens glich sein Empfang,

da das Volk in der Mehrzahl für ihn hochbegeistert war, einem glänzenden Triumphzug. Die ganze Bevölkerung war nach seiner Ankunft zu Guagara ihm entgegengeströmt, das Kriegsvolk hatte seine feurigsten Wünsche erschallen lassen und die Junta ihn mit besondern Ehren überhäuft. Im Hause Don Simon Bolivars nahm er, merkwürdig genug, seine Herberge.

Die Idee eines General-Kongresses war inzwischen durchgedrungen. Die Wahlen der Nationalvertreter auf demselbigen gingen gleich zu Anfang des Jahres 1811 vor sich. Das Volk wählte unmittelbar in großen Versammlungen. Zwanzigtausend Einwohner schickten einen Abgeordneten nach Caraccas. Der Kongreß wurde in den ersten Tagen des Märzmonats eröffnet. Miranda sein erster Präsident.

Es war aber seine Wahl nicht ohne lebhaften Widerstreit durchgesetzt worden. Sein Trachten ging nicht nach dem lockern, in jener Zeit des Kampfes und der Gefahr unräthlichen Föderativ-Verband, sondern nach einer kräftig einenden und kräftig schützenden Central-Verfassung, eine Ansicht, die in der Folge auch Bolivar zur seinigen machte. Miranda's alter Plan, das gesammte spanische Amerika zu einem einzigen großen Freistaat zu vereinigen, für jene Zeit und das damalige Geschlecht freilich viel zu vag und zu riesig, war auch jetzt noch das kühne Ideal seines Lebens. Die Liberalen Venezuela's, in praktischer Hinsicht dem Ziele vielleicht näher, verwarfen diesen Entwurf. Und in der That, wenn auch das Vorbild Nordamerika's, das aus dem Kern englischer Natur die Anfänge seines Glückes und seines Ruh-

mes geholt, zu einem Gedanken dieser Art begeistern konnte, so mußte doch ein auch nur halber Ueberblick auf die Verhältnisse einer Reihe von Ländern, die an Umfang jenes republikanische Gebiet vielmal übertrafen, und in welchen spanische Tyrannei und spanischer Bigotismus über ein Volk von Heloten geherrscht, der Freiheitselemente kaum empfänglich und würdig, belehren, daß die Stunde noch nicht gekommen sey, wo die verschiedenartigsten Leidenschaften und Bedürfnisse durch die Macht eines einigen, geschriebenen Gesetzes geregelt und befriedigt werden konnten. Das Gesetz ist für mündig gewordene Söhne, nicht für Sklaven, der Galeere und der Peitsche so eben entronnen.

Die Patrioten von Caraccas beschlossen vor allem andern zunächst ihr unmittelbares Vaterland zu befreien, und durch einen zeit- und volksgemäßen Zustand der Dinge zu regeln. Im April desselben Jahres ernannte der General-Kongreß eine vollziehende Behörde, deren Vollmacht und Wirkungskreis jedoch sehr beschränkt wurden. Die vielen widerstreitenden Elemente, und die schwankenden Verhältnisse geboten die größte Umsicht und das wachsamste Mißtrauen. Bald bildeten sich in Mitte der Nationalversammlung zwei äußerste Partheien. Die eine derselben wünschte ehrenvolle Versöhnung mit dem Mutterland; die andere, voll glühenden Hasses gegen jeglichen Gedanken dieser Art, unterhielt das Feuer der Nationalbegeisterung durch alle erdenklichen Mittel und hütete mit Strenge die Neigungen des Volkes und seiner Häupter. Die gänzliche Losreißung von Spa-

nien war das Schiboleth dieser Parthei; ihre Seele Miranda *).

Die Verbesserungen dieser letzten schienen durchaus nicht überflüssig, wenn man dabei die damalige Lage der obersten Behörden und die Stimmung des Volkes erwägt. Erstere nahmen bei ihrer jugendlichen Unerfahrenheit in Regierungsgrundsätzen, einen schwanken unsichern Gang, denn ihnen mangelte durchaus noch der nöthige Takt und die nöthige Gewandtheit. Letzteres, durch die lange Angewöhnung der Knechtschaft verdorben, konnte nicht auf einmal in den, ihm gleichsam aufgedrungenen, Zustand von Freiheit sich finden. Wie die scythischen Sklaven, gedachte es, bei den ersten Drohungen von Gefahr, in einer Anwandelung von Schrecken der Peitsche des Treibers und der Fleischtöpfe Aegyptens, welche die Großmuth seiner macchiavellistischen Beherrscher ihm bisweilen, als Entschädigung für das geraubte höhere Gut, vorgesetzt hatte. Die Freiheit schien in solchen Stunden ihm nicht selten ein unwillkommenes Geschenk, weil es durch harte Opfer und theure Entbehrungen verdient werden mußte.

Während im Schooße des Kongresses selbst und der Hauptstadt einerseits feindselige Elemente sich vorfanden, und Spanien noch immer viele heimlich in Treue ihm ergebene Anhänger zählte: schwankte anderseits die Ober-Junta zwischen schwärmerischen Planen und halben Maßregeln.

*) Besonders unter seiner Leitung erschien „der Patriot von Venezuela", eine Zeitschrift, welche den Spaniern so viel als das Kriegsvolk der Unabhängigen geschadet hat.

Ein großer Theil des Volkes hatte noch kein Vertrauen auf sich selbst gewonnen. Dies schrieb sich von dem Zustande der Halbheit her, in welchem die empörten Provinzen sich befanden. Hier das süße Traumbild der Freiheit: dort die alte Anhänglichkeit an das Mutterland. Ränkemacher benutzten diese Stimmung zu einer gefährlichen Verschwörung gegen die neue Ordnung der Dinge. Sie ward noch zur günstigen Stunde entdeckt und die Theilnehmer verhaftet. Allein die übergroße Milde, mit der man sie behandelte, reizte bald zur Wiederholung des mißlungenen Versuches. Jetzt galten Festigkeit und Entscheidung. Die feurigern Patrioten im General-Kongreß begehrten völlige Trennung von Spanien, als den alleinigen Weg zur Rettung des Vaterlandes. Nach heißem Kampfe erklärte sich die Mehrzahl der Abgeordneten für die Annahme des Vorschlages. Es war der fünfte Heumond 1811, als diese Absage des bisher geleisteten Gehorsams und aller fernern Verbindung mit dem alten Herrn feierlich nach Europa gesendet wurde.

Alle Beschwerden, wodurch die Bewohner von Venezuela sich veranlaßt gefunden hatten, zum letzten Mittel der Selbsthülfe zu greifen, waren in dem sehr weitläufigen Manifeste auseinandergesetzt, und die Rechte der Südamerikaner vollständig entwickelt. Das Volk von Venezuela erklärte sich für ein von nun an thatsächlich und rechtlich freies, unabhängiges, selbstherrliches Volk, als berechtigt, sich selbst eine Verfassung und Gesetzgebung, durch die vom Volke gewählten Abgeordneten zu geben, und nach allen innern und äuf-

Digitized by Google

fern Beziehungen in sämmtliche Rechte selbstständiger Nationen einzutreten.

Die Sicherheit des neuen Staates ward jedoch bald darauf durch eine abermalige Verschwörung gestört, die nicht minder weit, als die frühern, verzweigt war. Selbst nach der Verhaftung mehrerer verdächtiger Männer von Ansehen, die an der Spitze des Komplottes gestanden, gaben die Uebrigen ihr Vorhaben nicht auf. Es ging auf förmlichen Umsturz der jungen Republik und die schimpfliche Ermordung der Mitglieder des Kongresses wie der Vollziehungsbehörde. Allein die Verschwornen hatten sich über die eigentliche Stimmung des Volkes oder über die Möglichkeit seiner Verführung getäuscht. Sie wurden in derselben Stunde, da das freiheitsmördrische Werk in Vollzug gesetzt werden sollte, von der Masse gehindert und in den Kerker geschleppt.

Besser war ein ähnlicher Plan der royalistischen Parthei zu Valencia, im Innern des Landes, gelungen. Die Mehrzahl der Bewohner, aus Gründen kleinlicher Eifersucht dem Kongresse gehaß, erklärte sich für die Gegenrevolution und beschloß standhaften Widerstand mit gewaffneter Faust. Die Regierung von Caraccas, obgleich in nicht geringer Verlegenheit und gerade nicht in der kriegerischsten Fassung, hielt dennoch raschen Angriff für das einzige Rettungsmittel gegen ein Uebel, welches bei der geringsten Säumniß auch nach andern Provinzen leicht sich verbreiten konnte. Sie durfte die Royalisten zu keiner Concentrirung ihrer immer noch furchtbaren Kräfte aufkommen lassen. Daher vertraute sie, nachdem zehn der verhaßten Haupträdelsführer mit dem Tode gebüßt, die

Hauptstadt der Treue bewaffneter Bürger, und alle vorhandenen Truppen rückten unter dem Oberbefehl General Toro's gen Valencia.

Der erste jener beiden Hügel, welcher die Straßen desselben beherrschen, ward alsbald mit Sturm genommen, aber mit nicht geringem Verlust an Menschen. Dies bewog die Regierung Toro abzurufen, und Miranda wiederum den Oberbefehl zu ertheilen. Der Held der Freiheit rechtfertigte den alten Ruf. Valencia ward bezwungen, aber sein Besitz erst durch erhaltene Verstärkungen gesichert, da der Fanatismus der Spanier mit Löwengrimm, auch nach gewonnener Stadt, gegen die Republikaner ankämpfte.

Als man von dieser Seite sich für längere Zeit nun sicher hielt, bildete die zu gründende Verfassung, den Hauptgegenstand der Sorgfalt der Patrioten. Don F. X. Ustariz, ein Mann von vieler Gelehrsamkeit und durch warme Liebe der Freiheit ausgezeichnet, wurde mit dem Entwurfe dazu beauftragt. Man verstand sich dazu, das Föderativsystem, so wie es in den vereinigten Staaten sich ausgebildet hatte, zum Musterbild zu nehmen. Am 23. des Christmonds 1811 ward der Entwurf den Abgeordneten des Volkes vorgelegt, und nach vielfachen Kämpfen, durch die Verschiedenheit der Ansichten über die Vorzüge eines Central- oder Föderativstaates, in seinen Hauptartikeln angenommen und verkündigt.

Die römisch-katholische Religion blieb die herrschende, oder vielmehr die allein geduldete. Noch war das aus seinem Geistesschlaf kaum erst erwachte Volk für den Grundsatz einer allgemeinen Glaubensduldung nicht reif genug, und noch lag

es, wenigstens theilweise und hinsichtlich seiner religiösen Begriffe, in den Banden der zahlreichen Mönche. Der Kongreß, welcher in seiner Gesammtheit 45 Mitglieder bisher gezählt *), sollte von nun an in zwei Häuser sich theilen, in das Haus der Repräsentanten und in den Senat. Das Recht des Krieges und des Friedens stand beiden zu. Die Repräsentanten sollten durch Wahlversammlungen, die Mitglieder des Senates durch Provinzial-Legislaturen ernannt werden. Drei Personen, von den Wahlversammlungen selbst gewählt, wurde die ausübende Gewalt übertragen. Für den gesammten Bund ward ein oberstes Tribunal errichtet. Die Einführung von Geschwornengerichten, die Bestimmung der Gränzen der Provinzial-Behörden, die gegenseitige Gewährleistung der Provinzen, die Beförderung künftiger Ansiedlungen im Freistaate und die Maßregeln zu Abschaffung des Sklavenhandels gehörten zu den fernern Hauptzügen der Verfassung. Valencia sollte der Sitz der Bundesbehörden werden. Und wirklich gingen im März 1812 dieselben dahin ab.

Die Gestaltung des neuen Zustandes der Dinge schien gesichert, da der Widerstand im Innern bezähmt, der Angriff von Außen nicht so bald zu befürchten war. Nur Augustura (Guayana) erregte noch die Sorge der Machthaber. Doch

*) Nehmlich 24 von Caraccas, 9 von Varinas, 4 von Cumana, 3 von Barcellona, 3 von Merida, 1 von Truxillo und 1 von Margarita. Später schloß sich noch ein neuer Staat, Washington, (ein Distrikt von Neu-Orleans), dem Bunde an.

harrete am Orenoko der Feldherr Moreno, an der Spitze von 3000 Gewaffneten, allfälliger Angriffe; eben so hütete zu Barquisimeto der Obrist Falon die Bewegung der Königischgesinnten von Coro. Mit England, in jeder Hinsicht für die neue Welt der bedeutendste europäische Staat, wurden freundschaftliche Verbindungen eingeleitet, nachdem durch Bolivar und Miranda schon früher die Vorbereitungen hiezu getroffen worden. Zugeständnisse wichtiger Handelsvortheile leiteten das künftig zu schließende, festere Bündniß ein. Binnen wenig Jahren schien der neue Bau das glänzendste Aussehen zu versprechen, und eine verhängnißreiche Revolution mit wenigen, ja des Namens kaum werthen, Opfern bewerkstelligt.

Aber in den Büchern des Schicksals war ein Anderes verzeichnet. Die Elemente, aus welchen jenes Werk sich gebildet hatte, waren noch zu ungleichartig, verworren und feindlich, als daß für die Dauer Festigkeit und Bestand hätten verbürgt werden mögen. Noch sollte eine Reihe von ernsten Geschicken für den jugendlichen Staat sich erfüllen, und die Kräfte seiner Gesammtheit, wie die seiner einzelnen Glieder, in einem blutigen und wechselvollen Kampfe sich üben und entwickeln. Und nach Vollendung des physischen Kampfes mit Schwertern und Feuerschlünden, sollte ein nicht minder gefahrvoller zwischen den Geistern der alten und neuen Zeit sich unsern Blicken darstellen.

Noch in dem Jahre der verkündigten Verfassung, im Märzen 1812, trat ein neuer Feind dem Freistaate auf, desto fürchterlicher, weil kein Widerstand ihm geleistet werden konnte. Ein Erdbeben zerstörte am grünen Donnerstage, als so eben

das gläubige Volk zum Empfange des Brodes des Lebens sich herbeidrängte, während der Dauer von einer Minute und fünfzehn Sekunden die Städte Caraccas, La Guayra, Mayquetia, Merida und San Felipe fast gänzlich. Barquesimeto, Valencia, Vittoria u. A. litten bedeutend. Ueber 20,000 Menschen wurden von den Trümmern verschlungen. Ebenso auch eine große Zahl Truppen. Nicht minder die Waffenvorräthe zur Landesvertheidigung und die Protokolle des Kongresses.

Aber es waren nicht blos die unmittelbaren Folgen des Naturereignisses, die den Freistaat dem Verderben nahe brachten, sondern auch andere Wirkungen, welche mit noch zerstörenderer Gewalt sich offenbarten. Der Haß der Priester sah den Tag angebrochen, an welchem er ohne Gefahr seinen Fluch über die politische Umwälzung sprechen, und, mit Hülfe altgewurzelter religiöser Vorurtheile, das Werk vermessener Neuerer bis zum Tode bekämpfen mochte. Der Klerus von Südamerika hatte in der alten Ordnung der Dinge, wo er mit dem weltlichen Arm gemeinsam die Völker erdrückt, natürlich seine Rechnung besser gefunden, als jetzt, wo eine wachsame, seiner Vormundschaft sich entziehende Verfassung die Rechte geistlicher und weltlicher Macht genau abwog und trennte, die alten Vorzüge aufhob oder schmälerte, und geistige Ausbildung und das Uebergewicht prüfender Vernunft über blinden Glauben als Hauptbedingungen politischer Freiheit voraussetzte.

Die Priester von Venezuela erhoben sich nach dem entsetzensvollen Tage (22. März) mit er-

heuchelter Prophetentrauer, und riefen Wehe! über das Volk, welches durch frevelhaften Aufruhr diese Züchtigung des Himmels sich zugezogen habe. Ihre Deklamationen machten desto größern Eindruck, als der Tag des Erdbebens gerade der Jahrestag des Beginnens der Revolution gewesen, ein Umstand, welchen sie mit vieler Kunst recht nachdrücklich hervorhoben.

Zu diesem unabwendbaren Naturunglück gesellte sich noch anderes an verschiedenen Punkten der Republik; nehmlich die Ueberrumplung von Coro durch die Königischen, der Verlust des besten Kriegsvolkes, welches im Erdbeben umgekommen war, die Lücke im Staatsschatze, und die Werthlosigkeit des geschaffenen Papiergeldes. Diese Dinge all, welche das Leben des Staates zu gefährden schienen, bestimmten den Kongreß zu den nachdrücklichsten Maßregeln. Er übertrug Miranda, dessen Genie allein in der großen Krise Rettung bringen konnte, unbeschränkte Gewalt in bürgerlichen und kriegerischen Angelegenheiten. Darauf vertagte er, patriotisch genug, seine Sitzungen, als unnütz in einer Lage, wo nur das Schwert entscheiden mußte, und die meisten Mitglieder schlossen sich dem kleinen Heer an, mit welchem man die Republik gegen ihre zahlreichen, innern und äußern Gegner nun fortvertheidigte. Andere aber, welche zurückblieben, übernahmen es, durch Schrift, Rede, Geld und Einfluß die sinkende Nationalbegeisterung rege zu erhalten und den Umtrieben spanischer Sendlinge und rastlosthätiger Priester nachdrücklich entgegen zu wirken.

Miranda, Anführer von kaum 2000 mühsam bewaffneten Streitern, traf Barquisimeto,

Aragua und San Carlos durch den spanischen Feldherrn Monteverde besetzt, und diesen selbst bereits auf dem Wege nach Caraccas. Der größte Theil der Schiffsmacht war ebenfalls durch die Erderschütterung zerstört und unter der Truppen am Orenoko rissen Mangel, Zagheit und Heerflucht mit jedem Tage mehr ein.

Der Oberanführer der Republikaner gab Valencia, welches in dermaliger Lage unmöglich vertheidigt werden konnte, den Königischen preis und verschanzte sich in dem Engpaß La Cabrera. Derselbe war der Schlüssel zu Caraccas und konnte mit weniger Anstrengung behauptet werden. Aber das Volk dieser Gegend, von den Priestern umgestimmt, wies dem spanischen Anführer einen verborgenen Weg und Miranda sah sich im Rücken umgangen. Es bewerkstelligte somit, nicht ohne viele Geschicklichkeit, seinen Rückzug nach Vittoria, zwischen den beiden Flüssen Aragua und Tuy. Hier trotzte er allen Angriffen der königischen Streitmacht. Mehrere derselben waren von zahlreichen Verlusten begleitet, und machten die Unteranführer Monteverde's vorsichtig gegen den Muth der Verzweiflung, welchen die Unabhängigen hiebei entwickelt.

Diese letztern Vorfälle stellten unter Miranda's Truppen Muth und Zucht wieder her. Der Feldherr schickte sich von Neuem zu tapfern Angriff des Feindes an. Aber eine glücklichgelungene Verrätherei setzte die Spanier in den Besitz der Veste von Puerto-Cabelo, wo gerade damals der Obrist Simon Bolivar befehligte. Dieser Unfall machte die Behauptung der Stadt unmöglich, und lieferte durch ihre Räumung den Royalisten

nicht nur eine Menge Kriegsvorräthe in die Hände, sondern scheute ihnen auch eine ungestörte Verbindung zur See mit Cura und Puerto-Cabello.

Die Drangsale der Republikaner mehrten sich durch den Mangel an Schießbedarf und die fortwährenden Erschütterungen, welche den Abergläuben des rohen von seinen Monchen bearbeiteten Volkes in immerwährender Angst und Verzweiflung erhielten. Die Verschwörungen der Spanier, die Wortbrüchigkeit der Eingebornen, die Hartherzigkeit der Europäer und der völlige Untergang der Ueberreste von Caracas auf den Fall eines Sturmes, durch die bereits nahe gelagerten Royalisten, zwangen endlich den muthigen Miranda, unverzagten, aber dennoch menschlich und klug gesinnten Miranda zu einem gütlichen Vergleiche mit den Feinden der Republik. Man benannte sich zur Annahme der Verfassung von Kadix, welche dem Stolze der Fremde durch unmenschliche Erpressungen zum Abscheu ist, und hoffte auf den nahen glorreichen Augenblick zum Wiedergewinne des durch mächtig haltgierige Unthätige Verlornen.

In der zwischen Monteverde und Miranda abgeschlossenen Kapitulation war Vergessenheit alles Geschehenen, Sicherheit der Personen und des Eigenthums, und völlige Freiheit zur Auswanderung aus dem Gebiete von Venezuela für Jedermann, zugestanden worden. Allein die Spanier begingen sich hier, wie fast bei allen ähnlichen Gelegenheiten in Europa und Amerika, äußerst treulos. Miranda, welcher zu Vorbereitungen mit mehreren Freunden sich nach den vereinigten Staaten einschiffen gedachte, wurde, auf Befehl der Don Fernandos, Befehlshaber des zu Guayra, verhaftet und

in Ketten geworfen. Das Gleiche wiederfuhr mehrern der angesehensten Spanier der republikanischen Parthei und mehrern der einflußreichsten Kreolen. Sie wurden von einem Kerker in den andern geschleppt, auf Befehl der Kortes endlich nach Ceuta gebracht, und Miranda selbst endigte im Jahre 1816 sein Leben zu Cadix in enger Haft.

Der Oberanführer der Royalisten überließ, den Sieg gröblich mißbrauchend, sich ganz seinem Rachegefühl. Die Kapitulation wurde in keinem einzigen Punkte gehalten und die Verzagtheit und Gesinnungslosigkeit der Venezuelaner auf das Bitterste gerächt. Die Unterwürfigkeit selbst schützte so wenig als der Widerstand. Die Gefängnisse füllten sich mit wirklichen oder angeblichen Anhängern der republikanischen Parthei. Einfluß und Reichthum beschleunigten nur destomehr den Fall. Des Feldherrn Beispiel ward mit roher Uebertreibung von den Untergebenen nachgeahmt.

Bald erwachte in den Bewältigten die Ueberzeugung, daß ruhmvoller Widerstand auch auf den schlimmsten Fall kein gefahrvolleres Loos bereite, denn knechtisch-demüthige Unterwürfigkeit; die strengen Maßregeln der Kortes von Cadix und das verachtungsvolle Betragen dieser Stellvertreter der spanischen Monarchie gegen die abgefallene und wieder bezwungene Kolonie entfachten verzweiflungsvollen Grimm und unauslöschlichen Haß in diesen Tagen der Drangsal erst recht. Es sammelten sich die Ueberreste der gesprengten Patrioten-Parthei. Mit ruhmvollem Beispiel ging voran: Cumana, von den Uebeln des Bürgerkrieges bisher am wenigsten erfaßt. Der Jüngling Narino, an der Spitze einer auserlesenen

Schaar, rief alles Volk in die Waffen und stürmte Maturin, die Stadt. Sie trotzten den Anstrengungen Monteverde's, welcher zur Züchtigung der Empörer alsbald herbeigeeilt war.

Viertes Kapitel.

Don Simon Bolivar. Zustand der Republik bei dessen Erscheinen. Erneuerung des Freiheitskampfes.

Um dieselbe Zeit trat auch Don Simon Bolivar auf, bereits ein ausgezeichneter junger Krieger, von der Vorsehung zu einer Rolle bestimmt, die er damals kaum geahnet haben mochte. Derselbe ward aus einer angesehenen Familie zu Caraccas im Jahre 1785 geboren. In Madrid begann er seine wissenschaftlichen Studien *); doch führte ihn sein guter Genius bald nach Frankreich, wo sein Geist eine ganz andere Richtung und einen ungewöhnlichen Schwung erhielt. Die Beispiele der edlern Männer der französischen Revolution und die Heldenkraft Bonaparte's entzündeten unaufhörlich seine Einbildungskraft und weckten die Begierde nach ähnlichen Thaten. Von Frankreich machte er noch einige Zeit Reisen durch die Schweiz **), durch Teutschland, Italien und Eng-

*) Die Schilderung Molliens (Reise nach Columbien im Jahre 1823,) welcher Bolivar'n aller wissenschaftlichen Ausstattung beraubt, hinstellet, ist daher durchaus ungegründet.

**) Der, wenn auch gleich kurze, Aufenthalt in diesem Freistaate soll auf Bolivar's Gemüth einen nicht

lang. Hier vervollständigte er seine Kenntniß der Menschen und Zeiten und berichtigte manche allzu enthusiastische Vorstellungen, die der erste Eintritt in's buntbewegte Völkerleben in ihm bewirkt hatte. Die Freundschaft der großen Reisenden und Naturforscher Alexander von Humbold und Bonpland, deren Namen zwei Welttheile mit gleicher Ehrfurcht nennen, und deren Bolivar nie anders, denn mit Rührung erwähnt, übte ganz besonders bedeutenden Einfluß auf den Charakter des jungen Mannes.

Er hatte den Segnungen der Freiheit und den Fluch des Absolutismus nicht nur in seinem amerikanischen Vaterlande, sondern auch in Europa, in merkwürdigen Kontrasten, hart neben einander geschaut, und den großen Entschluß gefaßt, der Washington des Südens in seinem Welttheile zu werden. Die monarchische Regierungsform, bei all' ihrer Trefflichkeit, da, wo sie unter gesetzlichen Beschränkungen herrscht, schien ihm für Amerika und eine gründliche Kultur desselben, nicht länger passend.

Hierin glich er ganz seinem Vorgänger Miranda, dessen patriotische Verdienste der nächste Gegenstand seines großartigen Ehrgeizes waren, und dessen Unglück er durch unausgesetzten Kampf gegen die Feinde der Freiheit glänzend zu rächen gedachte *).

---

geringen Eindruck hinterlassen und mehrere seiner nachmals bekundeten Grundsätze ausgeprägt haben. Siehe Unterh.-Blätter für Welt- und Menschenkunde. (Aarau, 1826.)

*) Es ist ganz ungereimt, Miranda als Lobredner der

Nicht ist es unsere Absicht, sein Aeußeres und seinen Charakter gleich hier zu schildern. Der Mensch ist das Erzeugniß der Zeit und seiner That. In der vollendeten Kraft des Mannes somit erst, als Sieger über die Feinde und (bisher zum mindesten) auch über sich selbst, trete der Sieger von Ayumho vor uns zur psychologischer Würdigung seines riesengroßen Strebens.

Erst beim Beginn der Revolution kehrte Bolivar nach Caraccas zurück, und fand in der schönen Tochter des patriotischgesinnten Marquis von Ustariz eine für die Freiheit gleich schwärmerisch entglühte Gattin, bei seinen Landsleuten bald ehrenvolle Anerkennung. Sein Name war unter der großen Zahl thätiger Vaterlandsfreunde nicht unbemerkt geblieben. Die Junta Suprema trug ihm und Lopez Mendez eine Sendung nach England auf, deren Zweck dahin ging, das Kabinet von St. James für die Sache des neuen Staates zu gewinnen. Mit der größten Uneigennützigkeit vollendete er sein Geschäft, fühlte aber bei seiner Rückkehr über das vom Kongreß eingeschlagene politische System so großes Mißvergnügen, und gegen das Föderativ-System so tiefe Abneigung, daß er allen fernern Staatsgeschäften entsagte und in thätiger Einsamkeit die Erfüllung seiner schönern Träume erharrete. Erst das Unglück seines Vaterlandes weckte ihn aus denselben, und er er-

---

Monarchie in Amerika hinzustellen, wie Herr Graf Mollien gethan hat; eine flüchtige Würdigung der Schriften, Lebensumstände, Thaten und Plane Miranda's spricht für ihn als einen hochbegeisterten Republikaner.

griff das, Miranda's Händen entsunkene Banner der Freiheit, und trug es, nach reichen Wechseln des Geschickes und stürmevollen Jahren an das ersehnte Ziel.

Ehe wir jedoch dem fernern Gange der Kriegsereignisse folgen, müssen wir einen Rückblick auf die innere Lage der insurgirten und wiederbewältigten Provinzen des alten Vice-Königreiches werfen und das Gewebe bürgerlicher Wirren und politischer Intriken verfolgen, wodurch der Feind seinen zeitigen Sieg nicht wenig längere Zeit behaupten mochte.

Zehn Provinzen hatten dem Ansehen des Mutterlandes wieder gehuldigt; sie waren die wichtigsten, ihrer Lage und Verbindung wegen; nehmlich: Quiras, Jaen, Cuença, Guyaquil, Quito, Popayan, Santa Martha, Rio-Hacha, Panama und Veragua. Aber es fehlte den Königischen der Mittelpunkt; die innern Provinzen, des Aufstandes Quelle und Hauptfeuerheerd, und das feste und reiche Carthagena waren noch unüberwältigt. Der Kampf würde bald beendigt gewesen seyn, hätten die Patrioten nur alle ihre Kräfte vereinigt, mit Macht sich auf den Feind geworfen. Aber die nachdrücklichsten Anstrengungen wurden stets durch bürgerliche Zwietracht wiederum gehemmt oder vereitelt.

Ein Theil der hierauf sich beziehenden Begebenheiten ist schon oben kurz angedeutet worden; hier folge daher nur noch die Uebersicht des Ganzen, zu klarer Verständniß der Lage jener Provinzen, von welchen aus das Glück Bolivars den siegreichen Royalismus von Neuem bekämpft hat.

Unser vorzüglichster Wegweiser sey hiebei Lallement.

Santa Fé de Bogota, der zeitliche Hauptsitz des neuen Königreiches Cundinamarca, hatte beim Anfang der Revolution mit großer Unvorsicht die Leitung der Dinge den Mitgliedern der gesprengten Regentschaft anvertraut. Nachdem man jedoch auch dieser letzten Anhänger des Despotismus glücklich sich entledigt hatte, behielten die Truppen der Unabhängigen über die der Royalisten die Oberhand. Der Befehlshaber von Popayan, Don Tacon, erlag dem ungestümen Muth des Generals Baraya. An alle Städte erging der Aufruf zu Ernennung von Abgeordneten, aus denen ein Kongreß zu Santa Fé sich bilden sollte. Noch wurde die Berathung über die zweckmäßigste Landesverwaltung während Ferdinands VII. Gefangenschaft als Hauptbeweggrund aller dieser Bewegungen vorangestellt.

Neyba, Tunja, Mariquita, Citara, Antioquia, Socorro, Panplona, Casanare, (Los Clanos) und Carthagena erklärten sich offen für die Revolution. Zum Unglück verfiel eine große Parthei alsbald auf die Idee, eine Föderation statt eines einigen Staates zu stiften, eine Idee, in der damaligen Lage der Dinge gewiß höchst gefahrvoll und unzweckmäßig. Es theilten sich durch diese Maßregel die Streitkräfte, und es erzeugten sich zerstörende Partheien und Leidenschaften. Allenthalben sah man den Absonderungsgeist vorwalten, Distrikte sich von der Hauptstadt trennen und zum Range von Provinzen hinauf steigern. Darüber unaufhörlicher Kampf unter den Einzel-

nen und der Einzelnen wider den Mittelpunkt des Ganzen. Es versammelte sich zwar noch im Jänner 1811 eine Art Kongreß zu Ibagua, aber mit so vielen Unförmlichkeiten und widersprechenden Forderungen, daß er gar bald vertagt und jede Provinz genöthigt wurde, ihre Distrikte wieder in den alten Verband zurückzutreiben.

Noch im März desselben Jahres, nachdem dies alles glücklich war ins Werk gesetzt worden, befand der Kongreß sich im Stande, die unterbrochenen Sitzungen wieder fortzusetzen. Die Unabhängigkeit und Einheit der Provinzen wurden aller Orten feierlich verkündigt. Camillo de Torres hieß der erste Präsident der jungen Republik.

Mit diesen Anordnungen war jedoch Santa Fé de Bogota keineswegs zufrieden. Der Umstand, daß Carthagena der Sitz des neuen Bundes werden sollte, beleidigte seinen Stolz. Es trennte sich von seinen Schwestern, zürnend, und wählte den einflußreichen Bürger Don Lozano zum Präsidenten des Freistaates Cundinamarca, unabhängig von den übrigen Provinzen des ehemaligen Vice-Königreiches. Aber auch Carthagena, obgleich es der Verbündniß getreu zu bleiben feierlich verhieß, machte, gesteift auf alte Vorzüge, die es zur Zeit des Königthums genossen, das Recht eines für sich bestehenden Staates geltend. Im November 1811 verkündigte es, nach dem Beispiel von Santa Fé, seine politische Unabhängigkeit, und gab dem Don Torices die Präsidentschaft seiner Regierung. Die übrigen Landschaften, je nach ihrer Lage und Bedürfniß, nach ihrer Stärke und Schwäche, schlossen sich entweder Santa Fé oder Carthagena an.

Bei diesem Geist der Theilung und des Eigennutzes gedieh die gemeinsame Sache nicht.

Die Partheien erkannten gegenseitig die derselben drohende Gefahr, und es geschahen demnach, auf Antrieb edelgesinnter Patrioten, Schritte zur gegenseitigen ernstlichen Aussöhnung. Lozano's Ehrgeiz allein verhinderte sie noch einige Zeit; aber endlich siegte doch die Stimme des Volkes über die der Parthei-Interessen. Der Präsident verlor seine Stelle, in der er blos auf Kosten der Gesammtheit und durch Intriken mannigfacher Art eine Zeitlang sich erhalten hatte, und der edle Narino, den wir schon früher als Märtyrer der Freiheit Süd-Amerikas kennen gelernt, wurde sein Nachfolger und trachtete alles Ernstes, die Partheien und ihre Ansprüche auf wirksame Weise zu versöhnen. Er schlug eine Verfassung vor, deren Grundlage die Einheit bilden sollte. Santa Fé, Mariquita, Neyba und Socorro verstanden sich zu ihr und zu neuer enger Verbrüderung. Schon war auch Tunja entschlossen dasselbe zu thun, als eine Parthei, zu Gunsten des Kongresses, durch die Ränke ihres Oberbefehlshabers Baraya gebildet, sich im Innern der Provinz erhob und den Einheitsentwurf beharrlich von sich wies. Der Kongreß verlegte darum auch nach Tunja seine Sitzungen. Die beiden Partheien geriethen mit gewaffneter Faust an einander.

Das Glück begünstigte die Truppen des Kongresses. Narino unterlag zu Pablo Blanco in Socorro seinem Gegner Baraya. Auf dies Begebniß fielen Mariquita und Neyba von der Union ab. Narino, vielseitig mißhandelt und

wegen der Dikatur, welche die Noth der Zeit ihm übertragen, bitter gehaßt, begehrte seine Entlassung. Man verweigerte sie in einer Anwandlung republikanischer Großmuth. Er erfuhr jedoch abermal die Ungunst des Geschickes in dem Treffen zu Venta Quemada. Der Gedanke, daß er wider Beide stritt, machte sein sonst erprobtes Kriegsgenie unwirksam.

Aber Narino verzagte nicht, selbst dann nicht, als die Feinde bereits auf den letzten Punkt ihn gedrängt und auf der Höhe, welche Santa Fé beherrscht, sich gelagert hatten. Mit unverhältnißmäßiger Stärke stand er den Föderirten gegenüber, und erbot sich deßhalb zu ehrenvollem Vergleich. Er wollte seiner Würde freiwillig sich begeben, ja sich selbst verbannen; aber für Personen und Eigenthum in der Hauptstadt forderte er Sicherheit. Die Gegner verlangten unbedingte Uebergabe. Dies spornte seinen Zorn und kräftigte seinen Muth. Er nahm das Treffen nun an und erfocht einen glänzenden Sieg. Dcbr. 1812.

Gleichwohl kamen sich nach dieser traurigen Begebenheit die getrennten Provinzen nicht näher. Feindlich stunden sie auch jetzt noch einander gegenüber, doch ohne fernere Gewaltthat. In jeder einzelnen beschäftigten untergeordnete Fehden oder innere Einrichtungen die Gemüther. Carthagena, durch Handelsinteressen der spanischen Sache wiederum gewogener und durch den widerlichen Anblick des Bürgerkriegs in seinen Gesinnungen bestärkt, sann auf eine Gegenrevolution. Bald ward es der Mittelpunkt der Königischgesinnten in Santa Martha. Von ihm aus gingen mehrfache Züge zu Zertrümmerung des Werkes der Zeit vor

ſich. Die Diſtrikte Tolu und San Benito erlagen der Gewalt und huldigten wieder dem Anſehen des Mutterlandes.

Wenn dieſes letztere den günſtigen Augenblick und die Stimmung der Bewohner gehörig zu benutzen verſtanden, und einen ehrenvollen Vergleich ernſthaft geſucht hätte, ſo würde vielleicht, wenn auch nicht im ganzen Gebiete der Revolution, doch in einem großen Theile deſſelben, ſeine Gewalt gleich jetzt wieder hergeſtellt und für völlige Unterdrückung des Unabhängigkeit-Geiſtes in der Folge Hoffnung ihm geblieben ſeyn. Aber man ſpielte grauſam und verrätheriſch mit dem Anerbieten der Unterwerfung. Die Abgeordneten der Junta von Carthagena, welche man eine Zeitlang gegängelt und in's Netz gelockt hatte, wurden zu Panama in den Kerker geworfen, und Don Perez, der neue Unterkönig von Granada, mißbrauchte thöricht und zum Nachtheil ſeines Vaterlandes die von den Kortes erhaltenen Vollmachten.

Der Treubruch der Spanier entzündete neu das Feuer der Empörung, und die gefallene Tugend der Freiheit glänzte in unfreiwilliger Reue friſch auf dem politiſchen Schauplatz. Die Häfen und Buchten der Antillen füllten ſich mit Korſaren, welche Carthagena mit Kaperbriefen verſehen hatte. Dem Handel und der Schiffahrt des Mutterlandes wurde unberechenbarer Schaden zugefügt. Von Neuem zogen anſehnliche Heerhaufen wider den Feind, gebildet aus Fremden wie aus Einheimiſchen. Die Landesbewaffnung leitete vor allen der Präſident Torices. Den Oberbefehl über ſämmtliche Streitkräfte führten Don

Cortes-y-Campomanes und der französische Obrist Labattut. Die eine Abtheilung bemächtigte sich der verlornen Distrikte von Tolu und Sanbenito wieder, und schlug die Königischen über den St. Magdalenenstrom zurück; die andere eroberte Santa Martha aufs Neue, ohne jedoch den bald darauf erfolgten abermaligen Abfall dieser überaus knechtisch gesinnten Stadt zu verhindern. Die Bucht von Zispata, der einzige Posten von Wichtigkeit zur See, fiel der Flottille des Miguel Carabaño in die Hände, welche eine Landung hier erzwang. Nur einige wenige befestigte Plätze der Provinz Carthagena, und zwar am obern Ufer des Magdalenenflusses, waren noch von den Spaniern besetzt. Sie wurden auch hieraus durch Bolivars Tapferkeit vertrieben.

Fünftes Kapitel.

Don Simon Bolivar befreit Venezuela. Aufstand der Neger. Zweite Gegenrevolution. Abermalige Katastrophe der Republikaner, bis zu Don P. Morillo's Ankunft.

Die Stunde, wo Don Simon Bolivar seine ungewöhnlichen Talente für die Freiheit Amerikas zu entwickeln beginnen sollte, hatte nunmehr geschlagen. Er vergaß die bisherige Empfindlichkeit über den Gang der politischen Ereignisse vor der Gegenrevolution der Königischen in seinem Geburtsland, und bemeisterte seinen Schmerz, der nach dieser unglücklichen Wendung der Dinge ihn

verzehrte *). Nur von fünfzig Getreuen begleitet, begann er seine kriegerische Laufbahn, und verließ Carthagena, woselbst er die Stelle eines Befehlshabers, nach seiner Flucht aus Venezuela, erlangt hatte. Noch im Jahre 1812 half er den Magdalenenstrom völlig von den Königischen säubern; er schlug sich nach Ocanna durch, und begehrte vom Kongreß zu Neu-Granada eine Verstärkung von blos 600 Mann, um die besetzten Landschaften von Venezuela zu befreien. Seine Bitte ward ihm gewährt. Der Held vertraute sich von nun an ganz seinem Glückstern, und er leuchtete ihm auch in den verhängnißvollsten Krisen stets nur zu desto glanzvollerm Siege.

Bei Cucuta und la Grita stieß er zum erstenmal wieder auf die Spanier. Er warf sie, und besetzte den ganzen Distrikt von Merida. Desto unglücklicher war sein Vorgesetzter Bricano, welcher die Bekämpfung der Royalisten von Barinas sich vorbehalten hatte. Er erlitt eine Niederlage, ward gefangen und mit seinen vorzüglichsten Hauptleuten und mehrern der angesehensten Bewohner der Provinz hingerichtet.

Von nun an nahm der Kampf einen furchtbar blutigen Charakter. Bolivar beschloß feierliche Rache und in der Person jedes gefangenen Spaniers Sühne den Gemordeten. Die Feinde vergalten Gleiches mit Gleichem. Beide Partheien hielten nur zu gewissenhaft ihr Wort.

Bolivar trachtete vor allem durch den Gewinn von Caraccas der Revolution den alten Mittel-

*) Die Kapitulation Miranda's mit Monteverde hatte er gleich von Anfang sehr mißbilligt.

punkt wieder zu verschaffen. Er theilte sein Heer in zwei große Haufen. Ueber den einen vertraute er dem Obristen Rivas den Befehlstab; den andern führte er persönlich an. Sie rückten in zwei verschiedenen Richtungen wider die Stadt. Monteverde, mit überlegener Macht, warf sich ihnen entgegen. Aber er ward fünfmal hintereinander geschlagen. Vergebens sammelte er zu Costaguanes den Kern seiner Truppen; die Reiterei ging während des Treffens zu den Unabhängigen über, und Monteverde trat schaamerglühend und verzweiflungsvoll den Rückzug nach Puerto Cabello an.

Der Sieger hielt einen glänzenden Einzug in Caraccas, nachdem die dortige, aus 1500 Spaniern bestehende Besatzung einen Vergleich eingegangen, jedoch vor Ankunft der Patrioten zu la Guayra sich eingeschifft hatte. Die angstbefreiten Einwohner begrüßten mit unaussprechlichem Jubel ihren Erretter; allenthalben lößten sich die Bande eingekerkerter Freiheitsfreunde. Die meisten kleinern Orte Venezuela's folgten dem Beispiel von Caraccas, und wo Gewalt nöthig schien, half das Schwert des rastlos thätigen Narino. Blos die Veste und der Hafen von Puerto Cabello huldigten noch den Kortes von Cadix. Aug. 1812.

Monteverde hatte dem Vertrage von Caraccas, durch den Befehlshaber Don Fierro abgeschlossen, trotzig seine Genehmigung versagt. Auch nach all den fernern Unglücksfällen, welche auf den Verlust der Hauptstadt gefolgt, änderte er seine Gesinnung nicht. „Es sey, — bedeutete er Bolivars Boten — unter der Würde der spanischen Nation, mit Empörern zu unterhandeln." Selbst das Anerbieten einer Auswechslung der

Gefangenen, obgleich er, hinsichtlich dieses Punktes, bei weitem im Vortheil gewesen wäre, warf der stolze Spanier mit Verachtung zurück. Und statt aller Antwort gedachte er, von den vielen Unfällen frisch sich ermannend, die Unabhängigen durch einen Hauptschlag zu vernichten, alsbald nachdem ihm eine Verstärkung von 1200 Streitern zugekommen war. Aber es zeigte sich ihm das Glück auch diesmal untreu; bei Aqua-Calienta ward er bis zur Vernichtung geschlagen. Mit einer Handvoll Leute, ja selbst gefährlich verwundet, zog er in das Fort von Puerto-Cabello sich zurück, auch jetzt noch trotzig und ungebeugt, überhaupt ein Mann von gediegenem Charakter und großartigem Ehrgefühl, wie großen Antheil auch der Nationalstolz und der Fanatismus daran haben mochten.

Sein Geist ging auch auf den Unterbefehlshaber, Don Salmon, über; doch handelte er treulos wider allen Kriegsgebrauch, als er die Sendlinge Bolivars, welche unter denselben günstigen Bedingungen, wie vor der Schlacht bei Aqua Caliente, Waffenstillstand boten, und von Auswechslung der Gefangenen redeten, in Fesseln werfen ließ. Sein Nachfolger Istueta mißbrauchte noch roher seine Gewalt und stellte viele Gefangene den Batterien ihrer Landsleute gegenüber, welche, unter Bolivars unmittelbarer Leitung, das Fort nunmehr belagerten. Sie übten Wiedervergeltung. Die Spanier suchten sie durch noch schrecklichere Maßregeln zu überbieten. Alle Hoffnung gütlichen Vergleiches schwand damit, und lange Zeit hindurch wurde von beiden Theilen mehr geschlachtet als gekämpft.

Die Belagerung von Puerto Cabello setzte sich inzwischen ununterbrochen fort. Die eigentliche Stadt selbst fiel Bolivar'n bald in die Hände; aber die Bestürmung des Forts mochte nur mit allzu kostbarem Menschenverlust bewerkstelligt werden.

Der Feldherr ließ daher nach mehrern fruchtlosen Versuchen von demselben ab, und wandte seine Waffen wider die Bewegung der Royalisten von Coro, welche von Puerto Cabello aus zu einer neuen Gegenrevolution bestimmt und kräftig hierzu unterstützt worden waren. Auch diese überwältigte Bolivar, am 5ten des Christmonds 1813, bei Araure in einem hartnäckigen Treffen.

Nachdem die Fahne der Freiheit auf solche Weise mit neuem Ruhme siegreich auch in Venezuela geweht, richtete der Held des Tages seine Blicke auf die innern Angelegenheiten jenes Landes. Die zweite Unterjochung hatte in kurzer Zeit tiefe Wunden geschlagen; aber auch der Fuß der Befreier drückte nicht selten schwer, und man fürchtete statt der politischen Willkühr der alten Vicekönige, das ochlokratische Walten der im Kampf verwilderten Kriegsgesellen, wenn auch gleich sie die Devise der Freiheit schmückte. Auch erregte die fortdauernde Ausübung der im Drang der Zeit übertragenen Diktatur die Besorgnisse vieler Patrioten. Bolivar, die Gesinnungen der Bewohner durchschauend und mit ihren Beschwerden vertraut, verstand sich willig zu allen gesetzlichen Maßregeln, welche die Besorgnisse des Volkes beschwichtigten und die Zügellosigkeit seiner Leute, denen auch oft der Feldherr nicht immer Einhalt zu thun im Stande war, beschwichtigen konnten.

Am 2ten Jänner 1814 wurde von ihm eine allgemeine Versammlung aller bürgerlichen und Kriegs-Beamten, Geistlichen und Gutsbesitzer einberufen. In ihrer Mitte legte er die höchste Gewalt nieder; doch nahm er sie auf Antrag des Befehlshabers von Caraccas, Don Hurtade de Mendoza, aufs neue an, in Anbetracht der kritischen Zeitläufte und der Unentbehrlichkeit seiner Person an der Spitze der Geschäfte, bis zu vollkommen befestigter Ordnung des jungen Freistaates. In dieser Versammlung wurde auch die Vereinigung beider Länder, Neu-Granada und Venezuela, unter einer und derselben Repräsentativ-Verfassung beschlossen.

Die Spanier, am Wiedergewinn des Verlornen durch Waffengewalt verzweifelnd, beschlossen alles was ihnen zugänglich mit Brand und Mord zu verheeren. Der Befehlshaber von Puerto Cabello und jener von Guayana entwarfen überdies den schändlichen Plan, die Sklaven zum allgemeinen Aufstand gegen die weiße Bevölkerung zu waffnen, und bearbeiteten sie zu diesem Zweck durch geheime Sendlinge, unter denen zumal Boves, Yanez, Rosette, Puy und Palomo berüchtigt wurden. Man versprach ihnen trügerisch die Freiheit und das Vermögen ihrer Gebieter und gab ihr und ihrer Familien Leben in die Hände des fürchterlichen Gesindels.

Siebenzigtausend Köpfe stark belief sich die Zahl desselben. Obgleich der Plan offenbar und von Bolivar bekannt gemacht wurde, gelang er dennoch, wenigstens theilweise. Puy und Palomo standen an der Spitze der bewaffneten Negerbanden. Sie nahmen Varinas und andere Städte

und bezeichneten ihre Bahn mit Plünderung und Mord. Ueber 500 Bürger von Varinas wurden ohne Verhör hingerichtet; eine kleine Zahl nur von Gefangenen wurde durch die Ankunft einer republikaniſchen Truppenabtheilung gerettet. Allein dafür büßte, nach deren Abzug, die Mehrzahl der Bevölkerung von Varinas mit dem Leben.

Im gleichen Geiſte verfuhren Boves und Roſette, welche vom Orenoko her bis in die Gegend von Caraccas in zahlloſen kleinen Haufen ſich ausbreiteten. Alles, was nicht ihrer Sache ſich anſchloß, wurde durch die Schärfe des Schwertes vertilgt. Sie näherten ſich in zwei großen Abtheilungen bereits Caraccas, und ſetzten ſich mit den ſpaniſchen Gefangenen jener Stadt und jenen zu la Guayra in geheimes Einverſtändniß. Die fürchterlichſte Gefahr drohte der Republik, und das Leben aller Bürger ſtand auf der Spitze, denn Bolivars Truppen, weit rings im Lande zerſtreut, bildeten die Minderzahl, und die Gefangenen begannen ſich Haufenweis ſelbſt in Freiheit zu ſetzen und an die Neger-Armee anzuſchließen. Die Nothwendigkeit gebot ſomit den Tod der übrigen, und Bolivar, überdies noch durch die Ermordung der Einwohner von Ocumare aufs Aeußerſte gereizt, ließ 800 Spanier erſchießen. Man hat dieſe That noch oft in der Folge als Beweis ſeines blutdürſtigen Charakters geltend zu machen geſucht. Allein eine auch nur oberflächliche Würdigung der Verhältniſſe Venezuela's zu jenen Tagen und der Lage beider Partheien rechtfertigt ſie. Der Krieg und die Nothwehr kennen kein Erbarmen. — — — —

Die Royaliſten rächten den Tod ihrer Lands-

leute durch eine ähnliche Maßregel, vollzogen an amerikaniſchen Gefangenen zu Puerto = Cabello. Inzwiſchen lieferte der Diktator den Sklavenführern verſchiedene blutige Gefechte, jedoch nicht ohne bedeutende Einbuße an Menſchen. Narino und Montilla fochten ebenfalls mit Erfolg, und der neuernannte Generalkapitän von Venezuela, Don Cagigal, welcher an der Spitze zahlreicher Verſtärkungen heranrückte, wurde in der blutigen Schlacht von Carabobo, den 28. Mai 1814, entſcheidend auf das Haupt geſchlagen. Leider ſah Bolivar ſich in die Nothwendigkeit verſetzt, ſein Heer in drei Abtheilungen zu ſondern, um von drei verſchiedenen Seiten her der Feinde ſich zu erwehren. Dieſer Umſtand hatte zufolge, daß er zu la Puerta wider den überſtarken Boves eine Schlacht verlor, und Narino und Urbaneta bis Cumana und an die Gränzen von Santa Fé ſich zurückziehen mußten.

Große Verwirrung und großer Jammer zerrütteten nach dieſen unglücksvollen Tagen die Republik. Allenthalben nahmen ihre Angelegenheiten eine ſchlechte Wendung. Bolivar mit dem Reſte ſeiner Truppen und größten Theil der Einwohner von Caraccas ſchiffte ſich nach Cumana ein. Die Hauptſtadt und auch Valencia ergaben ſich noch den Julius an Boves. Die Gefangenen, trotz der auf die geheiligte Hoſtie beſchwornen Kapitulation, wurden auf die ſchändlichſte Weiſe niedergemacht.

Der Diktator hielt nach dieſem ſchweren Schlage auch in Cumana ſich nicht mehr für ſicher, ſondern ſchiffte ſich mit einer kleinen Zahl getreuer Hauptleute nach Carthagena ein, von wo

schon einmal das Heil für Venezuela ausgegangen war. Um dieselbe Zeit gingen Bermudes und Rivas nach Maturin, und sammelten hier was an der Republik nicht verzweifelte oder sonst für sich selbst Rettung suchte. Allein auch hier unterlag die Parthei der Unabhängigen nach vielfach abgeschlagenen Stürmen. Rivas wurde hingerichtet, und Bermudes floh mit der Regierung des Freistaates nach der Insel Margarita, woselbst er bis zu Morillo's Ankunft verblieb. Das Schicksal des Rivas hatte inzwischen auch Boves getheilt, aber ohne daß dadurch für Venezuela etwas gewonnen worden.

So mißlich war die Lage der Patrioten von Venezuela zu Ende des Jahres 1814, und so wenige Hoffnung des Sieges mehr vorhanden, daß blos die einzelnen Führer auf ihre eigene Rettung sinnen und das Land der Gnade der Ueberwinder preisgeben mußten. Dennoch leuchtete der Stern Bolivars in kurzer Zeit von Neuem, und, gleich den europäischen Spaniern, wurde der Tag höchsten Jammers jedesmal wiederum die Morgenröthe neuen Ruhms und neuen Sieges. Dieselben Männer, welche durch die schwarzen Mörderbanden der Boves und der Puy, mitten in ihrer Bahn, geworfen worden waren, bemeisterten nach fünf Jahren erneuerten Kampfes das kriegerische Genie, den Muth und die Erfahrenheit Morillo's, und zeigten ihrem Vaterlande, daß, wer an sich selbst nicht verzweifelt, niemals verloren ist.

Sechstes Kapitel.

Die Ereigniſſe von Venezuela und Neu-Granada von Morillo's Ankunft bis zum Aufſtand Arismendi's auf Margarita.

Die großen Ereigniſſe, welche inzwiſchen dem Sturze Napoleon Bonaparte's vorhergegangen und an denſelben ſich geknüpft, hatten auch auf die ſüdamerikaniſchen Angelegenheiten entſcheidenden Einfluß geübt. König Ferdinand VII. war nach langer Gefangenſchaft auf den Thron ſeiner Väter durch ein heldenmüthiges Volk wieder geſetzt worden. Er lohnte die ſieben Jahre der Anſtrengungen deſſelben damit, daß er die von Europa's Mächten anerkannte Verfaſſung des Reiches vernichtete, die mehrere Jahre lang anerkannten Kortes ſprengte, die Mitglieder dem Tode, den Galeeren oder dem Elende preis gab und den Deſpotismus in der vollendetſten Form wiederherſtellte. Spaniens edelſte Bevölkerung ward einem zwar des Krieges kundigen und für den Glauben eifrigen, aber für die Aufklärung des Jahrhunderts und für ſeine eigenen Rechte unempfindlichem Geſindel nachgeſetzt. Deſſen fanatiſches Geſchrei galt einem Monarchen ohne Talent und Willen, ohne Muth und Treue für die allein zu berückſichtigende Vox populi.

Nicht ſo willig, als ihre ſtolzen Gegner, ſchmiegten ſich die ſüdamerikaniſchen Kolonien wieder unter das alte Joch. Diejenigen, welche das Anſehen der Kortes und die Herrſchaft einer Repräſentativ-Regierung verſchmäht, waren noch weni-

ger geneigt, von Neuem die Sklaven eines absoluten Königs zu werden. Sie allein waren es demnach, welche die Früchte dieser ersten spanischen Revolution geärndet, und sie ärndtetet auch aus der zweiten die nehmlichen Früchte einer und derselben fehlerhaften Politik konstitutioneller Gewalthaber.

Wenn auch der gegenwärtige Augenblick, wo im Innern der neuen Republiken furchtbare Krisen eingetreten waren, ein nachdrücklicher Stoß von Außen alles leicht zu zertrümmern schien, so weckte doch die sich mehrende Verzweiflung nur eine desto größere Kraft der Verzweiflung. Das Getheilte einigte sich wieder und man sehnte sich die Fehler vergangener Zeit gut zu machen.

Es sendete aber das absolutmonarchische Spanien einen Mann von hohem Kriegstalent, von schlauem Wesen und unerschütterlicher Willenskraft, welcher auf die Hochachtung seiner Zeitgenossen ein großes Anrecht geltend zu machen hätte, wären nicht seine Trophäen, welche er in zweien Welten sich erfocht, mit Grausamkeit und Verrath befleckt. Don Pablo Morillo, durch die während des Befreiungskampfes der Sache des Königsthums geleisteten Dienste ausgezeichnet, wurde vom Hof als der tüchtigste Mann erfunden, um die empörten Kolonien, zumal aber Venezuela und Neu-Granada, wieder zum Gehorsam unter die Herrschaft des Mutterlands zu bringen. Morillo, zu dessen Verfügung man zwei Kriegs- und zwanzig Transportschiffe gestellt, ging an der Spitze von 18,000 gut bewaffneten Soldaten ab. Sein anfänglicher Plan soll äußerst umfassend gewesen seyn. Nach Venezuela's Bezwingung wollte er

Neu-Granada unterjochen; hierauf, von Santa Fé aus, nach Quito vordringen, mit den Royalisten dieses Landes sich verbinden, und über Lima durch Ober-Peru nach Buenos-Ayres sich in Bewegung setzen. Allein die Lage der Dinge war dennoch eine andere, als das Kabinet von Madrid und Morillo selbst sie nicht gedacht hatten. Es war in der Periode zwischen der letzten Katastrophe und der Ankunft der neuen spanischen Heerfahrt in der Stimmung des columbischen Volkes eine große Veränderung eingetreten.

Der erste Blick des spanischen Oberfeldherrn, welcher zu Anfangs des Aprils 1815 seine Landung bewerkstelligt hatte, war auf die Insel Santa Margarita gerichtet, welche durch ihre Lage und durch die Verbindung mit Caraccas besonders wichtig für die kriegführenden Partheien in dieser Gegend geworden war. Der Kreole Arismandi vertheidigte sie, die zugleich seine Heimath und von Bolivar ihm anvertraut war. Aber im Gefühl der Uebermacht Morillo's, welcher zu ernster Bedrängung sich anschickte, beschloß er dennoch bald, der Nothwendigkeit für den Augenblick zu weichen und günstigere Umstände in der Folgezeit zu benutzen. Am 11ten April geschah nach feierlich beschwornem Vertrag die Uebergabe.

Die meisten Küstenplätze folgten diesem Beispiel. Die Städte wurden von den Truppen der Unabhängigen größten Theils geräumt; sie zogen sich in das Innere des Landes und in die Gebirge. Uebrigens übte Morillo anfänglich ein mildes Regiment und gewann dadurch viele Gemüther. Der Verlust eines seiner Kriegsschiffe, das mit sämmtlicher Mannschaft und Ladung in

die Luft geflogen war und die Seuche, welche unter seinen übrigen Truppen mörderisch wüthete, nöthigte ihn eine Weile zum Stillstand in seinen Operationen und zu wesentlichen Aenderungen in seinem Hauptplan. Er verstärkte sich durch die Ueberreste der Banden des Boves, gegenwärtig unter Morales Befehl, welche er an sich zog, durch eine allgemeine Rekrutirung, die er unter Kreolen und Farbigen vornahm, und durch ein Regiment der Besatzung von Porto-Rico, welches sich in Eile einschiffen mußte. Er nahm nunmehr mit Morales Abrede zu nachdrücklicher Belagerung Carthagena's. Der Obergeneral sollte zur See, der andere Befehlshaber zu Lande die Stadt bedrängen. Calzada mit 5000 Spaniern von Caraccas aus sich durch die Nordprovinzen nach Santa Fé in Bewegung setzen, und der Generalstatthalter Quito's, nach Vernichtung des wider ihn anziehenden Patriotenheeres, durch die südlichen Landschaften zur Eroberung von Neu-Granada vorrücken.

In der That schiffte Morillo sich ein, und ließ blos 4000 Mann europäischer Truppen in den Seeplätzen zurück. Einigen seiner Unterbefehlshaber trug er die Reinigung des innern Landes von Insurgentenabtheilungen auf. Allein die Vollziehung dieses Auftrages war mit größern Schwierigkeiten verknüpft, als Morillo wohl gedacht hatte. Die Schlachthaufen der Patrioten waren noch zahlreich und die Anführer unverzagt. Noch standen in Barcelona's Ebenen Saraza, an den Ufern des Oronoko Cedenno und Monagas, in Cumana Ribero und Baraſſa,

endlich drohend an die Gränze von Varinas Urdaneta.

Die Belagerung des wichtigen Carthagena, durch Morillo und Morales, begann mit dem 18. August. Die Amerikaner hielten diese Stadt für unbezwinglich. In Europa würde man sie in den zweiten Rang der Festungen stellen. Sie hielt mehrfache Belagerungen der Engländer aus, allein im Jahre 1697 ergab sie sich an die Franzosen. Uebrigens ist ihre Lage vortrefflich. Carthagena giebt dem Lande, welches sich von der Mündung des Magdalenenstromes bis zum Meerbusen Darien erstreckt, den Namen. Es liegt auf dem Winkel, welchen hier das Festland bildet, und beherrscht auf solche Weise das Meerbecken der Antillen, welches den Isthmus von Panama bespült. Drei Meilen Küstenlandes, welches sich nach Süden hin ausdehnt, schützt einen der vorzüglichsten Häfen, welchen die Natur selbst gebildet. Die große Bucht zählt mehrere von zahlreichen Batterien vertheidigte Eingänge. Von der Landseite schützt der Poja, ein Berg, darauf eine Citadelle und andere Vorwerke sich erheben, die Stadt. Diese selbst und die Vorstadt, Xeremani genannt, welche auf zwei, nur wenig von einander getrennte Halbinseln erbaut, die Brücken vertheidigen, die diese letztern verbinden, sind mit sehr starken Festungswerken umgeben. Eine Menge Vorwerke und Sümpfe verhindern auf allen Punkten die Annäherung *).

Leider war die damalige Besatzung dem Umfang der zu vertheidigenden Posten keineswegs ange-

*) Lallement p. 172 etc.

messen. Kaum zählte sie etwas über 3000 Mann. Aber in Einwohnern *) und Soldaten war der feste Entschluß der Vertheidigung. Französische Offiziere leiteten die Maßregeln derselben. Bermudes, als Guerillas-Häuptling in Cumana bekannt geworden, hatte in diesen Tagen den Oberbefehl. Unter ihm standen Mariano Montilla und Cortes-y-Campomanes. Des sorglosen und trägen Castillo's Stelle ward dem tapfern und freigesinnten Don Juan de Dios Amador übertragen.

Morillo begann die Belagerung mit allem Nachdruck, nachdem die Erbieten einer Amnestie von keinem Erfolg gewesen. Die feste Lage der Stadt und der Besatzung entschlossene Gesinnung machten keinem andern Gedanken, als dem des mannhaften Widerstandes, Raum. Sie hofften auf die Schwierigkeiten in Herbeischaffung der Zufuhr und auf die Gefahren der Jahrzeit für das königische Heer. Morillo beschloß daher durch Hunger und Ermüdung die Uebergabe zu erzwingen. Nach sechs Wochen strenger Blokade bedrängte er die Stadt durch heftige Beschießung. Zugleich auch drang eine Flottenabtheilung in den Hafen. Mehrere Batterien, die er nunmehr zu errichten im Stande war, verhinderten alle fernern Verbindungen mit dem Innern des Landes. Die Besatzung wagte zwar mehrfache Ausfälle, aber die Tapfersten verbluteten nutzlos im Kampfe mit der Uebermacht.

Schon um die Mitte des Oktobers gebrach es

*) Die Bevölkerung der Stadt betrug damals ohngefähr 25,000 Seelen.

immer mehr an Lebensmitteln. Der Botschafter Amador erkannte die verzweiflungsvolle Lage, und erbielt, im Vermessen der Unentschiedenheit der Spanier bei geschlossenen Vorträgen und der Schimpflichkeit eines Rückzugs unter das Joch des absoluten Königs, in einer zusammenberufenen Versammlung der vornehmsten Einwohner den Rath, die Stadt Carthagena unter den Schutz des konstitutionellen Englands zu stellen. Eine Gesandtschaft ward, als der Vorschlag allgemeine Zustimmung erhalten hatte, nach Jamaika abgefertigt, den dortigen Behörden und Seebefehlshabern den Wunsch der Bewohner zu überbringen und um schleunigen Beistand zu ansuchen. Diese Gesandtschaft schiffte sich durch die günstigen Schicksale zwar glücklich durch, aber die Langsamkeit diplomatischer Unterhandlungen bewirkte, daß nicht mit der Dringlichkeit, der Gefahr und der Erforderniß augenblicklicher Hülfe,

Der Oberbefehler der Spanier, dem Geiste der Carthagener nicht unvertraut und ihren Plan durchschauend, versuchte noch einmal jenes Mittel der Güte, um in Besitz der Stadt sich zu setzen. Er trug Annehmen über Annehmen an; verhieß dem Handel lockenden Schutz, den lebenbringenden reichliche Belohnung. Aber er fand allen Beredtsamkeit und den Gold gegen ihn, sein Herr und seine Anträge erklärt. Er kehrte zu Gewalt zurück und eröffnete neuen Sturm auf den Pop. 12. Mon. Er wurde jedoch muthvoll abgeschlagen und Morillo wendete sich zu seinem früheren Belagerungsplane. Dieser stützte ihn denn endlich auf den Fleiß näher.

Schon war der Hunger unter den flüchtigen Quellen allgemeiner Dürftigkeit eingetreten, und

chen, als die Unmöglichkeit längerer Gegenwehr von Einwohnern und Besatzung erkannt wurde. Der größte Theil der letztern schlug sich auf Seite Lappes ein und erzwang sich auf die muthvollste Weise, nachdem sie die spanische Artillerie vernagelt hatten, durch die furchtbarsten Batterien den Durchgang. Sie erreichten ferner unangefochten die weite See Carthagena's. Morillo durfte folgreich in die Stadt.

Zwei Drittheile der Bevölkerung waren in seiner Gewaltigung gefallen; aber auch die Spanier zählten eine Menge Erschlagener und Verwundete. Die vier Monate Aufenthalt war einer einzigen Stadt waren an Zeit und Menschen ein unerschöpfter Reichthum.

Der Uebergang von Carthagena hatte übrigens auf das Schicksal andrer Städte und des innern Landes wesentlichen Einfluß. Von Venezuela und Santa Martha aus übermächtigten Salgada und La Torre diesen Letztern, und wurden in ihren Anstrengungen von dem Statthalter Quito's bedrunend unterstützt. Auch Santa Fe wurde seine bisherige feste Haltung und regte sich an die Knospe von Morillo's, welcher im Junius persönlich sie Mal dann seinen Einzug hielt. Allmählichen Falls die 1816. Sache der Freiheit rettungslos verloren. Gleichs Juni wohl nahm sie bald darauf wieder einen neuen 1819. Schwung.

Dem fühnen Santander war es vorher halten, für die Errettung und Unabhängigkeit Neu-Granada's in diese südlichen Lage den Zinge zuerst wieder zu wirken. Im Verdoß des Landes Casdinamarca sammelten sich um ihn die Reste des Patriotenheeres und die vor der spanischen

Wütherei geflüchteten Bürger. Ein neuer Bund wurde beschworen. Zahlreiche Einverständnisse in Santa Fé stärkten ihn. Ein junger Offizier in Morillo's Generalstab besorgte, durch das Organ seiner Geliebten, der so schönen, als patriotisch-gesinnten Polycarpa Salavarieta, alle gewünschten Mittheilungen über die Stärke des Feindes und den Stand der öffentlichen Meinung, nach dem Lager der Unabhängigen. Leider wurde das Geheimniß verrathen und nach dem edelmüthigsten Wettkampf im Geiste der zwei Liebenden bei Tasso *) bluteten beide auf dem Schaffot. Noch jetzt ist das Andenken der heldensinnigen Polycarpa Columbia's Bürgern heilig, und wie sehr auch Morillo, in den nach seiner Flucht aus Spanien herausgegebenen Denkwürdigkeiten unedle Partheirache mit dem Gewande gerechter Ahndung des Gesetzes zu verhüllen, sich Mühe gegeben hat, so wird doch die Opferung jenes Mädchens ein schwarzer Flecken in seinem Charakter vor dem Auge der Geschichte bleiben.

Die Maßregeln solch blutiger Strenge dauerten unaufhörlich fort, und erstickten alle Versuche zu erneuertem Aufstand gleich im Beginn; daneben aber sann der kluge Oberfeldherr darauf, durch Verbesserung der öffentlichen Verhältnisse, durch Herstellung der Polizei, Beschützung des Handels und vernüftige Gerichtspflege die Gemüther des zu Boden geworfenen Volkes sich zu gewinnen. Aber gegen den Unterdrücker bürgerlicher und geistiger Freiheit giebt es kein Gefühl der Dankbarkeit. Jede Annäherung ist Verbrechen und fort-

*) Gerusalemme liberata. C. II.

gesetzter Kampf eine heilige Pflicht. Neu-Granada seufzete unter der Uebergewalt; dafür sprengte Venezuela seine Fesseln, und gab auch ersterm Land wiederholt ein Zeichen der Freiheit.

Siebentes Kapitel.

Neue Gegen-Revolution und Ereignisse in Venezuela bis zum Aufstande des Piar. Arismendi. Bolivar. Paez. Brion.

Der Meineid, verübt an beschwornen Amnestien, sowohl durch Morillo selbst, als durch seine Unterbefehlshaber, hatte binnen kurzer Zeit allenthalben den Muth der Verzweiflung in den Einwohnern Venezuela's geweckt. Eine Menge der empörendsten Maßregeln befleckte den errungenen Sieg. Man rächte selbst ein einfaches Ausreißen nicht nur durch die Hinrichtung des Schuldigen, sondern selbst durch die Ermordung je der fünften Person seiner Verwandtschaft bis ins fünfte Geschlecht, ja sogar durch Bestrafung des Distriktes, in welchem das Kriegsvergehen begangen worden. Zumal geschahen solcher Wüthereien auf der Insel Santa Margarita. Aug. 1815.

Einer solchen grausamen Ahndung entzog sich ein geachteter Guerillasführer Arismendi, mit Hülfe seiner Treuen und vaterländisch-gesinnten Gattin. In einer Höhle verborgen, von dem geliebten Wesen täglich mit Nahrung und Berichten über die Lage der Dinge versehen, brütete er, als der Einwohner Stimmung ihm kund geworden war, über der Befreiung der Perlen-Insel. Es

Nov. 1815. gelang ihm, viele Patrioten ins Interesse zu ziehen. Zu Anfang des Wintermonats waren alle Vorkehrungen reif. Die Hauptstadt, von Arismendi und seinen Freunden in die Waffen gemahnt, rief alsbald die Freiheit aus und man rüstete sich allenthalben zu einem ernsten Kampfe.

Die Nachricht von dieser neuen Schilderhebung versetzte die spanischen Behörden von Carraccas in eine unbeschreibliche Wuth. Sie beschlossen alle Rücksichten von Menschlichkeit auf Seite zu setzen, und durch eine beispiellose Verheerung andere Landschaft von Aehnlichem für immer abzuschrecken. Allgemeiner Mordbrand wurde dem Statthalter der Margarita förmlich anbefohlen. Die rohen, im Blutvergießen zur Meisterschaft gestiegenen Kriegsknechte gehorchten willfährig dem Aufruf und übertrafen durch die Art der Erfüllung den Auftrag ihrer Meister.

Aber es gereichte diese Art von Kriegführung der königischen Sache hier keineswegs zum Frommen. Diejenigen, welche nichts mehr zu verlieren hatten, trachteten alles zu gewinnen. Es entzündete sich ein unauslöschlicher Haß in aller Eingebornen Gemüth. Arismendi's Banden schlugen allenthalben die Werkzeuge der Tyrannei, und die republikanische Junta ward, nachdem bis auf die Veste Pampetar alle Orte der Insel den Unabhängigen in die Hände gefallen, im Christmond 1815 bereits feierlich wiederum eingesetzt.

Die Revolution von Neu - Granada - Venezuela hatte durch diesen Aufstand Arismendi's einen neuen Haltpunkt und Schwung erhalten. Alle verfolgten Freunde der Freiheit sammelten sich hier. Auch Bolivar nahete wieder, an der Spitze der

Ausgewanderten von Carthagena und andern Städten. Von Jamaika war er nach Hayti übergeschifft. Dort fand er, obgleich von Seite der Behörden keineswegs den gewünschten Beistand, dennoch zahlreiche Anhänger der Freiheitssache aus seinem Vaterland, und viele fremde Abentheurer von Namen und Talent. Der Holländer Brion gehörte vor allen in diese Reihe, welcher anfänglich Kaufmann, nachmals Seeoffizier, den Einwohnern von Carthagena bedeutende Dienste erwiesen hatte und von ihnen als Bürger aufgenommen worden war.

Brion widmete sich der heiligen Angelegenheit, für die man nunmehr auf Hayti sich rüstete, auf die edelste Weise, und brachte den größten Theil seiner nicht unbeträchtlichen Reichthümer zum Opfer dar. Durch sie wurde Bolivar in Stand gesetzt, zwei Kriegs- und dreizehn Transportschiffe erbauen zu lassen, auf welche nicht weniger als 3500 Mann eingeschifft wurden. Der Präsident Pethion hatte zuletzt ihm 1500 Neger zum Behufe seiner Heerfahrt überlassen. Brion ward, wie zu erwarten war, als Admiral der kleinen Flotte bestallt. Sie stach den 30. März 1816 unter den freudigsten Hoffnungen zu Cayes in die See. 30. März 1816.

Noch von dort aus hatte Bolivar an alle Bürger Venezuela's und an die Einwohner der Perlen-Insel insbesondere, einen begeisternden Aufruf erlassen. Er pries darin das Beispiel Arismendi's und wies auf den entschlossenen Sinn anderer Freunde der Unabhängigkeit, namentlich jedoch auf Brion und seine Opfer, hin. Die nahe Ankunft des Befreiungsheeres wurde angekündigt und die baldige Wiedereröffnung des Kongresses verheißen. Inzwischen forderte Bolivar, in seiner

Eigenschaft als Diktator, die unumschränkte Macht der Bevollmächtigten, auf seine alleinige Vollmacht hin. Er verwahrte sich gegen den Vorwurf, als wolle er von sich allein aus Gesetze geben: blos besondere Rechte möchten für aus seinem Munde verordnet gelten. Habe Jemanden wenigstens darin, daß sie für die Einheit der Regierung und für völlige Freiheit wirken möchten. Damit brevirte er auf die Verfassungen, aller Kraft der Bevölkerung zu einer einzigen Nationalmasse. Die Gründung einer Zentral-Regierung erklärte er unter den damaligen Umständen für ein unerläßliches, politisches Postulat. Er trug den Spaniern, für den Fall einer Rückkehr, ausschließige Verfügungen, für den entgegengesetzten Fall aber einen Kampf der Vernichtung an.

Die Hoffnungen erfüllten sich unter günstigen Verhältnissen für die Republikaner. Noch in den ersten Tagen des Mai's gewann die Sache unter Admiral Brion einen Sieg über die Abtheilung der spanischen Flotte, welche mit der Besatzung Cartagena's bestimmt waren. Bolivar und Briceno's marschirten gegen sie. Sie suchten wieder das Fort Carupano, in Carupano. Noch wenig Tagen sah es, durch Brion, Herr in der Landhäuptigen Gewalt. Auf Carupano 1816. jedoch vermochten sie, bei ihren noch allzu unvereinigten Kräften, Einschränkungen und Besitzergreifungen, nichts auszurichten.

Nachdem Boliver Carupano verlassen, setzte er sich nahe Diamara, einen Hafen zwischen La Guayra und Puerto-Cabello, in Bewegung. Dieser Ort öffnete ihm den Eingang zu Caracas und erleichterte seine Vereinigung mit den Truppen

ten auf der Ebene von Barcelona. Mac-Gregor, ein schottischer Edler und nach Abentheuern begieriger Glücksritter, befehligte bei diesem Zuge als Untergeneral, und begann hier sein wechselreiches, romantisches, jedoch durch manche Vorfälle in neuester Zeit etwas zweifelhaft und zweideutig gewordenes Leben.

Am 5ten Heumond erschien ein neuer Aufruf des Diktators an die Einwohner Ocumara's, an welchem Orte er wirklich die Landung bewerkstelligt hatte. Alle wurden darin zur Freiheit aufgerufen. Den Schwarzen selbst verhieß er sie. Darüber empfanden jedoch die Pflanzer tiefes Schrecken. Ihr Egoismus wurde für größere Plane ein mächtiges Hinderniß, und bestimmte den Diktator zum schleunigem Weiterzug. 5. Julius 1816.

Während Bolivar deßhalb noch in der Umgegend von Ocumara verweilte, war Mac-Gregor, an der Spitze der Nachhut, bereits gegen Maracay und La Cabrera vorgerückt und hatte dieser Städte im ersten Anlauf sich bemächtigt. Allein zwischen Valencia und La Guayra stieß er auf die überlegene Macht des Morales. Dieser hinderte die Vereinigung der beiden republikanischen Anführer. Mac-Gregor, welcher keinen Angriff zu wagen noch abzuwarten sich getraute, nahm seinen Rückzug über Barcelona; Bolivar aber entschloß sich zu einem Treffen.

Dasselbe wurde von Seite der Unabhängigen mit einem seltenen Muth eröffnet und fortgesetzt. Aber die Ueberzahl der Feinde vereitelte alle Anstrengungen desselben. Nachdem der größte Theil von Bolivars kleinem Heere die Wahlstatt bedeckt, schickte er sich ebenfalls zum Rückzug an und schiffte

nachdem ich die Arbeiten der Herren Bergrath Hauchecorne und Professor Beyrich über Muschelkalk und Keuper in Oberschlesien, Niederschlesien, Sachsen, Thüringen, Franken, Württemberg, Baden und Elsaß, sowie die Arbeiten der Herren Quenstedt und Oppel über Schwaben und Franken, mit Aufmerksamkeit durchgelesen hatte, ging ich im Herbst 1857 nach Lothringen, um mich an Ort und Stelle mit den Verhältnissen dieses Landes bekannt zu machen. Ich besuchte zuerst Metz, Diedenhofen und Saarlouis, und ging dann über Saargemünd nach Zweibrücken, wo ich mich mit Herrn Professor Schafhäutl in Verbindung setzte, der mir seine Sammlungen zur Verfügung stellte und mich mit Herrn Bergrath Winkler bekannt machte, der mir seine Karten und Profile mittheilte. Mit Letzterem machte ich dann eine Excursion nach Bitsch, wo ich mich mit Herrn Bergrath Winkler trennte. Ich besuchte dann Pfalzburg, Saarunion, Lützelstein, Zabern, Hagenau, Weißenburg, Landau, Germersheim, Speyer, Frankenthal, Worms, Mainz, Darmstadt, Frankfurt, Hanau, Aschaffenburg, Miltenberg, Wertheim und Würzburg.

Nach vielen gütlichen Verhandlungen konnten wir endlich einen Vertrag abschließen, der folgendermaßen lautete: Herr Bergrath Winkler gestattete mir Einsicht in seine Karten und Profile, und ich versprach ihm, Abdrücke meiner Karten und Profile zu geben. Ich reiste dann

theilung Truppen ab, und erwirkte dadurch demselben eine ehrfurchtgebietende Stellung. Noch mehr war dies der Fall nach Bolivars Ankunft. Die Insurgenten zählten wieder eine ansehnliche Truppenmacht. Es kam in die niedergedrückten Einwohner neues Vertrauen. Barcelona ward der Mittelpunkt aller künftigen Bewegungen und der Sitz der wiederhergestellten provisorischen Regierung.

Der Obergeneral der Royalisten, voll Bestürzung über den unerwarteten Umschwung auf dieser Seite des Kampfes, eilte noch zu Anfang des Jahres 1817 nach Venezuela, um das Verlorne wieder gut zu machen. Der neue Sammelplatz der Empörer sollte gleich mit überlegener Gewalt denselben entrissen und die Hyder der Revolution für immer vernichtet werden. Er segelte heran mit seiner gesammten Flotte und mit mehr als 4000 Mann Landungstruppen von allen Gattungen. Jänner 1817.

Beide Theile stießen alsbald auf einander, am 15ten des Hornungs. Nach viertägigem Gewürge war in der Hauptsache soviel entschieden, daß die Patriotenarmee, vom Kampf ermattet, wiewohl nicht besiegt, zum Rückzug sich anschickte, die spanische Flotte aber größtentheils in Brand aufging. Morillo wich nun der Nothwendigkeit und suchte den ungeheuern Verlust in jener letztern Beziehung nach bestem Vermögen zu ergänzen.

Auf den Ebenen von Banco-Largo sammelten die Spanier sich wieder. Da stießen sie auf den Mulatten Paez, den verhängnißvollen Mann, von dem noch oftmal in Columbiens Geschichte die Rede, in Gutem wie im Bösen, seyn wird. Er warf mit seiner unbesieglichen Reiterei den

Feind; doch fand dieser an dem beinahe unvertheidigt gelassenen Barcelona wieder einen Rückhalt. Am 7ten April fiel diese Stadt von neuem in die Hände der Royalisten.

7. April 1817.

Die Lage der beiden Partheien war um diese Zeit sehr verschieden. Die Städte und Gegenden der Republikaner waren entweder in spanischer Gewalt oder niedergebrannt, verwüstet und öde. Ihre Heerbanden hatten beträchtlich an Menschen eingebüßt; ihre Kassen sich erschöpft; ihre Magazine staaden leer. Dagegen erhielt Morillo fortwährend aus den wiederbezwungenen oder doch nicht revolutionirten Ländern und Inseln nach Bedürfniß, Kriegs- und Mundvorräthe. Er war überdieß im Besitz der vorzüglichsten Küstenorte, während die Unabhängigen auf die Engpässe und Thäler im Innern und auf die Gebirge und Felsschluchten der Anden beschränkt waren. Dennoch fand Bolivar's erfinderisches Genie Mittel und Auswege genug, um das Gleichgewicht zwischen ihm und seinen Gegnern herzustellen.

Nachdem durch den fünfjährigen Kampf der bisherige Schauplatz außerordentlich verwüstet worden war und den Streitern der Freiheit weder Halt noch Nahrung mehr bot, faßte der Diktator den Entschluß, nach der großen und reichen Guayana den Krieg zu spielen. Die Rollen für einen künftigen Feldzug wurden also vertheilt. Paez, an der Spitze der Reiterei, stellte sich Morillo und La Torre gegenüber. Den Guerillas vertraute man die Ueberziehung der Ebenen an. Mit dem Ueberrest der republikanischen Heermacht versuchte Bolivar selbst auf dem neuen Schau-

platz das Glück, welches schon so oft abwechselnd ihn begünstigt und verlassen hatte.

Piar war ihm voran über den Orenoko gegangen; Brion, mit seinem Geschwader, folgte den Strom aufwärts und unterstützte zur See die verabredeten Operationen. Bald waren die Royalisten aus allen Orten der Provinz vertrieben und auf die Hauptstadt, Angostura, beschränkt. Sie sahen hier aber bald sich so hart eingeschlossen, und von allen Seiten der Zufuhr beraubt, daß eine fürchterliche Hungersnoth nach drei Monaten zur Räumung der Stadt sie nöthigte. Durch die Eroberung der Guayana erhielt das republikanische Heer an moralischen und physischen Streitkräften unzuberechnenden Zuwachs. 17. Juli 1817.

Bald gestattete nun die Lage der Dinge die Ausführung größerer Plane. Es mochten die verschiedenen einzelnen Heerführer sich leichter die Hände reichen, und ihre Banden selbst waren zu größern Massen zusammengeschmolzen. In den ersten Tagen des Augusts hatten sie aber folgende Stellung. In der Guayana mit 6000 Mann standen Bolivar selbst und Piar; in Cumana mit 2000 Mann Marino; zu Maturin mit einer kleinern Abtheilung Bazas. Die Ebene hatten Monagas und Saraza mit 2000 bis 3000 Indianern und Zambos inne; Paez, mit 3000 Reitern war bei Varinas gelagert. Unfern von ihm, auf den Gefilden von Casanare schickte sich noch eine weitere Patrioten-Abtheilung, unter Perez's Befehl, zur Unterstützung ihrer Brüder an. Aug.

Der Krieg, welcher um diese Zeit, zumal zwischen Morillo's Truppen und den Reitern des

Paez geführt wurde, bestand in einer Menge von kleinen Scharmützeln und Ueberfällen, welche von vielen einzelnen Punkten zu gleicher Zeit unternommen wurden. Ob nun gleich die Spanier fortwährend im Besitze der Küstenstädte und Festungen waren, so hatten ihnen doch diese zahlreichen Guerillas und ihre Versuche bedeutenden Schaden zugefügt. Auch war der größte Theil des Landes, weil sehr verwüstet, für sie von keinem Nutzen. Man muß jedoch gestehen, daß Morillo's Soldaten, so empörend ihr Vernichtungssystem uns auch immerhin seyn muß, einen seltenen Grad von Ausdauer und Tapferkeit entwickelten, welcher wohl einer bessern Sache werth gewesen wäre. Zwölftausend Mann standen jetzt noch streit- und mordbegierig den Republikanern gegenüber. Mit diesen war der Muth der Freiheit, der Begeisterung und der Rache; mit jenen die Angewöhnung des Gehorsams, der Stolz des Spaniers und die Hoffnung bleibenden Ruhms aus Unterdrückung eines so großen und hartnäckigen Aufstandes.

Julius 1817.

Zunächst nun ziehen die Begebnisse auf Margarita unsere Aufmerksamkeit während des Julius 1817 auf sich. Mit 20 Segeln und 3500 Mann war Morillo wider dieses Hauptzeughaus der Unabhängigen nnd den Feuerheerd ihrer auswärtigen Verhältnisse angezogen. Die Landung wurde bewerkstelligt; mehrere Posten fielen in die Hände der Spanier. Nun begannen Unterhandlungen; aber Don Gomez, der von Bolivar bestallte Befehlshaber, schwor, von keinem Vergleich etwas zu hören und nur die Trümmer der Insel dem Feinde überlassen zu wollen. Der darauf gelei-

ſtete Widerſtand ermüdete endlich die Geduld Morillos, welcher keineswegs durch einen Hauptſtreich, von den Margaritanern mit Sehnſucht erwartet, eine zweifelhafte Entſcheidung herbeizuführen wünſchte. Am 17ten Auguſt ſchiffte er ſeine Truppen wieder ein, und ſegelte, unter ungeheuerem Jubel der angſtbefreiten Einwohner, von dannen.

(Ende des erſten Bändchens.)

Dresden, gedruckt in der Carl Meinhold'schen Buchdruckerei, Kreuzgasse Nr. 532.

Allgemeine

Historische Taschenbibliothek

für

Jedermann.

Drei und zwanzigster Theil.

Geschichte von Columbia.

Zweites Bändchen.

Dresden.
p. G. Hilscher'sche Buchhandlung.
1828.

Die Geschichte von Columbia.

Durch

Dr. Ernst Münch,

Königl. Niederländischen Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechtes an der Universität Lüttich.

Zweites Bändchen.

Dresden.
P. G. Hilscher'sche Buchhandlung.
1828.

Inhalt

des zweiten Bändchens.

Achtes Kapitel.

Der Aufstand des Mulatten Piar. Feldzug von 1818. Politische Lage der Dinge. - - Seite 1-10

Neuntes Kapitel.

Der Kongreß von Angostura. Politisches System Bolivar's. Befreiung von Neu-Granada und Vereinigung desselben mit Venezuela. Weitere Begebnisse der Jahre 1819 und 1820. - 11-25

Dritter Abschnitt.

Von der Vereinigung Venezuela's und Neu-Granada's in dem Kongresse von Cucuta bis zu den neuesten Tagen.

Erstes Kapitel.

Die weiteren Kriegsvorgänge des Jahres 1820 bis zu Morillo's Rückkehr nach Spanien. Rückwirkungen der spanischen Revolution auf die südamerikanische. Vertrag von Trujillo. Zusammenkunft von Santa Anna. - - - - - - - - 26-47

Zweites Kapitel.

Vorfälle im Innern der Republik. Fortgang der Unterhandlungen mit den Kortes. Bruch des Waffenstillstandes. Die Schlacht bei Carabobo und ihre Rückwirkungen für Spanier und Columbier. 47-56

Drittes Kapitel.

Der Kongreß von Cucuta und seine Ergebnisse. Columbische Staatsverfassung. Diplomatische Anstrengungen. Vollständige Eroberung des Staatsgebietes der Republik. Befreiung Peru's. Gründung von Bolivar. - - - - - - - - - 57-67

Viertes Kapitel.

Diplomatische Unterhandlungen mit Amerikanischen und Europäischen Staaten. — England anerkennt die Unabhängigkeit Columbia's. — Der Kongreß von Panama. - - - - - - - - - - 67-90

Fünftes Kapitel.

Der Aufstand des Antonio Paez. Bürgerkrieg. Bolivar's Rückkehr aus Peru. Bolivar und die öffentliche Meinung. Finanz-Verhältnisse des columbischen Freistaates. - - - - - - - 91-111

Achtes Kapitel.

Der Aufstand des Mulatten Piar. Feldzug von 1818. Politische Lage der Dinge.

Kaum war die Sorge vor dem Feinde durch die Vortheile des Jahres 1817 einigermaßen verschwunden, so stellte sich bereits wieder der innere Feind ein, welcher Venezuela's Freiheit bereits mehr als einmal an den Rand des Verderbens gebracht hatte. Die Kreolen, die Mulatten, die Mestizen und die Neger geriethen über den Antheil an der Ehre der Befreiung des Landes und über die dafür erwarteten Belohnungen von Seiten des dankbaren Vaterlandes in heftigen Streit, und das alte Vorurtheil der Racen weckte den beim Anblick der gemeinsamen Gefahr entschlafenen Haß.

Unter den Kriegshäuptern, welche den meisten Unwillen über Bolivar, seine Anhänger und deren Einfluß in den befreiten Provinzen fühlten, befand sich vorzugsweise Piar, der Mulatte. Ihn lüsterte nach der Obergewalt, und er suchte sich unter den Farbigen eine Parthei zu bilden. Allein Bolivar's Ansehen war bei diesen allzu fest begründet; seine Anträge fanden kein Gehör. Erbittert darüber, verließ Piar seinen Posten und begab sich nach Cumana zu Marino. Dieser, durch gemeinschaftliche Eifersucht und angeblich erlit-

tene Kränkungen getrieben, ging mehr in seine Ansichten ein. Die Republik schwebte in der Gefahr ihres Unterganges. Wenn Bolivar fiel, so war die Seele des Ganzen verloren.

Allein der Schutzgeist Columbia's wachte. Der Kongreß der Mißvergnügten, welcher zu Cariaco, unter Narino's Schutze sich gebildet, wurde gesprengt. Die beiden Generale sah man, durch ihre eigenen Soldaten, zu Angostura eingebracht. Ein Kriegsgericht, unter Brions Vorsitz, untersuchte das Verbrechen des Hochverraths, und verur-
16. theilte Piar zum Tode. Das Urtheil wurde voll-
Oct. zogen. Narino, welcher mehr für verführt, als
1817. Verführer galt, erhielt Begnadigung, ja seine Freiheit und seinen alten Posten als General wieder.

Diese Verschwörung öffnete jedoch dem Diktator über die Lage der Dinge und die Stimmung der Gemüther in mehrfacher Hinsicht die Augen. Er sah die Nothwendigkeit ein, auch die niedrigere Leidenschaft der Habsucht bei der Masse und manchen Führern, befriedigen zu müssen. Darum ordnete er, mittelst eines eigens hiezu eingesetzten Gerichtes, die Vertheilung der Nationalgüter unter die Vertheidiger des Vaterlandes an.

Diese, blos zu innern Zwistigkeiten und Verschwörungen, und zu deren Dämpfung verwendete Zwischenzeit wurde von den Spaniern ganz anders benutzt. Es verstärkte Morillo durch Aushebung von Rekruten beträchtlich seine Armee und erhielt aus Cuba und Porto-Rico Mund- und Kriegsvorräthe in Fülle. Bald sah er sich im Stande, mit Kraft den Feldzug wider die sorglosen Republikaner fortzusetzen.

Schon hatte La Torre in der Gegend von

Hoguaza dem Bandenführer Saraza eine Schlappe beigebracht; bald entwickelte sich der Kampf auf allen Punkten. Die Mißvergnügten Neu-Granada's suchten einen günstigen Augenblick, um von Neuem gemeinsame Sache mit den Patrioten Venezuela's zu machen. Die Familie Almeida stand an ihrer Spitze und leitete eine vielverzweigte Verschwörung. Bei Pamplona erschienen bereits bewaffnete Rotten, welche mit Perez sich in Verbindung setzten. San Fernando de l'Apure, zwischen Neu-Granada und Guayana gelegen, sollte den Stützpunkt des neuen Aufstandes und den Vereinigungspunkt für die Patrioten beider Länder bilden. Man trachtete demnach, dieses wichtigen Ortes sich zu bemeistern. Bolivar selbst und Paez zogen von zwei verschiedenen Seiten gegen ihn an und begannen die Belagerung.

Kaum hatte dieselbe begonnen, als sie Morillos Annäherung erfuhren. Er hatte sein Heer in fünf Säulen abgetheilt.

An der Spitze der einen rückte er bis Calabozo vor, welche Stadt er zu seinem Hauptquartier bestimmt hatte. Sie lag ohngefähr in der Mitte zwischen San Fernando und Caraccas und war am geeigentsten, die Verbindung zwischen den verschiedenen Punkten des Streites zu unterhalten.

Am 31. des Christmonds setzte Bolivar mit 2000 Mann Fußvolk und 2500 Reitern sich in Bewegung. Ein Theil setzte auf leichten Kähnen über den Orenoko; ein anderer zog am linken Ufer dieses Stromes aufwärts bis zu den Mündungen des Pao, vereinigte sich hier mit der Abtheilung 31. Dec. 1817.

des Monagas und setzte an das rechte Ufer über. Paez, mit 800 Fußgängern und 2000 Reitern, Cedenno, mit einer kleinern Truppenabtheilung, stießen nun zur Hauptmacht. Diese bewerkstelligte am 6ten Februar des Jahres 1818, im Angesicht von San Fernando ihren Uebergang über den Apure. Auf der Ebene von Calabozo sammelte sie sich, nach einem äußerst beschwerlichen Marsche. Die Eroberung dieser Stadt war Bolivars Ziel. Doch schien das Unternehmen nichts weniger als einen guten Erfolg zu versprechen, da 5000 Kernsoldaten die Besatzung des wichtigen Platzes bildeten.

6. Febr. 1818.

Morillo beeilte sich, den beabsichtigten Angriff der Patrioten abzuschlagen. Es entwickelte sich zwischen ihm und Bolivar ein blutiges Treffen, beinahe unter den Mauern von Calabozo. Die Spanier zeigten, außerdem, daß die größere Kriegskunst für sie stritt, einen ungewöhnlichen Muth, und ihr Fußvolk, an welchem sie den Feinden weit überlegen waren, hatte bei den meisten Anlässen, wo die königliche Fahne gesiegt, den Ausschlag gegeben. Nichts desto weniger gewann diesmal die Reiterei Bolivar's die Oberhand. Achthundert Spanier deckten die Wahlstatt. Mit dem Ueberreste seines Heeres trat Morillo den Rückzug an.

Der glückliche Ausgang dieses Treffens brachte Calabozo, welches in die Länge zu vertheidigen die Spanier nicht angemessen fanden, in die Hände der Patrioten. Am 14ten desselben Monats geschah die Räumung. Morillo setzte seinen Rückzug nordwärts bis zum Dorfe Sombrero fort. Dort nahm er eine äußerst feste Stellung; aber

der Ungestüm Bolivars, welcher, rastlos und durch alle Schwierigkeiten unaufgehalten, seinen Marsch verfolgt hatte, vertrieb ihn auch hieraus nach mehrtägigen mörderischen Gefechten.

Die Anführer der Republik befanden sich nach diesem glänzenden Ereigniß in gleich weiter Entfernung von San Fernando und von Caraccas. Den Angriff auf erstere Stadt übernahm Paez; gegen Caraccas beschloß Bolivar selbst anzuziehen. Aber er wurde bereits auf den Ebenen mit den vereinigten Schaaren Caizada's, Morales und La Torres in ungleichen Kampf verwickelt. Theilweise Sieger, theilweise besiegt, lieferte er endlich bei La Puerta seinem Gegner eine Hauptschlacht, von welcher beide Theile den Sieg sich zuschrieben. Bolivars Rückzug möchte beinahe die Ehre des Tages den Königischen zuwenden. Morillo hatte gefährliche Wunden empfangen, unverwerfliche Zeugen seines persönlich bewiesenen Muthes. Bolivar selbst ruhete in Calabozo von ungewöhnlichen Anstrengungen aus. 16. März 1818.

Bald stießen hier bedeutende Verstärkungen zu ihm. Das Heer erhielt die ihm nöthigen Kriegs- und Mundvorräthe. San Fernando's Besitz, durch Paez und Cedenno endlich erzwungen, mehrte die Siegeshoffnung. Vier englische Hülfsregimenter, aus Margarita und Angostura eingetroffen, ließen den glücklichsten Ausgang des kräftig fortgesetzten Feldzuges erwarten. Allenthalben beseelte die Patrioten eine ungewöhnliche Begeisterung, und die noch überwältigten Brüder in andern Provinzen brannten vor Begierde, den ruhmgekrönten Streitern sich anzuschließen.

Der nächste Weg ging gen Caraccas. Bo-

livar beschloß die Wiedereroberung dieser Hauptstadt. Alles deutete auf schnellen Sieg. Aber dem Leben des Diktators selbst droheten ungewöhnliche Gefahren. Die Royalisten verschmäheten es nicht, Meuchler gegen ihn auszusenden, welche sogar das geheiligte Gewand der Diener der Religion zu Vollführung so schwarzer That mißbrauchten. Columbia's Schicksal hing an einem schwachen Zufall. Aber der Himmel schützte auch diesmal das auserwählte Werkzeug seiner Plane. Bolivar entging den Kugeln der Banditen, welche dafür zwei seiner Leute niederstreckten. Allgemeines Gewürge folgte nun; von beiden Seiten focht man mit unbeschreiblicher Wuth. Leider hatte der unerwartete Ueberfall die nöthigen Maßregeln zu geordnetem Widerstand den Patrioten unmöglich gemacht. Des Diktators Auge fehlte.

Der Ausgang entschied für die Spanier. Doch blieb auch der Meuchler, Obrist Lobez, zur Sühne seiner That, auf der Wahlstatt.

Nach diesem Unglücke setzte Bolivar nichts desto weniger seinen Zug gen Caraccas weiter fort, und errang über einzelne Royalisten-Abtheilungen mehrfache Vortheile, bis der unglückliche Ausgang der
2. Schlacht von Calabozo eine Menge Hoffnungen
Mai wiederum zerstörte. Doch war der viermonatliche
1818. Feldzug im Ganzen immerhin ruhmreich gewesen und hatte die Angelegenheiten der Patrioten bedeutend gehoben.

Während Bolivar nach Angostura, dem Punkte, von welchem er ausgegangen war, wiede-
Juli rum zurückkehrte, vollendete Paez die Eroberung
1818. von Varinas. Morillo, in der Nothwendigkeit wider die Insurgenten von Coro zu ziehen,

verließ seine untern Stellungen in der Provinz Caraccas. Auf den meisten übrigen Punkten war das Kriegsglück zwischen beiden Theilen so ziemlich gleich. Am meisten wendete es sich der Flotte Brions zu. Meister des Orenoko und der Verbindung mit Margarita und Angostura, kreuzte sie von Zeit zu Zeit bis an die nördlichen Küsten hin und hielt alle kleinern Häfen zwischen Cumana und Puerto-Cabello in einer Art von Blokadezustand. Der wichtigste Vortheil, welchen sie errang, war aber die Eroberung von Guiria, im Golfe von Paria. Die Regenzeit endigte den diesjährigen Feldzug, für beide Theile ohne förmliche Entscheidung, für beide gleich ehrenvoll, von beiden in seiner Wichtigkeit und in seinen Thaten gleich sehr überschätzt.

Um diese Zeit begann, durch Bolivar's unabläßiges Bemühen, der Krieg einen weniger scheuslichen Charakter anzunehmen, und ein System der Menschlichkeit gegen die Gefangenen nicht länger zurückzuweisen. Die Zuschriften des Diktators an seinen Gegner enthalten unverwerfliche Beweise für seine Gesinnungen hinsichtlich dieses Punktes *). Einen neuen Schwung gab er der Sache der Freiheit durch die Anstellung ausgezeichneter Fremden in dem Patriotenheer, zumal Franzosen, Britten und Irländer. Bolivar erkannte die Oberherrschaft europäischer Bildung an,

*) Vergl. Memoires du General Morillo. Paris, 1826, 8. Die Hauptquelle für die Kriegsbegebenheiten in Columbien bis zum Jahre 1821, wiewohl häufig nur vom spanischen Gesichtspunkte aus betrachtet.

und suchte seine Nation dadurch, daß er jener Vorzüge einräumte, nach und nach sie mit derselben vertrauter zu machen *). Ueberhaupt lag ihm alles an ihrer politischen Erziehung, und dieser Umstand ist es auch, welcher ihn dem Nordamerikaner Washington nicht nur gleich, sondern selbst über diesen stellt, da hier die Nation, welche in einem langjährigen Kampfe politisch befreit wurde, zugleich während desselben, geistig noch einmal erstritten und das große Amalgama von Racen und Stämmen in ihr zu einer bürgerlichen Einheit verschmolzen werden mußte.

Während Bolivar somit auch von dieser Seite her die Freiheit seines Vaterlandes zu begründen strebte, und in seinen Bestrebungen vom Präsidenten des Kongresses, Zea, von dem gelehrten Briceño Mendez, und andern einsichtsvollen Männern bestens unterstützt wurde, suchte man nicht minder die auswärtigen Verhältnisse zu regeln oder vielmehr solche mit Nordamerika und Europa anzuknüpfen. Im erstern hatten die diplomatischen Unterhandlungen den erwünschtesten Erfolg. Noch im Heumond des Jahres 1818 erschien zu Angostura, der nunmehrigen Kongreßstadt, ein amtlicher Geschäftsträger der Vereinigten Staaten in der Person des Herrn Ir-

*) Für die Franzosen hegte er die meiste Liebe, für die Engländer die größte Achtung. Wie Alexander Große, im Taumel des Triumph-Einzuges zu Babylon, nach Vollbringung der größten Thaten stets sich mit dem Gedanken an die Athener ausschließlich beschäftigte, so setzte Bolivar auf der Engländer und Franzosen Beifall hohen Werth.

ving und die beiden Kommissäre von Venezuela, welche zu Neu-York bisher blos geduldet worden waren, wurden nun förmlich anerkannt. Don Mendez, einige Zeit hindurch geheimer Sendling der Republik zu London, erhielt den amtlichen Titel eines Geschäftführers von Venezuela und Neu-Granada. Der größte Theil der nachmaligen columbischen Staatsschuld schreibt sich von den Verträgen her, welche um diese Zeit in London und den vereinigten Staaten über Truppenwerbungen, Kriegsvorräthe und Monturen, kurz zu Bestreitung der nothwendigsten Bedürfnisse, geschlossen worden sind.

Nachdem der Diktator die innern Angelegenheiten der Republik bestmöglichst geordnet und besonders den verschiedenen Zweigen der Verwaltung seine Aufmerksamkeit geschenkt hatte, richtete er seinen Blick wiederum auf den Kriegsschauplatz. Noch zu Ende des Jahres 1818 sollte der Kampf fortgesetzt werden. Brion hatte neue Truppen, Flinten und Vorräthe auf Margarita ausgeschifft, und Flotte und Heer standen blos des Zeichens zum Aufbruch gewärtig. Die Eroberung von Cumana sollte das nächste Ziel für ihre Thätigkeit werden. Bereits war durch Bermudez der Anfang gemacht.

Der Operationsplan für diesen Zweck und für die Befreiung von Neu-Granada, wurde zwischen diesem Anführer, Narino, Brion und Paez genau verabredet. Allein die Royalisten erfuhren alle Einzelheiten desselben sehr bald durch Verrätherei oder Zufall. Der Oberbefehlshaber von Cumana rückte, ohne den Angriff der Republikaner abzuwarten, mit dem größten Theil

der Besatzung denselben entgegen und brachte ihnen eine empfindliche Niederlage bei. Dieser Unfall vereitelte gänzlich die gehofften Früchte dieses Feld-
20. zuges. Bolivar traf, noch im Wintermond,
Nov. wiederum zu Angostura ein, und suchte durch neue Anschläge für das Mißlingen der frühern sich zu entschädigen.

Trotz des zuletzt errungenen Vortheiles, war die Lage der spanischen Armee dennoch zu diesen Tagen nichts weniger, denn eine hoffnungsreiche zu nennen. Gefechte und Seuchen hatten den größten Theil allmählig dahingerafft, und auch die moralische Kraft, das Selbstvertrauen auf endlichen Sieg bedeutend geschwächt. Die Hospitäler wimmelten von Kranken. Viele Anführer murrten wie die Gemeinen. Aber der erfinderische Geist des Oberfeldherrn wußte schnell die abgehenden Mittel wieder herzuschaffen, die Gemüther neu zu stärken, und seine unbeugsame Strenge machte die schlimmen Gesinnungen Einzelner bald verstummen. Die Havannah, Porto-Rico und Neu-Granada lieferten von Zeit zu Zeit alle nöthigen Bedürfnisse an Kleidung und Nahrung. „Morillo, sagt Lallement sehr gut, — diente dem Despotismus auf eine Weise, wie man sonst nur für die Freiheit sich aufopfert.“ —

Neuntes Kapitel.

Der Kongreß von Angostura. Politisches System Bolivars. Befreiung von Neu-Granada und Vereinigung desselben mit Venezuela. Weitere Begebnisse der Jahre 1819 und 1820.

Noch im Christmonat 1818 erneuerte sich der Kampf auf allen Seiten. Er nahm einen für die Royalisten äußerst zerstörenden Charakter an. Von den Ebenen von Varinas bis zu den Mündungen des Orenoko, und von den Ufern des Alpure bis zu den Gebirgen von Caraccas, ohngefähr 200 Meilen weit, entwickelten die Heerbanden der Insurgenten den kleinen Krieg. Jeder Sieg schwächte ihre Gegner; keine Niederlage entmuthigte sie. Indianer und Neger, zumal wenn statt der wegen frühern Druckes verhaßten Kreolen, Engländer oder Franzosen sie befehligten, zeigten eine unerwartete Gelehrigkeit für kriegerische Uebungen. Das veränderte System Morillos in Behandlung der Eingebornen entflammte selbst die der Königssache ergeben Gebliebenen, oder nach seiner Ankunft wieder gewordenen, zu heftigem Haß und zu Gedanken des Aufstandes. Besonders war dies in Neu-Granada der Fall. Mit der Verachtung des Obergenerals wetteiferte noch mehr die partheiische Härte der Beamten gegen die Kreolen. Sie näherten sich daher auf's neue den verlassenen Brüdern in Venezuela wieder.

Dieser Umstand brachte der spanischen Sache nach und nach den Todesstoß. Die Verbindung zwischen Carthagena und Santa Fé ward

durch die Schaaren der Mißvergnügten am St. Magdalenenstrom zu großem Nachtheil für die Spanier, unterbrochen. Socorro, Tunja, Pamplona und Popayan wurden von thätigen Häuptlingen in die Waffen gemahnt. Auf den Ebenen von Casanare stießen die verschiedenen Insurgentenhaufen zu einander, und nach kurzer Zeit geschah, unter Anführung des Donato Perez und des Priesters Mariño, ein Hauptschlag auf Pore, welcher Ort auch zuletzt in ihre Hände fiel. Alsbald wurde daselbst eine provisorische Regierung errichtet und mit Venezuela eine engere Verbindung eingeleitet.

Inzwischen hatte Bolivar zu Angostura große Maßregeln zu Befestigung der innern Wohlfahrt des bereits erstrittenen Landes genommen; für Herstellung des Handels, der Gesetze und der öffentlichen Sicherheit das in der damaligen Krisis Mögliche vorgekehrt, und besonders auf eine zweckmäßige politische Verfassung sein Augenmerk unabläßig gerichtet. Viele wichtige Gründe bestimmten den Diktator, die vom frühern Kongreß in allzuflüchtiger Eile eingeführte Föderativ-Verfassung zu verwerfen und eine einige untheilbare Republik dafür durchzusetzen. Die Hauptzüge derselben nahm er von der englischen Konstitution, welche in den meisten Punkten ihm Vorbild und Muster war. Diese waren: Gleichheit der Rechte Aller, Theilung der Verantwortlichkeit der Minister, bürgerliche und religiöse, persönliche und Preßfreiheit, Unabhängigkeit der Richter und endlich Geschwornen-Gerichte. Die obersten Gewalten bildeten in sei-

nem ersten Entwurf: ein Senat, mit erblichen Gliedern und eine Repräsentanten-Kammer, deren Glieder von Zeit zu Zeit aufs neue wieder gewählt werden sollten. Ein „Orden der Befreier" lohnte ausgezeichnete kriegerische Verdienste um das Vaterland.

Am 15. Hornung 1819, im neunten Jahre der Unabhängigkeit, wurde der neue Kongreß zu Angostura eröffnet, und zwar von nicht mehr als sechs und zwanzig Abgeordneten, da die übrigen nicht alle Gelegenheit gefunden hatten, zur bestimmten Zeit und am bestimmten Orte sich einzufinden. Man bemerkte darunter die bereits ausgezeichneten Namen Roscio, Zea, Hurtedo, Urbaneja, Mariño, Montilla, Urdaneta, Torres und Andere. Der Befreier, von einem zahlreichen Generalstab umgeben, wurde von dem Volke und dessen Vertretern auf das Festlichste empfangen. Er begrüßte mit edlem kriegerischen Anstand die Versammlung, schilderte in kurzen Worten die Lage der Republik, und theilte seinen Verfassungsplan so wie mehrere Dekret-Entwürfe zu Gunsten der Vertheidiger des Vaterlandes mit. Die Belohnung der ausgezeichneten Verdienste jener Fremden, welche zur Rettung des jungen Freistaates herbeigekommen und die Anerkennung der Nationalschuld, zwei Hauptgegenstände seiner Sorgfalt, legte er dem Kongreß, den er nunmehr für eingesetzt erklärte, als heilige Gewissenspflichten vor allem ans Herz. Darauf verhieß er dem Vaterlande für immer sein und seiner Kampf-Genossen rüstiges Schwert, erklärte übrigens, in seinem und dieser letztern Namen, während er in Mitte derselben sich niedersetzte, ewi-

15. Febr. 1819.

gen Gehorsam unter das Gesetz, und bat, die oberste Gewalt nunmehr ihm abzunehmen und einem Andern zu übertragen.

In der That bestieg Don Zea jetzt den Präsidentenstuhl; aber die einmüthige Stimme der Versammlung, welche dringend zu ihm redete, bestätigte ihn in seiner Würde als Präsident der Republik, und wollte bis zu deren völliger Befreiung die oberste Gewalt unumschränkt ihm übertragen wissen. Bolivar weigerte sich ihrer Annahme standhaft mit den ächt spartanischen Worten: „Nein! Nein! Niemals werde ich mehr eine Gewalt annehmen, der ich jetzt aus Pflicht und aus Gefühl entsage. Wie vielen Gefahren ist nicht die Freiheit ausgesetzt, wenn ein einzelner Mensch so lange die höchste Macht bewahret! Das Volk gewöhnt sich an den Gehorsam, und der Mensch an die Herrschaft. Hütet Euch vor dem Ehrgeiz, hütet Euch vor mir selbst! Wer steht Euch dafür, daß ich immer denke, wie heut! Die Menschen sind schwach. Ja, ich entsage für immer der höchsten Gewalt.“ —

Von zehn Abgeordneten begleitet, entfernte sich Bolivar. Der Kongreß rathschlagte und bat, mittelst einmüthigen Beschlusses, welcher durch einen zweiten Ausschuß ihm übermacht wurde, daß der Befreier zum mindesten noch während 48 Stunden die höchste Gewalt ausübte. Er willigte ein. Der Kongreß hob die Sitzung nun auf und feierte mit dem Volke den Tag durch festlichen Gottesdienst und alle Arten von Freudenbezeigungen.

Die erneuerten Bitten seiner Mitbürger bewogen endlich Bolivar, noch bis zum Lebenseintritt der Verfassung seine bisher bekleidete Würde ferner beizubehalten. Zea, als Vice-Präsident stand gemeinschaftlich mit ihm an der Spitze des gemeinen Wesens. Die Staatsverwaltung besorgten drei Minister: Urbaneja das Innere, Briceño Mendez das Kriegswesen, Palacio die auswärtigen Angelegenheiten. Das Justizdepartement wurde mit den sehr verständigen Männern Cadiz, Martinez und Yanos besetzt.

Die meisten Mitglieder des Kongresses waren Leute von Talent und Rechtlichkeit. In der kurzen Zeit des Bestehens der Republik hatten manche großartige Gesinnungen sich ausgeprägt und tiefe Einsichten in die Bedürfnisse jugendlicher Staaten sich entwickelt. Zwar fehlte es nicht an schwülstigem Pathos, an Heftigkeit des Ausdrucks, und an der Sucht, durch glänzende Redensarten und nachgeahmte Wendungen englischer und französischer Parlamentssprache zu glänzen. Es gab auch bald, durch die Natur der Sache hervorgerufen, Partheien und Leidenschaften, wie in allen ähnlichen Versammlungen, und, durch den so eben angedeuteten Nachahmungstrieb erzeugt, Cotterien mit persönlichen Eitelkeiten und Interessen, wie in England und Frankreich. In vielen Punkten rang der Anfänger im Republikanismus mit einem kampfverwilderten Volke, oder vielmehr mit heterogenen Massen, welche zu einem Volke erst erzogen werden sollten. Allein im Ganzen herrschte doch gleich anfänglich ein nicht erwarteter Takt, und man erhielt den Beweis, daß es nur des Zustan-

des der Freiheit bedarf, um Talente und Tugenden schnell emporkeimen zu sehen.

Zu den vorzüglichsten Berathungen des Kongresses gehörten: der Entwurf Bolivar's, wegen der Stiftung eines Befreier-Ordens; das Dekret von 1817, die Theilung der Nationalgüter unter die Vertheidiger des Vaterlandes betreffend; die menschlichere Behandlung der Kriegsgefangenen; ferner die Gewinnung der royalistischen Krieger für die Sache der Freiheit. Nach diesem erörterte man das Wichtigste, den Verfassungsentwurf, wie der Präsident ihn mitgetheilt hatte. Er ward in allen seinen Hauptbestimmungen angenommen, und nun der erbliche Senat mit großer Mehrheit und sichtbarem Widerwillen verworfen.

Als solches geschehen, wendete man die Hauptsorgfalt dem öffentlichen Unterricht, dem Ackerbau und dem Handel zu. Lithographische Pressen beschleunigten den Gedanken, ein Dampfboot auf dem Orenoko den Handels-Verkehr. Mit englischen Privatgesellschaften schloß man Verträge und räumte ihnen bedeutende Handelsvortheile ein. Nur der Versuch eines Tabak-Monopols in Varinas scheiterte. Einen so bedeutenden Zweig des Kunstfleißes konnte man sich nicht aus den Händen winden lassen. Für viele andere Zugeständnisse ward der neue Staat von jenem Inselreiche aus mit allem Nöthigen versehen und einem größern diplomatischen kommerziellen Ereigniß der Weg gebahnt.

Bolivar legte, nach diesen bedeutenden Vorarbeiten die Toga wieder ab, und hüllte sich aufs Neue in das Streitgewand. Er verließ Angostura zu Ende des Hornung 1819, und suchte den alten tapfern Gegner wieder auf. Mehrere Gefechte

16. Febr. 1819.

mit Morillo schlugen zum Vortheil der republikanischen Waffen aus. Doch sehnte sich Bolivar, stolzer, kühner und stärker durch das so eben gegründete Friedenswerk geworden, nach glänzendern und überraschendern Thaten, als die bisher erfochtenen Siege und die riesenhaften Märsche dem Kriegsmann sich darstellten. Er fühlte auch, wie seine Truppen nach und nach an physischer Stärke und moralischer Kraft über jenen des Morillo geworden waren.

Gegen Ende des Mais zog er demnach von Montecal, in der Provinz Varinas, an der Spitze von 1500 Mann, aus, durchstreifte nach einem Marsche von hundert Stunden Weges die Ebenen von Casanare, vereinigte sich mit Santander und rückte, durch viele neue Truppen verstärkt, nach den Gränzmarken von Neu-Granada. Weder unaufhörliche Regenströme, noch ausgetretene Flüsse, noch die Gebirgsschluchten der Cordilleras, hemmten seinen Lauf. Zwar ging der größte Theil des Geschützes verloren; allein Bolivar rief, als er am 27sten Juni endlich zu Paya eingetroffen: „Das Schwierigste ist vollbracht; wir haben die Natur besiegt!“ 24. Mai 27. Juni.

Außer diesen Mühesalen der Natur hatte sein Heer von nicht mehr als 3000 Mann, vielfache Gefechte und zwei Schlachten geliefert, darauf hartnäckig behauptete Stellungen eingenommen. Nach der Dauer eines Monates ward ihm der Sieg, welcher solcher Tapferkeit und Ausdauer gebührte. In dem blutigen Treffen auf der Brücke von Boyaca wurde durch Santander und Anzoategui der fünf und siebzigtägige Feldzug, zum Ruhme der Republik, entschieden. Verge-

bens warf der Ueberrest der geschlagenen Royalisten-Armee sich in die Hauptstadt Santa Fé; das Volk darin stand, bei Annäherung der Sieger, in Masse auf, der Vice-König, die Audienzia und sämmtliche Behörden ergriffen die Flucht. Calzada, von Morillo zum Entsatz der Hauptstadt entsendet, wagte keinen Angriff auf Bolivar's überlegene Truppenzahl, dessen Ausgang ihn vielmehr vernichten konnte. Er wandte sich nach den Provinzen. Am 10ten August 1819 ging der feierliche Einzug des Diktators vor sich. Des zum zweitenmal befreiten Volkes Jubel war unermeßlich. Santander ward an die Stelle eines Präsidenten der provisorischen Regierung gewählt. Ihm muß der Hauptantheil an dieser letzten glänzenden Trophäe zugeschrieben werden. Der Befreier anerkannte auch dankbar sein Verdienst und würdigte ihn von da an seiner persönlichen Freundschaft.

Nach der Besitznahme der Hauptstadt Neu-Granada's erhoben auch die Provinzen das Banner des Aufstands wieder. So Pamplona, Socorro und Antioquia; bald auch Neyba und Mariquita. Sämmtliche schickten Hülfe zu Bolivars Heer. Anzoategui, mit einer Abtheilung desselben verfolgte rastlos den Vice-König, welcher gen Carthagena in größter Eile geflohen war. Der Franzose Soubletta den La Torre nach den Niederungen von Cucuta; der Obrist Plaza dagegen beobachtete an der Gränze von Popayan scharf den Calzada, welcher immer noch bedeutende Truppenreste befehligte.

Der Süden war in Freiheit; die mittleren Provinzen standen in vollem Aufstand. Der Kampf

zog sich immer mehr nordwärts. Große Dinge würden auch hier bereits damals erfochten worden seyn, wären nicht Mac-Gregors seltsame Kühnheit und seines kleinen Heeres Habsucht hindernd dazwischen getreten. Schon hatte dieser schottische Abentheurer, an der Spitze einiger hundert Krieger meist Engländer von Geburt, auf eigene Rechnung Züge gegen den Isthmus unternommen, ja bereits des wichtigen und reichen Porto-Bello durch einen Hauptstreich sich bemeistert, als ihm nach einmonatlichem Besitze die Beute durch den Befehlshaber von Panama, wegen allzugroßer Sorglosigkeit der Sieger, wieder entrissen wurde. Kaum entrann er selbst mit dem Leben; seine Streitgenossen aber wurden theils getödtet, theils gefangen. Uebrigens war die Befreiung des Isthmus dadurch immerhin vorbereitet, und bald schwor auch dieser zu den Brüdern in Venezuela und Neu-Granada.

Die Verschmelzung beider Hauptländer zu einem einzigen Freistaat war, durch Bolivars Wunsch und des Volkes Stimme, festgesetzt worden. Ein Orden, der „Boyaka" genannt, lohnte die Verdienste Einzelner um die Freiheit. Die Kassen der spanischen Regierungsbehörden verschafften überall den Patrioten die Mittel zur Bewaffnung und zu Bestreitung der nothwendigsten Bedürfnisse. Nachdem das Wichtigste somit auf diesem Punkte der Royalisten geschehen, kehrte Bolivar nach Angostura zurück.

Von keiner Seite her drohte in diesen Tagen bedeutende Gefahr. Morillo war durch Paez zwischen dem Apure und dem Aranca beschäftigt; die Küste mit ihrer Reihe von Vesten durch

Brion in Furcht erhalten. Der Admiral bereitete einen Seezug vor, in Verbindung mit den Anführern Urdaneta und English. Eine Korvette, drei Briggs, neun Schooner, acht Transportschiffe und verschiedene Kanonierschaluppen wurden auf Margarita ausgerüstet. Der größte Theil der Bemannung bestand aus Engländern.

14. Juli. Am 14ten Juli lief die kleine Flotte in die See. Nach vier Tagen hatten sie bereits Barcelona mit Sturm erobert. Der Engländer Urslar blieb als Befehlshaber in der Stadt zurück. Die Verbindung mit Bermudez und Mariño wurde bewerkstelligt; Cumana belagert, noch zur Zeit ohne Erfolg. Besatzung und Veste waren unverhältnißmäßig stark gegen die Angriffe der Republikaner; doch hatte zum mindesten die Belagerung dieser Stadt des Feindes Kräfte nach verschiedenen Seiten hin getheilt und beschäftigt.

Mittlerweile hatte Morillo all seine Seekräfte, bestehend aus eilf Kriegsschiffen und dreizehn Schaluppen, zusammengezogen und gedachte mit ihnen Margarita, den Feuerheerd und das Arsenal der zum zweitenmal siegreichen Revolution, leichten Kaufes zu bewältigen. Allein die ganze Thätigkeit des spanischen Admirals beschränkte sich darauf, den Hafen San Juan, nördlich von der Perlen-Insel, einige Tage zu blokiren, und plötzlich war er wieder nach La Guayra verschwunden.

Solches hatte die nicht ungegründete Furcht bewirkt, in die zahlreiche Flotte der Republikaner verwickelt zu werden, deren Fahrzeuge rings die Meere erfüllten, alle Verbindung mit dem Mutterlande unterbrachen, fremde Hülfstruppen ausschifften, und bis an die Küsten Spaniens selbst

sich hinüber wagten. Die Freundschaft mit England machte die columbische Seemacht immer kühner, da die, welche sonst die Polizei auf den Meeren übten, völlig unpartheisam bei allen ihren Unternehmungen sich bewies.

Großen Eindruck in verschiedenartigem Sinne machte auch die noch im Oktober vor sich gegangene Landung von 5000 Irländern, welche für die Dienste der Republik geworben worden und zu Liverpool unter Segel gegangen waren. Spanien erhob über diese öffentliche Verletzung bestehender Freundschaftsverhältnisse die bittersten Klagen, und diese Klagen, vereinigt mit einer Reihe von politischen Umständen sehr wichtiger Natur, veranlaßten das brittische Ministerium, in welchem noch der unheilbringende Geist eines Londonderry wehete, der Verfassung zum Trotz, die berichtigte Bill in's Parlament zu bringen und durchzusetzen, wodurch alle Werbungen für das Ausland verboten wurden. Es war diese Maßregel nicht so wohl ein Akt der Achtung gegen die Rechte Anderer, als eine Kriegserklärung gegen die öffentliche Stimme, welcher man alle gesetzlicherlaubten Mittel unter einer anständigen Firma benehmen wollte, der unterdrückten Freiheit in Europa und Amerika, auf dem Wege der Privathülfe, beizustehen. Diese Bill war eine Schwester der nicht minder verrufenen Alienbill, und beide dienten nicht wenig dazu, den vieljährigen Verfälscher der brittischen Konstitution der gebildeten Welt auf ewig verhaßt zu machen.

Inzwischen war, wie wir bereits gemeldet, Bolivar gen Angostura zurückgekehrt, und hatte auf dem ganzen Wege bis dahin die unverstellten Segnungen eines freien Volkes mit großer Küh-

rung empfangen. Er berief alsbald, zur Vervollständigung mehrerer hochwichtiger Staatsakten den Kongreß zusammen, und dieser erließ, um die
17. Dec. 1819. Mitte des Decembers, einen Aufruf, mit folgenden Verfügungen:

„Der souveräne Kongreß von Venezuela, dessen Ansehen die Städte und das Volk von Neu-Granada, neuerlich durch die Waffen der Republik befreit, sich freiwillig unterworfen haben, in Erwägung, daß

1) die Provinzen von Venezuela und Neu-Granada, in eine einzige Republik vereint, die Kräfte und die Mittel zu einem höhern Grade von Macht und Glückseligkeit besitzen werden; in Erwägung

2) daß wenn sie als abgesonderte Freistaaten sich konstituiren, diese Provinzen, wie stark auch immer das Band seyn möge, welches sie vereinigt, dieselben weit entfernt davon, die natürlichen Vortheile, welche sie in sich schließen, nicht anders als mit großen Schwierigkeiten ihre Befestigung nach Innen und die Achtung ihrer Unabhängigkeit nach Außen erzielen können; in Erwägung

3) daß diese Wahrheiten tief in die Seele aller Männer von entschiedenem Talent und aufgeklärtem Patriotismus eingegraben, die Regierung jeder der beiden Freistaaten bestimmt haben, an eine Vereinigung zu denken, welche durch die Wechselfälle des Krieges bis dahin immer noch verzögert worden war, so hat, bewogen durch diese Rücksichten der Nothwendigkeit und des wechselseitigen Vortheils, und nach Anhörung des Berichtes von Seiten des Special-Ausschusses der Ab-

geordneten von Neu-Granada und Venezuela, der Kongreß im Namen und unter dem Auspizien des höchsten Wesens, beschlossen, und beschließt anmit folgendes Grundgesetz:

Artikel I. Die Freistaaten von Venezuela und Neu-Granada sind von dem heutigen Tage an in einen einzigen Staat, unter den glorreichen Namen der Republik von Columbia vereinigt.

II. Das Gebiet desselben wird in seiner Gesammtheit das alte Generalkapitanat von Venezuela und das Vice-Königreich Neu-Granada, im Ganzen also eine Länderstrecke von 115,000 Geviertmeilen, umfassen. Seine Gränzen werden genau ausgemessen werden.

III. Die Schulden, welche die beiden Staaten kontrahirt haben können, sind, durch gegenwärtiges Gesetz, in Solidum als Nationalschuld von Columbia anerkannt. Sämmtliche Nationalgüter sind Unterpfand hiefür und die gewinnreichsten Zweige des öffentlichen Einkommens sollen zu ihrer Bezahlung verwendet werden.

IV. Die vollziehende Gewalt der Republik soll durch einen Präsidenten, und in dessen Abwesenheit, durch einen Vice-Präsidenten, ausgeübt werden. Beide werden provisorisch durch gegenwärtigen Kongreß ernannt.

V. Der Freistaat von Columbia wird in drei große Departemente sich abtheilen, nehmlich: Venezuela, Quito und Cundinamarca. Letzteres begreift in sich die Provinzen von Neu-Granada, welcher Name für immer nun unterdrückt werden soll. Die Hauptstädte dieser drei

Departemente werden Caraccas, Quito und Bogota seyn. Der Zusatz „Santa Fé" bleibt unterdrückt.

VI. Jedes Departement wird eine Oberverwaltung mit einem Chef, unter dem Titel eines Vice-Präsidenten, an der Spitze haben, welchen provisorisch der gegenwärtige Kongreß ernennt.

VII. Eine neue Stadt, die den Namen des Befreiers, Bolivar führt, wird künftig die Hauptstadt der columbischen Republik werden. Plan und Lage derselben wird der erste General-Kongreß, je nach den Bedürfnissen und Interessen der drei Departemente, bestimmen.

VIII. Der Generalkongreß von Columbia wird sich am 1sten Jänner 1821 in der Stadt Rosario de Cucuta, als dem den Interessen der Städte des Freistaates angemessensten Vereinigungsorte, versammeln. Am 1sten Jänner 1820 wird der Präsident der Republik seine Einberufung, so wie auch die Art und Weise der Wahlen kund machen, welche letztere durch einen besondern Ausschuß geregelt und vom gegenwärtigen Kongreß genehmigt werden muß.

IX. Die Verfassung der Republik Columbia wird durch den General-Kongreß verkündigt werden; der gegenwärtige Kongreß hat demnach diesem den Entwurf vorzulegen. Diese Konstitution so wie die durch den gegenwärtigen Kongreß verkündigten Gesetze sollen unmittelbar, versuchsweise, in Ausübung gebracht werden.

X. Die Waffen und die Fahne von Columbia werden durch den General-Kongreß bestimmt. Bis dahin wird man sich jener von Venezuela, als der bekanntesten, bedienen.

XI. Der gegenwärtige Kongreß wird seine Sitzung am 15ten Jänner 1820 aufheben, und von diesem Tage an beginnen die Wahlen für die General-Versammlung von Columbia.

XII. Ein Ausschuß von sechs Mitgliedern mit einem Präsidenten wird in Abwesenheit des Kongresses Sitzung halten. Ihre Befugnisse setzt eine besondere Verordnung fest.

XIII. Die Republik Columbia wird in den Städten und bei den Armeen proklamirt, und diese Verkündigung durch Feste und öffentliche Belustigungen gefeiert werden. Diese Ceremonie hat in der Hauptstadt den 25sten des gegenwärtigen Monats statt, um die Geburt des Welterlösers zu verherrlichen, unter dessen Schutz die so sehnlich erwünschte Vereinigung vor sich gegangen, welche die Wiedergeburt unseres Staates verbürgt.

XIV. Die Jahresfeier dieser politischen Wiedergeburt wird fortan als ein Nationalfest gefeiert werden, an welchem, wie bei den Olympischen Spielen, die Tugend und das Talent ihren Lohn empfangen.

Dritter Abschnitt.

Von der Vereinigung Venezuela's und Neu-Granada's in dem Kongresse von Cucuta bis zu den neuesten Tagen.

Erstes Kapitel.

Die weiteren Kriegsvorgänge des Jahres 1820 bis zu Morillo's Rückkehr nach Spanien. Rückwirkungen der spanischen Revolution auf die südamerikanische. Vertrag von Trujillo. Zusammenkunft von Santa Anna.

Es fehlte jedoch noch sehr viel, bis diese Wiedergeburt vollständig geworden. In Quito, in Carthagena und in den meisten Seestädten gen Westen hauste noch spanisches Kriegsvolk. Sein Freiheits-mörderisches Geschütz war unabläßig gegen die mittlern Provinzen gerichtet. Fünf Heerabtheilungen, unter der Oberleitung des La Torre und des Calzada brachen, bereits zu Anfang des Jänners 1820, auf, das Werk der Wiederunterjochung vorerst in Cundinamarca zu vollführen.

Jänner 1820.

Die Unabhängigen dieses Staates waren in kriegsgerüsteter Lage. In allzutiefe Sorglosigkeit hatte der Jubel über ein Gut sie eingewiegt, welches nur mit den Waffen in der Hand verfochten werden konnte. Der Anmarsch der Königischen schreckte. Die Haltung war bei den Meisten verloren. Es bedurfte daher des erhebenden Beispiels und des kräftigen Geistes eines Mannes, wie

Francesco de Pablo Santander, um das eingeschüchterte Volk zu muthiger Bekämpfung der ihm drohenden Gefahr anzuregen.

Leider geschah der Angriff auf zu vielen Punkten zugleich, als daß überall mit demselben Erfolg gestritten werden konnte. Santander sorgte, so gut er's vermochte. Waffen und Pulver zauberte er mit großen Kosten her; allen Sklaven, welche drei Jahre hindurch Kriegsdienste leisten würden, verhieß er die Freiheit. Nach wenig Wochen standen 10,000 Bewaffnete schlaggerüstet. Die Spanier wurden auf allen Seiten zurückgetrieben. Zu Ende des Märzen sah Cundinamarca neuerdings März
sich von den blutdürstigen Gästen befreit. 1820.

In Venezuela war das Kriegsglück so ziemlich unentschieden. Ein Treffen Bolivar's, in der Nähe von Calabozo, dem Morales geliefert, konnte für den einzigen Vorfall von Bedeutung in diesem Feldzuge angesehen werden. Der spanische General zog von Calabozo bis Valencia sich zurück. Bald nach diesem Begebniß ward ein gemeinschaftlicher Operationsplan zwischen Bolivar und Brion verabredet. Ersterer setzte sich gen Caraccas in Bewegung; letzterer leitete die Blokade der Nord-Küsten von Neu-Granada ein. Noch wirksamer sollte aber zu gänzlicher Befreiung des noch besetzten Landes die Verschwörung einer großen Zahl von Patrioten seyn, welche inzwischen im Innern sich angesponnen, und deren unglückliche Entdeckung und Bestrafung einen mehr als tragischen Charakter hatte.

Morillo war um diese Zeit in die Hauptstadt Venezuela's zurückgekehrt, um mit den Behörden der Provinz über die Mittel der Verpflegung

seiner Truppen zu unterhandeln, deren sie damals mehr als zu sehr bedurften. Von Caraccas aber begab er sich nach Valencia, und untersuchte den Zustand der Truppen und der Verwaltung. Für die kräftigste Organisirung beider wirkte er nach den ihm gegebenen, unbeschränkten Vollmachten. Nun begab es sich plötzlich, daß eine Depesche des Königs, welche er seit einiger Zeit von Madrid aus erwartet hatte, auf dem Wege von Mocuruparo bis Tocuynto ihm aufgefangen wurde. Dieser Vorfall, auf einer so stark befahrnen Straße, erregte alsbald seinen Verdacht. Er leitete die strengsten Untersuchungen ein, um auf den Urheber der Sache zu kommen. Die Erklärung eines Negers, Juan Pablo Gogorza, brachte ihn auf die Spur. Verhaftungen folgten; das Geständniß der Einen, das hartnäckige Schweigen der Andern enthüllte das Dasein eines gefährlichen Bundes von Eingebornen der Umgegend, unter der Leitung des Alkaden Rosales. Bereits zählte er über hundert einflußreiche Mitglieder, welche mit jedem Tage sich zu verstärken suchten, und mit den „Mißvergnügten vom Apure" und dem columbischen Heere in Verbindung standen. Man fand bei ihnen zahlreiche Waffenvorräthe und Pferde. Ihr Hauptziel ging auf den Besitz der Stadt Valencia.

Alsbald ließ der Obergeneral noch mehrere Personen verhaften, und übertrug dem General-Auditor, Don Ignacio-Xavier Uzelay, die Untersuchung; sonach wurden die Akten einem Kriegsgericht übergeben. Durch die Erklärung des Negers und einiger eingefangenen Sklaven, welche man zu Briefträgern und Spähern gebraucht

hatte, kam der Alkade Vicente Guevara endlich als oberster Leiter der Verschwörung heraus. Die angesehenen Männer Nadal, Zurbaran, Herrera, Zavaleta, Prado, Pacheco, Mota u. A. waren eng in die Sache mit verflochten. Am meisten aber leuchtete der große Antheil patriotischer Frauen heraus. Die Sennora's Josefa Zavaleta, Francisca Sandoval, und ihre Töchter standen an der Spitze. Durch sie war das Größte gegangen und geleitet worden.

Morillo benahm sich bei dieser Untersuchung mit großer Mäßigung und Würde. Er wollte durch strenge Ahndung von ähnlichen Versuchen abschrecken, ohne durch rücksichtlose Grausamkeit die Herzen der Eingebornen für immer der königlichen Sache zu entfremden. Die Mehrzahl wurde darum der Freiheit zurückgegeben. Von den übrigen begnügte man sich einen Theil zur Deportation auf die Presidi oder zu den Galeeren, und blos sechszehn zum Tode zu verdammen.

Aber auch von diesen letztern erlitten nur sechs der vornehmsten Verschwornen die Strafe. In ihrer Zahlwar Guevara selbst, welcher alle Gnade, um den Preis vollständiger Entdeckung des Komplottes, beharrlich verschmähete. Die bald darauf erfolgten wichtigen Ereignisse jedoch verschafften den meisten, zur Deportation und zu den Präsidi's Verurtheilten, die Freiheit wieder, zumal da Morillo sich genöthigt sah, den Wünschen der Bewohner von Caraccas gemäß, die Eidesleistung auf die Konstitution der Kortes zu beschleunigen, und die Epoche des neuen Regierungssystemes im Mutterlande durch Handlungen der Großmuth und Milde bezeichnen zu müssen sich verpflichtet glaubte.

Wir wenden nun unsere Blicke auf diese merkwürdige Revolution im alten Spanien selbst, durch welche nicht minder, als durch die Waffen und das Genie Bolivars die Unabhängigkeit Columbia's erwirkt worden ist*).

Sechs Jahre lang hatte Don Fernando VII., ein Opfer fremder Intrike und eigener Charakterlosigkeit, die Geduld seines Volkes oder zum mindesten desjenigen Theiles ermüdet, welcher in den Augen der Geschichte als das eigentliche Volk betrachtet werden konnte. Durch geheime Verbindungen genährt und unterstützt, brach der Aufstand gerade in dem Augenblicke auf der Isla de Leon aus, als neue Schaaren Kriegsvolk zu Fortsetzung des nutzlosen Kampfes in Amerika verwendet werden sollten. Die südamerikanische Expedition beförderte die Revolution des Mutterlandes; die Revolution des Mutterlandes befestigte den Sieg der südamerikanischen Freiheit**).

Die in den ersten Tagen des Märzmonats 1820 verkündigte Konstitution ward auch den Kolonien übermacht und eine feierliche Verheißung aller durch sie verbürgten Wohlthaten folgte. Morillo, für seine Zukunft unter der Herrschaft des neuen Systemes besorgt, und der tiefen Abneigung des größten Theiles der Liberalen gegen seine bisher entwickelten Grundsätze bewußt, eilte, aus Leibeskräften den Konstitutionellen zu spielen. Er

*) Vergleiche über diese höchst interessante Verschwörungs-Geschichte die Memoires du General Morillo.

**) Vergl. E. Münch's Schicksale der alten und neuen Kortes von Spanien. (Stuttgart, in 2 Bänden.)

beſchwor zu Carraccas unter großen Feierlichkeiten das neue Grundgeſetz, und ließ das Gleiche von allen, ſein Anſehen noch anerkennenden, Behörden thun. Sofort ſäumte er nicht, der revolutionären Regierung zu Angoſtura das große Ereigniß ebenfalls mitzutheilen und dieſelbe zur Rückkehr in den alten Verband mit dem Mutterſtaate aufzufordern, nachdem durch die glückliche Wendung der Dinge alle frühern Beſchwerden erledigt, und die Gründe ihres bisherigen Widerſtandes durchaus nicht mehr vorhanden ſeyen. Er redete in dem deßhalb erlaſſenen Aufruf viel von dem zerriſſenen Vaterherzen des Königs, von den Schmerzen ihrer europäiſchen Brüder und von den beweinenswerthen Gräueln eines vieljährigen Bürgerkrieges. Hierauf theilte er auch mit, wie er zum Behufe von anzuknüpfenden Unterhandlungen Vollmachten vom Könige und den Cortes erhaben habe. Zugleich trug er dem Kongreß, der zum erſtenmal mit dem Prädikate „Euer Herrlichkeiten" beehrt wurde, einen Waffenſtillſtand für die Dauer eines Monats an. Zu Land und zu Waſſer ſollte einſtweilen jeder Theil im Beſitze derjenigen Stellungen verbleiben, welche er gegenwärtig behauptet habe. In der Zuſchrift Morillo's wurde dem Lande eine unabhängige Verwaltung, unter unmittelbarer Oberaufſicht des General-Kapitäns der ſpaniſchen Armee, oder der ſpaniſchen Regierung ſelbſt, den gegenwärtigen Häuptern die Beibehaltung ihrer Stellen, und der Kolonie verhältnißmäßige Vertretung in den Kortes, durch, von ihr ſelbſt zu wählende, Abgeordnete, zugeſichert.

Der permanente Ausſchuß des Kongreſſes,

welcher in Abwesenheit desselben seine Stelle vertrat, gestattete den Abgeordneten des Obergenerals nicht, bis Angostura zu kommen, sondern sendete ihnen eine Botschaft entgegen, des Inhalts: „Der Kongreß von Columbia, voll des sehnlichsten Wunsches nach Frieden, werde mit Vergnügen die Vorschläge der spanischen Regierung anhören, vorausgesetzt, daß sie zur Grundlage die Unabhängigkeit und Selbstherrlichkeit Columbiens hätten. Wo nicht, finde man sich keineswegs befugt, sie zu zulassen.“ —

Noch umständlicher drückte sich die Note aus, welche von den Beauftragten Bolivars, Urdaneta und Mendez, über den hochwichtigen Gegenstand an Morillo erlassen wurde. Die Abneigung aller gutgesinnten Columbier gegen irgend eine fernere Abhängigkeit von Spanien, welches auch immer die Regierungsform dieses Landes seyn möge, ferner den Widerwillen der vieljährigen Vertheidiger der Freiheit, um den angebotenen Preis dieselbe geradezu preiszugeben, waren darin kräftig ausgesprochen. Man wies auf die ungeheuern Opfer hin, welche der Kampf für das heiligste der Güter gekostet, und fand es selbst beleidigend für die, welche ihn bis zu dieser Stunde geleitet und fortgeführt, ihnen nur zuzumuthen, um ein Schattenbild von Ehre und Glück, der errungenen, glorreichen Früchte freiwillig sich zu begeben. In der spanischen Verfassung selbst — hieß es — erblicke man keinen jener Vortheile, welchen das columbische Volk mit Recht anzusprechen habe, und dieses selbst wolle nur sich selbst und seiner eigenen Kraft das Glück verdanken, nach welchem es hinstrebe.

Auch Paez, Bermudez, Saraza, Mo-

nagas, Cedeño, Montilla und andere Anführer, an welche einzeln Morillo Vorschläge gleichen Inhalts wie an den Kongreß, erlassen, antworteten in demselben Geist. Alle Partheien und Cotterien waren hierin einig.

Da die Vollmacht des spanischen Obergenerals blos auf die Wiederanschließung der Kolonie an das Mutterland und auf eine allgemeine Amnestie beschränkt war, so mußten die Kriegsoperationen nach Verwerfung seiner Anträge, weiter fortgesetzt werden. Rio de la Hacha fiel in die Hände der Republikaner; ohne die Zuchtlosigkeit der Irländischen Hülfsvölker wäre sicherlich auch der Besitz von St. Martha ihnen schon jetzt geworden. Bald sahen sich Montilla und Brion als Meister des Magdalenstenstromes und im Stande, die Blokade von Carthagena zu bewerkstelligen.

Der spanische Befehlshaber, Torres, welcher über mehr als 4000 Kernsoldaten verfügte, hatte alle Maßregeln zu kräftiger Vertheidigung dieses so äußerst wichtigen Platzes getroffen. Die Belagerung kostete den Republikanern eine Menge Leute und zog sich sehr in die Länge. Sie wurden jedoch bald durch General Urdaneta verstärkt, welcher in Maracaybo sieghaft eingedrungen war, und bis zum Lager Montilla's vor Carthagena sich durchgekämpft hatte. Während dieser Zeit gingen auch im Innern und im Süden von Neu-Granada die Sachen schief für die Royalisten. Calzada ward durch Valdez mehrfach geschlagen, Popayan bedroht.

Größere Niederlagen noch brachte der durch den Sieg der Kortes nicht nur in den Bewohnern der von Spaniern fortan besetzten Landschaften,

sondern selbst in den königlichen Feldlagern erwachte, constitutionelle Geist. Nachdem die Herrschaft des Absolutismus gebrochen worden und der Nimbus von dem Königthum verschwunden war, zogen viele Spanier selbst es vor, den Gesetzen des Volkes allein zu gehorchen, da der Thron selbst ja feierlich bekannt gemacht hatte, daß alle Stützen seiner Macht nur auf ihnen ruheten. Ganze Kompagnien und Bataillone gingen daher geradezu zu den Insurgenten über und wurden mit ungewöhnlichem Jubel empfangen. Jetzt erst wurde von den Republikanern selbst die ganze Macht der Grundsätze und der öffentlichen Meinung erkannt, und die Begeisterung für die Freiheit erhielt neue Stärke, nachdem sie auch über die Werkzeuge der Despotie gesiegt. Morillo selbst hatte einen neuen eigenen Standpunkt erhalten, kritischer und gefahrvoller, als je zuvor. Es war seine heiligste Pflicht, alles anzuwenden, um die empörte Kolonie dem Ansehen des Mutterlandes zurückzugewinnen; dennoch wurde jede Maßregel gegen die Republikaner, welche nur einigermaßen den Charakter der Strenge trug, als Aeußerung des tiefinwohnenden Hasses gegen die Idee Freiheit ausgelegt, und er litt daher Gefahr, entweder seinen alten Kriegsruhm oder das Vertrauen der herrschenden Parthei zu verlieren.

Indem auf solche Weise der Geist des Repräsentativsystemes den Haß gegen den, ihm wenigstens zum Theil verwandten, Republikanismus milderte, und das Kriegsvolk weniger geneigt wurde, noch länger für eine unhaltbare Sache bedeutende Opfer zu spenden, sah La Torre, nach Morillo der wichtigste Anführer der Royalisten,

sein Heer, durch zahlreiches Ausreißen, täglich mehr geschwächt. Ein Bandenführer von Indianern, des alten Stammes der Kaziken, von dem er sich herleitete, eingedenk, verließ ihn zu Carora; der General eilte mit Morillo sich zu vereinigen, um verderblichem Beispiel Einhalt zu thun. Unterdessen fiel Tucupio, es fielen in den Bezirken Guaca, Canagua, Guanaze und Pascua viele einzelne Städte und Flecken ab. Die Sache des constitutionellen Königs hatte einen schlimmen Wendepunkt erreicht, und der Sieg der Republik schien verbürgt.

Beinahe hätte ihn Bolivars allzugroßmüthige Diplomatik gefährdet. Seine Achtung für den Muth, die Talente, und die persönlichen Vorzüge seines Widersachers Morillo erzeugte in ihm eine Art Begierde, ihm, durch einen unmittelbaren Verkehr, und eine freimüthige Erörterung der streitigen Angelegenheit, näher zu kommen. Das Beispiel des Diomedes und Glaukos und vieler andern Helden des Alterthums und des Mittelalters schwebte ihm vor der Seele. Der großartige Sohn der Freiheit fühlte sich eine Zeit lang blos Krieger und Held, und vergaß beinahe darüber den Staatsmann und die Sicherstellung seines öffentlichen Charakters gegen die feinen Umtriebe spanischer Politik, und zwar in der Hand eines Meisters, wie Morillo. Es entspann sich ein Briefwechsel, worin eine bisher ungekannte Sprache herrschte, und vom Gefühl wechselseitiger Hochschätzung eingegeben war. In einer seiner Zuschriften an den spanischen Oberfeldherrn entwickelte Bolivar die Gefahr und den Schaden, so der Republik aus Annahme eines Waffenstillstan-

des erwachsen dürften, in einem Augenblicke, wo sie nahe daran sey, sich des Restes von Venezuela und Quito noch zu bemächtigen. Eben so zeigte er den großen Nachtheil, entsprungen aus den großen Kosten für die Ernährung einer müßigen Armee, welche füglicher zum Schlagen bezahlt würde. Nichts desto weniger erklärte er die Geneigtheit der Columbischen Regierung für eine friedliche Unterhandlung mit Spanien, und es sollte demnach zuvörderst der Versuch gemacht werden, ob man nicht über die Schwierigkeiten Meister werden könnte, welche sich dem Abschluß eines Waffenstillstandes in den Weg legten.

Der spanische Feldherr war entzückt über dies Anerbieten. Man ernannte beiderseits Bevollmächtigte und die Unterhandlung begann mit großer Aufrichtigkeit von beiden Seiten. Zu gleicher Zeit nahm der Briefwechsel zwischen beiden Kriegshäuptern sogar einen freundschaftlichen Charakter an, und dieselben Männer, welche sich noch kurz zuvor mit den heftigsten Vorwürfen überhäuft und mit den ehrenrührigsten Prädikaten belegt hatten, gaben sich nunmehr die anständigsten Titel. Bolivar, dessen Wesen um diese Tage etwas von der ersten Schwärmerei der Ritterzeit hatte, nannte Morillo „seinen neuen Freund;“ gleichwohl rief er einst in der Hitze der Unterhandlungen und als die spanischen Bevollmächtigten zu große Hartnäckigkeit bewiesen, prophetisch aus: „Ich schwöre Euern Herrlichkeiten und der ganzen spanischen Nation, daß die Absichten der columbischen Regierung so gemäßigt als legitim sind. Will man uns aber noch einmal zum Kriege zwin-

gen, und wird das Loos der Waffen fortfahren uns günstig zu seyn, so sollen unsere Plane das ganze Amerika umfassen. Ich schwöre hier darauf einen feierlichen Eid!" —

Trotz aller Hindernisse ward jedoch der Waffenstillstand am 25sten des Wintermonds zu Truxillo unterzeichnet; für die Republik von den Generälen Sucre, Briceño, Mendez und Perez; im Namen Sr. katholischen Majestät von Correa, Toro und Linaves. Die beiden Chefs, Bolivar und Morillo bekräftigten den Vertrag des folgenden Tages. Derselbe lautete in seinem vollständigen Inhalt also: 25. Nov.

Die Regierungen von Spanien und Columbien wollen dem Zwiespalte, der die beiden Nationen trennt, ein Ende machen, und sind, in Berücksichtigung des, daß die gegenseitige Aufhebung der Feindseligkeiten, um in Erörterungen eingehen zu können, das wirksamste Mittel zu Erwirkung eines glücklichen Ausganges seyen, übereingekommen, zu Eingehung und Anordnung einer Waffen-Ruhe, Beauftragte zu ernennen. —

Diesem zur Folge sind bezeichnet worden: 1) Im Namen Spaniens, durch Se. Exellenz Don Pablo Morillo, Graf von Carthagena, Obersten Feldherrn der Expedition auf Terra Firma, die Herren Don Ramon Correa, Politischer Chef von Venezuela, Don Juan Rodriguez Toro, erster constitutioneller Alkade zu Caracas und Don Francisco Gonzales von Lima. 2) Im Namen des Columbischen Freistaates, durch Se. Exellenz den Präsidenten Simon Bolivar, der Brigade-General An-

tonio = Josè Sucre; der Obrist Pedro Briceno=Mendez und der Obrist Lieutenant Perez. —

Nachdem diese Herren am 22sten des laufenden Monates ihre Vollmachten ausgewechselt und die Vorschläge beider Regierungen gegenseitig in Berathung gezogen hatten, haben sie einen Waffenstillstands=Vertrag, nach den in folgenden Artikeln ausgesprochenen Uebereinkömmnissen, beschlossen und beschließen wie folgt.

1ster Artikel. Die Spanischen und Columbischen Heere werden von dem Augenblicke an, wo ihnen die genehmigte Vollziehung dieses Vertrags zu wissen gethan seyn wird, jede Feindseligkeit einstellen, so nemlich, daß der Krieg unter keinem Vorwande und an keinem Orte der von ihnen besetzten Gegenden, während der Dauer der Waffen=Ruhe, fortgesetzt werden könne. —

2ter Artikel. Die Waffen=Ruhe soll von dem Tage der Genehmigung sechs Monate währen. Da aber ihre Absicht und Grundlage auf dem beide Theile belebenden Glauben und reinsten Wunsche, den Krieg zu enden, beruhet; so soll diese Frist nach Verfluß von übereingekommenen fünf Monaten bis auf die Zeit hin verlängert werden können, welche die zu einem glücklichen Ausgange angeknüpften Unterhandlungen zu ihrer Beendigung nothwendig machen würden. —

3ter Artikel. Die Truppen beider Heere werden die Stellungen, welche sie im Augenblicke der Unterzeichnung dieses Vertrages inne hatten, beibehalten. Da aber davon sehr gelegen ist, zum Ausweichen von Irrungen, die aus der Ungewißheit

einiger Stellungen entstehen könnten, auf dem Kriegsschauplatze feste und bekannte Scheide-Linien zu bestimmen; so werden folgende Grenzen beobachtet werden. 1) „Der Unare von seiner „Mündung in's Meer aufwärts zur Stelle, wo „er den Guanape empfängt; der Lauf des Gua„nape bis zur Quelle; von hier eine Linie bis zur „Quelle des Manapire; der Lauf des Mana„pire bis zum Orenoko; das linke Ufer des „Orenoko bis zum Einfluß des Apure; der „Lauf des Apure bis zur Einmündung des „Santo-Domingo, der Lauf des Santo-Do„mingo bis zur Stadt Varinas, von da eine „gerade Linie nach Bocono de Trujillo, und von „hier die natürliche Scheide-Linie, welche die „Provinz Caracas vom Departement Trujillo „trennt." —

2) „Die Columbischen Truppen, welche im „Augenblicke der Bekanntmachung der Waffen„Ruhe sich in der Gegend von Maracaibo befänden „sollen das Recht haben, die von dem Spani„schen Heere besetzte Gegend zu durchschneiden, „um sich mit den übrigen Truppen des Freistaa„tes zu verbinden. — Ein spanischer Offizier „wird sie auf ihrem Marsche führen, und sie „sollen für Geld Lebens- und Transport-Mittel „erhalten." —

3) „Die anderen Truppen beider Theile, wel„che nicht in die oben bezeichneten Grenzlinien ein„geschlossen sind, werden, wie weiter oben er„wähnt ist, so lange ihre eingenommene Stel„lungen beibehalten, bis beiderseitig ernannte Of„fiziere, zur Vorbeugung jeder Schwierigkeit, freund-

„schaftlich über die zu beobachtenden Scheide-Li-„nien einig geworden sind.“

4ter Artikel. Da der Fall sich ergeben kann, daß einige Truppen oder bewaffnete Banden, im Augenblicke der Bekanntmachung gegenwärtigen Vertrages, außer den bestimmten Grenzen, Stellungen behaupten; so wird beschlossen, daß 1) die regelmäßigen Truppen, welche sich in dem vorbezeichneten Falle befinden, hinter ihre Scheide-Linie zurückmarschiren sollen. Wenn sich zum Columbischen Heere gehörige Truppen auf dem linken Ufer des Guanape und des Unare aufgestelt befinden, so ist ihnen erlaubt, zu Pritu, zu Clarines oder in einem anderen benachbarten Orte Kantonnirungen zu beziehen. —

2) Die bewaffneten Banden, welche sich in demselben Falle befinden, sollen entwaffnet und aufgelöst werden. — Die Theilnehmer treten wieder in ihren bürgerlichen Stand und ziehen sich wie die regelmäßigen Truppen zurück! — In Hinsicht der ersten dieser beiden Voraussetzungen sollen die allgemeinsten und bestimmtesten Gewährleistungen angeboten und bewilligt seyn. Beide Regierungen kommen ganz besonders darin überein, während der Waffen-Ruhe keinen derjenigen, welche der gegenwärtige Artikel in sich schließt, zu ihrer Parthie zu ziehen, im Gegentheile soll es ihnen erlaubt seyn, die Gegenden, wo sie sich befinden werden, zu räumen, um sich zu dem Heere zu begeben, von welchem sie im Augenblicke der Abschließung der Waffen-Ruhe einen Theil ausmachten.

5ter Artikel. Obgleich der Stadt Caracco in dem dem Columbischen Heere bleibenden Länder-

Theile liegt; so ist man doch übereingekommen, dort einen Spanischen Militair-Commandanten mit einem Beobachtungs-Posten aus bewaffneten Landes-Bewohnern, deren Zahl nicht über 25 steigen darf, zu belassen. — Die bürgerlichen Gewalten werden in ihrem wirklichen Bestande aufrecht erhalten.

6ter Artikel. Um die Reinheit und Treue zu beweisen, welche in diesem Vertrag vorherrschen, ist man übereingekommen, daß in der Stadt Barinas nur ein Militair-Commandant für den Freistaat mit einem Beobachtungs-Corps von 25 bewaffneten Landleuten verbleiben soll, und alle nöthigen Truppen zu Fuß für die Führung der Heerden und die Verbindung mit Trujillo und Merida.

7ter Artikel. Eben so sollen die Feindseligkeiten zur See aufhören, und zwar in den Amerikanischen Gewässern dreißig Tage und in den Europäischen achtzig Tage nach der Beglaubigung dieses Vertrages. Die Beute, welche man nach Ablauf dieser Frist gemacht, soll gegenseitig zurückgegeben werden, und die Freibeuter, welche sich derselben bemächtigt, sollen für die Kaperung der Schiffe verantwortlich seyn. —

8ter Artikel. Von dem Augenblicke der Beglaubigung dieses Waffen-Stillstandes an, sollen die Verbindungen zwischen den zur gegenseitigen Verpflegung des Viehes, zum Anschaffen von Lebensmitteln und Waaren, nöthigen Ländertheilen geöffnet und frei seyn. — Zu diesem Ende werden den Kaufleuten und Händlern Pässe behändigt werden, auf welchen sie, um jede Unordnung zu vermeiden, das Visum der Be-

hörden hinzuzufügen haben, wohin sie sich begeben. —

9ter Artikel. Die Stadt und der Hafen von Maracaibo sind für die Verbindungen mit dem Innern sowohl für Lebensmittel als für kaufmännische Geschäfte offen und frei. — Die Kauffarthei-Schiffe, welche hier, Ladungen, Waffen- und Kriegs-Vorräthe ausgenommen, ein oder ausschiffen wollen, mögen sie neutrale oder Columbische seyn, sollen als fremde behandelt werden, nnd deßhalb die durch die Landes-Gesetze bestimmten Abgaben zahlen. Eben so soll der Ein- und Ausgang aus der Stadt und aus dem Hafen für alle Geschäfts-Träger und Beauftragte, welche die Columbische Regierung nach Spanien oder nach fremden Ländern schicken oder sie von dort empfangen sollte, frei seyn. —

10ter Artikel. Die Stadt Carthagena soll derselben Freiheit, wie die von Maracaibo, in Hinsicht des Handels mit dem Binnen-Lande, genießen, und sie darf von dort her während der Waffen-Ruhe die Lebensmittel für die Bewohner und die Besatzung beziehen. —

11ter Artikel. Da der vorzüglichste Gegenstand dieser Waffen-Ruhe die Friedens-Unterhandlungen sind, womit sich gegenseitig die beiden Partheien zu beschäftigen haben: so wird jede Regierung abgeordnete Geschäfts-Träger ernennen und annehmen, denen freies Geleit nach ihrem Stande und persönliche Sicherheit zugesichert werden. —

12ter Artikel. Wenn der Krieg unglücklicher Weise zwischen den beiden Regierungen wieder angefacht werden sollte, so dürfen die Feindseligkei-

ten nicht wieder eröffnet werden, ohne daß derjenige, der sich zum Bruch der Waffen-Ruhe anschickt, hievon Nachricht gegeben hätte. Diese Nachricht soll der ersten feindlichen Handlung 40 Tage vorhergehen.

13ter Artikel. Als feindliche Handlung soll jede Vorbereitung gegen jedes Land, wo nach dem gegenwärtigen Vertrage der Krieg aufgehoben ist, angesehen werden. Allein da man weiß, daß eine Abtheilung spanischer Kriegs-Schiffe das Meer zu halten hat; so wird es nicht als Vertrags-Bruch angesehen werden, wenn man zum Dienste der Columbischen Küste eine Zahl Schiffe aufstellt, welche der Spanischen gleichkommt, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß sie keine Truppen ausschiffen.

14ter Artikel. Beide Regierungen wollen der Welt ein Zeugniß von den freisinnigen und menschenfreundlichen Grundsätzen geben, welche sie beseelen; und sie verpflichten sich, in der Absicht, die Gräuel künftig zu verhindern, welche den traurigen Krieg, dessen Schauplatz, die Provinzen sind, bezeichnet haben, einen Vertrag zu schließen, der den Krieg nach dem Völker-Rechte und nach dem Brauche der freisinnigsten, weisesten und menschlichsten Nationen einzurichten hat. —

15ter Artikel. Gegenwärtiger Vertrag soll von jedem Theile in dem Zeitraume von sechzig Stunden beglaubigt und unmittelbar den Befehls-Habern der Heeres-Abtheilungen durch von jeder Regierung ernannte Offiziere mitgetheilt werden. — Gegeben und unterzeichnet in der Stadt

Trujillo um 10 Uhr Abends den 25. November 1820.

Ramon Correa.
Antonio-Jose de Sucre.
Juan Rodriguez de Toro.
Pedro Briceno-Mendez.
Francisco-Gonzalez de Lenare.
Jose-Gabriel Perez.

Den Vertrag von Trujillo befestigte eine von beiden Kriegshäuptern gewünschte Zusammenkunft zu Santa Anna, einem Orte, der zwischen den Feldlagern beider Partheien ohngefähr in der Mitte lag. Beide berühmten Männer erschienen an der Spitze einer zahlreichen Begleitung. Einer in die Bewunderung des Andern verloren, umarmten sie sich brüderlich vor allem Volke. Die Generäle, Hauptleute und Soldaten folgten diesem Beispiel. Freunde und Verwandte, welche die Macht der Grundsätze und der Umstände feindlich Jahre hindurch einander gegenübergestellt, fanden sich hier in Eintracht wieder. Ein festliches Mahl nahm noch mehr das Siegel der Partheiung von den kriegerischen Herzen. Beide Theile erinnerten sich daran, daß, wenn auch in der Richtung durch einige wenige Punkte verschieden, sie doch beide, in Europa wie in Amerika, den Despotismus zu bekämpfen hätten. Dieser Gedanke brachte einen förmlichen Enthusiasmus hervor, welcher in feierlichen Toasten auf den Sieg der Freiheit sich offenbarte. Bolivar und Morillo, wie weiland Hannibal und Scipio am Hofe des Antiochius, schliefen die Nacht darauf in einer Kammer. Eine Pyramide verewigte den Platz der ersten Begrüßung. Sie schwuren ferner

ſich ewige Freundſchaft für ihre Perſonen, und prieſen in den Briefen, welche ſie nach dieſem Tage einander ſelbſt und Andern übermachten, den empfundenen Jubel in unverſtellter Freimüthigkeit. *)

Weniger als Bolivar, der hier blos als Menſch und Krieger ſich gezeigt hatte, ſchienen jedoch beſonnene Patrioten über den Enthuſiasmus von St. Anna zufrieden. Sie hielten das ganze Feſt den Intereſſen der Republik gefahrbringend und das Schwert des Befreiers nunmehr durch Schwere der Großmuth in der Scheide gehalten. Nicht fehlte es daher an Vorwürfen mannigfacher Art über die Unvorſicht einer ſolchen Annährerung an die Spanier. Der Gedanke, unter der Herrſchaft eines konſtitutionellen Monarchen, mit einer Vertretung durch eigene, von den ſpaniſchen unabhängige, oder zum mindeſten denſelben gleichgeſtellte Cortes, konnte bedeutende Abfälle vom republikaniſchen Syſtem erzeugen und moraliſche Kraft und politiſche Einheit des jungen Staates ſchwächen. Auf jeden Fall waren es die Spanier, welche aus dieſer Begebenheit den größten Vortheil zogen, da ohne den Waffen-Stillſtand die Vortheile der republikaniſchen Armee ſich gemehrt und unausgeſetzter Kampf die Befreiung des Staatsgebietes vollendet haben würde. So aber war dem Feinde Zeit gelaſſen, von ſchweren Wunden zu geneſen, und, falls die Unterhandlungen ſich zerſchlügen, mit neurer Kraft auf den Kampfplatz zutreten. Eben ſo gewann die Intrike Raum für ihre Gewebe, und

*) Memoires du General Morillo.

konnte ungehindert von der gutmüthigen Schwäche des Gegners zehren. Die unbefangene, für seine hohe Stellung durchaus gefährliche Sprache Bolivars in mehrern Briefen an Morillo verstärkte die Besorgnisse. Er sprach von der glücklichen Wendung der spanischen Angelegenheiten, von der wechselseitigen Verpflichtung beider Staaten, alle Irrungen auf gütlichem Wege auszugleichen, von Versöhnung zwischen allen Brüdern, von zu erlassenden Glückwunsch-Adressen an König Ferdinand VII. Alle diese Aeußerungen, welche als Zeichen des Wunsches zu einer Rückkehr in's alte Verhältniß gedeutet werden konnten, schienen unpassend für das Oberhaupt eines Freistaates, dessen Bewohner den Gedanken ewiger Trennung als den alleinigen in ihrem Herzen bewahrten. Während auf der einen Seite Bolivar alles vermied, was die gegenwärtig herrschende, freundliche Stimmung stören konnte, war auch Morillo eifrig bemüht, die zu Santa Anna seinem neuen Freunde gegebenen Versprechen zu lösen. Beide Theile fürchteten die Wiederkehr des Kampfes mit einer Art religiöser Scheu, die stets sich zeugt, wenn man demjenigen, der mit uns den Gastbecher geleert hat, mit dem Schwert in der Hand gegenüber treten soll. Dennoch fühlten beide Theile, daß Versöhnung unheilbringend und Friede unmöglich sey. Die Versuche Bolivars, die Unabhängigkeit seines Vaterlandes, als Grundlage künftiger fernerer Unterhandlung durchsetzen, mußten, worüber er selbst sich nicht täuschte, an den politischen Grundsätzen des Königs wie der Cortes scheitern. Morillo dagegen hatte fruchtlos sich angestrengt, die Konstitution von Cadix den

Columbiern volksthümlich zu machen. Unter diesen Umständen mußte er natürlich nach Abberufung von seinem Posten und nach der Rückkehr dringend sich sehnen. Auf mehrfaches Ansuchen erhielt er endlich, noch im December 1820 seinen Urlaub, und er reiste am 17ten desselben Monats ab. La Torre blieb als sein Statthalter zurück, und behielt bis zum gänzlichen Abzug der Spanier die oberste Leitung ihrer Angelegenheiten auf diesem Punkte des revolutionirten Amerika. 17. Dec.

Zweites Kapitel.

Vorfälle im Innern der Republik. Fortgang der Unterhandlungen mit den Kortes. Bruch des Waffenstillstandes. Die Schlacht bei Carabobo und ihre Rückwirkungen für Spanier und Columbier.

Die Lage der Royalisten bei Don Pablo Morillo's Abgang war bereits so kritisch geworden, daß kein Unbefangener den gänzlichen Fall ihrer Sache binnen kurzer Frist verkennen konnte. Bei weitem der größte Theil der zwei ehemaligen Statthalterschaften war in Händen der Republikaner. Sie besaßen eine gut geregelte, wenn auch nicht taktisch-schnurgerecht organisirte, Truppenmacht, eine stattliche Flotte, eine feste Regierungsform, einen Mittelpunkt für ihre Operationen und vor allem die Begeisterung des Sieges und das Vertrauen auf sich selbst. Die Küstenstädte, welche von den Spaniern bis dahin noch behauptet worden, mußten, wenn man nur die Blokade mit Ernst fortsetzte und die Zufuhren abschnitt, binnen kurzer Zeit sich ergeben.

Noch andere Ereigniſſe in den Nachbar-Provinzen wirkten ſehr zum Triumph der guten Sache mit. San Martin's und Lord Cochrane's Nähe in Peru und ihre Verbindungen mit Neu-Granada gehörten ganz beſonders darunter. Hiezu kam der Aufſtand des bisher getreuen Guyaquil's, einer der reichſten unter den ſüdlichen Landſchaften, unter der Leitung der muthvollen Patrioten Villamil und Loro; und endlich der Abfall mehrerer großen Bezirke des Königreichs Quito, nehmlich von Quaronda, Riobamba und Hambato, ſämmtlich im ſüdlichen Theile gelegen.

Der Waffenſtillſtand, einzig und allein den Spaniern günſtig, führte nicht nur die Angelegenheit der Republik keinen Zoll breit weiter, ſondern war ihr, in ökonomiſcher und moraliſcher Beziehung, äußerſt nachtheilig. Ein zahlreiches Heer und eine koſtſpielige Flotte mußten unterhalten werden, ohne daß irgend ein Zweck für die Opfer entſchädigte. Die Zucht aber nahm ab, und die lange Weile erzeugte allerlei böſe Gedanken. Mittlerweile war den Spaniern ſelbſt Zeit vergönnt, von ihren Verluſten ſich zu erholen, den fernern Kampf zu organiſiren, und vom Mutterland Unterſtützung und Rathſchlag zu erhalten. Bolivar fühlte dies wohl und theilte ſeine Anſichten dem La Torre freimüthig mit. Ein Bruch des Stillſtandes ſchien durch die Nothwendigkeit gefordert und gerechtfertigt zu werden. Er ſtellte deßhalb dem ſpaniſchen Anführer die Wahl, zwiſchen Aufhebung des Vertrages von Trujillo und der Räumung von Cumana, Rio Hacha und Maracaibo.

Allein bereits hatten von einer andern Seite her die Feindseligkeiten unerwartet wieder begonnen. Santa Martha, durch Brion und Montilla bereits vor dem Ereigniß vom 25sten November eng blokirt, ergab sich freiwillig schon am 11ten desselben Monats. Man schickte hierauf zur Eroberung von Rio Hacha sich an, wo die Mehrzahl des Volkes mit Ungeduld auf die Ankunft republikanischer Heerhaufen geharrt, um dem Bunde der Freiheit sich anzuschließen. Der Waffenstillstand trat hemmend dazwischen; allein der Geist des Volkes war so sehr angeregt, daß es unmöglich war, der Gewalt hier einzuhalten. Die ganze Landschaft erklärte sich im Laufe des Jänners für die Sache der Republik. Diesem Beispiel folgte das reiche und blühende Maracaibo. Eine Abtheilung der Truppen Urdaneta's nahm Besitz davon. Dieses Begebniß war der Todesstoß der königischen Sache.

Als der Befreier von diesem auffallenden Bruch des Waffenstillstandes Kunde erhalten hatte, mißbilligte er zwar amtlich und in einem eigenen Aufruf das Benehmen seiner Generäle, aber im Innern seines Herzens frohlockte er über den ungeheuern Vortheil, welchen ein von ihm nicht veranlaßter Treubruch dem gemeinen Wesen brachte, und er beschloß aus den nun einmal wider seinen Willen und wider seine Schuld veränderten Umständen den größtmöglichen Nutzen zu ziehn. Er stellte La Torre die Lage der Dinge freimüthig vor, schilderte ihm nochmals ohne Hehl die peinliche Stellung der Republik, in welche dieser Waffenstillstand sie gesetzt, die Unmöglichkeit, Heer und Volk länger im Zaum zu halten; und endlich ent-

wickelte er anderseits das herbe Gesetz der Noth für Spanien, welches ihm gebiete, den Gedanken auf Südamerikas Wiedergewinn für immer fahren zu lassen. Außerdem hatten die Unterhandlungen zu keinem Ziel geführt, da kein Theil die Grundlagen einging, auf welche jeder die Bedingungen des Friedens stützte. Bolivar schlug demnach vor, beiderseits Kommissäre zu ernennen, welche einen neuen, den veränderten Verhältnissen angemessenern Vertrag abschließen sollten. La Torre, in seiner damaligen Ohnmacht, nahm dies Erbieten nicht ungern an, und die Unterhandlungen wurden ohne Säumen von Neuem eröffnet.

Noch vor diesen Maßregeln hatte der Vice-Präsident Zea den Auftrag erhalten, nach Europa zu reisen, daselbst, in England oder Frankreich, ein Anleihen von 50 Millionen Franken zu unterhandeln, die Anerkennung der Republik bei den konstitutionellen Staaten zu erwirken und den Versuch einer Ausgleichung mit Spanien, in Verbindung mit den zwei bereits nach Madrid abgegangenen Bevollmächtigten, einzuleiten.

Die Vorschläge Zea's, welcher als erste Bedingung die Unabhängigkeit seines Vaterlandes aufzustellen, den Auftrag hatte, wurden von dem kastilianischen Stolze, wie zu erwarten war, sowohl zu London, wo er zuvörderst mit dem Gesandten der Kortes, Herzog von Frias, sich einließ, als zu Madrid selbst, mit Verachtung verworfen. Kaum würdigte man die Abgeordneten, mit ihnen in Unterhandlungen zu treten. Sie selbst waren täglich Zeugen des Hohnes, mit welchem die Mehrzahl der Abgeordneten in den Si-

zungen der Kortes gegen ihr Vaterland sich aus=sprach. Nur die kleine Parthei der „Amerika=ner," bestehend aus den für die überseeischen Provinzen gewählten Abgeordneten, wagte es, das Wort für die ehemaligen Kolonien zu nehmen.

Das ganze Ergebniß der diplomatischen An=strengungen Zea's und seiner Genossen war der von den Kortes gemachte Vorschlag: das ganze spanische Amerika in drei große Gubernien, nehmlich in Nord= Mittel= und Süd=Ame=rika einzutheilen; jedes derselben sollte einen obersten Chef und eine National=Versammlung erhalten, welche beide in den drei Hauptstädten Mejiko, Santa Fé und Lima ihren Sitz nehmen sollten. Die drei Nationalversammlun=gen bildeten sohin nach diesem Entwurf drei Ab=theilungen der Kortes des Mutterlandes. Alle freien Manner wurden den spanischen Bürgern der Halbinsel gleich gestellt.

Vor dem Ausbruch der Revolution würde man in Amerika solch einen Vorschlag mit jubelndem Danke angenommen haben; allein Verhältnisse, Menschen, Grundsätze und Richtungen hatten seit=her sich mächtig geändert. Es war ein neues Geschlecht, mit dem stolzen Gefühl der Freiheit, unmerklich aufgewachsen. Das Gewand, welches dem politischen Kinde einst gedient hätte, stand dem reif gewordenen Manne nicht mehr an. Die Unterhandlungen wurden daher rasch abgebrochen, nachdem Zea seine letzte Erklärung gegeben hatte, und die Bevollmächtigten erhielten Befehl, in schleunigster Frist Madrid und die Halbinsel zu verlassen.

Die Kortes, im stolzem Wahne, durch den

neuen Geist, welcher die bessere Masse der Nation, in Folge des siegreich gewordenen konstitutionellen Systemes, durchwehete, den Widerstand halbgebildeter Staaten sieghaft brechen zu können, erließen pomphafte Aufrufe an die Amerikaner wie an die zurückgelassenen Truppen des Mutterlandes.

Allein trotz des erhöhten Selbstgefühles, welches die Truppen der Kortes beseelte, und welches durch den Umstand bedeutender war, daß die Kriegsknechte nunmehr zu Bürgern geworden und das rohe Mordhandwerk einigen Adel erhielt, konnte dennoch unwiderbringlich Verlornes nicht wieder gewonnen und dem Rade der Zeit nicht ferner in die Speichen gegriffen werden. Noch einen heißen Kampf und das Kleinod der Freiheit war von den Unabhängigen vollends errungen.

Wir kehren nunmehr in die Feldlager derselben und zu den Ereignissen, welche zunächst auf den Bruch des Vertrages von Trujillo gefolgt sind. Brion und Montilla nahmen die alten Stellungen vor Carthagena ein. Urdaneta setzte sich wider Coro in Bewegung. Bolivar selbst, Paez und Bermudez hatten einen gemeinschaftlichen Operationsplan verabredet, um von der Ost- und Westseite her Caraccas zu bedrängen. Ein junger Held, bestimmt, dereinst eine Stütze der Freiheit für Peru, Bolivia und sein eigentliches Vaterland zu werden, Bolivar's Liebling, Don José Sucre, damals noch Flügeladjudant des Libertadors, erhielt den glänzenden Auftrag der Erkämpfung von Quito.

So bedauernswürdig jedoch die Wiedereröffnung der Feindseligkeiten war, so konnte man doch in dem Gedanken sich einigermaßen beruhigen,

daß blos das Nothwendige von nun an geschah, und über menschliche Behandlung der Kriegsgefangenen von beiden Seiten zwischen Bolivar und La Torre eine, beide Männer gleich ehrende, Abrede getroffen wurde.

Man hatte ebenfalls wechselseitig die Bedingung gemacht, daß erst am vierzigsten Tage nach Uebergabe der Nachricht von dem Bruche, die wirklichen Feindseligkeiten wieder beginnen sollten. Allein die Spanier, durch das frühere Betragen der Republikaner vielleicht hierin gerechtfertigt, warteten diese Frist nicht ab, sondern der Befehlshaber von Carthagena überfiel eine columbische Abtheilung am 20sten April plötzlich, und fügte ihr bedeutenden Schaden zu. Man entschädigte sich hiefür durch einen kühnen Streich des Mulatten Padilla, welcher mit einer Anzahl Kanonier-Schaluppen durch den wichtigen Engpaß von Caballos, an der südlichsten Spitze der Bucht, eindrang und die Stadt dadurch nicht wenig gefährdete. 20. April 1821.

Die Anführer der Republik eröffneten den Feldzug mit möglichster Raschheit, und suchten durch einige kühne Hauptschläge ihn zu endigen. Bald fiel nun das wichtige, nicht selten verhängnißvolle, Coro an Urbaneta. Valencia war das nächste Ziel der Anstrengungen Bolivar's und Bermudez's. Die alten Verbindungen, durch die Katastrophe Guevara's und seiner Freunde zerschnitten, wurden wieder angeknüpft. Der Geist der Einwohner in der Mehrzahl war für die Freiheit. La Torre eilte zur Behauptung des wichtigen Punktes herbei. Er ließ in Caraccas nur eine schwache Besatzung zurück, schickte Morales

gen Calabozo, und nahm sein eigenes Lager in der Nähe von Valencia.

In raschen Märschen kam Bermudez mittlerweile von Barcelona angezogen, mit nicht mehr als 1600 Mann. Er warf bei Guatin die Spanier, welche den Weitermarsch ihm streitig machten und erschien vor Caraccas. Die Besatzung kapitulirte und zog nach dem Thal Aragua sich zurück. Die Familien, welche am stärksten sich für die Königssache ausgesprochen hatten, schiffen nach Puerto-Cabello sich ein. La Guayra folgte dem Beispiel. Leider besaß jedoch Bermudez beide Städte nicht länger als zwölf Tage. Denn mit überlegener Macht rückte Morales von Calabozo gegen ihn an. Er wich darum den Umständen. Ohnehin waren beide Plätze offen und unbefestigt, und darum schnell wieder zu gewinnen.

16. Mai

Nach allerlei unbedeutenden Hin- und Hermärschen, nachdem die königlichen Anführer fast unthätig sich benommen, und die Republikaner stets von ihren Planen in Kenntniß gesetzt worden waren, kam es bei Carabobo, sechs Meilen von Valencia, zu einem entscheidenden Treffen. La Torre und Morales hatten ihre besten Truppen zusammengezogen und ein Heer von beinahe 7,000 Kernsoldaten in Schlachtordnung aufgestellt. Die Patrioten, unter Bolivars, Paez, Cedeños und Plaza's Befehlen, waren aus der Ebene von Tinaquillo heraufgestiegen und nahmen begierig das angebotene Treffen an.

„Berge, Wasserfälle, Engpässe machten die Bewegungen ganz ungewöhnlich schwierig und gefahrvoll. Oft mußte man, außer Stande, es

erwiedern zu können, das Feuer eines Feindes aushalten, welcher ruhig, auf dem Abhang eines Hügels, dessen Höhen mit Artillerie bedeckt waren, der Kommenden harrete. Ungestüm war der Angriff, aber ohne Erfolg; der Durchgang konnte nicht erzwungen werden. Plötzlich bemerkte Bolivar, daß der rechte Flügel La Torre's eine minder geschlossene Fronte bot; er befahl schnell eine schiefe Bewegung. Paez leitete sie, und vollbrachte sie unter einem mörderischen Feuer mit einem seltenen Glück, und mit einer erstaunenswerthen Genauigkeit. Da schloß Bolivar den Paez in die Arme und rief: „Dein gehört die Ehre des Oberbefehls; ich trete sie Dir hier auf dem Schlachtfelde ab!“ Noch aber hemmte ein Wasserfall: der mußte nothwendig überschritten werden. Paez stürmte, der erste voran, seine Soldaten folgten, aber, zerschmettert sanken sie schnell am Fuße des Hügels nieder. Bereits schien die Schlacht verloren; allgemein trat Entmuthigung ein. Da stürzte die englische Legion hervor mit gefälltem Bajonette. Die Venezuelaner sammelten sich wieder. Zwei neue Kompagnien, angeführt von dem unerschrockenen Heras, erscheinen und die Höhen sind erobert. Der Rückzug der Spanier gestattet nicht der ganzen republikanischen Armee, den Ruhm der ersten Division zu theilen. Nichts destoweniger entwickeln sich neue gleich ehrenvolle Gefechte auf der Ebene von Carabobo und vervollständigen einen Sieg, welcher die National-Unabhängigkeit für immer sicherte *).

*) Lallement p. 288 — 289.

Die nächste Frucht des glorreichen Tages von Carabobo *) war die Räumung von Valencia. Die Truppen der Republik nahmen Besitz davon. Man zählte gegenseitig die Todten. Theure Opfer waren gefallen, an Anführern beträchtlicher, denn als Gemeinen. Heras, Cedenno und Plaza befanden sich darunter. Aber von 7,000 Spaniern, welche die Schlacht geschlagen, kamen nicht über 1,500 nach Puerto-Cabello. Jetzt fiel auch Caraccas wieder an die Unabhängigen zurück, und den heldenmüthigen Entschluß des Obristen Pereira im Schlosse von La Guayra das äußerste abzuwarten und jenes mit all seinen Leuten in die Luft zu sprengen, vereitelte die Dazwischenkunft des edlen Jurien, welcher die in den Antillen stationirte Flotte Sr. Allerchristlichsten Majestät als Admiral befehligte. Am 4. Juli ward die Veste unter ehrenvollen Bedingungen übergeben. Pereira selbst kehrte frei zu den Seinen.

4. Juli

Jetzt befanden sich unter allen Städten des ehemaligen Venezuela nur noch Puerto-Cabello und Cumana in den Händen der Spanier. Der Befreier ordnete zwei militärische Gubernien an. Das eine, die Provinzen Caraccas und Valencia umfassend, wurde Paez anvertraut; das andere, welches Coro, Maracaibo, Merida und Trujillo in sich begriff, dem Narino. Bermudez erhielt die östlichen Distrikte und die Perleninsel als Kriegshaupt. Man versah alle Städte im Innern mit starken Besatzungen und wendete sich nunmehr gegen den Süden von Neu-Granada.

*) 24. Juni.

Drittes Kapitel.

Der Kongreß von Cucuta und seine Ergebnisse. Columbische Staatsverfassung. Diplomatische Anstrengungen. Vollständige Eroberung des Staatsgebietes der Republik. Befreiung Peru's. Gründung von Bolivia.

Der Kongreß des Freistaates, zu Cucuta versammelt, begann, nachdem er dem Befreier, den übrigen Generälen und der ruhmgekrönten Armee diejenigen Auszeichnungen und Belohnungen dekretirt hatte, welche das Dankgefühl erheischte, seine Arbeiten mit Eifer und Nachdruck. Für die Krieger und ihre Familien, welche für die Freiheit die meisten Opfer gebracht, wurde zunächst gesorgt; sodann für die Besoldung der Beamten in den verschiedenen Zweigen der Staatsverwaltung. Man richtete sich hierin nach der Lage der Dinge und den noch schwachen Finanzen des Freistaates, und der Charakter der Sparsamkeit herrschte in Allem vor. Viele Einzelne bewiesen die großmüthigste Entsagung zum Besten des Vaterlandes. Bolivar selbst legte seine ganze, seit dem Jahre 1819 rückständige Besoldung von 50,000 Piastern auf den Altar des Vaterlandes. Die National-Schuld ward gewissenhaft anerkannt, und selbst die Anleihen Mac-Gregors für mehrere seiner nutzlosen Queerzüge mit eingeschlossen. Die Auflagen brachte man in ein regelmäßiges System; verschiedene Maßregeln dienten dazu, Ackerbau und Handel, durch den Krieg gänzlich brach und niedergelegen, wieder emporzubringen. Auch der öf-

fentliche Unterricht wurde nicht vergessen. Aus dem Gute aufgehobener Klöster bildete man den erforderlichen Fond für diesen wichtigsten aller Zweige. Das scheusliche Glaubensgericht, welches bereits in Spanien sein Grab gefunden, ward auch hier feierlich abgeschafft. Nach Voraussschickung der wichtigsten, mit der Verfassung in innigem Verbande stehenden Maßregeln, ward diese
30. Aug. 1821. letztere selbst, am 30sten August 1821, feierlich verkündet, in Begleitung eines Aufrufes an alle Bürger der Republik, welcher auf die Hauptgrundsätze hinwies, nach welchen das Grundgesetz gebildet worden, und auf die wesentlichsten Bestandtheile des von jetzt an herrschenden republikanischen Systemes.

Sofort schritt der Kongreß zur Wahl der Vollziehungsbehörde, oder des Senates. Sie fiel auf das glücklichste und würdigste aus. Sämmtliche Mitglieder waren Patrioten von Verdienst und Einsicht. Nariño, kaum aus seinem Kerker in Cadix, in Folge der revolutionären Ereignisse entlassen, Paez, Urdaneta, Sucre, Cuervo, Ramond-Mendez, Maria Bricenno, Manoel Rebollo waren die Bestandtheile der nun definitiv eingesetzten Regierung. Roscio und Brion, gleichfalls zu Senatoren bestimmt, wurden durch den Tod um diese Zeit dem gemeinen Wesen entrissen.

Bolivar, stets voll Besorgniß für die Ausbildung des Volksgeistes, fühlte die Ueberzeugung, daß die in ihm vereinigten Würden eines Präsidenten und eines Oberfeldherrn mit republikanischer Sicherheit unverträglich, und dem Rufe des Besitzers selbst in mehrfacher Hinsicht Gefahrbrin-

gend seyen. Ueberdies waren auch der Neid und der Argwohn geistbeschränkter oder intrikanter Menschen, welche das überwiegende Ansehen des großen Mannes aus selbstsüchtigen Rücksichten fürchteten, rege geworden. Die Verläumdung, welcher zu keiner Zeit selbst der reinste Held der Freiheit entgangen, wand sich frech und ungescheut um die Säulen seines Ruhmes. Gleich zu Anfang des Kongresses forderte er daher, unter Entwicklung der eindringendsten Gründe, seine Entlassung als Präsident der Republik.

Allein schon der Gedanke an eine Möglichkeit von Gewährung dieser Bitte erschütterte alles Vertrauen der bessern Bürger. Noch schien Bolivars Gegenwart an der Spitze der Geschäfte mit der Befestigung des neuen Zustandes der Dinge unzertrennbar. Zum zweitenmal mußte daher der Befreier der öffentlichen Stimme nachgeben, welche ihn in der mit so viel, bekleideten Stelle bestätigte. Santander, ein tapferer Kriegsmann und noch tüchtigerer Politiker, ward als Vice-Präsident ihm beigegeben, und verblieb im Besitz dieser Würde bis zu dem heutigen Tag.

Nachdem von dieser Seite mannigfache Besorgnisse wieder gehoben worden, wählte man die Stadt Bogota provisorisch zur Hauptstadt des Freistaates und zum Sitze der Regierung. Die eigentliche, bleibende Hauptstadt, mit dem Namen des Befreiers, sollte erst noch gebaut werden. Während man auf solche Weise den Dank des Vaterlandes gegen die eingebornen Helden zu bethätigen suchte, huldigte man anderseits auch den großgesinnten und freimüthigen Männern in verschiedenen Staaten Europa's und Nordamerika's,

welche durch Rede, Schrift und That die Sache der amerikanischen Freiheit verfochten hatten, durch Uebersendung des Bürgerrechtes von Columbia. In ihrer Reihe glänzten die Parlamentsredner, Lord Holland, Sir Robert und Sir Marriat, der Publizist Abbé de Pradt und die Herren Clay und William Duane.

14. Oct. 1821. Das große Werk der Befreiung war nun bis auf Carthagena und einige Städte in Venezuela, vollendet. Auch diese hielten sich nicht mehr lange.

5. Oct. 1821. Schon am 5ten Oktober desselben Jahres ward Carthagena, am 15ten Cumana den Republikanern übergeben, welche den tapfern Besatzungen ehrenvollen Abzug nach Cuba und Porto-Rico gewährten. Des folgenden Monats stand auch zu Panama und Portobello das Volk in Masse auf, erklärte sich frei von spanischer Herrschaft, vertrieb die Behörden und sendete Abgeordnete an den Kongreß von Columbia, mit der Bitte um Aufnahme in den Bund. Die wenigen spanischen Truppen, welche in beiden Städten bis dahin verweilt, schifften sich nach Quito ein.

Diese letztere Landschaft und Pasto waren somit allein noch zu erobern; in ihnen harrete der Unabhängigen noch ein heißer Kampf, da beträchtliche Massen royalistischen Kriegsvolkes sich dort gesammelt hatten. Der Feldzug von 1822 sollte aber auch das Loos dieser blühenden Landschaft bestimmen, und das Gebirg der riesenhaften Anden für die Streiter der Freiheit nicht lange ein hinderndes Bollwerk seyn. Bolivar und Sucre drangen von zwei Seiten, nach besiegten Beschwerlichkeiten jeder Art, in das alte Vice-

Königreich ein. Am Fuße des Pichincha entschied der letzgenannte jugendliche Held, in einem blutigen Treffen, welches er dem Anführer der Spanier, Aymerich lieferte, die Eroberung Quito's. Schon am 25. Mai erhielt er in der Hauptstadt desselben seinen feierlichen Einzug. Die Kriegsgefangenen wurden sicher nach Cuba übergeschifft. 25. Mai 1822.

Einen Monat später hatte Bolivar, welcher in einer andern Richtung wider Pasto angerückt war, die Hindernisse der Natur und des Marsches mit ungewöhnlicher Ausdauer besiegt. Die spanischen Truppen, außer Stande längere Gegenwehr zu leisten, zeigten sich zur Kapitulation bereit. Hartnäckiger war der Sinn der altgläubigen und unfreigesinnten Einwohner, die Ueberredungsgabe des Bischofs von Popayan, das Schwert des Befreiers und großmüthige Zugeständnisse brachen ihn endlich. Allen mit dem Regierungswechsel Unzufriedenen verbürgte und erleichterte man die Auswanderung.

Einige Zeit hindurch währete so ein friedlicher Zustand der Dinge und das Alte schien mit dem Neuen allmählig sich ausgleichen zu wollen. Allein die Mönche, in ihrer unendlichen Erbitterung über so viele Siege der Kultur und Freiheit auf allen Punkten des amerikanischen Festlandes, wollten zum mindesten hier durch einen Hauptstreich die gesunkenen Götzen rächen. Sie entfachten das Volk zu wilder Parthei- und Glaubenswuth, und die gesammte columbische Besatzung zu Pasto ward ein Opfer derselben, durch eine Art sizilianischer Vesper. März 1823.

Der Befreier, an der Spitz eines Heeres

naheté von Popayan her, zur Rache. Er beſiegte alle frühern Schwierigkeiten in den furchtbaren, unwirthlichen Gebirgen, drang, alle Schaaren der Empörer wie Spreu vor ſich her zerſtreuend, bis unter die Mauern von Paſto vor, und belagerte die Stadt. Sie flehete um Gnade. Das Herz Bolivars rang zwiſchen Maßregeln politiſcher Nothwendigkeit und Gefühlen der Milde einen harten Kampf. Letztere ſiegten. Dem mordbefleckten Pöbel und den Urhebern der Gräuelthat ſelbſt verzieh er. Von nun an verhüllten ſie ſich mit dem Bewußtſeyn der Schmach und Ohnmacht, in ihre dunkeln Hölen, um glücklichere Momente in der Zukunft zu Verwirklichung bübiſcher Plane abzuharren. Des Volkes Gemüth ſelbſt war, durch dieſe ſeltene Handlung von Großmuth, für die Freiheit gewonnen.

Porto-Bello allein trug noch die Ketten des Mutterlandes, und ſeufzte unter Willkühr des Morales, welcher La-Torre, inzwiſchen Befehlshaber von Porto-Rico geworden, im Oberbefehl über die Reſte des Royaliſten-Heeres gefolgt war. Die wichtige Lage jener Stadt, als Veſte und Seehafen, und als Verbindungspunkt mit den antilliſchen Beſitzungen des Mutterlandes, foderte Bolivar'n auf, alles anzuwenden, um eines unaufhörlich-thätigen, ränkerfüllten und perſönlich-tapfern Feindes auch hier ſich zu entledigen, um ſo mehr, da einzelne Landſchaften und Truppen-Abtheilungen durch beſtändige und mit ſo vieler Raſchheit als Geſchicke ausgeführten Ueberfälle bedeutenden Schaden litten, da Maracaibo bei einem derſelben Morales in die Hände fiel, und das fürchterliche Syſtem der Re-

ger-Bewaffnung, welches der royalistischen Sache so vorzügliche Dienste geleistet, der Revolution aber beinahe den Untergang gebracht hatte, von Neuem versucht wurde. Durch Bermudez wurden jedoch glücklich die bewaffneten Mordbanden in den Ebenen von Caraccas zerstreut. Im November 1823 aber wirkten Paez und Padilla die Uebergabe von Porto-Bello aus. Nov. 1823.

Aus dem Staatsgebiete der Republik selbst waren die Spanier nunmehr gänzlich vertrieben, und die Regierung gewann Zeit, mit den innern Angelegenheiten ausschließlich sich zu beschäftigen. Dennoch durchschauete der Scharfblick des Libertadors, welchen Titel er seit einiger Zeit schon amtlich sich beigelegt hatte, den innern Zusammenhang der Begebenheiten und die Ein- und Rückwirkung politischer Systeme und Verhältnisse viel zu gut, als daß er in sorglose Sicherheit sich hätte einwiegen lassen. Der Feind war von Columbiens Boden abgezogen; Buenos-Ayres, Mejiko, Guatemala und Chili sahen ebenfalls keinen Feind mehr. Aber in Peru stand er noch furchtbar und mit Macht gerüstet von der Mehrzahl eines für die Freiheit fast unempfänglichen, von Natur aus trägen und durch seine Pfaffheit dem Absolutismus blindlings ergebenen Volkes, unterstützt, konnte derselbe jeden schwachen Moment im kaum begonnenen Leben der neugegründeten Staaten benutzen, und die Freiheit von Neuem bedrohen. Das ganze amerikanische Festland mußte sonach von spanischen Truppen und Behörden gesäubert und jenes prophetische Wort Bolivars im Jahre 1820 zu La Torre gesprochen, nunmehr erfüllet werden.

Der Befreier, unter allen Häuptern der neuen Staaten allein mit dem althistorisch-großartigen Gedanken „einer einzigen amerikanischen Familie" erfüllt, sah von dem Tage von Pichincha nichts mehr vor sich, als das Heil aller einzelner Glieder dieser großen Familie, ob auch gleich vorzugsweise seine Sorgfalt sich dem geliebten Kinde seines Geistes und Schwertes, Columbia, zukehrte. Um dieses zunächst dauernd zu sichern und den übrigen noch größern Ruhm vorzubereiten, beschloß er die Befreiung Peru's.

In Peru hatte der General San Martin, welchen öffentliche Blätter einen Teutschen von Geburt genannt haben, manches Jahr hindurch redlich für die Unabhängigkeit von Buenos-Ayres, Chili und Peru gekämpft, aber für seine großen Anstrengungen nur Undank, und für die tapfersten Unternehmungen vom Glücke nicht denjenigen Erfolg gewonnen, welcher des Helden würdig war. Niedrige Partheisucht zerstörte meist die edeln Früchte seiner Wirksamkeit und arbeitete dem Feinde von außen in die Hände. Gleichwohl gab San Martin die Hoffnung besserer Tage nicht auf, und in Verbindnng mit dem großen Manne, durch welchen Columbia Freiheit und Ruhm bleibend sich erworben, und welchem das Glück beständig treu sich erzeugt, gedachte er die Launen desselben endlich dennoch zu besiegen und die Unabhängigkeit seines neuesten Vaterlandes, Peru, zu erkämpfen.

Eine Zusammenkunft zwischen beiden Feldherren zu Guayquil leitete den wichtigen Plan vorläufig ein. Darauf wurde er in den Kongressen beider Staaten öffentlich zur Sprache gebracht.

Beide billigten das Unternehmen. José de Sucre, mit 3000 Mann, zog nach Quito; Bolivar, im September 1823, folgte mit einer stärkern Heerabtheilung. Septemb. 1823.

Nicht ist es unsere Absicht in das Einzelne dieses peruanischen Feldzuges und der vielen politischen Intriken einzugehen, welche während und nach demselben von verschiedenen Seiten angesponnen worden sind. Solches gehört vielmehr der Geschichte des Freistaates Peru an, welche zu einer andern Zeit der Gegenstand unserer Bearbeitung werden dürfte. Hier also vorläufig blos die Umrisse von der Geschichte der Theilnahme des Columbischen Hülfsheeres.

Der Präsident von Columbia erhielt, bis die Umstände der vollendeten Organisation des jungen, von Partheien fort und fort zerrütteten Staates sich günstig erzeigen würden, die Diktatur mit unbeschränkter Vollmacht für Krieg und Frieden. Ein hartnäckiger Kampf zwischen der verbündeten republikanischen Armee und den royalistischen Spaniern entwickelte sich und wurde erst auf den Gefilden von Ayacucho durch Sucre's heldenmüthige Tapferkeit entschieden. La Serna, Canterac und Valdez wichen der Nothwendigkeit. Sie haben nachmals in Aufrufen und Denkschriften wechselseitig die Schuld des erlittenen Unglückes sich zuzuschieben gesucht, und Spanien sah längere Zeit das Schauspiel ihres ärgerlichen Streites, welcher den Bankerott nationaler Tugenden mehr als zu deutlich enthüllte. Von dem romantischen Widerstande Olaneta's, von der beharrlichen Treue des Brigadiers Rodil in Callao, welche beide als ruhmvolle Ausnah- 9. Dec. 1824.

men des so eben Gesagten gelten können, erzählt die Geschichte Peru's ein Mehreres.

Der Libertador, im Begriffe, Abschied von dem befreiten Lande zu nehmen, ward zu längerm Verweilen darin durch die Umstände, und zu fernerer Beibehaltung der Diktatur durch die allgemeine Stimme der patriotischen Parthei unter den Eingebornen gezwungen. Er suchte daher, während Santander in Columbia mit Weisheit und Kraft die Staatsangelegenheiten leitete, das Gleiche in dem zerrütteten Peru zu thun. Er berief den Kongreß zusammen, und arbeitete mit demselben an einer den Zeitbedürfnissen angemessenen Verfassung, nicht ohne unausgesetzten Kampf mit öffentlichen und geheimen Intriken, angezettelt von dem erwachenden Nationalstolz der Altspanier und von dem Rachegeist des unterdrückten Mönchthums. Man verbreitete wider Bolivar und seine Truppen, und über die Absichten Beider die ehrenrührigsten Gerüchte, und die Parthei der flüchtigen Landesverräther Riva-Aguero und Torre-Taglia, auch von der Ferne her thätig, und durch die Intrikanten des Festlandes, die Feinde aller konstitutionellen Lebensregungen der Völker, kräftig unterstützt, schürte unaufhörlich das Feuer.

Mittlerweile ward durch Sucre auch die Freiheit von Ober-Peru erzwungen, welches sechs Provinzen, mit ohngefähr einer Million Einwohner, in sich begriff. Buenos-Ayres und Peru machten gleiche Ansprüche auf dieses Land geltend, welches in früherer Zeit zum Vice-Königreich des Silberstromes gerechnet worden war. Bolivar vermittelte den Streit dadurch,

daß er den Einwohnern, welche Abgeordnete zu einer allgemeinen Versammlung schickten, es frei gab, ob sie dem einen oder andern Freistaate sich anschließen, oder wohl lieber einen eigenen bilden wollten. Sie zogen das Letztere vor, und nannten die junge Republick, voll Dankgefühl gegen Befreier und Schöpfer von seinem Namen „Bolivia." Er selbst gab ihr, auf vielfache Aufforderung, eine ganz eigenthümliche, aus seinem Geiste unmittelbar entsprossene Verfassung, die mit den meisten bisherigen nichts gleich hatte, und dahin berechnet war, zwischen Willkühr- und Pöbelherrschaft das Ansehen gesetzlicher Freiheit stark und siegreich zu erhalten.

Viertes Kapitel.

Diplomatische Unterhandlungen mit Amerikanischen und Europäischen Staaten. — England anerkennt die Unabhängigkeit Columbia's. — Der Kongreß von Panama.

Mit Recht hatte der Vice-Präsident Santander die Sitzungen des Kongresses vom Jahre 1825 mit stolzen Rückblicken auf die Vergangenheit, mit freudigen Hoffnungen für die Zukunft eröffnet. Das Werk der Befreiung, durch republikanische Siege vollbracht, war bereits auch durch diplomatische Verträge, welche früher eingeleitet worden waren, und in diesem Jahre meist alle förmlich abgeschlossen wurden, befestigt. Nordamerika war allen übrigen Staaten in Anerkennung der jungen Republik vorangegangen, zu

einer Zeit, wo das Leben derselben noch zweifelhaft stand. Die freundschaftlichen Verhältnisse zwischen beiden Staaten dauerten fort; und zu
3. Oct. 1824. Ende des Jahres 1824 ward von Richard Anderson, im Namen der Vereinigten Staaten und Don Pedro Gual im Namen Columbia's, der erste Friedens-Freundschafts-Handels- und Schiffahrts-Vertrag zu Bogota abgeschlossen *).

Mit dem Königreiche der Niederlande bestand seit dem Jahre 1824 ebenfalls ein Handelsvertrag, welcher als Anerkennung der Unabhängigkeit des Freistaates betrachtet worden ist. Nicht minder hatte auch Schweden einen solchen bald darauf abgeschlossen.

Noch bedeutender aber in ihren politischen Rückwirkungen und welthistorischen Beziehungen war die auf gleiche Weise, nemlich die in der Form eines Freundschaft-Schiffahrt- und Handelsvertrages von England ausgesprochene Anerkennung der Republik Columbia, so wie ihrer Schwestern Mejico und Buenos-Ayres **). Diese Anerkennung war das Werk Cannings, welcher unsterbliche Staatsmann für die Interessen seines Vaterlandes scheinbar und nach eigenem Bekenntniß ausschließlich bemüht, dennoch durch Verfolgung großartiger Ideen, die allgemeinen Interessen der Humanität und der Freiheit mitverfocht. Die Größe

*) Die Auswechslung der Vollmachten zu Washington ging erst am 27. Mai 1825 vor sich.

**) S. die Neuesten Staats-Akten, die Atlantis und den Columbus.

seines Geistes war von der Art, daß er durch jenes Bekenntniß patriotischen Eigennutzes blos eines Theiles derselben freiwillig sich begeben wollte, um den Neid des übrigen, so weit unter ihm stehenden, Geschlechtes einigermaßen zu entwaffnen, und die Politik des Festlandes, welche über die Kühnheit seiner Entwürfe zitterte, durch Gleichstellung mit ihr sich zu versöhnen. Am 2. Jäner 1825 unterzeichnete man zu London das wichtige Aktenstück, welches eine glänzende Rache für die unglückschwangere Ueberziehung Spaniens und dessen moralische Vernichtung durch Heere und Intriken Frankreichs im Jahre 1823, war.

Noch konnte diese letztere Macht, von dem beweinenswerthen Systeme des Ministeriums Villele gefesselt, durch keine Rücksichten des National-Vortheils zu Aehnlichem gebracht werden, trotz der Schritte, welche Columbia und seine Verbündeten dafür gethan hatten. Handels-Agenten, die jedoch ihrer unförmlichen Bestallung willen nicht anerkannt wurden, unterhielten einzig noch die nothwendigsten Verbindungen. Der Mißschritt von 1823 war noch zu neu, als daß man ohne innern Widerspruch mit politischen Grundsätzen an eine Theilnahme am Systeme Englands denken konnte, mit welchem das französische Kabinet ohnehin aus falsch verstandener Verpflichtung zur Eigenthümlichkeit in allen wesentlichen Bestandtheilen geradezu den Gegensatz bildete. Rußland, bei welchem, wie bei dem französischen Kabinete, der Präsident Adams nachdrückliche Versuche gemacht hatte, um eine Dazwischenkunft zu Gunsten der Anerkennung der neuen Republiken zu erwirken, hatte durch allerlei frühere Er-

klärungen gegen Spanien, sich die Hände gebunden, und lehnte, wiewohl in Ausdrücken standhafter Freundschaft, und das bezeigte Vertrauen würdigend, die Ehre einer solchen Vermittlung ab *). Inzwischen waren doch bedeutende Einleitungen zu künftiger Lösung dieser so sehr verwickelten Frage geschehen, und Columbia stand hochgeachtet in der öffentlichen Meinung von Europa und Amerika, ja im Süden des letztern Welttheils unstreitig als die erste und einflußreichste Macht da.

Bolivar erkannte seinen wichtigen Standpunkt und seinen hohen Beruf als Mittelpunkt und Mittler der südamerikanischen Angelegenheiten. Für die Zukunft nicht minder als für die Gegenwart Sorge tragend, und in der Absicht, Spanien für immer die Hoffnung zum Wiedergewinn seiner Kolonien, den europäischen Großmächten aber die Lust zu irgend einer Dazwischenkunft in die Verhältnisse der neuen Welt, zu benehmen, und zugleich in der Absicht, der europäischen Politik der heiligen Allianz eine amerikanische entgegenzustellen, entwarf er den riesenhaften Plan einer „Conförderation aller Staaten des gesammten Welttheiles, eines General-Kongresses für alle staats- und völkerrechtliche Fragen."

Längere Zeit schon mochte er diese Idee in seine Seele getragen haben. Nach Anerkennung der politischen Selbstständigkeit der drei Haupt-Republiken Südamerika's machte er sich auf, sie zu

*) S. die Neuesten Staats-Akten von dem betreffenden Jahre.

verwirklichen. An alle Republiken des Festlandes, die vereinigten Staaten miteingeschlossen, eben so an den Kaiser von Brasilien und den Diktator von Paraguay, ergingen noch im Jahre 1825, Einladungen zu Absendung von Gewaltboten nach Panama. Den Isthmus, als den Mittelpunkt aller, hielt man für den geeignetsten Versammlungsort, und er gewährte dem Freunde der Geschichte und der Freiheit eine interessante Parallele mit jenem hellenischen Isthmus von Korinth, wo die Amphyktionen der Völker des berühmten Landes über ähnliche Fragen einst Rathschlag gehalten.

Mejico, Guatemala, Chili, Peru und Bolivia machten schnell sich mit dem Gedanken vertraut, und schlossen vorläufig Verträge mit Columbien im Jahre 1825 und 1826, ab, welche zu jenem größern Staatenbunde einleiteten. Die Vereinigten Staaten, auf den Vortrag des Präsidenten, John Quincy Adams, hielten es dem gemeinsamen Interesse des Norden und des Süden, ebenfalls für zuträglich, dieser wichtigen Angelegenheit sich nicht zu entziehen. Die Central-Regierung wurde somit bevollmächtigt, den fraglichen Kongreß ebenfalls zu besenden; nur begehrte man, daß die Punkte, welche die kriegführenden Theile eigenthümlich und ausschließlich angingen, von denjenigen getrennt würden, welche die Neutralen und die Kriegführenden zugleich berührten. Man drang demnach von dieser Seite besonders darauf, die Grundsätze des Völkerrechtes fest zu bestimmen, deren schwankender Zustand der Menschheit schon so viel Unheil verursacht habe. Besonders aber wünschte man

auch, daß die Art und Weise erörtert würde, wie dem Kolonisationssystem europäischer Mächte auf dem amerikanischen Festland entgegengewirkt, und deren Einmischung in den Kampf zwischen Spanien und dessen ehemalige Kolonien verhindert werden möge. Die Abwendung europäischen Einflusses auf Amerika ward durchaus als der wichtigste und nothwendigste Punkt der Verhandlungen geschildert. Merkwürdig genug verwahrte sich der Präsident sehr gegen die Zulassung Hayti's an den Berathungen dieser amerikanischen Union, indem es durch Annahme jener königlichen Ordonnanz, welche ihm die Unabhängigkeit bewilligt, diese gleichsam selbst verscherzt habe.

Der Kaiser von Brasilien, in seiner gegenwärtigen Stellung zu Buenos-Ayres, bei den unaufhörlichen Reibungen im Innern seines Reiches, und den Gefahren, welche die immer noch mächtige republikanische Parthei ihm drohete, sah sich mehr als bestimmt, die Freundschaft jener mächtigen Republiken ja nicht zu verscherzen, um einigen Einfluß auf die Schicksale des Welttheiles fortwährend zu behaupten. Er erklärte sich demnach zu Abordnung von Gesandten ebenfalls bereit, und unterhielt mit dem Libertador ein sehr freundschaftliches Verhältniß. Dagegen lehnte der Doktor Francia, in sehr energischen Ausdrücken, sich gegen alle Theilnahme an denen Planen der Revolutionäre ab, und setzte sich in wehrhaften Stand, um allfällige Gewaltthat mit den Waffen in der Hand abzutreiben. Buenos-Ayres, dem Haupte des Columbischen Freistaates und dem Urheber des entworfenen Bundes wegen des entrissenen Bolivia

grollend, und über den überwiegenden Einfluß desselben in die künftigen Angelegenheiten des Kongresses von Panama eifersüchtig, weigerte sich ebenfalls Bevollmächtigte dahin abzusenden. Seiner Ansicht schloß mehr oder weniger auch das von Partheien durchwühlte Chili sich an. Es fürchtete die Wiederkehr O'higgins in die Regierung, und den Sieg seiner Anhänger durch Verbindungen mit Bolivar, welcher für letztere unablässig arbeitete.

Die Frage, ob auch Abgeordnete europäischer Mächte, welche in Amerika größere oder geringere Besitzungen hatten, zu diesem Kongresse zugelassen werden könnten, wurde aus mannigfachen Gründen verneinend beantwortet. Man fürchtete die Intriken mehrerer europäischer Kabinette und wollte die ganze Angelegenheit als eine rein amerikanische angesehen wissen.

Nach vielfachen Schwierigkeiten, welche Bolivars Talent glücklich zu besiegen gewußt hatte, brach der sehnlichst erwartete Tag des Zusammentrittes endlich an. Leider war der Nordamerikanische Gesandte auf dem Wege nach Panama gestorben, und von Brasilien noch kein Abgeordneter eingetroffen. Zu Erhaltung vollkommener Gleichheit ward der Vorsitz des Kongresses durch das Loos bestimmt. Dasselbe fiel auf Don Manuel Lorenzo de Videare, Bevollmächtigten der Republik Peru, einen Mann, der später sich als Intrikant und verschmitzten Gegner Bolivars gezeigt hat. Die Namen der Bevollmächtigten für die verschiedenen Staaten, ebenfalls durch das Loos hinsichtlich ihrer Stimmordnung festgesetzt, waren folgende: Pedro Gual

und Bricenño Mendez für Columbia; Antonio Larrazabal und Petro Molina für Guatemala; Lorenzo de Vidaurre und Manuel Parez Zudela für Peru; José de Michelma und José de Dominguez für Mejico.

22. Juni 1826. Die Eröffnung des Kongresses ging am 22. Juni feierlich vor sich. Der Präsident Lorenzo de Vidaurre ließ nachstehende Rede der Oeffentlichkeit übergeben, als ob sie bei diesem Anlaß wirklich gehalten worden wäre.

„Die Bewohner des vormals spanischen Amerika würden sich mit der äußersten Schmach bedecken, dafern sie nicht zur Abfassung von Gesetzen schreiten wollten, deren Weisheit und Billigkeit die Sicherstellung der gegenwärtigen Wohlfahrt und ihre ungeschwächte Vererbung auf die spätesten Geschlechter bezwecken. Seinem natürlichen Zustande wiedergegeben, frei und unabhängig, im vollständigen Besitze aller seiner Rechte und im Gebrauch der Vernunft, womit der erhabene Schöpfer seiner Existenz ihn begabt hat, kommt der Mensch der Vollkommenheit näher als in den frühesten Tagen seines Daseins. Damals, ohne den Vortheil der Erfahrung, konnte er nicht weise seyn; ohne die Kenntniß des Bösen konnte er nicht wissen, es zu vermeiden, und ohne das Gefühl der Freude wie des Schmerzes besaß er nicht die Kunst des Lebens sich zu freuen. Jetzt ist dieß anders: im vollständigen Gebrauch seiner Fähigkeiten unterscheidet er mit leichter Mühe Recht von Unrecht, das Nützliche und Angenehme von dem Schädlichen und Schmerzhaften, Sicher-

heit von Gefahr, und fortgesetzten mäßigen Genuß von dem vorübergehenden Rausch übertriebenen Vergnügens. Die Unterjochung von mächtigen Reichen, die Ebbe und Flut des Reichthums in allen Theilen der bekannten Welt, die Zerstörung von Städten hier, das Steigen von Andern dort, die Größe und der Fall von Staaten, Alles das sind Warnungen, die von Nutzen seyn können, Alle enthalten sie Regeln, die ihn sein gegenwärtiges Verhalten zu ordnen lehren.

Unter den verschiedenen physischen, moralischen und politischen Revolutionen, welche die Geschichte aufgezeichnet und die Philosophie untersucht hat, ist die Unsrige ohne Gleichen. In China succedirte eine Dynastie auf die Andere von Fohi bis zu der Periode, wo der Tartar-Chef den Thron usurpirte; die Aegyptier zählen über dreihundert Generationen bis zu Set; die Perser folgten den Medern, wie die Letztern den Assyriern gefolgt waren; die Römer überlebten sie Alle; eine Wolke von Heuschrecken zog von Norden, um den Süden von Europa zu verwüsten und zu besitzen; Columbus entdeckt eine neue Welt; Cortez, Pizarro nebst andern verworfenen Abentheurern enthronen die Beherrscher eines vierten Theiles der Erdkugel und bemächtigen sich ihrer Gebiete; die menschliche Natur weiß aber noch immer keinen Vortheil daraus zu ziehen; jeder Tag macht sie mehr zum Sklaven der verbrecherischen Leidenschaften einiger Wenigen, und durch eine passive, unvernünftige Unterthänigkeit erniedrigt sie sich zur Theilnahme an den Verbrechen derer, welche ihr ihre Schande verbergen und ihren edlen Ursprung sie vergessen machen. Dynastien sind ver-

nichtet worden, allein die Gebrechen der Regierungen sind unverändert geblieben.

Selbst damals, als der Grieche, der Römer und der Carthaginienser des Alterthums eine anscheinende Liebe zur Freiheit blicken ließen, veränderlich, eifersüchtig, nicht zufrieden mit ihren eignen Gebieten, große Krieger, aber schlechte Bürger waren, treffen wir bei ihnen das Laster nur unter einer andern Gestalt mit einer langen Reihenfolge von Irrthum und Elend an; die Großthaten von Marathon und Salamis mögen immerhin in erhabenen Strophen besungen werden, während die Athenienser bei der Weißagung erzitterten, daß die Wälle des Piräus der Erde gleich gemacht werden sollen: die Söhne von Theben weinen über den Sturz ihres Vaterlandes: Aemilianus Thränen fließen über der Asche von Carthago, weil er voraussieht, daß Barbaren dereinst die Paläste Roms stürmen, seine glänzenden Monumente den Flammen übergeben, seine Kinder in Hungersnoth verschmachten, und Hülfe oder Tod erflehend, seine Straßen erfüllen werden. Der Mensch war mit ächter Glückseligkeit bisher noch unbekannt. Die erhabene Theorie von Rechten und Verantwortlichkeiten war noch nicht erforscht. Während Nationen vertheidigt wurden, waren Individuen unbeschützt.

Es scheint fast, daß die Engländer zuerst mit einigem Erfolg für die Rechte der Menschen gerungen haben. Ihre alte, den Händen Johanns entwundene Charte und ihre Fortschritte in darauf folgenden Perioden bis zur Zeit der Revolution beweisen, daß wir sie als die Entdecker des großen politischen Systems ehren sollten. Der

Anglo-Amerikaner ist zu dem Geständniß genöthigt, daß das von seinen Vorvätern erhaltene Licht ihm in dem Kampfe geleuchtet und zu dem Hafen geleitet hat, wo er unter dem Schutz einer gerechten und gemäßigten Freiheit ausruht.

Unsere Lage ist noch vortheilhafter. Aus der Erfahrung der Tugenden und Laster von zwei und sechzig Jahrhunderten entlehnen wir Belehrung. Die Einmüthigkeit der Schweizer, die Beständigkeit der Holländer, die Klugheit der Nordamerikaner, die Gräuel der französischen Revolution, die Factionen der belgischen Provinzen, und sogar die unseres eignen Bodens stellen uns Beispiele zur Nachahmung oder Vermeidung auf.

An dem heutigen Tage ist der große amerikanische Kongreß, der als Rathgeber in der Stunde des Kampfes, als der getreue Ausleger von Verträgen, als Vermittler bei häuslichen Schwierigkeiten zu dienen bestimmt und mit der Bildung eines neuen Codex, des practischen Völkerrechts beauftragt ist, organisirt und mit allen den Vollmachten versehen worden, welche hinreichend sind zur Erzielung des wichtigen und würdevollen Endzweckes, für den er einberufen wurde. Alle die dahin gehörigen kostbaren Materialen sind uns vorbereitet worden. Eine Welt betrachtet mit gespannteſter Aufmerksamkeit unsere Arbeiten. Von dem mächtigsten Monarchen, bis herab zum niedrigsten Bauer des südlichen Kontinents, blickt keiner auf unsere Aufgabe mit Gleichgültigkeit. Dieß wird die letzte Gelegenheit seyn, zu zeigen, daß der Mensch glücklich seyn kann. Meine Freunde! das von Bolivar, San Martin, O'Higgins, Guadalupe betretene Feld des Ruhmes steht uns

offen! Unsere Namen werden entweder mit ewiger Ehre oder beständiger Schande verzeichnet werden. So lassen Sie uns als die Repräsentanten von Millionen von Freimännern stolz hervortreten, und von edlen Gefühlen beseelt, uns dem Schöpfer anzunähern suchen, der zuerst dem Universum Gesetze gab.

Von himmlischem Feuer belebt, und standhaft und ehrfurchtsvoll zum Urheber unseres Seins aufschauend, verlieren sich auch die abschreckendsten Schwierigkeiten in Unbedeutenheit. Die Basis unserer Conföderation ist unveränderlich: „Friede mit der ganzen Welt;“ Achtung für europäische Regierungen, selbst dann, wenn ihre politischen Grundsätze den in Amerika Anerkannten schnurgerade entgegenlaufen; freier Verkehr mit allen Nationen, und eine Herabsetzung der Zölle zu Gunsten des Handels derjenigen, die unsere Unabhängigkeit anerkannt haben; religiöse Duldung denjenigen, deren Ritus verschieden sind, von denen, welche unsere Konstitution festgesetzt hat. Wie natürlich hat uns nicht das Blut, das der Fanatismus von der Zeit der Juden bis zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts vergossen hat, gelehrt, mitleidig und duldungsreich Allen denen zu begegnen, welche nach einem und demselben Ziele auf verschiedenen Pfaden wandeln. Möge der Fremde, welches Glaubens oder Bekenntnisses er auch sey, hieher kommen, und er soll so lange geschützt und respectirt werden, als sein moralischer Wandel, der wahre Maaßstab aller Religion, dem uns von dem Messias gegebenen System nicht entgegen ist. Möge er kommen und uns im Ackerbau und den Ge-

werden unterrichten. Möge das düstre und niedergeschlagene Antlitz des armen Afrikaners, der unter den Fesseln der Habsucht und des Druckes seufzt, nicht länger unter diesen Zonen angetroffen werden: lassen Sie uns ihn, wie den Weißen, dessen Farbe er als das Zeichen von Ueberlegenheit zu betrachten gelehrt wurde, mit gleichen Privilegien begaben; lassen Sie uns ihn lehren, daß von andern Menschen er nicht verschieden sey, und gewöhnen, ein vernünftiges Wesen zu werden. Unsterblicher Pitt! Beredsamer Fox! unterbrecht für einen Augenblick euern Schlummer, und von dem Grabe euch erhebend, schauet, wie diese Regionen, dereinst die Regionen der Sklaverei, jetzt die Länder geworden sind, wo eure philanthropischen Vorschriften zumeist geachtet werden.

Was uns betrifft, so haben wir hauptsächlich zwei Gefahren zu vermeiden: das Streben eines Staates nach Vergrößerung auf Kosten eines Andern, und die Möglichkeit, daß irgend ein ehrgeiziges Individuum sich erhebe, um seine Mitbürger zu unterdrücken und zu tyranniſiren. Beide sind nicht minder zu fürchten, als die ohnmächtigen Anstrengungen der Spanier verachtet zu werden verdienen. Die menschlichen Leidenschaften werden jederzeit ihren Einfluß ausüben, und können niemals gänzlich unterdrückt werden: und in der That sollten wir nie wünschen, sie zu ersticken. Der Mensch strebt immer nach dem Höhern, und ist nie mit dem Besitz der Gegenwart zufrieden: seine Neigungen waren von jeher unheilig, und können wir hoffen, ihm mit einem Male die Liebe zur Gerechtigkeit einzupflänzen? Ich glaube, wir können: — denn seine Führerin

ist die gräuelvolle Erfahrung der Verwüstung, welche ungezügelte Leidenschaft angerichtet hat.

Sully und Heinrich IV. projectirten ein Tribunal, welches Europa vor dem Erstern dieser Uebel zu bewahren bestimmt war. In unsern Tagen hat Gondon einen Traktat über den nämlichen Gegenstand geschrieben. Diese Versammlung realisirt die lobenswerthen Absichten des Königs wie des Philosophen. Lassen Sie uns den Krieg durch den gemeinschaftlichen und gleichförmigen Ausweg der Unterhandlung vermeiden. Die Folge des Kriegs ist Eroberung: Vergrößerung des einen Staats mittelst der Vernichtung des Andern. Napoleon bereicherte Frankreich nach jedem errungenen Sieg mit neuen Gebieten. Das erste Sympton des Kriegs in unsern Ebenen und Bergen wird auf dem Festland und seinen Inseln wie das Krachen des Donners widerhallen. Wofür sollten wir auch kämpfen? Unsere Produkte sind überall in Fülle vorhanden; unsere Gebiete von großem Umfang; unsere Häfen bequem und sicher. Eine Republik hat daher keine Ursache, die Andere zu beneiden. Soll der reichere Hirt die Heerde seines ärmern Nachbarn berauben dürfen? Welche Ungerechtigkeit! Nie wird das der Bundestag erlauben.

Da Allianzen öfters schon die Veranlassung zu Kriegen gewesen sind, so wird Amerika nur unter der gemeinschaftlichen Einwilligung aller contrahirenden Theile deren eingehen. Um jedoch der Entscheidung des Kongresses nicht vorzugreifen, so enthalte ich mich jeder weitern Betrachtung dieses Gegenstandes.

Der zweiten Gefahr kann durch einfache Vor-

sichtsmaßregeln vorgebeugt werden: 1. Durch gegenseitige Garantie der Freiheit und Unabhängigkeit der conföderirten Republiken: — 2. Vertraue man keinem Individuum eine größere Gewalt, als der Endzweck erheischt, zu dessen Erreichung sie gegeben wurde: — 3. Beschränke man im Verhältniß zur Größe dieser Gewalt die Periode ihrer Ausübung: — 4. Müsse das Individuum, dem die Gewalt anvertraut worden, allezeit dem Volke, als einer von der Militärmacht wohl zu unterscheidenden Instanz, verantwortlich seyn: — 5. Keine stehenden Heere in Friedenszeiten: — 6. Müsse das Uebel, das ich genannt habe, und das mit den Interessen der Gesellschaft so wenig sich verträgt, überhaupt durch alle die Mittel vermieden werden, die unsere Geschicklichkeit anzuwenden uns in Stand setzt, und Ehre und Klugheit empfehlen.

Ich habe nicht vergessen, daß in einem finstern Winkel des Eskurial, oder des Palastes von Aranjuez, Entwürfe zu neuen Expeditionen gegen uns gemacht werden. Die Geschichte Spaniens indessen legt hinreichend Zeugniß ab, daß sie nutzlos seyn werden. Vermochte jemals Philipp II. und dessen Enkel Holland zur Unterwerfung zu bringen, oder Philipp IV. Portugal wieder zu erobern? Würde Catalonien ohne die Großmuth Frankreichs wieder genommen worden seyn? Ist Gibraltar oder Jamaika jemals wieder herausgegeben worden? Die Geschichte seiner Verträge ist wenig mehr als eine auf einander folgende Reihe von Abtretungen seiner Rechte und Besitzungen. Was es in den Schlachten von Pavia und St. Quentin gewann, verlor es durch die Verträge

von Vervins, durch den Westphälischen, Pyrenäischen, Nimweger und Aachner Frieden. Die Nord-Amerikaner nöthigten es zur Abtretung der Floridas, welche es durch den Pariser Frieden acquirirt hatte.

Lassen Sie uns noch andere Umstände ins Gedächtniß zurückrufen. — Philipp II. erlaubte seinen Soldaten, sich durch Raub zu erhalten und erschöpfte auf diese Weise allmählig die Geduld der Holländer. Karl II. erhob Auflagen bis zum Betrag von funfzehn Procent und verhandelte die Vicekönigreiche Mexiko und Peru, um seine Armee zu ernähren. So war die Politik des spanischen Monarchen zu einer Zeit beschaffen, als die Sonne einen Theil seiner Besitzungen jederzeit beschien und leidender Gehorsam seine Unterthanen charakterisirte. Seiner Kolonien beraubt, ohne Einigkeit im Innern und hunderttausend Franzosen im Herzen der Halbinsel, wird er jetzt mehr zu leisten im Stande seyn? Wir Alle wissen, mit wessen Mitteln die Expedition von 1820 ausgerüstet worden war; die von den Franzosen bezahlte Kontribution, der Privatschatz der Königs, Alles wurde darauf verwendet. Jede Hülfsquelle ist versiegt; Kriegsschiffe fehlen; die letzten vermoderten Rumpfe im Dienst sind nach der Havannah geschickt worden; Waffen können nicht geschafft werden, und die spanischen Truppen legen wenig Neigung an den Tag, an unsern Küsten entweder durch das Schwerdt des Feindes oder die Ungesundheit des Klimas umzukommen.

Es ist nicht meine Absicht, unsere Entwaffnung zu empfehlen; im Gegentheil sollte unsere

Land- und Seemacht vermehrt und ihr nicht gestattet werden, unthätig in ihren Quartieren zu verweilen. Wir sollten einen Schlag thun, der eine eben so hartnäckige als gegen ihre Interessen blinde Nation abzuschrecken geneigt wäre. Auf ihren Angriff warten, würde heißen, den Messias erwarten und ewig unter den Waffen bleiben. Lassen Sie uns vielmehr durch entscheidende Maßregeln unsern Feind zwingen, seiner Unbesonnenheit und seinem Eigensinn zu entsagen. Ganz Europa mißbilligt sein Benehmen. Nicht einmal die Prinzen des Hauses Bourbon glauben auch nur die geringste Aufmunterung gewähren zu dürfen. Keine Nation sieht ihr Interesse in der Fortsetzung des Kriegs; der allgemeine Wunsch ist Friede. Ohne solchen ist, zum Nachtheil Industrie und Handel treibender Gemeinheiten, der Verkehr überhaupt unterbrochen. Wie sehr verschieden war die Lage Großbrittaniens, als es die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten anerkannte! Weise Britten, belehrt und führet diese blinden Spanier!

Während Spanien die Vermittlung der Mächte, die uns beschützen, hartnäckig ausschlägt, sind die Produkte seines Bodens, so wie seine Manufakturen aller Art, gänzlich verboten. Sobald sie entdeckt, werden sie weggenommen; und die, welche der Uebertretung eines unentbehrlichen Gesetzes überführt werden, verlieren unausbleiblich ihre Ladungen. Die Manufakturisten von Valencia und Barcelona, unvermögend, ihre Waaren abzusetzen, haben aufgehört; ihre Industrie ist gelähmt. Ferdinand VII., der sich überredet, daß durch die Zurückhaltung seines Anerkennungsaktes er uns zu ungeheuern Ausgaben nöthigt, um unsere Ar-

meen zu erhalten, vernichtet gleichzeitig die übriggebliebenen Kräfte eines durch Zwietracht bereits zerrütteten und unter einem fremden Joch seufzenden Königreiches. Sollte sein Verstand jemals den Eingebungen der Gerechtigkeit sich öffnen — könnte er jemals überredet werden, wie vergeblich der Versuch, das wieder zu erlangen, was zu behaupten unmöglich ist — könnte er überzeugt werden, daß es in Amerika keine Faktionen und starke Anhaltungspunkte, deren er sich bedienen könnte, giebt — die Amerikaner würden alsdann eine andere Sprache gegen ihn führen. Wir wollen unsere Unabhängigkeit nicht erkaufen. Unsere Gemüther empören sich bei dem Namen von Freigelassenen. Unsere Gemeinheiten sind mit Privilegien, denen europäischer Staaten ähnlich, errichtet worden. Wir sind freiwillig vereinte Männer und allein durch den Vertrag gebunden, den wir bei vollständigem Gebrauch unserer Vernunft geschlossen haben. Sobald Ferdinand uns anerkennen und auf Bedingungen einzugehen bereit ist, welche denen gleichen, die im Geiste vollkommener Großmuth geboten sind, wollen wir die Beleidigungen vergessen, die er uns zugefügt hat, und der Tag des Friedens wird der Tag aufrichtiger Aussöhnung werden. Nur mit äußerstem Widerwillen geschieht es, daß wir den Krieg fortsetzen. Wir wollen ihn mit der lebhaftesten Freude beendigen, wenn es ohne Schmach geschehen kann.

Allein, meine Freunde! Anerkennung ist für uns noch nicht der wichtigste Punkt. Holland war reich an Schätzen und Siegen vor seiner Anerkennung. Die Schweitz schloß Bündnisse mit den Souverainen Europens, bevor sie noch das Haus

Oestreich als eine Nation anerkannt hatte. Die Existenz eines Staats hängt von andern Umständen ab; der Akt der Anerkennung verschafft ihm bloß die Erweiterung seiner auswärtigen Verhältnisse; sein eigentliches Seyn hängt weit mehr von seiner innern politischen Organisation ab. Lassen Sie uns der Besten uns versichern. Lassen Sie uns einen Anstand in unserm Verhalten beobachten; lassen Sie uns keine auswärtigen Agenten ohne gehörige diplomatische Beglaubigungsschreiben annehmen. In unsern Häfen wehe keine andere Flagge, als die der Souveraine und Republiken, welche unsern Schiffen den Eingang verstatten.

Vor Allem lassen Sie uns eine Familie bilden, und die Namen unserer respektiven Länder in der mehr allgemeinen Benennung von Brüdern vergessen; lassen Sie uns ohne Restrictionen — ohne Verbote mit einander verkehren und die Artikel amerikanischen Ursprungs in allen unsern Häfen von Auflagen befreien — lassen Sie uns gegenseitig unaufhörliche Beweise von Vertrauen, Uneigennützigkeit und wahrer Freundschaft geben; — lassen Sie uns einen Kodex des Staatsrechts abfassen, welchen die civilisirte Welt bewundern mag; die einem Staate zugefügte Beleidigung werde darin als ein, allen Uebrigen angethanes Unrecht betrachtet, gleich wie in einem wohlgeordneten Gemeinwesen die einem Individuum zugefügte Ungerechtigkeit den Rest der Republik betrifft. Lassen Sie uns das Problem der besten Regierungsform zu lösen suchen. Die Form, die wir anzunehmen gesonnen sind, sichert den Individuen alle mögliche Wohlthaten und der Nation

die größten Vortheile, und ist diejenige, welche ohnstreitig die höchste Glückseligkeit, wofür die menschliche Natur empfänglich ist, die äußerste Vollkommenheit menschlicher Institutionen erreicht.

Und sobald unsere Arbeiten vollendet sind, lassen Sie uns nach unserer Heimat zurückkehren, und umgeben von unsern Kindern und Enkeln, lassen Sie uns das Jüngste dieser geliebten Wesen erfassen, und gleichsam ein passendes Opfer dem höchsten Wesen entgegen halten, lassen Sie uns es lehren, ihm in zarten Lauten für die unschätzbaren Wohlthaten, die wir empfangen haben, zu danken. Möge immerhin der Grieche bei seinem Abgang von dem in Asche gelegten Troja seine Thaten feiern; der Repräsentant der amerikanischen Republiken wird sich der Abfassung von Gesetzen rühmen, welche Frieden mit dem Auslande und die innere Ruhe der sich jetzt verbindenden Staaten verbürgen."

Dieses sonderbare Aktenstück, welches ohne Wissen der übrigen Bevollmächtigten bekannt geworden ist, und welches in Europa gerade nicht den günstigsten Eindruck bewirkte, hatte das Schicksal, nicht nur von den Abgeordneten Mejico's, sondern auch von denen Columbia's und mehrern andern, förmlich verworfen zu werden, und man verwahrte sich schriftlich und mündlich sowohl gegen die Bekanntmachung des Manifestes, als gegen die darin ausgesprochenen Gesinnungen. Man fühlte die Unschicklichkeit mehrerer Aeußerungen darin und das beleidigende für europäische Regierungen. Noch sonderbarer aber ist der Umstand, daß man bis zum heutigen Tage die wirklich ge-

haltenen Vorträge nicht im Publikum erfuhr und der Gesandte der Vereinigten Staaten zu Mejico, Herr Poinsett sich alle Mühe geben mußte, wenigstens den Hauptinhalt der Verhandlungen zu erkunden. Es ward eine Art Unionsvertrag geschlossen, welcher aber in seinem Zusammenhang der Oeffentlichkeit nicht übergeben worden ist. Einer der vorzüglichsten Artikel, der die neuen Staaten betraf, lautete dahin: daß, sobald die Sicherheit Amerika's die Aufstellung ansehnlicher Kräfte erheischen sollte, die Kosten von allen Partheien bestritten werden müßten. Eine Versammlung der Bevollmächtigten der verbündeten Republiken sollte sohin, für die ganze Dauer des gemeinschaftlichen Krieges, einmal des Jahres, im September, zu Zeiten des Friedens aber alle zwei Jahre statt finden. Die Bevollmächtigten waren gehalten, am festgesetzten Ort drei Monate zu verweilen, welcher Abschnitt nach Gutbefinden auf einige Monate auch verlängert werden konnte. Während des Krieges hatten die Bevollmächtigten das Gebiet der Republik, darin die Versammlung gehalten worden, nicht verlassen, damit sie, sobald außerordentliche Umstände es nöthig machen sollten, unverzüglich sich versammeln könnten.

Einer der Zusatzartikel zu dem in Panama geschlossenen und unterzeichneten Bundes- und Conföderations-Vertrage war — nach der Depesche des Herrn Poinsetts an den Staatssekretär Clay — folgender: „Nachdem die kontrahirenden Theile, voll heißen Verlangens mit allen Nationen des Universums in Frieden zu leben und alle Ursachen der Zwietracht, die bei Ausübung gesetzlicher Rechte in Krieg und Frieden entstehen möchten, zu ver-

meiden, festgesetzt haben und hiemit festsetzen, daß sie unmittelbar nach Genehmigung gegenwärtigen Vertrages, in gemeinschaftlicher Berathung, zur Bestimmung aller Punkte, Regeln und Grundsätze schreiten wollen, welche für beide Fälle die Richtschnur ihres Verhaltens bilden sollen, zu welchem Ende sie ihre Einladung an die neutralen und freundschaftlichen Mächte erneuern werden, damit, wenn es ihnen zweckmäßig erscheint, sie einen thätigen Antheil an diesen Unterhandlungen nehmen, und durch ihre Bevollmächtigten vertreten werden mögen, und solchen Vertrag oder Verträge, als hinsichtlich eines so wichtigen Gegenstandes gemacht werden dürften, zu errichten, abzuschließen und zu unterzeichnen, im Stand gesetzt werden."

Alle Einzelheiten kriegerischer Hülfsleistung bei vorkommenden Fällen wurden von der Versammlung genau bestimmt und in den Unions-Vertrag aufgenommen. Die übrigen Mächte Amerika's, welche noch keine Bevollmächtigten abgeschickt, sollten noch innerhalb eines Jahres die Freiheit haben, den vier conföderirten Staaten beizutreten. Frühere Freundschaftsverträge wurden bestätigt und in den Unionstraktat gewissermaßen mit aufgenommen.

Das Schicksal der Inseln Cuba und Porto Rico, welche durch ihre feindselige Nähe jeder der neuen Republiken zu allen Zeiten Gefahr drohten, und der auf dem Festland vernichteten Sache Spaniens stets einen mächtigen Stützpunkt zum Behufe neuen Kampfes boten, beschäftigte den Kongreß außerordentlich. Eine große Parthei auf ersterer Insel war auch mit den Unabhängigen

seit längerer Zeit einverstanden, und erwartete, von dem Befehlshaber der Insel nur mit Mühe im Zaum gehalten, ungeduldig einen Schritt von ihrer Seite, um entweder einem der neuen Staaten als Bundesprovinz, oder als selbstständiger Freistaat der großen Union sich anzuschließen. Gleichwohl kam man dermal noch nicht über diese Angelegenheit ins Reine, da das Interesse einzelner Bundesglieder sowohl, als das der Vereinigten Staaten und Englands, zu hart an einander stießen, und der Gewinn jener beiden Inseln, Cuba's zumal, dem künftigen Besitzer ein entschiedenes politisches und Handels-Gewicht in die Hände gab.

Die versammelten Bevollmächtigten, welche mit nicht geringer Geistesanstrengung ihre Sitzungen oft von frühe Morgens bis spät in die Nacht fortsetzten, erwarteten umsonst die Abgeordneten der noch übrigen eingeladenen Staaten. Eigenthümliche Verhältnisse hinderten diese, wie zum Theil schon angedeutet worden ist, an unmittelbarer Theilnahme an der Union, schon in dieser ersten Versammlung. Buenos-Ayres zeigte fortwährend entschiedene Abneigung gegen die Idee des Bundes selbst; Chili erbot sich, Abgeordnete zu senden, sobald seine Aufmerksamkeit von dem Feldzug wider Chiloe, der noch immer nicht beendigt war, befreit seyn würde. Bolivia war von seinem ehemaligen Mutterstaate noch nicht in seiner Unabhängigkeit anerkannt, und daher in Absendung von Bevollmächtigten zum Kongresse noch gehindert. Von den zwei Ministern der Vereinigten Staaten war der eine unterwegs gestorben, der andere von Bogota noch nicht abgegangen. Doch hatte diese Republik wirklich,

wie obsteht, verheißen, dem Kongresse beizutreten und an allen dessen Anstrengungen Theil zu nehmen, insofern sie nicht die Unpartheisamkeit verletzten, welche sie mit Spanien auch fortan zu beobachten wünsche. In der nehmlichen Lage, wiewohl unter veränderten Umständen, befand sich auch der Kaiser Don Pedro.

Alle diese Umstände jedoch verhinderten die Bevollmächtigten zu Panama keineswegs ihre Erörterungen fortzusetzen und die vollkommenste Ordnung und Ruhe herrschte in dem Distrikt, darin die Sitzungen gehalten wurden. Die columbischen Gesandten unterhielten fortddauernd thätige Verbindungen mit Bolivar, dem Vice-Präsidenten und dem Senate zu Bogota. Ersterer blieb geheimnißvoll hinter dem Vorhange. Aber von Lima aus bewegte und leitete sein Geist gleichwohl das begonnene Werk.

Die Ungesundheit des Klima's bestimmte den größten Theil der Bevollmächtigten auf Verlegung des Kongresses zu dringen; der Vorschlag ging durch, und Tacubaya in der Republik Mejico, ohnweit der Hauptstadt, erhielt die meisten Stimmen. Von dort aus jedoch, obgleich die begonnenen Arbeiten immerhin festgesetzt wurden, erfuhr man noch weniger Resultate, als zuvor. Es schien, daß Intriken mannigfacher Art, zumal von Seite der peruanischen Parthei und des Präsidenten Vidaurre selbst, die Hauptanstrengungen gelähmt, und Begebenheiten ernsthafter Natur im Innern mehrerer Unions-Staaten wendeten die Hauptaufmerksamkeit auf sich zurück.

Fünftes Kapitel.

Der Aufstand des Antonio Paez. Bürgerkrieg. Bolivars Rückkehr aus Peru. Bolivar und die öffentliche Meinung. Finanz-Verhältnisse des columbischen Freistaates.

Die lange Entfernung des Befreiers, welcher, in geheimnißvollem politischen Hinbrüten, fortwährend in Peru verweilte, hatte für das Gemeinwesen von Columbia bereits mehrfache böse Wirkungen geäußert. Der durch den Kampf und die Gefahr mühsam versöhnte Haß der Stämme und der Kasten brach in den Tagen thatlosen Friedens mit Heftigkeit wieder aus. Zumal aber zeigte sich eine wechselseitige Abneigung unter den drei Hauptdepartementen, oder den drei verschiedenen ursprünglich nicht mit einander zusammenhängenden Ländern, welche die eine Columbische Republik nunmehr ausmachten. Venezuela, Neu-Grenada und Quito hatten der Einheitsregierung sich gefügt, da der Schöpfer ihrer Freiheit im Allgemeinen, diese Form vorzog; und so lange er selbst, mit seinem Geist und Schwert, das Heiligthum der Gesetze schützend bewachte, verstummte jede andere Leidenschaft vor der des Kampfes und des Ruhmes.

Nicht so während einer Abwesenheit Bolivars von drei vollen Jahren. Der Ehrgeiz der Partheien wurde rege; die Kriegshäupter und die Staatsmänner erwogen, feindselig einander anblickend, ihre gegenseitige Verdienste und die erhaltenen Belohnungen. Die Provinzen betrachteten

nicht ohne Neid und Mißvergnügen den Flor von Bogota, welches, verdienstlos und nach zweimaligem Abfall, dennoch zur Auszeichnung gekommen war, der Mittelpunkt des jugendlich blühenden Freistaates zu seyn. Die alte Eitelkeit der Cundinamarcischen Hauptstadt erwachte und nahm allmählig den Charakter unerträglichen Hochmuthes an, welcher die Empfindlichkeit der übrigen Städte zuletzt in brennenden Haß verkehrte.

Aber selbst unter den Männern, welche, durch Bolivars Freundschaft, durch die Begierde des Ruhms und die Begeisterung der Freiheit vereinigt, mit ihm das große Werk gegründet hatten, herrschte in den letztern Jahren bedauernswerther Zwiespalt. Die Mitglieder des Senates und die Befehlshaber der Provinzen waren in beständigem Widerstreit und unter demselben litt nichts so sehr, als das Ansehen der kaum befestigten Gesetze.

Paez in seinem kräftig-ungestümen Wesen *), hatte als Generalkommandat von Venezuela allerlei Willkührlichkeiten sich zu Schulden kommen lassen, welche vielleicht weniger auf Rechnung seines Charakters als seines Temperamentes, und der Unkunde, wie der Soldat in Friedenszeiten sich zu benehmen habe, gebracht werden müssen. Unter diese gehörte, daß der General, ohne vorherige Berathung mit den bürgerlichen Behörden, Truppen-Abtheilungen in die Straßen von Caraccas ausgeschickt, mit dem Befehl, alle Mannspersonen jeglichen Alters und Standes aufzugrei-

*) Eine gute biographische Skizze dieses Krieges findet sich im Jahrgange 1827. Nr. I. von Rivinus Atlantis.

fen und ſie nach dem von den Bataillonen Anzoategui und Apure eingenommenen Gebäude zu bringen. Die Stadtbehörde von Caraccas und der Intendant von Venezuela brachten ihre Klagen darüber an das Haus der Repräſentanten. Der Abgeordnete Michelena trug ſie vor und die Kammer übermachte ſie dem Senate.

Dieſer, des bequemen Anlaſſes, einen längſt verhaßten Soldaten, wie Paez, empfindlich kränken zu können, nicht unfroh, erklärte die Klage für gegründet, und ſuſpendirte den Generalkommandanten von ſeinem Amte. Zugleich wurde Paez eingeladen, unverzüglich in Bogota vor dem Senats-Ausſchuſſe zu erſcheinen, welcher den Auftrag hatte, das Verfahren über die erhobenen Anklagpunkte zu leiten. 13. April 1826.

Dieſe Maßregel der Strenge, ſo ſehr jeder Freund geſetzlicher Freiheit, vom Geſichtspunkte des Rechtes aus, ſie billigen mußte, war dennoch in politiſcher Beziehung äußerſt vorſchnell und unklug zu nennen. Nicht nur daß perſönliche Leidenſchaften ſich mit dem Schleier des beleidigten Geſetzes verhüllt haben mochten, ſo mußte auch, bei der kritiſchen Stimmung der Provinzen, alles entfernt werden, was Veranlaſſung zum Bürgerkriege geben konnte. Gegen einen Mann von ſo ausgezeichneten Verdienſten und von ſo zahlreichen Anhängern, wie Paez, mußte man zu ſtrafen entweder Macht genug beſitzen, oder einem höhern Intereſſe das gerechte Gefühl der Entrüſtung und die geſetzliche Ahndung unterordnen. Betrübend allerdings iſt die Nothwendigkeit ſolcher Rückſichten und zerſtöreriſch für die innere Entwicklung der Herrſchaft des Geſetzes. Allein im vorliegen-

den Fall war eine vorbereitende Maßregel, wie die Entsetzung vom Amte, ehe das Vergehen förmlich erwiesen war, dennoch einer harten Strafe vergleichbar, und darum allerdings nicht von Beweggründen niedrigerer Natur freizusprechen. Wie dem nun sey, so ward durch diese Begebenheit mit Paez nicht nur der innere Friede, sondern selbst die Sicherheit der Republik erschüttert, und den spanischen Royalisten in der Nähe derselben neue Hoffnung zu Durchführung ihrer Absichten gelassen.

Der General Paez, durch den Befehl des Senates und den Gedanken der ihm bevorstehenden Erniedrigung aufs tiefste erschüttert, beschloß geradezu Widerstand zu leisten, und die Sache bis zum Aeußersten zu treiben. Er gewann zu Valencia, wo er gerade verweilte, das Volk für sich, und dasselbe, um den schweren Uebeln zu entgehen, welche das Departement bedrohten und bereits durch Unordnungen und Mordthaten sich angekündigt hatten, unterwarf sich durch eine eigene, vom Ayuntatamiento und dem Intendanten der Provinz unterzeichnete Akte unbedingt dem General Paez.

Dieser hatte bereits am 3ten Mai in einem kräftigen Aufruf sämmtliche Bewohner von Venezuela über die Beweggründe seines gethanen Schrittes belehrt, seine Entfernung vom Oberbefehl in gedachtem Departemente als eine Folge der Anstrengungen persönlicher Feinde und vaterlandsverrätherischer Männer hingestellt, als ein Ereigniß, welches um so schwerer ihn getroffen, als es eine Beleidigung der National-Ehre ihm erschienen, in dem Augenblick, wo dieselbe nach

Innen und Außen als gesichert zu betrachten war. Dem Gehorsam gemäß — äußerte sich Paez weiter — durch welchen er während seiner ganzen kriegerischen Laufbahn stets sich ausgezeichnet, habe er anfänglich auf seine Gewalt verzichtet, bis das Volk, von den gesetzmäßigen Behörden ermächtigt, solche ihm zurückgegeben. Die Beweise der Liebe, welche seine Landsleute ihm dargelegt, hätten ihn bestimmt, derselben gegen drohende Unordnungen und Angriffe im Innern sich anzunehmen. Als den alleinigen Zweck seiner Bewegung gab er demnach die Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe, mittelst der unter seinem Befehl stehenden Kriegsmacht und Sicherung der Andern, daraus hervorgehenden Wohlthaten vor, verhieß jedoch durchaus sich nicht in die Beschlüsse des Volkes zu mischen, wenn dasselbe bei der Sorge für Wohlfahrt und Sicherheit seine Souveränität gebrauche.

Die Ausländer wurden ebenfalls durch Hinweisen auf die Bürgschaften beruhigt, welche die Gesetze des columbischen Freistaates, hinsichtlich ihrer Personen und Gebräuche und ihres Eigenthums ihnen darboten.

Inzwischen hatten auch zu Caraccas die Behörden und die Bürger zu außerordentlichen Berathungen sich versammelt, an denen der Militärkommandant und der vornehme Geistliche vorzüglichen Theil nahmen. Sie hörten hier die Berichte von den Vorgängen zu Valencia und von der Unterwürfigkeits-Erklärung dieser Stadt, an. Da das Stillschweigen der Stadt Caraccas in einer so wichtigen Sache übel gedeutet werden konnte, hielt der Xefe politico für nothwendig, mit den Stadtbehörden von Valencia in Verbin-

dung zu treten, und nach dem Vorbilde derselben den General Paez als in seine Verrichtungen wieder eingesetzt zu betrachten. Der Intendant von Caraccas verwahrte sich feierlich gegen diese gesetzwidrige Handlung, und vertheidigte das Ansehen des Beschlusses der höchsten Staatsbehörden der Republik. Allein durch Stimmenmehrheit in der Versammlung, ward auf den Vorschlag des Stadt-Syndikus hin, entschieden: General Paez soll auch fernerhin als Oberbefehlshaber von Venezuela anerkannt werden. Man wählte hierauf sogar zwei Bevollmächtigte, welche gemeinschaftlich mit Paez alle für das Wohl des Landes und zur Errichtung einer Regierung nöthigen Maßregeln zu verabreden hatten.

Die Berathungen setzten auch die folgenden Tage hindurch sich fort, und man schritt zu immer Kühnerm und Gewaltthätigerem. Die Angelegenheit des Paez war allen mit der Central-Regierung Unzufriedenen sehr erwünscht gekommen und hatte denselben einen Vorwand dargereicht, ihre mühsam unterdrückten Wünsche für Reformen in der Staatsverwaltung und für Einführung einer Föderativ-Verfassung kund geben zu können. Von Valencia und Caraccas aus sendete man daher an alle übrigen Städte des Departements Boten ab, um dieselben aufzufordern, in möglichst kurzer Frist Abgeordnete an den von Paez zu bezeichnenden Ort zu bevollmächtigen. Dort sollte sodann eine Urkunde abgefaßt werden, welche die Beweggründe enthielt, weßhalb die Einwohner der Provinz dem General den Oberbefehl wieder übertragen, und außerdem ihn mit neuer Macht ausgerüstet hätten.

Eben dieselbe Urkunde sollte auch den Wunsch der Einwohner ausdrücken, daß der Eintritt der von der columbischen Konstitution, zur Ueberprüfung der, durch die Erfahrung aufgedeckten Mängel und Gebrechen derselben festgesetzten Epoche vergrößert werden möchte *). Man beschloß ferner, den Befreier-Präsidenten mittelst eines Abgeordneten zu bitten, seinen mütterlichen Boden, wo er als ein erlauchter Sohn, als der beste Freund und würdigste Bürger aufgenommen werden sollte, bald möglichst zu besuchen, und seinen Einfluß auf die übrigen Bezirke dahin zu verwenden, daß die große Versammlung, welche die Konstitution auf das Jahr 1831 angesetzt, sogleich einberufen und die dabei beabsichtigte Reform der Verfassung in brüderlicher Eintracht ins Werk gesetzt werde, Männern würdig, denen gegenseitig daran gelegen sey, die allgemeine Wohlfahrt zu erhöhen und die Schreckniſſe des Bürgerkrieges zu beseitigen. Der Präsident sollte ferner gebeten werden, aus dem Schatze seiner, durch lange Leitung der Schicksale dieses Welttheils gesammelten Erfahrung, den Venezualern Lehren der Klugheit und Weisheit zu ertheilen und ihr Meister zu seyn in Aufführung des Gebäudes ihrer Institutionen. General Paez wurde sofort in der nehmlichen Sitzung der vereinigten Aynutamiento's von Caraccas, Valencia u. A., vom 16ten Mai, mit allen erforderlichen Vollmachten bekleidet, Truppen auszuheben und die Verrichtungen der provisorischen Regierungen, unter dem Titel eines Ci- 16. Mai 1826.

*) Diese gesetzlich bestimmte Epoche wäre 1831 gewesen.

vil- und Militär-Chef von Venezuela, auf sich zu nehmen. Seine Gewalt selbst sollte so lange dauern, als die Umstände es erheischen würden, deren Aenderung man alsbald nach Ankunft des Libertadors hoffte. Sobald dies geschehen, oder auch früher, so die Noth es geböte, sollten die Einwohner von Venezuela in gehöriger Form zusammenberufen werden, um sich über die, ihrer Lage, ihren Sitten und den Erzeugnissen ihres Bodens angemessenere künftige Regierungsform zu berathen.

19. Mai 1826. Paez zog alsbald nach diesen Beschlüssen in Caraccas ein und wurde daselbst mit ungemeinem Jubel empfangen. Er ordnete das Nothwendigste hinsichtlich der innern Verwaltung an, und traf zugleich kräftige Vertheidigungsanstalten gegen den bevorstehenden Angriff von Seite der Spanier, welche die kritische Lage der Republik und die Entfernung Bolivar's zu Fortsetzung des im Jahre 1821 aufgegebenen Kampfes zu benutzen dachten. Paez suchte die Gemüther der Venezuelaner durch einen abermaligen Aufruf vollends zu beruhigen, und indem er bitter die gegenwärtige schlechte Verwaltung tadelte, verhieß er dennoch den bestehenden Gesetzen Achtung und Aufrechthaltung aller Garantieen, welche nicht in unmittelbarem Widerspruch mit dem jetzt gefaßten Entschlusse stünden, Freiheit der Presse und die größte Oeffentlichkeit in Allem. Auch diesmal wies er auf die baldige Ankunft des Libertador's, als auf die Zeit der Zerstreuung aller noch obwaltenden Mißverständnisse hin, und erklärte sich bereit, auf den Rath einsichtsvoller Männer stets sich zu stützen.

Von all' diesen Vorgängen setzte Paez den

Befreier selbst nunmehr, mittelst einer Denkschrift vom 24. Mai, in Kenntniß. Er schilderte darin die Anarchie, in welche der hinterlistige Charakter des Vice-Präsidenten Santander die Republik gestürzt, die Intriken der Anhänger des Senates, deren Opfer er hätte werden sollen, die erbitterte Stimme des Volkes über diese Mißhandlung, die Besorgnisse vor den Gefahren eines auswärtigen Angriffs bei gänzlich vernachläßigten Vertheidigungsanstalten, endlich den allgemeinen Wunsch der Bürger Venezuela's nach Reformen in der Konstitution und Beschleunigung der durch diese selbst festgesetzten, großen Versammlung zum Behuf solcher Reformen. 24. Mai.

Der General vertheidigte hierauf sein Benehmen während der ganzen Dauer seines Amtes als Generalkommandant, zumal aber die bei Vollziehung des Dekretes der ausübenden Gewalt vom 31sten August 1824, über die Bildung der Miliz, genommenen Maßregeln, den Hauptgegenstand der Anklage. Er läugnete nicht, Gewalt gegen offenbare Widersetzlichkeit gebraucht zu haben, dagegen behauptete er, daß gleich nach der Dazwischenkunft des Intendanten die Patrouillen Befehl erhalten hätten, sich zurück zu ziehen, und nicht eines einzigen Bürgers Haus sey dabei betreten noch irgend ein Bewohner belästigt werden.

Gleichwohl habe man ihm Willkührlichkeiten aufgebürdet, und durch die verdrehten Berichte des Intendanten und die Bemühungen Santander's sey — seiner Meinung nach — die Anklage hierauf erfolgt. Trotz eines vertraulichen Schreibens, durch welches der Vice-Präsident von dem Vorgegangenen ihn unterrichtet und trotz der Recht-

fertigung seines Benehmens, die er zu Caraccas aufgesetzt habe, wäre der Senat mit der Untersuchung fortgefahren. Die einmüthige Stimme der Valencianer, welche seiner alten Verdienste um ihre Stadt sich erinnert, und der Wunsch, Bürgerblut zu verhindern, hätten zu den Schritt ihn bestimmt, den er gethan. Des Libertador's Name stehe mit ungeminderter Ehrfurcht und Liebe in aller Bürger Brust, wie sehr sie auch die Regierung von Bogota verabscheuten; seine Ankunft werde mit Sehnsucht erwartet und sey die einzige Bürgschaft für die Rettung des von ihm vorzüglich geschaffenen Vaterlandes.

29. Mai 1826. Wenige Tage nach Absendung dieses Schreibens an Bolivar, meldete Paez auch seinem Gegner Santander das bereits Offenkundige, die Beweggründe dazu und seiner nunmehrigen Stellung, den Zweck der gegenwärtigen Rüstung und die Gesinnungen des Volkes. Er bot jedoch gütlichen Vergleich, und begehrte im Namen Venezuela's die unverzügliche Einberufung der für das Jahr 1831 festgesetzten National-Versammlung. „Dieses Volk — drückte der General in seinem übrigens mit vielem Anstand abgefaßten Schreiben sich aus — verlangt nur den Frieden, nachdem es sich zum Kriege vorbereitet hat. Ew. Excellenz können versichert seyn, daß dieses Volk unerschütterlich und fest entschlossen ist, eher zu sterben, als sich neuerdings der Politik zu unterwerfen, von der es bisher regiert wurde. Glauben Sie nicht, daß ich aus Stolz so spreche, oder um dem Kongresse Furcht einzujagen. Ich wünschte zum Besten des Landes, daß das Volk seine Meinung ändern, und mir erlauben möchte, selbst

durch Vergießung meines Blutes den traurigen Folgen einer Revolution vorzubeugen. Ew. Excellenz dürfen glauben, daß das, was ich sage, aus den aufrichtigsten Gefühlen meines Herzens kommt. Ich, der ich in die Mitte dieser Begebenheiten gestellt bin, ich sehe die Uebel, denen die Republik ausgesetzt ist, so wie diejenigen, welche durch einen unklugen Entschluß des Kongresses verursacht werden könnten. Es ist wahr, ein Aufstand muß durch Waffengewalt gestraft werden, aber es ist auch wahr, daß es nicht leicht ist, ein kriegerisches Volk zu unterjochen. Wenn die Republik es übernimmt, so wird sie die Kräfte, die sie zu andern Zwecken verwenden sollte, schwächen und sich mit großen Auflagen belasten, welche den Kredit untergraben und die Nation arm machen werden. Nachdem ich so gesprochen, überlasse ich es Ihrer Weisheit, die vortheilhaftesten und zweckmäßigsten Mittel zur Herstellung der Einigkeit und des Friedens zu ergreifen. Möchte das Volk glücklich werden durch die Wirkung der Maßregeln, welche Ew. Excellenz und der Kongreß beschließen werden." —

Diese Maßregeln waren der Stellung des Kongresses würdig, und nachdem der Bruch mit Paez einmal erfolgt war, nothwendig, selbst auf die Gefahr eines Bürgerkrieges hin. Paez ward als Rebell gegen die Verfassung und die bestehenden Gesetze erklärt. Der General Bermudez setzte sich mit dem unter seinem Befehl stehenden Departemente gegen den Aufstand von Valencia in Bewegung. Der Norden blieb theilnahmlos an der Sache desselben, und ebenso die meisten übrigen Provinzen. Dagegen zeigten Guay-

quil und Maracaibo Verlangen, den Insurgenten sich anzuschließen, theils für Erwirkung der Föderation, theils für eine andere beliebige Verfassung.

Mittlerweile hatte Bolivar den kritischen Zustand der Dinge in Columbien vernommen, und schickte zur Rettung des gemeinen Wesens sich unverweilt zur Rückkehr aus Peru an. Noch von dort aus und auf dem Rückweg setzte er sich mit Santander in unmittelbare Verbindung, welcher heftig das gehorsamwidrige und ärgerliche Betragen des Paez und der rebellischen Junta von Caraccas ihm zuschrieb. Alle Aktenstücke über den Aufstand sandte er dem Präsidenten zu, und erklärte seinen festen Entschluß, die columbische Verfassung in allen Punkten aufrecht zu erhalten, selbst dann, wenn die gegen sie feindlich sich erhebende Parthei über den freien Willen des Volkes Meister werden sollte. „Meine Anstrengungen — schreibt Santander weiter, — können fruchtlos seyn, doch liegt mir nicht ob, meine Kraft zu berathen, sondern den von mir selbst vorgeschriebenen Pflichten zu folgen, und der Republik Columbia nicht das schändliche Beispiel zu geben, daß eine schwachsinnige obrigkeitliche Person beitragen könne, den Gesellschaftsvertrag umzustürzen, und nicht hinreichende Entschlossenheit besitze, sich seinen Grundsätzen zu Gunsten der konstitutionellen Ordnung zu opfern.“ —

Aus dem Umstande, daß so viele Provinzen und Staatsbehörden sich gegen den Aufstand von Valencia erklärt hätten, folgert der Vicepräsident den Schluß, daß das gegenwärtige System dennoch Wurzel gefaßt haben müsse; und aus dem-

jenigen, daß selbst die Venezuelaner ihn keines Eingriffs in die Volksrechte bezüchtigt, zieht er einen andern Schluß, daß die Regierung nicht so schlecht und fehlerhaft sey, als die Faktionisten sie gescholten. Von dem tiefen Haß einiger Bewohner Venezuela's, erregt durch unabläßige Bemühungen Einzelner, welche Santander Freiheitgefährliche Absichten beigemessen, von den Intriken eines politischen Klubbs in Venezuela, von dem schon in der Nationalversammlung von Cucuta vorbereiteten Kampfe der Lokalbehörden wird nun ferner gesprochen, und Santander schreibt ihn zumal dem Umstande seiner abermaligen Ernennung zum Vice-Präsidenten und der provisorischen Wahl Bogota's zur Hauptstadt zu. „Dies soll — ruft er in tiefem Gefühle aus — keinen Fleck auf den Ruhm unseres Vaterlandes werfen; ich wünsche blos, daß diejenigen, welche uns beobachten, sich merken, daß es nicht leicht sey, durch eine vierjährige konstitutionelle Beherrschung aus einer spanischen Kolonie eine Republik tugendhafter Bürger zu schaffen, welche dem gemeinen Besten ihre Eifersucht, Feindschaft und andern Leidenschaften opfern."

Santander schilderte hierauf Bolivar'n die Grundzüge seines bisherigen Verwaltungssystemes, und seines politischen Charakters, seine mehrmalige Bereitwilligkeit, die beneidete Stelle aufzugeben, bis ihn des Befreiers Wunsch und die öffentliche Meinung genöthigt, sie auch ferner beizubehalten. „Im gegenwärtigen Augenblicke jedoch, wo durch die Festigkeit der obersten Magistrats-

personen der Fortbestand des gemeinen Wesens bedingt sey, werde er durchaus nicht weichen, sondern seine Persönlichkeit dem Allgemeinen zum Opfer bringen, und den Aufstand des Paez bis zum Aeußersten bekämpfen. Der Vice-Präsident berief sich nun ferner auf den jetzigen Zustand des Landes, im Vergleiche zu demjenigen, in welchem Bolivar im Jahre 1821 es verlassen. Dieser soll Zeugniß geben von der Art und Weise seiner Staatsverwaltung. „Im Besitz des höchsten Ehrenamtes der Republik — schließt Santander seinen mit männlichem Ernst und edlem Selbstvertrauen geschriebenen Brief — habe ich mich nie anders betrachtet, denn als ein Werkzeug Ihrer großen Absichten und als einen Ihrer besten und getreuesten Freunde. Mein amtlicher und vertraulicher Briefwechsel bezeugt Ihnen dies unwidersprechlich. In meiner Lage ist General Bolivar allein der Herr meines Willens und der tiefsten Geheimnisse meines Herzens, und auch in dieser Sache wünsche ich ihn zum Richter."

Noch eindringender wendete sich Santander an den Widersacher Paez selbst in einem Schreiben vom 27sten August. In der Hoffnung, vielleicht dennoch bei diesem eine Sinnesänderung zu erwirken und den Ausbruch des Bürgerkrieges zu verhindern, bot er alle Gründe auf, welche Paez von weiterer Vollführung seines Vorhabens abbringen konnten. Er rechtfertigte sich und die gesetzgebende Versammlung gegen den Verdacht, als seyen sie die Urheber der wider den General erhobenen Anklage gewesen, auf das Feierlichste. Uebrigens hätte — nach Santanders Ansicht — dieser Umstand, auch wenn er sich bestätigt, auf

den Entstehungsgrund des Aufstandes keinen Einfluß üben sollen. Die Fehler des einen Privatmanns berechtigen den andern nicht zu einer Rebellion. Die Irrthümer Santanders konnten höchstens dann zu den Ergebnissen in Venezuela berechtigen, wenn Abhülfe wirklicher Uebel verweigert und jeder konstitutionelle Weg vergebens eingeschlagen worden wäre. Ich bin — ruft Santander aus — der Vertheidiger der Legitimität und suche einen Ruhm darin; doch nicht jener Legitimität, welche nach Weise der Aristokratie von Geschlecht zu Geschlecht das Angeerbte vom Vater auf den Sohn verewigt; noch solcher Legitimität, welche durch die Unterdrückung eines Volkes konstituirt ist, sondern einer auf die Grundlage der geselligen Ordnung begründeten Legitimität der Gesetze, welche die Nation, rechtmäßig vereinbart, erlassen hat, und jener heilsamen Lehren der Weisheit, welche von gebildeten Völkern genehmigt worden. Von dieser Art Legitimität bin ich ein fanatischer Vertheidiger und werde gewiß nimmer meine Meinung ändern, so lange noch ein Tropfen Blutes in meinen Adern fließt!" —

Alle alten Erinnerungen macht nun Santander bei Paez geltend, alle Rücksichten auf die ehrwürdige Person des Libertador's, auf die Trauer der guten Patrioten, auf die Schmach des Schauspieles eines rohen Aufrufes, auf die Gefahren der Gesammtrepublik, und auf die Verdunklung eines sechszehnjährigen Ruhmes. Und nun wird Paez bei seinen frühern Verdiensten und Gesinnungen beschworen, den Aufstand zu beendigen, und mit sich selbst, wie mit dem beleidigten Vaterlande sich wiederum zu versöhnen.

Allein der General, im sichern Gefühl, im schlimmsten Falle als Sieger durch seinen bedeutenden Anhang, im bessern, aber durch Bolivars persönliche Freundschaft, immer noch Zeit genug aus dem schlimmen Handel sich zurück zu ziehen, kehrte sich nicht an die Vorstellungen des persönlich ihm verhaßten Vice-Präsidenten. Er fuhr in seinen politischen Maßregeln fort und hielt noch
7. im November jenes Jahres zu Caraccas einen
Nov. Kongreß, worin er sein Verfahren nochmals recht-
1826. fertigte, und das seiner Gegner bitter rügte. Wie sehr er selbst vom wirren Zustand der Republik überzeugt war, offenbart eine Stelle in seiner Eröffnungsrede: „Die Republik befindet sich in einem Zustand völliger Auflösung. Venezuela und Apure laden zur Föderation ein. Guayaquil nimmt die Konstitution Bolivar's an. Die Städte des Isthmus suchen hanseatisch zu werden. Cundinamarca bleibt beharrlich beim Centralismus. Einige Departemente ernennen, ihre erste und ursprüngliche Selbstherrlichkeit wieder ergreifend, einen Diktator; andere stimmen zu Gunsten der gegenwärtigen Staatsverbindung von Columbia mit gewissen Ermäßigungen und Reformen. Und in dieser Zeit der Verwirrung kann nur ein Punkt der Uebereinstimmung in Vertheidigung der gemeinschaftlichen Interesse aufgefunden werden."

Die Richtung des Paez ging auf völlige Trennung Venezuela's vom bisherigen Staatsverbande, wenn auch gleich in freundschaftlichem Verhältniß zu den übrigen Provinzen Columbia's. Darum erschien auch am 13ten November bereits ein Dekret, welches die Form der Wahlen zum künftigen Kongreß von Venezuela vorschrieb. Sich selbst hatte

er natürlich die erste Stelle bei der neuen Regierung zugedacht. Die Scheu vor Bolivar allein noch machte ihn befangen. Er suchte daher auch die Abgeordneten zu bereden, daß der Libertador durchaus zeitgemäßen Verbesserungen nicht entgegen sey, wie man mittelst einer groben Lüge zu verbreiten gesucht habe. Der Bolivische Codex, in diesen Tagen für die verschiedenen Partheien ein gemeinsamer Stein des Anstoßes, sey Bolivar's Privatmeinung, die er so gut wie jeder andere Bürger, zu äußern das Recht besitze. Uebrigens dürften persönliche Empfindungen allgemeine Rücksichten nicht überwiegen.

Bolivar hatte mittlerweilen von der Gediegenheit des Verfassungsentwurfes, welchen er der durch ihn in's Leben gerufenen Republik gegeben, so sehr sich überzeugt, daß der Gedanke, ihn auch bei den Columbiern durchzusetzen, von nun an zur herrschenden Lieblingsidee bei ihm wurde. Dieser Umstand war denn auch die Ursache, weßhalb er die That des Paez, welche für die vorhabende Reform eine sehr erwünschte Einleitung ihm werden konnte, nachsichtiger behandelte, als er zu einer andern Zeit gethan haben würde. Wie sehr er daher auch, um das Ansehen des Ganzen zu retten, die Ergebnisse soldatischer Anmaßung, seiner gegenwärtigen Stellung gemäß, verwerfen mußte, so war doch Paez eine zu wichtige Person, als daß er ohne Gefahr feindlich behandelt werden konnte. Es suchte daher Bolivar auf dem Wege der Güte und durch die Macht seiner Persönlichkeit den Aufstand niederzuschlagen, und neuerdings als Mittelpunkt aller widerstreitenden Partheien, die Interessen Aller zu versöhnen. Noch im September

nahm er seinen feierlichen Abschied von dem durch ihn geretteten Peru, nachdem er für die Zeit seiner Abwesenheit alle nöthigen Maßregeln getroffen, die Unabhängigkeit Bolivia's von dieser Republik anerkennen lassen und den geliebten Sucre ihr zum ersten Präsidenten gegeben hatte.

Durch vorläufige Schreiben suchte er den Sturm der Gemüther zu beschwichtigen, und Paez selbst, welcher seine unwandelbare Treue gegen Columbia's Oberhaupt fortwährend zu erkennen gab, sollte den Oberbefehl von Venezuela provisorisch, bis zur Ankunft dieses Letztern führen. Für den Bolivischen Coder ward neuerdings alles vorbereitet. „Durch die Vereinigung aller guten Bürger mit unserm unbestechlichen Heer — schrieb Bolivar an den Doktor Mendoza zu Caraccas, nachdem er jenen Verfassungsentwurf zur Nachahmung empfohlen, — werden wir ein Gebäude bewahren, das auf so viel Tugend und Heroismus errichtet wurde. Ein voreiliger Schritt kann uns für immer zu Grunde richten. Nachdenken und Einmüthigkeit ist Alles, dessen wir im gegenwärtigen Augenblicke bedürfen. Ich werde bald zum Beistand eines Volks herbeieilen, welches nicht an einem Tage die Früchte so vieler Siege und Opfer zu verlieren verdient, die vergeblich gewesen seyn werden, sofern nicht Alle Hand und Herz vereinigen, um den Schrecknissen zu widerstehen, die uns mit Verderben bedrohen. Wir besitzen ein Banner, das von unserm Unglück wie von unserm Ruhme Augenzeuge gewesen ist. Columbien ist das geheiligte und zauberische Wort aller guten Bürger. Ich selbst bin der Sammelplatz Aller, welche den Ruhm und die Rechte der Nation lieben. Unter solchen

Führern giebt es weder Beweggrund noch Entschuldigung zu Verirrungen. So laßt uns denn unter diesen Fahnen uns wieder vereinigen, die uns während langer Perioden von Ungemach beschützten und die wir im Augenblicke des Sieges nicht verlassen sollten!"

Bolivars Hoffnung blieb nicht unerfüllt. Bei Erscheinung seiner angebetenen Person zertheilten sich allenthalben die Nebel. Der Widerstand verstummte. Die Partheiung wagte nicht vorlaut aufzutreten, und überließ es der im Dunkeln schleichenden Kabale, die großartige Richtung des Libertador's anzuschwärzen. Paez zog demselben entgegen, und es fand unterwegs die rührendste Begegnung statt. Der General erhielt Verzeihung, die Bestätigung in dem bisher bekleideten Amte, und eine den Spaniern bei Ayuncho abgenommene Fahne des Pizarro zum Andenken. Der trotzige Mulatte weinte wie ein Kind.

Ueber die Folgen dieser Versöhnung, über die Stimmung des Volkes in den verschiedenen Departementen nach des Präsidenten Rückkehr, über den Stand der öffentlichen Meinung von Bolivar, Santander und Paez, über die fernern Versuche in Betreff der bolivischen Verfassung, über das geheimnißvolle Wesen des großen Mannes in den neuesten Tagen kann bei der herrschenden Unbestimmtheit und dem dunkeln Widerspruch der Berichte erst eine spätere Zeit gehörig erkunden und urtheilen. Für jetzt nur noch eine gedrängte Uebersicht der Finanzverhältnisse des jugendlichen Staates, welche den wesentlichsten Theil seiner Bedrängnisse bilden.

Zwei Anleihen waren zu London für Colum-

bia geschlossen worden, im Gesammtbetrag von 4,750,000 Pfund Sterling mit sechs Procenten Verzinsung. Der Nationalreichthum verbürgte, bei zweckmäßiger Verwaltung und Aufrechthaltung der Ruhe im Innern, die Sicherheit der Heimzahlung. Allein in der Art und Weise der Erhebung und Verwendung der Staatseinkünfte herrschte große Unordnung, und dieser Punkt konnte auch von Paez mit Recht als Hauptpunkt unter die Zahl seiner Klagen gegen das bestehende Regiment aufgenommen werden, ohne daß gerade Santander und diejenigen Personen, denen er grollte, unmittelbar Schuld trugen. Allein Mangel an gehöriger Aufsicht und Energie konnte man allerdings ihnen vorwerfen. Es fanden vielfache Unterschleife und Verschleuderungen der ärgerlichsten Natur statt. So kam es denn, daß die Republik nicht einmal die Zinsen ihrer Staatsschuld zu gehöriger Zeit entrichten konnte, und daher ihren Kredit im Ausland außerordentlich schwächte. Die columbischen Staatspapiere sanken in ungewöhnlichem Verhältniß und trugen nicht wenig zum Sturz mehrerer der berühmtesten englischen Häuser und zu jener entsetzlichen Handelskrisis im Jahre 1826 bei. Es war vergebens, daß die Regierung mit der größten Bereitwilligkeit zu helfen suchte, und durch die freimüthigste Offenheit ihren redlichen Willen bethätigte, daß sie ferner auch durch Reformen im Verwaltungswesen und durch ein geregeltes Abgabensystem dem Uebel zu steuern gedachte: die Folgen früherer Versehen hatten ein zu ungeheures Wachsthum erhalten, als daß an einem Tage die Sache im Ganzen hergestellt werden konnte. Ueberdies zehrten der peruanische Feld-

zug und der Aufstand des Paez zu sehr an der Kraft des Landes, und verhinderten den Erfolg mancher mit Weisheit beschlossenen Maßregel. Noch ist diese Wiederherstellung des Staatskredites der Gegenstand unaufhörlicher Sorgfalt von Seiten des Befreiers und der Regierungsbehörden. Sparsamkeit und Eintracht werden die Wunden heilen, welche Unvorsicht und Zwietracht geschlagen, die beiden Jugendfehler aller neuen Staaten.

Dresden, gedruckt in der Carl Meinhold'schen Buchdruckerei, Kreuzgasse Nr. 532.

Digitized by Google

JUN 18 '69

Digitized by Google